Arien und Gesänge

aus:

Abu Kara,

romantische Oper in drei Aufzügen,

von

L. Bechstein.

Musik von H. Dorn.

91
2
01

Personen.

Mulei Abderahman, Usurpator des Thrones von Tafilet.

Mulei Mahmud, sein Oheim, vertriebener Emir von Tafilet.

Sulamith, seine Tochter.

Don Diego de Loredo, } gefangene
Don Hernandez, sein Bruder, } Spanier.

Donna Maria, Diegos Gattin.

Osmin, Abderahmans Vertrauter.

Abu Kara.

Ein Beduinenscheick, mit seiner Horde.

Hofleute und Würdenträger Abderahmans.

Einwohner von Tafilet.

Sclaven und Sclavinnen.

Neger.

Die Handlung geht in und bei Tafilet und in der Wüste Sara vor.

Erſter Aufzug.

Introduction.

Chor des Volkes.

Er naht, der blutige Sieger
Mit ſeiner Trabanten Zahl
Und ſchwingt, ein grimmiger Tiger,
Die Geißel zu neuer Quaal.
Wir lebten wie Kinder behüthet
Von Mahmuds Vaterhand —
Er war des Volkes Freund,
War jeder Härte Feind —
Da kommt der Empörer und wüthet,
Und düngt mit Blut das Land.

Abu Kara.

Vertraut dem Propheten!
Er kann mit Blitzen
Seine Heerden ſchützen,
Und den Tiger der Wüſte tödten.

Chor des Volkes.

Hört was der fromme Heil'ge spricht,
Es giebt uns Trost und Zuversicht —
Auf! lasset nicht länger uns weilen
Dem Herrscher entgegen zu eilen!

Maria. Hernandez. Diego.

Verlassen müssen wir klagen
Fern von der Heimath Flur
In Sklavenbande geschlagen
Den Tod vor Augen nur.

Abu Kara.

Ha! was seh' ich! Diese dort in Ketten!
Hilf, Allvater, hilf mir sie retten!
Vertraut dem Propheten!
Er kann mit Blitzen
Seine Heerden schützen
Und den Tiger der Wüste tödten!

Chor des Volkes.

Dir, du Sonne der Welten
Weicht erbleichend der Mond,
Sie in glänzenden Zelten,
Er in Dunkelheit thront.
Wir liegen zu deinen Füßen
Und fleh'n um Gnade dich an,
Wir kamen den Sieger zu grüßen
Heil dir, großer Abderahman!

Abderahman.

Wer sind die Christensklaven dort?
Wie kamen sie an diesen Ort?

Diego.

In Caſtilien geboren
Haben auf der Meerfahrt wir
Unſre Freiheit ach! verloren,
Stehn gefeſſelt nun vor dir.

Maria. Hernandez. Diego.

Wir beugen uns im Staube
Vor deinem Herrſcherblick
O laß uns nicht zum Raube
Dem traurigſten Geſchick!

Abderahman.

Welches Antlitz! Welche Schöne!
Solche Roſen pflegt das Kreuz?
Sklavin, meinen Harem kröne
Deiner Anmuth Zauberreiz.

Diego.

Es iſt mein Weib, Gebiether.

Abderahman.

Dein Weib? Sprich noch ein Wort
So ſtößt mein Speer dich nieder;
Wer hat ein Eigenthum vor mir?
In den Kerker mit den Beiden,
Doch die Schöne bleibe hier.

Maria. Diego.

Erbarme dich Herrſcher, erbarme dich,
Zurück nimm das harte Gebot,
Und von { dem / der } Geliebten nicht trenne mich
Wir leiden viel lieber den Tod.

Hernandez.

O gütiger Himmel erbarme dich
In unsrer schrecklichen Noth.

Abu Kara.

Wie finster glühend und fürchterlich
Das Auge des Wütherichs droht.

Abderahman.

Ha! wenn ich gebiete, wer weigert sich?
Auf Sklaven, vollzieht mein Gebot;
Zu widerstreben erfrechst du dich —
Drob werde dir Marter und Tod.

Maria. Hernandez. Diego. Abu Kara.

Es kann kein Flehn ihn rühren,
Hier sind alle Bitten vergebens,
Kein Jammer beweget sein Herz
Er spottet der Trennung Schmerz.
So eilt { uns / sie } zum Kerker zu führen
Fahr' hin, du Hoffnung des Lebens.

Abderahman.

Es kann kein Fleh'n mich rühren
Hier sind alle Bitten vergebens
Kein Jammer beweget mein Herz
Ich spotte der Trennung Schmerz.
So eilt sie zum Kerker zu führen
Fahr' hin, du Hoffnung des Lebens.

Abu Kara.

Großer Herrscher, deine Thaten
Finden den gerechten Lohn,

Und die Früchte deiner Saaten
Sie sind reif zur Erde schon!

Chor des Volkes.

Dir, du Sonne der Welten
Weicht erbleichend der Mond,
Heil dir, großer Abderahman!
Ha! dort geht der Unterdrücker
Triumphirend in sein Haus,
Mahmud den Volksbeglücker
Stieß er in der Wüste Graus;
Doch der Rache Tag wird kommen
Wo Vergeltung hält Gericht,
Vom geraubten Thron des Frommen
Schleudert er den Bösewicht.

Duett.

Abu Kara. Sulamith.

Kara.

Merke wohl, was ich zu sagen.

Sulamith.

Deinen Worten lauscht mein Ohr.

Kara.

Jungfrau, kannst du für mich wagen?

Sulamith.

Sprich, o Freund, ich will nicht zagen,
Was mir auch dein Rath erkohr.

Kara.

In dem Kerkerbrunnen schmachten
Meiner theuren Brüder zwei;

Wirst du der Gefahr nicht achten?
Macht sie deine Hand wohl frei?

Sulamith.

Freudig vollführ' ich deine Befehle,
Der mir den Vater, den theuern erhielt;
Feurigen Dankes voll, glüht meine Seele,
Froh, wenn der Retter der Sklavin befiehlt.

Kara.

Wohl, so eile! Du kennst jene Höhle,
Rette die Männer im Dunkel der Nacht,
Führe sie fort mit sorgender Seele
Bis du sie sicher zum Vater gebracht.

Sulamith.

Ja, zum Vater will ich sie leiten
Sicher und freudig über die Höh'n,
Hoffend, es winket in schöneren Zeiten
Allen ein glückliches Wiedersehn.

Kara.

Ja, zum Vater sollst du sie leiten,
Sicher und freudig über die Höh'n,
Hoffe, es winket in schöneren Zeiten
Allen ein glückliches Wiedersehn.

Duett.

Hernandez. Diego.

Beide.

In diese Schauerhöhle
Voll Modergraus gebettet,

Dringt keine Menſchenſeele,
Die uns aus ihr errettet.

Hernändez.

Hoffe noch, in Finſterniſſen
Dämmert oft des Lichtes Strahl.

Diego.

Seit Maria mir entriſſen
Iſt das Leben mir zur Qual.

Hernandez.

Ob der Hoffnung Stern ſich trübte
Strahlt er wieder deinem Blick —
Und die Gattin, die geliebte
Giebt das Schickſal dir zurück.

Diego.

Nein, der Stern der Hoffnung trübte
Sich auf ewig meinem Blick.
Meine Gattin, die geliebte,
Giebt nie der Tyrann zurück.

Beide.

In dieſe Schauerhöhle,
Voll Modergraus gebettet ꝛc.

Terzett.

Sulamith. Hernandez. Diego.

Sulamith.

Nun auf unbekannten Bahnen
Führ' ich euch zur Wüſtenei.

Hernandez.

Ja, mich täuſchte nicht mein Ahnen
Und wir werden wieder frei.

Diego.

Hoffnung, deinen Friedensfahnen
Folg' ich wieder stark und frei.

Alle Drei.

Auf, laßt uns eilen ohne Säumen!
Hoffnung, Muth und Zuversicht
Geleiten {euch / uns} zu hellen Räumen,
In der Freiheit goldnes Licht.

Recitativ und Arie.

Abu Kara.

Gott! sie sind frei!
Ich athme wieder!
Zeit der Rache, nun fliege herbei,
Wirf den Tyrannen nieder!
Ihre Flucht mögen Engel bewahren —
Vor des Löwen Wuth, der Hyäne Zahn,
Vor der Wüste Graus und Gefahren —,
Vor dem schrecklichen Harmattan!
Seit mir der Tod mein Weib entriß
Mein Glück im Grabe lag,
Blieb mir nur Gram und Kümmerniß,
Und Trauer Tag für Tag.
Und mit dem Sohn, der Liebe Pfand,
Wollt ich dem Schmerz entfliehn;
Das Segel schwoll, die Küste schwand
Wie duft'ge Wolken hin.
Sieh, da zeigt sich in der Weite,

Alle Segel ſpannend, ein Corſar,
An des ſchwachbemannten Schiffes Seite
Bald der Räuber war;
Und wir kämpften um Freiheit und Ehre
Doch bezwang uns der Seeräuber Wuth;
Fort nach Afrika flog die Galeere,
Und in Banden zerbrach unſer Muth. —
Bis uns Mahmud, der ſanfte Gebieter
Ward ein milder, ein liebreicher Freund;
Doch des Unglücks grimmige Hyder
Sandte bald mit den grauſamſten Feind.
Abderahman! Gottverfluchter!
Was hat dir mein armer Sohn gethan,
Daß ihn deine Blutgier, du Verfluchter,
Traf mit ſcharfem Zahn?
In die Arme mir ſank er verſcheidend
Und ich ſtand in unendlichem Schmerz,
Und du ſtandſt an dem Anblick dich weidend,
Warum brach nicht mit ſeinem mein Herz? —
Ich verborg die grimme Trauer,
Ich bezwang die namenloſe Qual —
Doch mein Herz, durchwühlt von Todesſchauer
Flucht dir tauſendmal!
Ha! bald ſchlägt ſie, die Stunde der Rache
Und mit heißer, flammender Gluth
Wirft den Tiger zu Boden der Drache,
Und kühlt ſich in deinem Blut.

Zweyter Aufzug.

Chor der Sklavinnen.

Die Rose nun erblühet ist
Vom warmen West umfächelt,
Von Nachtigallen wach geküßt
Und rings nur Liebe lächelt.
Ja Liebe, nur Liebe
Ist ruheloses Glück.
So lösche Liebe Liebesgluth,
Und was ihr träumt, und was ihr thut
Sei Liebe, sei Liebe,
Denn Liebe nur ist Glück.

Duett.

Abderahman. Maria.

Abderahman.

Freundin, höre mich
Ich beschwöre dich!
Länger duld' ich nicht dein Hassen!
Wecke nicht die Wuth,
Wenn der Löwe ruht
Mag ihn jeder ruhen lassen.

Maria.

Herrſcher, höre mich!
Ich beſchwöre dich!
Könntest du mein Leiden faſſen
Meiner Thränen Fluth,
Löſchte deine Wuth,
Würdeſt mir den Frieden laſſen.

Abderahman.

Wie ſie der Schmerz verſchönt
Kaſtiliens weiße Taube!
Wie ſie ſo reizend blüht,
Mich lockt und ſüß bethöret!

Maria.

Wie er mein Leid verhöhnt,
So lüſtern nach dem Raube!
Ha, wie ſein Auge glüht
Wie mich ſein Blick verzehret!

Abderahman.

Oeffne deinen Arm der Freude,
Theile meinen Thron mit mir.

Maria.

Herr, verzehrt vom tiefſten Leide,
Dir zu Füßen lieg' ich hier:
Gieb mir meinen Gatten wieder!

Abderahman.

Schönſte der Schönen
Trockne die Thränen
Glänzen und Prangen
Soll dich umfangen!

Du darfst nur winken
Du darfst nur wollen
All' meine Sklavinnen sollen
Dir zu Füßen sinken,
Du sollst allein
Herrscherin seyn.

Maria.

Herr, mich peinigt deine Güte
Wie dein Zürnen mich bedrückt.

Abderahman.

Komm du zarte Frauenblüthe,
Sei im Mohrenland beglückt.

Maria.

Ich kann dich Herrscher nicht lieben
Mich bindet der Treue Schwur;
Und hätt' ich ihn nimmer geschworen
Und wär' ich auf immer verloren —
So bände mich Liebe nur!

Abderahman.

Du kannst, du willst mich nicht lieben?
Dich bindet der Treue Schwur?
Bei Mohamed sei es geschworen
Wähle Liebe, sonst bist du verloren —
Sonst wählst du den Tod dir nur!

Abu Kara.

Vertraue Gott in Nöthen!
Er kann mit Blitzen

Seine Heerden schützen
Und den Tiger der Wüste tödten!

Recitativ und Arie.

Maria.

Was vernahm ich? welche Trostesworte?
Tönten sie nicht schon einmal
Als ich einging in die Kerkerpforte,
In das Labyrinth der Qual?
O mein Gatte, wo weilest du —
Leuchten dir glückliche Sterne?
Treuer Hernandez, was eilest du?
Nehmt mich doch mit in die Ferne!
Gebt mir Flügel, gebt mir Schwingen,
Zeigt mir eurer Pfade Spur!
Durch die Lüfte will ich dringen,
Ja, ich will euch fest umschlingen,
Tragen nach der Heimath Flur!
Die Sonne seh' ich strahlend wallen
Durch Gottes ew'ges Himmelshaus —
Wer aber führt aus diesen Hallen,
Aus diesen Mauern mich heraus?
Nur Blumen scheinen mich zu ketten,
Doch stumme Wächter drohen Mord!
Wer bringt mir Trost, wer kann mich retten?
Wer wird in Todesangst mein Hort?

Ich trotze dem Tyrannenhohne,
Der meine treue Liebe kränkt;

Es wohnt auch über dieser Zone
Der Gott, der alle Sonnen lenkt!
Auf seine Hülfe will ich bauen —
Sein Wort sei meiner Rettung Pfand —
Zu ihm, zu ihm ist mein Vertrauen,
Mein Loos es ruht in seiner Hand.

Ensemble.

Chor des Volks.

Wir knirschen in die Kette,
Die uns am Boden hält —
O Allah, rette, rette,
Du Richter aller Welt!

Abu Kara.

Des Richters Flammenhand
Wird den Tyrannen finden;
Sein Loos euch zu verkünden,
Hat mich der Himmel hergesandt.
Ich verkünde Gottes Gericht,
Der die Empörer haßt,
Der die Tyrannen faßt
Und der Völker Ketten zerbricht.

Chor.

Wild wie ein grimmer Leu
Brecht Knechtschaftsband entzwei,
Jubelt vom Joch des Tyrannen befreit!
Verderben erwache,
Wir eilen zur Rache,
Wir brechen hervor zum wilden Streit.

Abu Kara.

Wie ſie mein Ruf ermannt,
Zorngluth iſt hell entbrannt —
Aber noch hemm' ich die tobende Wuth.
Sie müſſen mich hören
Ich will ſie beſchwören
Mit heiligen Wahnſinns belebender Gluth.
Halt! Wohin enteilet ihr?
Soll euch die Wuth des Tyrannen verſchlingen,
Wollt ihr in raſender Gier
Eure Häupter zur Schlachtbank bringen?
Harr't geduldig der kommenden Zeit,
Gläubige lohnt Beſtändigkeit.
Fluch! wer ans Schwert nur greift
Eh' die Frucht des Verderbens gereift —
Fluch! wer nicht ſtumm in der Bruſt es bewahrt.
Was euch mein Mund hier hat offenbart.
Aber wenn dieſes Hornes Klang
Dreimal ertönt im hellen Stoß.
Dann brecht zum wilden Kampfe los,
Dann naht dem Verderber der Untergang.

Chor.

Wir wollen dir folgen nach deinem Gebot
Und treu deine Worte bewahren —
Doch tönet dein Horn uns, dann drohe der Tod.
Dann färben wir Schwerter und Dolche ſo roth,
Und nahen in tobenden Schaaren;
Wie Brüllen des Löwen durch Wüſten und Nacht,
Wie Donner in Wolken, ſo toſe die Schlacht.

Terzett.

Sulamith. Hernandez. Diego.

Diego.

Treuloser Bothe,
Was thaten wir dir?

Hernandez.

Du führst uns zum Tode
Wir sterben hier.

Diego.

Hier ist kein Baum, der den Pilger umschattet,
Kein labender Brunnen rings umher!

Hernandez.

Ich kann nicht mehr —
Meine Kraft ist ermattet!

Sulamith.

Weh, wehe mir Armen!
Himmel, hast du kein Erbarmen?
Ach meine letzte Hoffnung schwand —
Der Pfad ist überweht mit Sand.

Hernandez. Diego.

Entsetzen! Ha!
So ist der Tod uns furchtbar nah!
Wie er die Augen dämmernd umnachtet,
Die Sinne verwirrt,
Uns zitternd umflirrt
Bis wir in grausiger Oede verschmachtet.

Sulamith.

Nein! nimmer sollt ihr sterbend sinken
Und mich im Tod verfluchen,

Noch weiß ich einen Quell, den mögt ihr
trinken,
Und für euch Rettung suchen.

Hernandez.

Halt ein! Unsel'ger, halt ein!
Was seh' ich? Du bist kein Knabe?

Sulamith.

Himmel, lindre diese Pein,
Weh, daß ich mich verrathen habe!

Hernand. Diego.

Nicht dein Blut
Nicht deinen Tod verlangen wir,
Zu löschen diese Glut
Die brennend uns umfangen hier.

Sulamith.

Gott, der du bist das Leben
Zeig' uns die Rettungsbahn!

Hernand. Diego.

Wird uns nicht Frist gegeben?
Wird uns kein Helfer nahn?

Sulamith. Hernandez. Diego.

Von der Wüste Graus bedroht
Kraftlos irrend fern vom Pfade,
Sende Vater, unsrer Noth
Einen Bothen deiner Gnade!
Deine Allmacht spendet Wonnen
Und dem Winken deiner Hand
Sprudeln Quellen, rauschen Bronnen
In Saharas heißem Sand.

Finale.

Chor der Beduinen.

Hin und her
Schwingt den Speer
Ueber'm Haupt voll Muth!
Zittre Feind
Treu vereint
Nahen wir mit heißer Wuth
Ueber'm Sand
Ueber's Land
Eilend fliegen wir!
Kühn und frei
Feind herbei
Spiel ist uns der Kampf mit dir!

Diego.

Fahl umdüstert sich der Himmel
Was verkündet dieser Schein?

Hernandez.

Grauer Wolken trüb Gewimmel
Nimmt ihn Unheil drohend ein.

Hernand. u. Diego.

Sagt uns, ihr Söhne der Oede,
Was verkündet diese Röthe?
Sagt was zieht so fürchterlich heran?

Chor.

Wehe, Wehe!
Das ist der Harmattan!

Sulamith.

Verderben weht der Wüste Feuerwind!
Werft euch zu Boden —

Folgt mir geſchwind —
Athmet nicht —
Verbergt das Geſicht —
Sonſt geſellt euch der Samum den Todten!

Chor.

Du, der auf flammendem Throne
Ueber die Welt hält Gericht,
Allah ſchone, o ſchone
Allah tödte uns nicht,

Sulamith. Hernandez. Diego.

Welches Sauſen, welches Beben!
Wo kann hier Rettung ſein?
Der Himmel bricht auf uns herein —
Fahr' Liebe wohl, und Leben.

Chor.

Fürchterlich und ungeheuer
Raſt des Elementes Wuth —
Athmet nicht! die Luft wird Feuer,
Alles Leben ſtirbt in Gluth.

Dritter Aufzug.

Recitativ und Arie.

Sulamith.

Allah's Güte sei gepriesen!
Gnädig ließ an uns vorüber
Er das wilde Wetter ziehn;
In des Schlafes weichen Armen
Ruhen sie nun von Gefahren —
Mich flieht der Schlummer,
Mit seinen Träumen!
Hier will ich säumen
In grünen Räumen
Im Morgenschein,
Mit stillen Schmerzen
Ach, tief im Herzen
Allein! Allein!
Will Blumen pflücken
Zum Strauß sie binden
Mit kluger Wahl,
Daß sie verkünden

Der Lieb' Entzücken
Der Liebe Qual!

Cavatine.

Hernandez.

Ein ſüßes Bangen
Hat mich umfangen
Mich hält in Banden
Der Liebe Macht;
Ich ſah die Roſe
Die herrlich blühet
In Königspracht.

Duett.

Hernandez.

Du hier in der Morgenfrühe?
Wähnte dich im Schlummer tief.

Sulamith.

Mächtig rief's zu dieſer Mühe
Doch ich weiß nicht, was mich rief.

Hernandez.

Deine blühenden Schweſtern pflückſt du,
Wählſt wohl die Schönſten aus?
Sage, Huldin, wen beglückſt du
Mit dem zarten Blumenſtrauß?

Sulamith.

Nur für mich und in Gedanken
Wand ich einen Selam hier.

Hernandez.

Dieſer Blüthen, dieſer Ranken
Stille Sprache deute mir.

Sulamith.

Alhenna, die Jungfrau'nblume
Vermählt ich der Aloe,
So waltet im Heiligthume
Des Herzens ein ſtilles Weh.
Der Lychnis Feuerblüthe
Giebt Namen dem heißen Gefühl,
Doch daß es die Flammen hüthe
Umſchattet ein Palmblatt ihn kühl;
In Granat' und Jasmin vereinet
Blüht Liebestreue hier auf,
Doch die Weide umſchlingt ſie, und weinet
Den Thau der Entſagung darauf.

Hernandez.

Winde nicht Entſagungsſchmerzen
In den Strauß und bittres Leid,
Wo der Liebe Feuerkerzen
Künden hohe Seeligkeit.

Sulamith.

Was ich fühle tief im Herzen
Was mich quälet und erfreut
Trag' ich ſtill in Luſt und Schmerzen
Himmelsglück und herbes Leid.

Sulamith u. Hernandez.

O ſchmerzliche Luſt, o ſeeliges Leid
Das ſüß mich durchbebt, das bang mich erfreut!

Wie ſchwillt mir und ſchlägt ſo ängſtlich die Bruſt,
Nach Thränen und Weh ſich liebebewußt.

Hernandez.

Was entfliehſt du? Holde weile!
Sie verſchwindet im Gebüſch —
Was verkündet dieſe Eile?
Euch ihr Blumen balſamfriſch
Hat ſie fliehend mir gelaſſen;
Eure Sprache jauchzt und klagt —
Kann ichs fühlen, kann ichs faſſen,
Was ihr mir vertraut und ſagt?

Cavatine.

Hernandez.

Als ich in Nacht und Leiden
Sie hülfreich kommen ſah,
Da grüßt ich ſie mit Freuden
Als ſei mein Engel nah.
Und als ſie durch die Wüſte
Uns Brüder hingeführt,
Wie hat mich ihre Sorge.
Ihr ſtiller Muth gerührt.
Wie groß bereit zum Tode
Die Königstochter ſtand
Als Unheil uns bedrohte
Und jede Hülfe ſchwand.
Die Luft der Wüſte brannte,
Ich ſank beſinnungsbaar,

Bis dankend ich erkannte
Wer mein Erretter war.
Dir Mädchen, hold und blühend
So reich an Zärtlichkeit
Flammt meine Liebe glühend
Bleibt stets mein Herz geweiht.

Duett.

Abderahman. Maria.

Abderahman.

Die Zeit ist um, nun wähle
Tod oder Liebesseeligkeit.

Maria.

Dem Tod ich freudig mich vermähle
Dem Tod, der mich aus deiner Macht befreit.

Abderahman.

Du wagst zu trotzen; Sklavin bebe!

Maria.

Ich bebe nicht vor deiner Tyrannei,
Sei auch der Tod mein Loos — er macht mich frei.

Abderahman.

Wie standhaft und wie groß!
Fast rühret mich der Armen Loos.
Ich will nicht, Theure deinen Tod,
Nein, nein, du bist so engelschön —
Ich kann dich nicht verbluten sehn.

Maria.

Wie traurig iſt mein Loos
Mein Unglück ach! ſo rieſengroß!
O Himmel ende meine Noth.
Soll ich den Freund nicht wieder ſehn.
Will in den Tod ich muthig gehn.

Terzett.

Osmin.

Erhab'ner Herrſcher! ein zahllos Heer.
Von Beduinen naht der Stadt
Geführt von Mulei Mahmud
Und ihrem mächt'gen Scheick.
Was ſoll geſchehn, Gebiether?
Künd es mir an.

Abderahman.

So nah'der Feind? Er ſoll uns finden.
Auf, treuer Osmin, eil' den Meinen
Des Herrſchers Willen zu verkünden.
Ich fürchte nicht der Wüſte wilde Horden.
Dieſs Schwert in meiner Hand
Soll ſie zu tauſenden ermorden
Und niederſtrecken in den Sand.

Maria.

Und naht der Tod, er ſoll mich finden:
Dem Gatten treu und werth der Meinen;

Tyrannenmacht ſoll mich nicht binden
Wenn keine Hülfe will erſcheinen.
O rettet ihr, der Wüſte wilde Horden,
Mich aus Barbaren-Hand —
Doch ach! er wird zuvor mich morden,
Der Freiheit letzte Hoffnung ſchwand!

Osmin.

Und naht der Feind, er ſoll uns finden!
Dein treuer Osmin eilt den Deinen
Des Herrſchers Willen zu verkünden:
Bewaffnet ſollen all' erſcheinen.
Wir fürchten nicht der Wüſte wilde Horden;
Dieß Schwerdt in meiner Hand
Soll ſie zu tauſenden ermorden
Und niederſtrecken in den Sand.

Finale.

Abu Kara.

Die Rache naht
Nun reift die Saat
Der blut'gen That —
Tod dem Tyrannen!

Abderahman.

Das ſcheint ein wunderlicher Beter;
Führt mir ihn her den Hochverräther!

Chor des Volkes.

Die Rache naht!
Nun reift die Saat
Der blut'gen That —
Tod dem Tyrannen.

Osmin.

Welches Toſen, welche Stimmen!
Ein wilder Taumel hat das Volk erfaßt —
Schon naht es dem Pallaſt —
Im Blute ſeh' ich deine Treuen ſchwimmen,
Die wilde Menge wogt heran,
Und Abu Kara führt ſie.

Abderahman.

Auf! brecht uns durch die Meut'rer Bahn!
Mir nach! zum Sieg führ' ich euch an.

Hernandez. Diego.

Ergib dich, denn dein Reich iſt aus,
Den rechten Herrn empfängt dies Haus!

Abderahman.

Zurück, ich bie' euch beiden Trutz;
Mein Schwert allein gewährt mir Schutz;
Ob meine Krieger treulos fliehn,
Wer kämpft mit mir? Wer iſt ſo kühn?

Sulamith.

Ach Freund! voll Heldenmuth.
So kühn für meines Vaters Sache,
Ich flehe, ſchone hier dein Blut.

Hernandez.

O zage nicht, du Mädchen hold und gut,
Den Frevler trifft gerechte Rache.

Diego.

Heil mir! die schönste Beute
Mein Schwert für mich errang.

Maria.

Dein treuer Arm befreite
Dein Weib vom Untergang.

Sulamith. Hernandez. Frauen-Chor.

O Tag des Sieg's, der Freude,
Der Knechtschaft Fessel sprang.

Abderahman.

Und wenn die Hölle sich verschwor,
Wird wieder mein, was ich verlor.

Abu Kara.

Zurück, berührt ihn nicht.
Er ist geweiht für meine Rache.

Abderahman.

Was will der freche Wicht?
Stellt sich zum Kampf mit mir der Schwache?

Abu Kara.

Du Henker voll von Tigerwuth
Ich fordre meines Sohnes Blut.
Erkenne mich.

Sulamith. Maria. Diego. Hernandez.

Es ist {euer / unser} Bruder, unser Freund
Rodrigo ists, der hier erscheint.

Abderahman.

Du ist es! du! Ja, ich erkenne Dich!
Du forderst deines Sohnes Blut?
Mein Arm erschlafft — es sinkt mein Muth —
Du bist von Allen mir der schlimmste Feind.
Verderben über dich und mich!

Rodrigo.

Du bist gerächt, mein Sohn!
Er fiel, der grausam dich gerichtet
Der blut'gen That ward blut'ger Lohn.

Abderahman.

Ha, daß mein Blick dich nicht vernichtet!
Was grins't ihr mich noch an voll Hohn?
Nehmt, nehmt was mein war hin — ich sterbe —
Euch bleibt mein Fluch zum Erbe!

Chor.

Glorreich ist der Sieg errungen,
Der Empörer liegt bezwungen
Und ein neues Glück erscheint.

Rodrigo.

Ja, nimm ihn ein, den Thron deiner Väter,
Würdiger Herrscher und treuer Freund:

Nimmer bedrohe dich solch ein Verräther,
Nimmer verderbe dein Land ein Feind.

Maria. Sulamith. Herkandy.

Diego.

Was verloren, ist gefunden,
Was getrennt war, ist verbunden,
Was sich liebt, es wird vereint.

Chor.

Glorreich ist der Sieg errungen,
Der Empörer liegt bezwungen
Und ein neues Glück erscheint.

Der Sonntag.

Gedicht in sechs Gesängen

von

LUDWIG RELLSTAB.

nebst

sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt

von

FERDINAND BERTHOLD.

LEIPZIG,
Verlag von C. G. Börner.

Ld 2.1122

Tochter Gottes, ſinke nieder,
Heilige Religion!
Töne deiner Himmelslieder
Tragen uns auf roſigem Gefieder
Näher zu des Allerbarmers Thron.
Sabbathruhe, Sabbathfeier,
Wandeln mit der Andacht trautgepaart;
Und die Herzen ſchlagen wärmer, freier,
Und ein groſser Tempel wird die Welt.

Im Zauberſtrom der Weſenmutter Zeit
Rollt Jahr auf Jahr nach unbekannten Fernen;
Sie ſtürzen ſich ins Meer der Ewigkeit,
Wir ſtehn am Ufersand und lernen:
Daſs Alles endlich iſt, von der Vergangenheit.
Doch jedes Jahr, das wir durchleben,
Wir nehmen's als ein Pfand, das uns ein Gott verliehn,
Davon den redlichen Gewinn zu ziehn,
Wir ſorgen, kämpfen, ringen, ſtreben,
Und immer raſcher nur ſcheint Jahr auf Jahr zu fliehn.

Gleich Gliedern einer groſsen Kette
Reiht eine Woche ſich der andern an,
Ein Tag dem andern — jeder eilt heran,
Als ob er Cherubflügel hätte. —

Ein ſtiller Genius ſcheint jeder Wochentag,
Der ernſt die Menſchenwelt beſchäftigt,
Der Träge gern ermuntern mag,
Den Einen durch das Glück, durch Noth den Andern kräftigt.

Da regen ſich der Hände Millionen;
Der Woche König iſt der Fleiß,
Wer wirbt um ſeine Gunſt, darf nicht die Kräfte ſchonen;
Der Herrſcher, dem er dienet, weiß
Den Tüchtigen zu ſegnen, zu belohnen.

Raſtlos forſcht die Wiſſenſchaft
Zu durchſpähen Raum und Zeiten,
Ihre hohen Namen ſchreiten
Durch Jahrhunderte voll Kraft.
Wunder, die ſich dort begeben,
Wo die Sterne leuchtend ſchweben,
Sind ihr kund und offenbar.
Was in dunkeln Zauberſärgen
Starre Tiefen uns verbergen,
Nimmt ihr Sonnenauge wahr.

Ernſt in ſeinem engen Gleiſe
Mühet ſich der Handwerksmann.
Rüſtig, bis der Abend ſchattet,
Thätig, bis der Arm ermattet,
Fördert er mit regem Fleiße
Sorgenvoll ſo viel er kann.

Da ſteht die Kunſt, ein hohes Götterbild,
Vor dem die Geiſter huld'gend knieen,
Da ringt ſich Leben aus dem Marmor mild,
Da rauſchen holde Melodieen,
Und auf der Leinwand blüht manch ſonniges Gefild.

Nach Bildung ſtrebet des Mannes Kraft
In Arbeit, in Kunſt und in Wiſſenſchaft,
Da nahet die Zier und die Sitte,
Und freundlich hält, der das Leben beglückt,
Der weibliche Fleiß, der ordnet und ſchmückt,
Auf dem Lebenspfade die Mitte.

Oft ach, bleichen die freundlichen Bilder,
Wenn der Waffen Geräuſch erſchallt,
Blüten des Friedens zerſtöret wilder,
Tobender Krieg mit roher Gewalt,
Und der Donner der Schlachten dröhnt,
Sieger jubeln und Jammer ſtöhnt.

Doch der Friede, der holde,
Segnet die Länder mit Göttermilde,
Und die blutgetränkten Gefilde
Prangen wieder im Abendgolde.
Der Landmann pflügt,
Wo die Schlacht gewüthet,
Der Hirte hütet
Ueber grünenden Gräbern vergnügt.

Sieh, da ſchwebt im Morgenrothe
Engelſchön ein Gottesbote,
Der ſo fromm nach oben weiſt.
Herzen läuternd zu verklären,
Sendet ihn aus reinen Sphären
Gnadenvoll der liebe Geiſt.
Tag der Ruhe, der uns Heil vertheilt,
Allen Müden, allen Frommen,
Sei mit deinen Kränzen hoch willkommen! —

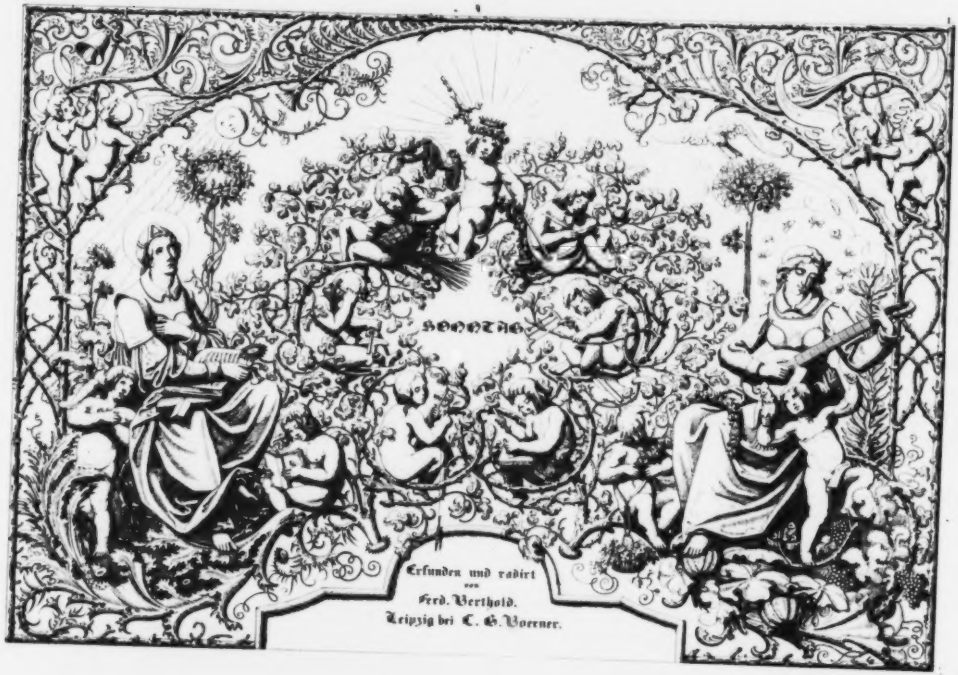
Die Glocken tönen, von Engeln geſchwungen,
Und eine himmliſche Geſtalt

Von ſeligem Gefühl durchdrungen
Von heiliger Entzückung überwallt,
Mit frommem, kindlichem Geſichte,
Blickt ſehnend nach dem ew'gen Lichte.

So kann nur Andacht, Gottvertrauen,
Erhebung himmelaufwärts ſchauen.
So hat ein Herz, das für den Himmel reift,
Der Erde Dornenkronen abgeſtreift,
So blickt die Blume nach dem Sonnenglanz,
Als ob in ihr ein heißes Sehnen wohne,
Und trinkt den Stral, der ſich von dort ergießt.
Der Leiden Paſſiflorenkranz
Wird für den Dulder einſt zur Siegerkrone,
Wenn ſich ſein Auge ſterbend ſchließt.

Und eine zweite Huldin bringt
Der Gottesbote mit von ſeinen Sonnenhöhn;
Ein zartes Weſen lieb und ſchön,
Das Roſenketten gern um alle Herzen ſchlingt.
Es iſt die Freude, die den Tag der Ruhe weiht,
Ihr Antlitz kündet Gottergebenheit;
Sie trägt den Himmel zu der Erde nieder,
Sie ſingt den Menſchen frohe Lieder,
Und lächelt wie ein Kind in ſtiller Seligkeit,
Zu dem ſich Engel liebend neigen
Und ihm die Himmelspracht des Paradieſes zeigen.

Andacht iſt ein Stern der Frühe,
Der das Herz mit Gott vermählt,
Daß es preiſend, dankend glühe,
Fromm bekennend den Dreieinen.
Freude iſt ein Abendſtern,
Der von Vaterhuld erzählt,
Und die Glücklichen, die Reinen,
Führt auch Freude zu dem Herrn.


SONNTAG
Erfunden und radirt
von
Ferd. Berthold.
Leipzig bei C. G. Boerner.

Die Sonne geht auf; ihr heller Schein
Ein neues Feierkleid ſcheint er zu ſein,
Zu des Ruhetages Begehung.
Und in die Schimmer des Oſtens ſchreibt
Ein Engel das Wort, das ewig bleibt,
Die Kunde der Auferſtehung.

Hoch ragt der Dom, von jungen Morgenroſen
Iſt ſeiner Kuppel goldnes Kreuz umblüht.
Auf allen Straßen ſchweigt das laute Toſen,
Die Glocken tönen und der Himmel glüht,
Als ob er ſelbſt ein Herz voll Andacht wäre,
Durchdrungen von dem ew'gen Licht,
Ein Abglanz von des Vaters Angeſicht,
Daß er die Welt zum Heiligthum verklär.

Da thun ſich auf die hohen Tempelhallen,
„Kommt her zu mir!“ tönt des Erlöſers Wort,
Und thaut liebend durch Aeonen fort,
Und Millionen frommer Beter wallen
Voll hoher Zuverſicht zum gottgeweihten Ort.

Wo nur der Glaube wohnt, daß wir vom Fluch entledigt,
Daß ein Erbarmer lebt, ein Mittler uns vertritt,
Wo von dem Geiſt der Liebe wird gepredigt,
Der unſrer Schwachheit Schuld vertritt,
Da wandeln auch am heil'gen Ruhetage
Die Menſchen zu dem Haus des Herrn;
Dank, Freude, Hoffnung, Liebe, Wehmuth, Klage,
Sie ſuchen alle Gott, und keinem bleibt er fern.
Wer iſt der Mann, den Knaben an der Hand,
Der milden Blickes ſeine Schritte
Dem Gotteshauſe zugewandt?

II.

Und vor ihm wandeln Unſchuld, Würde, Sitte,
Ein Kleeblatt, ihm verknüpft durch heil'ger Liebe Band.

Es iſt ein Glücklicher, dem unſer Blick begegnet,
Denn was beſcheidner Wunſch begehrt, iſt ſein.
Die Gunſt des Himmels hat ihn reich geſegnet,
Doch blüht ſein ſchönſtes Glück im zärtlichen Verein.
Ein treues Weib ward Engel ſeines Lebens,
Von reiner Neigung an ſein Herz gelegt,
Dann gingen ſie den Pfad vereinten Strebens,
Und bald ward eine Knoſpe zart gepflegt,
Die nun zur Jungfraunroſe ſich entfaltet
Und ſittſam an der Mutter Seite waltet.

Und noch umſpielt ein holdes Kinderpaar
Voll heitrer Unſchuld die beglückten Gatten,
Sein Anblick ſtralet, wie der Himmel klar,
Das Glück zurück, das ſie gefunden hatten.

Im Kreiſe frommer Häuslichkeit
Wohnt Himmelsſegnung, Engelfriede,
Und gleich der Melodie zu einem ſchönen Liede,
Begleitet ſie Zufriedenheit.
Die ſchmückt ihr Leben mit der Freude Kranz,
Lehrt Eintracht, Ruhe, frohes Wohlgefallen,
Und läßt ſie trautgeſellt im Feſtesglanz
Zum Tempel ihres Gottes wallen.

Die Menge ſtrömet fromm zum heil'gen Haus,
Faſt jedes Herz hat Wünſche, Bitten, Klagen
Der ew'gen Liebe vorzutragen,
Und ſpricht ſich im Gebet, ach, oft in Thränen aus.

Da wandelt die gebeugte Liebe,
Das Ebenbild des Gatten an der Hand,
Doch fragt ihr, wo der Gatte bliebe?
Der ging nach einem unbekannten Land.
Zu neuer Hoffnung kam ein neuer Schmerz;
Geh ein in die geweihten Räume,
Laß hinter dir zurück des Kummers düstre Träume
Und finde Troſt bei Gott, du armes Mutterherz. —

Ein Bettler ſteht am ragenden Portale,
Der ſich nach Gaben frommer Milde ſehnt,
Verwittert ſcheint er gleich dem Todtenmale,
An das er ſeine morſche Hülle lehnt.
Es leiht ſein Mund der Klage keinen Laut,
Er ſucht nicht, daß er flehende Worte finde;
Sein Glöckchen ſpricht für ihn, der arme Blinde
Stellt ſich ans Haus des Vaters und vertraut;
Ein Engel ſteht in ſeinem holden Kinde,
Das liebevoll nach andern Kindern ſchaut.

Und Alle gehn an ihm vorüber,
Und manche Gabe fällt in ſeine Hand,
Von edler Nächſtenliebe manches Pfand,
Die Augen fließen ſegnend über,
Um die das Schickſal ihm die dunkle Binde band.

Der Kriegsheld und der ſchlichte Bürgersmann,
Sie treffen ſich auf gleichen Wegen,
Die Tochter ſchmiegt ſich ſanft dem Vater an,
Bald wird er ihre Hand in andre Hände legen.
Der Jüngling neben ihr, der längſt ihr Herz gewann,
Hofft aus des Kriegers Mund des Friedens milden Segen...
Und muntre Jugend aus der dumpfen Enge

Der Schule, wo des Lehrers ernſte Strenge
Den regen Kindesgeiſt in Bande zwang,
Eilt fröhlich mit der frommen Menge
Zum Tempel, wo der Orgel lauter Klang
Das Herz erhebt und feiernder Geſang.

Da wandelt ſeitwärts eine bleiche Maid,
Nicht Frau, nicht Jungfrau, zärtlich blickt ſie nieder.
Sie führt ein Kind, und lächelt ſtolz im Leid,
Das Kind gab ihr den Himmel wieder.
Ob ſie der Mann, der ihr das höchſte Glück verhieß,
Den ſelbſtvergeſſend ſie geliebt, verließ,
Ob ſie der Menge Spott verhöhnte,
Der Liebe Rauſch verlor das Paradies,
Doch Mutterliebe war's, die ſie mit Gott verſöhnte.

Und Allen öffnet ſich das Haus des Herrn,
Ob ſie geſchmückt mit Reichthum und mit Würden,
Ob ſie gebeugt von unſichtbaren Bürden,
Für Alle brennt ein heilger Liebesſtern.
Bringt vor den Vater Alles, was euch drückt,
Vertrauet ihm, ihr Millionen,
Sein ſanfter Friede ſoll auf Erden wohnen,
Der ſie für euch zum Himmel ſchmückt.

Mächtig, wie mit Engelzungen
Durch die Himmel hingeſungen,
Auf der Harmonieen Strom,
Siegreich, wonnejauchzend, ziehen
Hohe Liedesmelodieen
Warm empfunden, fromm belebt,
Himmelaufwärts aus dem Dome,
Den der Ewige durchſchwebt!

III.

Gott der Liebe, gib uns deinen Geiſt,
Der uns führt zum wahren Leben,
Heil und ew'ge Seligkeit verheißt,
Uns im mühevollen Streben
Mit der Frucht des Troſtes ſpeiſt;
Gib uns deinen guten Geiſt!

Feierlich verhallt der Orgel Ton,
Der Geſang der frommen Menge ſchweigt;
Manches Haupt, in Demuth iſt's geneigt,
Manches Herz, in Andacht glüht es ſchon.

Der Wunderborn der Himmelsliebʼ umfließt
Die Geiſterwelt mit tauſend goldnen Wogen,
Ein Lebensſtrom, den Gott aus ew'gen Urnen gießt,
Der dort ſich wölbt zum blauen Himmelsbogen
Und hier die Matten ſchmückt mit grüner Pracht,
In Farben leuchtet, uns vorüberrauſcht in Tönen,
In Düften weht und Seelen trunken macht,
Die Pforten aufſchließt zu der Welt des Schönen:
Er quillt vom Himmel in das Menſchenherz,
Erwärmt es für die Tugend, für die Milde,
Gefühle läutert er, verklärt den Schmerz
Und gibt dem Gottesebenbilde
Die heil'ge Weihe der Begeiſterung,
Daß es die Welt im ſchönern Licht gewahre
Und voll der innigſten Beſeligung
Den Gottesgeiſt ausſtrahlend offenbare.

Urewig lebt die tiefempfundne Ahnung
In jedem Geiſt: Es iſt ein Gott!

Im Frühlingsſäuſeln weht die heil'ge Mahnung
Und brauſt im Donnerſturm: Es iſt ein Gott!
Sein Schöpferodem, der das Licht entzündet,
Belebt das Wort, das ihn verkündet,
Und macht der Zweifler trüben Wahn zu Spott. —

Der Mann, der Glückliche, lauſcht ernſt dem Prieſterwort,
Doch Geiſternähe ſcheint um ihn zu weben;
Erinnerung trägt ſeine Seele fort,
Zum Spiegel wird der gottgeweihte Ort,
Darin erblickt er ſein vergangnes Leben.
Wie jetzt die Kinder vor ihm ſtehn,
So muß er ſelbſt als Kind ſich wiederſehn.
Da war der Tempel ihm die Welt des Wunderbaren,
In der ein frommer Schauer ihn durchdrang;
Der Orgel mächtigvoller Klang
Schien ihm das Jubellied der Engelſcharen,
Das einſt in heil'ger Nacht ſich durch die Himmel ſchwang.

Wie faßte ſein Gemüth die tiefe Stille,
Wenn nun dem Ohr die Rieſenſtimme ſchwieg,
Und vor den Blick die reiche Bilderfülle,
Als ob ſie lebend ihn begrüße, ſtieg.
Von den Emporen blickten Engel nieder,
Im goldnen Laub, im rankenden Gezweig
Verbargen ſie die zarten Glieder;
Dem Knaben war der Dom ein hehres Gottesreich.

Und als des Jünglings Blick nun die Geliebte fand,
Und ihn am heil'gen Ort die Liebe beten lehrte,
Als er mit ihr dann am Altare ſtand,

Und mit dem Treueſchwur, in ihre Hand
Sein ganzes ſel'ges Selbſt ihr angehörte:
Da ward der Tempel ihm zum Paradieſesraum,
Der ſich für ihn mit Himmelsblüten ſchmückte,
Von deſſen wundervollem Lebensbaum
Er ſich die Frucht des reinſten Glückes pflückte.

Und als der Engel ihm geboren war,
Der gegenüber ihm, Gott denkt mit reiner Seele,
Wie ſelig trat er hin vor den Altar,
Daß er ſein Kind dem Schutz des Herrn empfehle!
Wie war ſein ganzes Herz ſo voll,
Als nun das Kind geweiht dem Chriſtenbunde!
Ein leiſes Amen zittert ihm vom Munde,
Der Vaterfreude ſüße Zähre quoll.

Und als das Leben auch mit ſeinen Sorgen
Den Mann umfing — denn wem hat ſtets das Glück gelacht?
Wer iſt ſo reich, wer hat ſein Schifflein ſo geborgen,
Daß nie des Schickſals Sturm es ſchwanken macht? —
Da wär er wol mit ſeinem Weib verzagt,
Wenn er nicht an der heil'gen Stätte
Den Anker aufgefunden hätte,
Den Gläubigen der Himmel nie verſagt.

Voll tiefen Ernſtes lauſchen Weib und Kind
Den Worten, die des Prieſters Mund entquellen,
Die ſo erhebend und ſo tröſtend ſind
Und ſanft wie Himmelsſtral der Zukunft Nacht erhellen.
Andächtig horcht auch der Verſammlung Ohr,
Der Blinde ſelbſt iſt eingetreten,

In ſeiner tiefen Nacht zum ew'gen Licht zu beten,
Sein inn'res Auge ſchaut vertrauungsvoll empor.

Den Geiſt der Liebe, fleht des Prieſters Mund,
Von ihm erfüllt, herab auf die Gemeine,
Er thut das Wort des Lebens freudig kund:
O daß ein allgemeiner neuer Bund
Die ganze Chriſtenheit vereine!
Daß keine Spaltung mehr Gemüther trenne,
Die ſich zu lieben Gott vielleicht beſtimmt,
Daß jeder Sinn, war er durch Meinungen ergrimmt,
Nur ſanfte Duldung für das Recht erkenne!
Die ew'ge Liebe weiß von keinem Streit,
Der Nationen aufregt und entzweit,
Sie kennt nur der Erbarmung Fülle
Und ſpendet ſie den Erdgebornen gleich,
Ob Manche noch des Irrwahns Nacht umhülle,
Und durch Aeonen ſteht ihr unſichtbares Reich.
In ihr iſt Troſt, wenn ird'ſche Tröſtung ſchwindet,
Wenn Dunkelheit des Wallers Pfad umzieht,
Er baue feſt auf ſie, durch Nacht und Dunkel findet
Ihr Aug' ihn, das auf Alle liebend ſieht.
In ihr iſt Hoffnung, die mit Wundergaben
Den Muth belebt, in Wunden Balſam gießt,
Die Thränen trocknet und erhaben
Des Himmels Pforten uns erſchließt. —

Trage Frucht, du reiner Samen,
Der von Prieſterlippen fällt,
Der die Mahnung in ſich hält,
Dem in Liebe nachzuahmen,
Der geblutet für die Welt! —

An dein Mutterherz, Natur,
Sehnt ſich brünſtig alles Leben;
Das geheimnißvolle Weben,
Waltend über Hain und Flur,
Das die Seele tief empfindet,
Das ſich nicht im Wort verkündet,
Spricht von Gottes Liebe nur.

Wie mächtig lockt der heitre Feiertag
Hinaus ins Freie, wo der Lebensodem
Der großen Mutter weht! und wer es nur vermag
Enteilt der Städte dumpfem Brodem,
Dem Stubenqualm, dem düſtern Haus,
Eilt in die Arme der Natur hinaus,
An ihre volle Bruſt zu ſinken
Und ſich in durſt'gen Zügen ſatt zu trinken.

Die Sorge zehrt an unſern Kräften
Und raubt uns unſers Lebens beſte Zeit;
Wir mühen uns in des Berufs Geſchäften,
Wir ringen nach dem Glück in ſteter Emſigkeit;
Ein jeder Tag erbt ſeine Plage
Von dem vorangegangnen Tage,
Oft bringt er noch die neue mit,
Und Kampf heißt faſt ein jeder Schritt,
Den wir zum Ziele näher ſchreiten.
Unmerklich ſpinnt ſich ſo der Lebensfaden ab,
Wir wollen uns ein ſich'res Loos bereiten,
Und eh' wir's denken, hemmt den Pilgerlauf das Grab.

Darum genießt, wenn euch erlaubte Luſt
Den Freudenbecher darbeut, ohne Grübeln!

IV.

Den frohen Drang in unſrer Bruſt
Zählt ein herzloſer Thor nur zu den Uebeln;
Ein Thor, der ſeinen Lebenszweck verfehlt,
Der in ſich ſelbſt den Keim des Frohſinns tödtet,
Dem Freude nie die Wange röthet,
Der Welt und Menſchen haßt und ſich und Andre quält!
Genießt! Netzt eure Stirn an dem Verjüngungsquell!
Vergönnt ihr doch dem Thier, zu raſten;
Ein heitrer Ruhetag entbindet euch der Laſten,
Und war der Geiſt getrübt, der macht ihn wieder hell.

Auch Jene ſind hinausgegangen,
Auf denen freundlich unſer Blick verweilt;
Wie ſie der Andacht frommen Trieb getheilt,
So theilen ſie nun auch das fröhliche Verlangen,
Sich anzuſchließen jener Wandler Schar,
Die jedem Thor entſtrömt und wallt auf allen Pfaden.
Die Sonne ſtralt ſo hell, der Himmel iſt ſo klar,
Die Seele möchte ſich im Blau des Aethers baden.

O ſei geſegnet, ſchönes Band,
Das dieſe Herzen aneinanderbindet;
Dich webte liebend eine Götterhand
Und hat durch dich das reinſte Glück begründet.
Wie zärtlich gehn die Gatten ihre Bahn
Und haben ſich ſo viel zu ſagen
Und ſehen ſich ſo treu, ſo liebend an
Wie in der Jugendliebe Blütentagen.
Von Freude glänzt der Mutter Blick,
Vertrauen ſpricht aus jeglicher Bewegung,
Und ihres Innern tief empfundne Regung,
Dem leiſen Wort vertraut, iſt ihrer Kinder Glück.

Geſchwiſterliebe, welche Freude thront
Auf deinem kindlichen Geſichte,
Wie gleichſt du mild und ſanft dem Mondenlichte
Und biſt der Kindheit blüh'nder Wonnemond!
Wie ſich die Aehre neigt zur Aehre,
Wenn ſanfter Windeshauch ſie ſäuſelnd überwallt,
Zieht eine freundliche Gewalt
Geſchwiſter zärtlich an, als ob's ein Zauber wäre.

Die Kleinen pflücken Blumen, die zum Kranz
Die Schweſter ſinnend ſcheint zu winden.
Wie, deutet wol ein ahnendes Empfinden
Der Jungfrau der Gyanen Farbenglanz?
Hebt ſich ein leiſer Seufzer unbewußt
Aus dieſer engelreinen Bruſt,
Und ſpricht ein Sehnen, das ſie ſelbſt noch nicht verſteht,
Von einem lieben, fernen Herzen
Und wird dem eignen Herzen ein Prophet,
Verkündend Götterluſt und wonnevolle Schmerzen?
Vielleicht! — Vielleicht auch nicht. — Doch jenes ſüße Beben
Iſt nur das Morgenroth von einem Sonnenſtral,
Der in der Jungfrau Bruſt erweckt das Ideal
Und höh're Weihe gibt dem ganzen Erdenleben.

Wie quillt des Lebens Luſt ſo friſch!
Es wallt, es ſpricht, es ſcherzt auf allen Wegen;
Da tritt der Reiz der Landſchaft zauberiſch
Dem Blick der Wandelnden entgegen.
Dort tief im Thal hebt ſich ein Kloſterbau;
Ein Lindenkranz umgrünt der Mauern düſtres Grau.
Dort ruht die Stadt mit ihrem hohen Dome
Und ſpiegelt ſich im ſchiffbelebten Strome.

Hier, nahe, wandelt buntes Leben,
Hier prüfen Kinder ſpielend ihre Kraft;
Und rankt am Stein empor der ſaft'ge Stock der Reben,
So rinnt als goldne Flut dort oben Traubenſaft.

Der Bürger, von der Arbeit frei,
Eilt zum Genuß mit Weib und Kinde;
Und kommt das junge Volk herbei,
Dreht ſich zum Klang von Fidel und Schalmei
Wol bald ein muntrer Reigen um die Linde.
Und mancher Alte ſchaut von Ferne,
Vor ſich das volle Maß, in Ruh
Vom Laubenſitze der Taberne
Dem frohen Sonntagstreiben zu.
Ein Andrer ſpricht von Krieg und ſchweren Zeiten,
Ein Dritter vom Gedeihn der Sommerſaat,
Ein Vierter blickt hinunter auf den Pfad
Und grüßt den lieben Nachbar ſchon von weiten.

Indeſſen wandeln Jene weiter,
Der edle Mann, die Gattin froh am Arm,
Vorüber dieſem bunten Schwarm,
Das Kinderkleeblatt folgt ihm heiter,
Und lechzend, von dem tollen Jagen warm,
Umkreiſt laut bellend ſie der luſtige Begleiter.

Leben, Leben athmet mild
Durch die Felder im Gefild;
Luſt und Frohſinn walten freier.
Schnell den Namen unters Bild:
Sonntagsfreude, Sonntagsfeier.

Freundſchaft, deine Segnung preiſt
Manches Lied mit Hochentzücken.
Dich auch hieß der gute Geiſt
Seine Menſchenwelt beglücken.
Dreimal glücklich iſt der Mann,
Der mit Freundesliebe kann
Seines Lebens Feſte ſchmücken!

Familienglück, du biſt die Lebensſonne,
In deren Stral der reinſte Friede blüht.
Der Jüngling träumt ein Paradies voll Wonne,
Und im jungfräulich ahnenden Gemüth
Quillt manche Bilderwelt in wunderbarer Schöne;
Doch Alles iſt ein holder Jugendtraum;
Das Leben bleicht die zarten Farbentöne,
Und Blüt' um Blüte fällt von ſeinem Zauberbaum.

Doch ob die Hand des wechſelnden Geſchickes
Vom Baume manche Blüte ſtreift,
Wenn nur die Goldfrucht des Familienglückes
In ſchatt'ger Laubumhüllung dir gereift.
Dann blickſt du lächelnd auf die Phantaſieen,
Die Hoffnung einſt aus Morgenroth gewebt;
Ein andrer Mond läßt andre Blumen blühen,
Kein ſchön'res Glück als das, was unſer Fleiß erſtrebt.

Und glücklich iſt, wer nicht auf Marmorſtufen
Nach eines Günſtlings Gunſtblick hoffend ſchaut;
Wer ſich immitten ſeiner Hufen
Den Tempel der Zufriedenheit erbaut.
Der Acker grünt, die Aehre reift,
Und Früchte leuchten ſchwellend aus dem Laube,

V.

Dort drängt ſich ſaftvoll Freund' an Traube,
Bis daß ihr Blut ſüß in die Kelter träuft.

Das Glück wohnt nicht im Güterüberfluß,
Nicht in des Reichthums Prachtgeſchmeide:
Du findeſt es im ſinnigen Genuß;
Wer forſcht, winkt ihm ſein Lieb zu ſüßem Kuß,
Ob ihr Gewand von Linnen, ob von Seide? —

Solch einem Glücklichen, der in des Friedens Schooß
Mit Weib und Kindern theilt ein heitres Loos,
Der thätig, fromm und redlich ſich bemüht
Und ſo das Glück verdient, das ihm erblüht,
Der kein befleckтes Blatt in ſeinem Lebensbuch,
Wird unſrer Wandrer freundlicher Beſuch.

Welch frohes Rufen, welche Luſt!
Die Frauen liegen Bruſt an Bruſt,
Mit biederm Händedruck begrüßt der Freund den Gaſt,
Die Mädchen halten ſchon ſich inniglich umfaßt,
Die Knaben heißen froh den Knaben
Mit brüderlichem Gruß willkommen,
Ob Mutter dort und Tochter haben
Der Freundin jüngſtes Kind ihr küſſend abgenommen,
Es zärtlich koſend an ſich ſchmiegend
Und tändelnd auf dem Arm es hin und wieder wiegend.

Mit munterm Wedeln, luſt'gen Sprüngen macht
Ein mitgekommner Gaſt ſich hier dem Hausherrn kund,
Indß mit lautem Lärm und Toben auf der Wacht
Unmuthig Fremde grüßt der Kettenhund.

Heut dreht die Kunkel keine fleiß'ge Hand,
Der Rocken lehnet müßig an der Wand;

Ein kleiner Hausfreund putzt sein Kleid aufs Beste:
Wenn ihr dem Sprichwort glaubt, verheißt er liebe Gäste.

Und Alles kehrt nun zur gewohnten Ruh,
Die Kinder eilen froh dem Garten zu,
Der Tisch im Freien wird besetzt mit Wein und Früchten,
Es bildet sich um ihn ein heitrer Kreis,
Drin Jedes hat zu fragen, Jedes weiß
Dem Andern Neues zu berichten.

Das Laub der Bäume rauscht, vom Hauch der Luft bewegt,
Und glänzt im Sonnenstral wie Gold und Edelsteine.
Horch! Ein gefangner Sänger schlägt
Und grüßt die freien Brüder dort im Haine.

Hier herrscht die Freude, hier sind ihre Goldpaläste,
Von Garben baut sie sich den leichten Thron;
Nur Blumen sind ihr Schmuck zum Feste,
Und eines Vogels Lied klingt ihr wie Flötenton.
Von Schmetterlingen und Libellen
Zieht sich um ihre Stirn ein bunter Heiligenschein;
Da glühen Trauben, Früchte schwellen,
Und in Pokalen sprudelt goldner Wein.
Erholung winkt in ihre Laubenschatten
Zum Festmahl, das der Scherz belebt,
Zum Reigen, den die Lust auf leichtem Fuß durchschwebt,
Wo Freude sich und Frohsinn traulich gatten.

Wie fliegen Stunden schnellern Flug,
Als wenn sich Herzen liebend finden;
Zeit läßt sich nie die starken Schwingen binden,
Die Schatten längern sich, es endet der Besuch.
Noch manches Lebewohl, noch manchen Kuß;

Im Aug' des Mägdleins eine Zähre,
Daß es ſo früh von der Geſpielin ſcheiden muß
Und doch ſo gern noch dageblieben wäre,
Und mit dem weh'nden Tuch von fern noch manchen Gruß. —

Die Sonne neigt ſich, ihre Strahlen
Verklären die Gefilde, Wald und Höhn,
Ihr Goldlicht ſchmückt ſo zauberſchön;
Wer kann es faſſen, kann es malen!
Dort jener See, ſo wunderbar erhellt,
Strahlt Flammen aus, ſprüht goldne Funken,
Als ſei er ſelber eine Feuerwelt,
Vom ew'gen Aetherblau herabgeſunken.

Sie ſinkt, die Tageskönigin,
Und Sabbathſtille weihet alle Räume;
Dort ſchwinden ihre letzten Strahlen hin,
Wie Hoffnungen, wie ſchöne Träume.
Sie hatte heute keinen Ruhetag;
Doch Purpurwölkchen ziehn ihr nach,
Als wollten ſie das grüne Wogenbette
Mit Roſen überſtreu'n zur ſanften Ruheſtätte.

Die Gatten wandeln ſchweigend ihre Bahn,
Empfindung ſpricht aus ihren Blicken,
In liebevollen Händedrücken,
Das Kinderkleeblatt ſchließt ſich traulich plaudernd an.

Abendfrieden, Abendruh,
Wie ſo mild und ſchön biſt du!
In des Sternenmantels Prangen
Kommt die ſtille Nacht gegangen,
Küßt des Tages Augen zu.

Abendfeier, stille Nacht,
Sei gegrüßt mit deinem Frieden;
Dir im Schooße ruhn die Müden,
Und ein treuer Vater wacht.

Der Tag ist hin und ist so schnell vergangen;
Wie war er schön, wie stieg sein Glanz empor,
Als hell die Morgenglocken klangen,
Und aus dem Tempelheiligthum hervor
Sich feiernde Gesänge schwangen,
Und sich das Herz in Andacht still verlor!

Wie war er schön, als blühende Gefilde
Beglückter Wandrer Fuß durchschritt,
Und hier ein froher Blick und dort ein Blick voll Milde
Der Fluren Anmuth überglitt,
Sich dann zurück im heitern Lächeln fand
Und, wellend auf geliebtem Bilde,
Vom feuchten Thau verklärt, Empfindungen gestand!
Wie war so schön der Tag, als von der Freundschaft Munde
Die liebevolle Rede floß,
In manchem Rath, in mancher Kunde,
Und neue Weihe gab dem längstgeknüpften Bunde,
Den Achtung heiligte, den Jugendwärme schloß!

Erinnerung, du holde Traumgestalt,
Du stehst im Abendgold auf einem Blumenhügel
Und zeigst uns einen Zauberspiegel,
Drin Bild auf Bild vorüberwallt;
Doch deine Bilder haben alle Flügel
Und fliehn wie Klang, der süß von Harfensaiten hallt.
Erinnerung, die du den Greis beglückest

VI.

Und mit dem Immortellenkranz
Und mit der Iris mildem Farbenglanz
Den Abendhimmel seines Daseins schmückest,
Du kehrest gern bei dem Beglückten ein
Und singst ihm von vergangnen Tagen
Die holden Zaubermelodein,
Die sanft sein Herz in Paradiese tragen.

Noch einen Blick in jenes stille Leben,
Das uns das schönste Glück gezeigt;
Ein Glück, das, wenn es bald dem Ideale gleicht,
Doch in der Wirklichkeit dem redlichtreuen Streben
Nicht unerreichbar ist, das Manche wol erreicht.

Der Tag ist hin, verrauscht mit seinen Freuden,
Mit seinem Glanz, mit seiner bunten Pracht;
Befriedigt sahen ihn die Guten scheiden
Und nehmen ihren Theil des Glücks noch von der Nacht,
Die, Ruhe gebend, Frieden spendend,
Die stillen Länder überhüllt
Und, Glück verheißend, Träume sendend,
Manch Herz mit hoher Wonne füllt.

Und wie der Freude goldner Stern sich neigt,
Vollendet er im Abend seinen Lauf;
Doch ist er nicht vergüht, er strahlt fort und steigt
Als Morgenstern der Andacht wieder auf.

Das Festlied sinkt und hat nun lange Ruhe;
Zeigt Schönes selten sich, erscheint es doppelt schön;
Den kostbarwerthen Schmuck verschließt die Truhe,
Schmucklos will Andacht vor dem ew'gen Vater stehn.

„Herab das Buch vom buntgemalten Bret,
Darin so manches Wort des Heils enthalten,
Und nach der Sitte frommer Alten
Ruft alle Hausgenossen zum Gebet!"

Der Hausherr sprach's, der Ruf erschallte;
Die Dienerinnen treten schweigend ein,
Es folgt der treue Knecht, der Alte,
Und heller durchs Gemach flammt jetzt der Ampel Schein.

Der Vater sitzt im Sessel seiner Väter,
Und zwischen beiden Knien hält er sein Töchterlein,
Und vor ihm steht der Sohn, ein andachtsvoller Beter.
Die Frauen lauschen ernst der Worte heilgen Sinn,
Und hörbar wird kein Athmen, kein Bewegen;
Es hallt durch das Gemach der Abendsegen
Gleich einer frommen Engelstimme hin.
Auf jedem Antlitz malt sich Ruh,
Die Diener hören gläubig zu
Und harren bis zum letzten Amen.

So spricht der Herr, dem alle Geister dienen:
„Wo Zwei und Drei vereint in meinem Namen,
Da bin ich mitten unter ihnen."

Und nun ist die fromme Pflicht vollbracht,
Treu grüßt nach Fest- und Werkeltagen,
Und des Hauses Diener gehn und sagen
Den Gebietern freundlich gute Nacht.
Sicher auch ist Haus und Hof bewahrt,
Durch Gebet gestellt in Gottes Hand;
Riesiggroß und schwer nach alter Art

Hängt des Thores Schlüssel an der Wand.
Gute Nacht! und süßer Schlummer stärke
Euch zum neuen Tagewerke;
Gute Nacht! und manch genoss'nes Glück
Führ' ein holder Traum euch ein Mal noch zurück!

Ueber eine große Schlummerstätte
Wandelt Nacht mit sachtem, leisem Schritt,
Und mit ihren bleichen Kindern tritt
Sie zu manchem Ruhebette.
Schlaf und Traum und Tod, sie winden
Hier den Mohn, dort den Cypressenkranz,
Und in dunkle, schwarze Binden
Hüllen sie des Auges Glanz.

Ewig, ewig rinnt der Sand
In der Zeit uralter Stundenscherbe;
Ob der Mensch entschlummere, ob er sterbe,
Beides ruht in einer höhern Hand.
Nach des Feiertages Frieden
Ruft der Wochentag zu neuem Thun;
Ist auch der dahingeschieden
Gönnt der Abend wieder auszuruhn.

Ew'ger Wechsel, ew'ges Streben,
Unter Glück und Unglück, Lust und Müh,
Spinnt sich aus der Zeit das Leben,
Und die Zeit nur altert nie.

Glaube tröstet wunderbar:
Nach des Erdenlebens Mühen
Soll ein ew'ger Festtag uns erblühen,
Reichen Engel uns die Palme dar.

Schloß Landsberg

bei

Meiningen.

Meiningen.
1841.

Landes-
Bibliothek
Weimar

I.

Geschichtliche Einleitung.

Auf dem Bergkegel, der in der Entfernung von ½ Stunden nördlich von der Residenzstadt Meiningen sich im Werrathale isolirt empor hebt, und den jetzt das neu erbaute Herzogliche Schloß Landsberg krönt, stand schon im Mittelalter eine Bergfeste. Obschon, wie fast bei allen ältern Burgen, sichre Nachrichten über deren Aufbau mangeln, so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß derselbe in ziemlich frühe Zeiten fiel, und da die Befestigungen der Stadt Meiningen, der Burg Velrieth, wie der Orte Bachdorf und Leutersdorf urkundlich erwiesen schon in dem Zeitraum von 924 bis 930 durch den deutschen König Heinrich I., den Besieger der Hunnen, die auch in dieser Gegend

verderblich hausten, vorgenommen wurden, da ferner auch der am nördlichen Fuße des Landsberg liegende Ort Walldorf nicht minder wie Meiningen, eine Reichsdomaine war, so läßt sich die Erbauung einer schützenden Abwehr jeglichen Feindes auf der so günstig gelegenen Höhe wohl denken. Der Name der alten Burg war **Landeswehr** und sprach sinn- und bedeutungsvoll genugsam ihre Bestimmung aus, ja dieser Name giebt ihr eine größere historische Bedeutung, als die spätere Geschichte und die ihrer ritterlichen Bewohner ihr verliehen haben; denn dieser Name sagt es ja deutlich, daß die Burg nicht blos zur Schirmhut und Feindesabwehr eines Einzelortes, sondern des Landes bestimmt gewesen sei.

Aus der Zeit der ältern Hennebergischen Grafengeschichte klingt noch in einem ehemaligen Volksspruch ein Zeugniß von der Wichtigkeit der Burg Landeswehr herüber; dieser Spruch lautet:

Henne hut's Land,

(d. i. Henne hüte das Land!)

und wurde hergenommen von den drei Burgen Henneberg, Hutsberg und Landsberg, welche sonach als

die drei Hauptpfeiler der Landesschirmhut betrachtet wurden.

Zu solcher Annahme berechtigte ganz besonders die Lage der Burg Landeswehr. Auf dem Gipfelpunct eines mitten im Werrathale steil aufragenden Felsenberges, bewachte sie in der Vorzeit drei Straßenzüge, und war sonach für die von Norden Heranziehenden gleichsam der Schlüssel zur Porta Franconiae, wie Meiningen in den alten Chroniken genannt wird, welche Benennung das uralte Stadtsiegel, eine Mauer mit drei (später 5) Thürmen und einer Thorpforte, ähnlich dem Stadtsiegel Hamburgs, bezeugte. Diese Straßen waren:

1) der alte Thalweg im Werrathale, der über die Orte Walldorf und Debertshausen, (Deserts- vielleicht wohl Dagobertshausen, jetzt eine Wustung, mit eigner Gemeinde) nach Meiningen jedenfalls früher leitete, als der jetzige Straßenzug über Welkershausen jenseits des Flusses, oder an dessen rechtem Ufer.
2) Die alte Frankenstraße, auch Weinstraße genannt, welche sich von Walldorf aus westwärts um den Burgberg zog und in einem waldigen

Thalgrund ſtundenweit fortlief, zunächſt nach Herpf, das bereits 788 vorhanden war.

3) Die Straße in das Sandland, ſpäter das Amt Sand, worin viele Orte liegen, deren Namen ſchon in früher Vorzeit genannt wurden, wie Roßdorf 782, Dörrenſolz, (jetzt Wuſtung) 824, Kazza 874 u. A. wo die Disburg und der Frankenberg, gewiß der Gegend urälteſte Burgen, ſtolz von ihren baſaltigen Höhen das Land beherrſchten.

Soweit die Beſitzer der Burg ſich geſchichtlich auffinden laſſen, ſind dieſelben ein ritterliches Geſchlecht, die Wolfe genannt, geweſen; von dieſen erſcheint ein Wenzel Wolf von Landeswehr und ſein Sohn Jacob bereits im Jahr 1129 in Urkunden. Jacob hinterließ einen Sohn Hanns Wolf von Landeswehr, welcher wieder zwei Söhne, Kunz und Berthold hatte, die 1255 und 1267 urkundlich vorkommen.

Ohne weiter abwärts die Genealogie jener Wolfe hier zu verfolgen, ſei nur noch erwähnt, daß, als die Fürſt-Biſchöfe von Würzburg und Herzoge von Franken Herren der Stadt Meiningen und ihrer Umgegend waren, unter den verſchiedenen Burgmännern, welchen die Obhut der Landeswehr anvertraut war, ſich auch

Wolfe fanden, und es theilte die Burg die wechselnden Geſchicke der nahen Stadt, die nicht freundlich waren, da dieſelbe als Würzburgiſches Beſitzthum, rings vom Henneberger Land umgeben, durch manches Jahrhundert bald Eriſapfel ward, bald Pfand und Lehen. Und ſo hatte die Familie Wolf auf Landeswehr bald würzburgiſche, bald hennebergiſche Oberherren, hielt ſich aber neben andern Caſtrenſen immer auf der Burg, wie auf einem Stammhaus, und vermehrte ihre Beſitzungen, ſo daß auch zu Walldorf, zu Rupberg, zu Bräuberg (beides jetzt Wuſtungen, zu Eibrechtshauſen (jetzt Wuſtung Deſertshauſen), zu Meiningen, ſie Häuſer, Hofſtätten und in der Stadt ein Burggut, nebſt andern Lehnſtücken beſaß, bis am Ende des 15. Jahrhunderts die den Landsberg bewohnende Linie der Wolfe zu Landeswehr ausſtarb, während eine andere Linie dieſes Geſchlechts mit der unter Schwallungen liegenden Burg Todtenwart (Tatten-Warte) belehnt war, ſich nach dieſer Burg nannte, und bis in die Gegenwart fortblühte.

Im Jahr 1406 verſetzte der Biſchof zu Würzburg, Johann von Eggloffſtein, Stadt und Amt Meiningen, mit Einſchluß der Burg Landeswehr an den

Ritter Eberhard von Buchenau. Einige Jahre darauf, 1413 entzündete ein Blitzstrahl die Burg und äscherte sie ein, doch wurde dieselbe bald wieder aufgebaut.

Es wohnten meist mehrere Burgmannen-Familien zugleich auf Landeswehr, denn es wird öfters des halben Schlosses, eines Burggutes hinter dem Thurm, und mehrerer Hofstätten gedacht; letztere lagen am Fuße des Berges.

Von jenen Burgmännern nennt die Geschichte: Otto von Kühndorf, Johann Voit von Salzburg, Heinrich von Habichsberg, Otto von Herbilstadt, mehrere Brüder von Helba, einen Berchtoldus dapifer de Landeswer und Andere, aber auch selbst Grafen von Henneberg, Berthold VII. und Johann erscheinen 1330 und 1350 in Würzburgischen Lehenbriefen als Erbburgmannen in der Stadt Meiningen und auf der Feste zu Landeswehre.

In der letzten Zeit der Burg war sie mit den dazu gehörigen Gütern ein würzburgisches Cammergut.

Als im Jahr 1525 der Bauernkrieg ausbrach, und die Bauern aus dem Buchenlande und aus den eisenachischen Dörfern das Werrathal herauf zogen, brachen, plünderten und zerstörten sie alle Klöster und

Burgen, die ſie auf ihrem Wege fanden, Kloſter Frauenſee, Kloſter Allendorf, beide Klöſter Breitungen, Burg Todtenwarte, Burg Maienluſt, das Kloſter in Waſungen und auch die Landeswehre, und dieſe blieb fortan unbewohnbar, während hernach die Oekonomiegebäude am Fuſse des Berges neu errichtet, und die Aecker wieder bebaut wurden. Von da an wurde allmählig der Burg Landeswehr die Benennung Landsberg.

Eine alte Zeichnung von der Burgruine läßt noch den hohen Thurm, mit einem koniſchen Steindache, neben ihm das Burgthor, in einer ſtarken Umfangmauer, und weiter noch andre hochragende Mauerreſte mit Fenſteröffnungen erblicken, welche bezeugen, daß ohnerachtet des geringen Flächenraumes die Gebäude gar nicht unbedeutend waren.*)

Als nach der Ländertheilung der ſieben Söhne Herzog Ernſt des Frommen Herzog Bernhard der

---

*) Dieſe Zeichnung iſt abgebildet in: Beiträge zur Geſchichte deutſchen Alterthums. Vierte Lieferung. Meiningen 1842.

Stammvater des Meiningſchen Regentenhauſes wurde, ſeine Reſidenz von Ichtershauſen nach Meiningen verlegte, und den Bau eines neuen Herzoglichen Reſidenzſchloſſes begann, wurde der größte Theil der brauchbaren Mauerſteine von der Burg Landeswehr zu dieſem Schloßbau verwendet, und im Jahre 1685 der noch ſtehende Thurm mit Pulver geſprengt.

Ein oberer zerborſtener Theil des auf dieſe Exploſion umgeſtürzten Thurmes blieb ſchräg nach Norden geneigt liegen, und auch jetzt noch als Denkſtein und Erinnerungszeichen an die alte Burg auf ſeiner Stelle.

Daneben kann man noch deutlich die Fundamentſpur des Thurmes gewahren. Außer ihm zeigten ſich von der Ruine nur noch geringe Reſte, von denen eine Art Gewölbhalle gegen Weſten geöffnet, das maleriſche Landſchaftbild jener Richtung einrahmte.

II.

Das jetzige Schloß.

Im Jahr 1836 erwarb Se. Hoheit, der regierende Herzog zu Sachsen Meiningen und Hildburghausen, **Bernhard Erich Freund**, den Hof Landsberg mit den dazu gehörigen Grundstücken käuflich von den Erben des Kammerrath von Reibschütz, an welchen derselbe 1801 gelangt war, und beschloß auf dem Ruinenhügel die Wiederaufrichtung des Schlosses, am Bergesfuß aber den eines neuen Meierhofes in der ebenso geschmackvollen als freundlichen Bauart der ansehnlichern Schweizerhäuser.

Dem herzoglichen Landbaumeister August Döbner wurde der Auftrag, die Pläne zum Aufbau des Schlosses zu entwerfen, das ursprünglich nicht die Ausdeh-

nung erhalten sollte, die es in seiner spätern Vollendung erhielt. Nach der Genehmigung dieser Pläne von Seiten des Herzogs begann die Arbeit im August des Jahres 1836 und es ergaben sich bei derselben einige geringe Funde von Schlüsseln, Sporen, Bolzenpfeilspitzen, vielen Nägeln, einiges Töpfergeräth u. dgl. Ungleich interessanter aber war die Aufdeckung einer in Felsen gehauenen Kalkgrube, worin noch eine so bedeutende Masse brauchbaren gelöschten Kalkes vorhanden war, daß der größte Theil der Fundamente damit gemauert werden konnte. Eine umgestürzte Mauer hatte diese Kalkgrube bedeckt.

Nachdem der Bau der ersten Stocke beendigt war, wurde von dem fürstlichen Bauherrn auch der verdienstvolle und rühmlichst genannte Architekt, Conservator Carl Heideloff, Professor an der polytechnischen Schule zu Nürnberg, zu Rathe gezogen, und es wurden manche von ihm angegebene Ideen zur Verschönerung des Neubaues benutzt und ausgeführt.

Im Jahr 1840 war der Bau in seinen Hauptmassen beendet.

Dieser zerfällt in drei Hauptabtheilungen: das eigentliche Schloß, die Wohnung des Kastellans,

mit dem Küchenbau und die Pförtnerwohnung, welche ſich innerhalb der Thorhalle befindet. Dieſe letztere ſtößt an eine vor der Nordſeite des Schloſſes liegende Terraſſe und beſteht aus dem gewölbten Thore ſelbſt, aus Stube und Kammer des Pförtners und einer kleinen Küche.

Die Kaſtellanswohnung hängt mit dem Schloß durch einen über Felſen laufenden Verbindungsgang zuſammen, und umfaßt mehrere Zimmer, Kammern, eine kleine Küche ꝛc.

Im Erdgeſchoß befinden ſich die herrſchaftliche Küche und drei Vorrathsgewölbe.

Wenn man den Fahrweg, an deſſen Seite nach dem Bergabhang pyramidale Steinkegel eine ſchützende Barriere bilden, heraufkommt, tritt zuerſt die Kaſtellanswohnung, von dem großen Thurm überragt, nebſt dem gegen Weſten vorſpringenden Küchenbau, mit Thürmchen, freundlichen Fenſtern, Zinnen und Schieferdächern nahe vor das Auge; aus runder Oeffnung im Giebel der Kaſtellanswohnung hervor ſchauend, wird die Büſte eines Mannes erblickt, des Maurermeiſter Thomas, der die Maurerarbeit von Anfang

bis zu Ende des Baues besorgte, modellirt und gearbeitet vom Hofbildhauer Ferdinand Müller in Meiningen.

Bald zeigt sich der alte geborstene Thurmrest auf seinem Felsgrunde, und mit jedem Schritt aufwärts tritt diese Seite des Baues mehr hervor. Die westliche Plattform mit künstlich ausgeführter Steinbrüstung wird sichtbar und am dritten Geschoß des nun in seiner ganzen Größe sich darstellenden höchsten Thurmes (120 Fuß) erscheint ein reich verzierter Erker über einem kolossalen Löwenkopf, nach C. Heideloffs Zeichnung; diesen Erker verfertigte der Bildhauer Ernst Thieme aus Nürnberg.

Eine stets verschlossene Pforte, zu welcher Stufen emporleiten, führt in das Innere des Thurmes.

Nun zeigt sich das Thor in malerischer Umgebung theils nackter, theils übergrünter Felsen, mit seinen Zinnen und Schießscharten.

Im Hofe nahen wir der Ostfronte des Schlosses, begrenzt von dem nördlichen und dem südlichen (achteckigen) Thurm, ersterer bis zur Spitze der Helmstange 110 Fuß hoch und mit einem Dache versehen, letzterer mit einer Zinnenkrone, 70 Fuß hoch.

Eine aus drei Arkaden bestehende Halle mit einem

Kreuzgewölbe überwölbt, welches aus zwei ſtarken maſſiven Pfeilern ſein einſeitiges Wiederlager gewinnt, trägt die öſtliche Plattforme vor dem Haupteingang, zu dem eine einmal gebrochene Freitreppe mit kunſtvoll verzierter Steinbrüſtung emporleitet. Darunter führt eine Thüre zu den Kellergewölben.

Am Giebel dieſer Fronte iſt ein altes, von Herzog Bernhard I. herſtammendes Steinwappen mit den Buchſtaben B. H. Z. S. J. C. V. B. (Bernhard, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg) angebracht.

Den achteckigen Thurm ſchmückt ein ähnliches altes Steinwappen und zur Erinnerung an frühere Burgherren und Burgmannen ſind die Wappen von Henneberg-Schleuſingen, Henneberg-Römhild, der Burggrafſchaft Würzburg, von Todtenwart und von Buchenau über den Fenſtern des 2ten Stocks angebracht. (S. die Abbildung).

Im Hofe erblickt man zur Linken den geborſtenen Thurm, nebſt einem Ausgangpförtchen nach dem Fußweg, neben demſelben ſchließt ſich die begonnene Umfaſſungsmauer an.

Wir haben zur Rechten die ſtattliche Südfronte des Schloſſes, und vor uns den zur Kaſtellanswoh-

nung führenden Verbindungsbau, wie dieſe ſelbſt; am öſtlichen Giebel derſelben ſehen wir, wie bei dem weſtlichen, eine Büſte hervorragen, welche ebenfalls von F. Müller modellirt und gearbeitet, den Landbaumeiſter Auguſt Döbner darſtellt.

Eine 24 Fuß tiefe Ciſterne im Hofe nahe dem Schloſſe wird noch einen architektoniſch verzierten Ueberbau erhalten.

III.

Das Innere des Schlosses Landsberg.

Erstes Stock.

Ueber die Freitreppe auf die östliche Plattforme gelangend, welche, gleich den übrigen, mit Asphalt übergossen ist, treten wir durch die Doppelthür des Haupteinganges in die

Waffenhalle.

Hier ist über der Thüre nach der Haupttreppe zu lesen:

Wir wünschen nicht zurück die alte Zeit,
Wohl aber Ahnen-Kraft und männlich Walten.
Nicht Lehnsdruck, nicht der Ritter Eisenkleid,
Jedoch die felsenfeste Treu der Alten.

Der Boden dieſer Halle beſteht aus teppichartigem Plattwerk von gebranntem ſchwarzen Thon mit eingelegter weiß und rother Verzierung, nach einem Motiv in der Kirche zu Eßlingen. Die Decke beſteht aus Eichenholzvertäfelung nach Art einer im königlichen Schloſſe Hampton-court in England befindlichen Rippendecke mit herabhängenden Rippen und Conſolen.

Die beiden Glasthürflügel ſchmücken die in Glasmalerei prachtvoll ausgeführten Wappen des fürſtlichen Erbauers und Höchſtſeiner Gemahlin, der Herzogin **Maria**, — von Kellner in Nürnberg 1837 gefertigt; die Spitzbogen enthalten ebenfalls Glasmalerei in ſchöner Arabeskenzier.

An den Wänden der Waffenhalle ſind Ruhebänke aus Eichenholz mit verzierten Backen angebracht.

Die verſchiedenen ritterlichen Armaturen und Heergeräthe, welche die Halle und den anſtoßenden Verbindungsgang zieren, beſtehen aus Rüſtungen, Flügelhelmen, Schwertern, Dolchen, Speeren, Hellebarten und Partiſanen, Schilden, Morgenſternen, Armbrüſten, kunſtvoll verzierten Gewehren, Jagd- und Pulverhörnern, nebſt mehrern orientaliſchen Waffen, alles in dem Auge wohlgefälliger Anordnung.

Besonders ausgezeichnete Stücke dieser kleinen Waffensammlung sind:

1) Kurzes, am Griff handbreites Schwert uralter Form; der Griff sammt dem halbmondförmigen Kreuz ist mit geschliffenen Steinen: Heliotrop, Lapislazuli und Jaspis verziert, und auf einem runden Stein in der Mitte befinden sich drei kleine silberne Lilien. Die Scheide besteht aus Schildkrot mit starkvergoldetem Beschläge.

2) Streitartähnliche Hellebarte seltensten Vorkommens, gothisch verziert, mit Gold ausgelegt und achteckig.

3) Helm (Sturmhaube) trefflich gravirt, auf beiden Seiten das Frundsbergische Wappen, und unterm Kamm die Inschrift:

Caspar von Frvnsberg wol-
gemvt von devtschem Blut.

4) Pulverhorn von Hirschhorn mit Messingbeschläge; sehr alt. Im Basrelief darauf Christus am Kreuz mit heiligen Personen und dem römischen Hauptmann.

5) Orientaliſcher Jatagan mit türkiſcher Schrift auf der Klinge, am Griff reich mit Silber verziert, die Scheide ſchwer und maſſiv von Silber mit geſchmackvollen Verzierungen; aus der Caſauba des letzten Dey's von Algier, Huſſein Paſcha, vom Major und Commandeur Buch erbeutet, und dem Herzog verehrt.

Aus der betreffenden Halle führt zur Linken ein gewölbter Durchgang, welchen Köpfe und Geweihe von Renn- und Elenn-Thieren, Antilopen und dergl. ſchmücken, in das untere Zimmer des achteckigen Thurmes, aus welchem ſich eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt darbietet. Dieſes Zimmer hat altdeutſche Rippengewölbe, fünf Fenſter und einen grün glaſirten gothiſchen Säulenofen, an welchem ſich verſchiedene Wappenſchilde befinden. Die Malerei iſt einfach gehalten; Stäbe, von Blättern umwunden. Die Thüren ſind ſämmtlich von Eichenholz und ſtylmäßig, doch verſchiedenartig verziert.

Unter den im Durchgang zum Thurmzimmer befindlichen Thierköpfen ſind intereſſant und ſehenswerth: der eines Bockes mit 4 Hörnern, davon 2 monſtros

ganz gerade in die Höhe gehen; der der Antilope Strepsiceros, der Antilope Gnu, und Andere.

Der erwähnte Durchgang aus der Waffenhalle führt an einer Glasthüre, die sich gegen die Treppe öffnet, vorüber in das

Saalzimmer.

Dieses hat Eichenholzvertäfelung und architektonische Malerei, die, wie die übrige Zimmermalerei des ganzen Schlosses vom Architekturmaler Georg Eberlein aus Linden im Ansbachischen und unter seiner Leitung gefertigt wurde. Die Grundfarbe ist lichter Holzton mit aufgelegten Verzierungen im Eichenholzton. Das große nach dem Hofe gehende Fenster enthält auf seinen zwei Flügeln Kellnersche Glasgemälde:

1) St. Joachim und St. Anna unter der goldnen Pforte des Tempels zu Jerusalem, nach Albrecht Dürer.

2) St. Sebaldus.

Der Ofen in diesem Zimmer ist alt und zeigt in schöner Ausführung ältere und spätere Herrscher. Vom Saalzimmer führt eine Thüre auf den Gang, und eine Doppelthüre in den

Groſsen Saal.

Seine Länge beträgt 50 Fuß, ſeine Breite 17 Fuß 6 Zoll, die Höhe 17½ Fuß. Wände und Decke ſind mit Eichenholz verkleidet, der Fußboden iſt Eichenparkett. Die Decke iſt reich mit gothiſch-architektoniſchen Füllungen geſchmückt und zeigt 14 aufgelegte Wappenſchilde des Herzogl. S. Wappens in Farben und Metallen auf den Zuſammentreffen der Gliederungen. Es ſind dieß die Wappenſchilde des Herzogthums Sachſen, und der Landgrafſchaft Thüringen, reſp. Heſſen, der Herzogthümer Jülich und Berg, der Pfalzen Thüringen und Sachſen, der Herrſchaft Meiſſen, der Grafſchaften Mark, Ravensberg, Landsberg, Eiſenberg, Altenburg, Henneberg-Schleuſingen und Henneberg-Römhild. Sechs geſprengte Bögen ſtützen ſich auf Säulchen, welche die Bild- und Thürfelder einrahmen. Ueber den ſpitzbogigen Flügelthüren und am Getäfel der Wände ſind reiche gothiſche Ornamente, Laubwerk und Roſetten in Holzſchnitzerei, von Thieme ausgeführt, angebracht.

Drei hohe Glasthüren mit in verſchiedenen Muſtern durchbrochenen Oberlichtern an der Nordfronte, und ein gleich hohes Fenſter nach Oſten laſſen volles

Licht einſtrömen. Erſtere führen hinaus auf die Terraſſe, welche ohne anderweite Zugänge einen freien Raum von 3219 Quadratfuß umfaßt, und auf drei Seiten mit Zinnen umgeben iſt. Sie läßt die Ausſicht nach Weſten, Norden und Oſten frei. Ein Lindenbaum dient ihr zur eigenthümlichen Zierde.

In der Mitte des Saales befindet ſich in einer weiten Vertiefung der Credenztiſch nach alter Art, unter einem eingeſprengten durchſichtigen Gewölbe von Holzſculptur, deſſen Bogen Conſolen mit Engelgeſtalten als Schildhalter der Herzoglichen Wappen zieren, letztere modellirt und in Holz ausgeführt von F. Müller.

Der Schenktiſch, terraſſenartig emporſteigend, trägt eine ſehenswerthe Sammlung alterthümlicher Humpen und Pokale von Elfenbein, Glas, Porzellan und Töpferarbeit.

Der Ofen iſt achteckig mit Zinnen, der Heißkaſten viereckig, und an dieſem zeigt ſich die Legende des Ritters St. Georg nach F. Müllers Zeichnung und Modell.

Die Schlüſſelſchilde und Bänder an den Thüren

ſind von rothlackirtem Metallblech mit reicher Vergoldung.

Den wichtigſten Schmuck dieſes Saales aber bildet ein Cyklus hiſtoriſcher Gemälde, in Enkauſtik ausgeführt von dem rühmlichſt bekannten Hiſtorienmaler Wilhelm Lindenſchmitt aus Mainz.

Jedes dieſer Gemälde iſt von gewundenen Goldſtäbchen eingerahmt und über denſelben, innerhalb dieſer Umrahmung, iſt ein Feld für eine ſchriftliche Erklärung des Bildes leer gelaſſen.

Die Bilder ſind beſtimmt, in mit Bedacht gewählten Scenen aus Geſchichte und Sage des Sächſiſchen Regentenſtammes der Ahnen ritterliche Tugenden: Schutz der Religion und des Glaubens, Pflege edler Künſte, Frömmigkeit und Ergebung, Tapferkeit in Schimpf und Ernſt, Minnedienſt, Heldenmuth und Schirm der Schwachen, Lehnstreue und Treue des gegebenen Wortes — vor Augen treten zu laſſen; es ſind deren für den Saal 8 beſtimmt, doch bis jetzt nur erſt 6 zur Vollendung gebracht, und zwar in nachſtehender chronologiſcher Aufeinanderfolge.

I.

Conrad des Großen von Wettin Kampf gegen die heidniſchen Obotriten; 1147.

In dieſem Bilde ſtellte der Künſtler den Schutz und Schirm des chriſtlichen Glaubens dar durch den großen Ahnherrn des Wettiniſchen Sachſenſtammes, den Nachkommen des glorreichen Wittekind, Conrad, Markgraf von Meiſſen, auf ſeinem gegen die heidniſchen Obotriten im Mecklenburgiſchen unternommenen Kreuzzuge, wie er im wilden Kampfgetümmel ſeinen Kämpferſchaaren heldenhaft vorleuchtet. Conrad zur Seite kämpft der junge achtzehnjährige Sachſenherzog Heinrich der Löwe aus dem Welfenſtamme, der mit andern Fürſten an jenem Heereszuge Theil nahm. Waren auch die Erfolge dieſes Kreuzzuges im Allgemeinen nicht die glänzendſten, ſo verdiente doch Conrads Abbild um ſo mehr hier eine Stelle, als die Hauptcharakterzüge deſſelben: Glaubenseifer, Frömmigkeit, Redlichkeit und Heldenſinn vereint ihm den Namen des Großen erworben haben.

II.

Der Minnesängerkrieg auf Schloß Wartburg; um 1207.

Ueber Thüringen herrschte am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein kunstsinniges Fürstenpaar, Landgraf Hermann und seine zweite Gemahlin Sophia von Wittelsbach.

Mehr noch als die Geschichte, verkünden Poesie und Sage, daß am Landgrafenhofe auf Schloß Wartburg ein Kreis der berühmtesten Minnesinger sich zu einem poetischen, änigmatischen, vielleicht auch musikalisch-dramatischen Wettstreit eingefunden habe, welchen alte Ueberlieferungen den Singerkrieg auf Wartburg nennen. Diese erzählen, daß die Sänger: Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Rispach, der tugendhafte Schreiber, Reinmar von Zweter und Bitterolf, (wahrscheinlich ein Henneberger) vereint das Lob des Thüringer Landgrafen prießen, während Heinrich von Ofterdingen seinen Herrn, den Erzherzog Leopold von Oesterreich, höher als alle andere Fürsten stellte.

Darüber entstand ein so heftiges Wettsingen auf Tod und Leben, daß sogar der Scharfrichter beschieden wurde, dem Ueberwundenen das Haupt abzuschlagen.

Der Künstler hat auf dem Bilde den Moment gewählt, wo Heinrich von Ofterdingen, als Ueberwundener sich in den Schutz der Landgräfin Sophia flüchtet, die dem Sänger diesen willig gewährt mit den schönen Worten an seine Gegner: „Wem ich je meine Hand bot, der läßt ihn wohl genesen! Herr Wolfram von Eschenbach, Walter, Reinmar, Herr Schreiber, laßt euch sagen: war ich je zuvor Eurer eines Obdach gegen Kummer, so laßt mir euern Zorn!“

So ist nicht nur in dem Bilde die Pflege der schönen Künste, sondern auch der Strahl edler Sitte und hoher Milde in einer fürstlichen Frau aus der Ahnenreihe des Herzoglichen Hauses auf eine ansprechende Weise zur Erscheinung gebracht.

III.

Abschied des Landgrafen Ludwig des Heiligen von seiner Gemahlin Elisabeth der Heiligen; 1227.

Landgraf Ludwig der Heilige von Thüringen war

ein Sohn des auf dem vorigen Bilde erscheinenden Fürstenpaares; Elisabeth war die Tochter des Königs Andreas von Ungarn, und eine Abkömmlingin Conrad des Großen von Wettin.*)

Elisabeth war ihrem künftigen Gemahl schon in der Wiege verlobt, und mit ihm auf Schloß Wartburg erzogen worden. Die Gatten liebten sich mit einer seltenen Innigkeit, da trennte sie ein Kreuzzug, an dem mit vielen andern deutschen Fürsten und Edlen auch Landgraf Ludwig Theil nehmen mußte. Die vaterländische Chronik erzählt, daß Elisabeth mit ihrer Schwiegermutter und ihren Kindern dem Gemahl bis nach Meiningen das Geleite gegeben, wo sie sich schmerzlich trennten, um sich einander auf Erden niemals wieder zu sehen, denn Landgraf Ludwig starb auf dieser Heerfahrt zu Otranto.

---

*) Agnes, Schwestertochter Conrads, vermählte sich mit Berthold IV. Herzog von Dalmatien und Meran, dem sie 3 Söhne und 3 Töchter gebar; von diesen letztern ward Gertrud durch König Andreas zur Gemahlin erkoren, welche die Mutter der heiligen Elisabeth wurde.

Der Künſtler hat die Aufgabe: in dieſem Bilde der Ahnen frommen und gottergebenen Sinn auch unter Leiden und Prüfungen auszudrücken, nicht nur in den Hauptperſonen ergreifend dargeſtellt, ſondern auch in reicher Gruppirung der Nebenperſonen allſeitig hiſtoriſche Beziehungen dargeboten. Zur Seite ſtehen Ludwigs jüngere Brüder, Conrad und Heinrich Raspe, unhold blickend, Trübes brütend, und mit finſterer Strenge mahnt der in der Perſon des Mönchs und Ketzerrichters Conrad von Marpurg perſonifizirte Fanatismus als Kreuzzug-Prediger zum Aufbruch. In der Tiefe umarmt der von der Sage gefeierte Graf von Gleichen, kenntlich am Leopardenbilde ſeines Heerſchildes, ſeine treue Hausfrau. Unter den übrigen Schilden der Kreuzfahrer zeigt ſich auch das eines der älteſten thüringiſchen Adelsgeſchlechter, der Herrn von Erffa. Endlich erblickt man die im Jahr 1001 erbaute Kirche der Stadt Meiningen im Hintergrunde in ihrer wohl urſprünglichen äußern Geſtaltung, neben welcher die heilige Eliſabeth ſpäter zum Andenken dieſer ſchmerzlichen Scheideſtunde eine Kapelle erbauen ließ.

IV.

Das Prachtturnier des Markgrafen Heinrichs des Erlauchten zu Nordhausen. 1264.

Dieſes Bild ſoll die ritterliche Waffenübung im Schimpf, wie im Ernſt, Mannheit und edles Gebahren vergegenwärtigen. Es iſt noch nicht vollendet.

V.

Die Entführung Eliſabeths von Arnshaugk durch Landgraf Friedrich den Freudigen. 1303.

Auf dieſem Gemälde ſoll der Gedanke an das von den Ahnen allezeit hoch gehaltene Element zarter Frauenliebe in dem Beſchauer hervorgerufen werden.

Friedrich mit der gebiſſenen Wange, Landgraf von Thüringen, Markgraf von Meiſſen, Pfalzgraf von Sachſen, hatte nach manchen Kämpfen mit ſeinem Vater Albert; den die Geſchichte den Entarteten nennt, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Diezmann einen

groſsen Theil der wettiniſchen Länder wiedergewonnen und ſich mit dem Vater verſöhnt.

Friedrich war durch den Tod ſeiner erſten Gemahlin, Agnes von Kärnthen, Wittwer geworden, und empfand in ſeinem noch jugendlichen Herzen eine ſtarke Liebe zu der jungen und ſchönen Gräfin Eliſabeth von Arnshaugk, der Tochter erſter Ehe ſeiner Stiefmutter, mit der ſein Vater Albert in dritter Ehe vermählt war. Die Sage krönt die Minnewerbung des mannhaften freudigen Fürſten durch das Romantiſche einer Entführung, und dieſen Moment hat der Künſtler erfaſst, indem wir im Vordergrunde das Liebespaar zu Roſs, im Hintergrunde aber die das Fräulein zu einer Kapelle im Thale bei Neuſtadt an der Orla begleitet habenden Frauen von des Landgrafen Reiſigen zurückgehalten erblicken, und über das Ganze iſt der magiſche Duftſchimmer einer ſchönen Morgenröthe ergoſſen, wie ein prophetiſches Zeichen, daſs aus dem Schooſse dieſer Eliſabeth die Ranke eines verjüngten Stammbaumes der Sachſenherrſcher emporgrünen werde, denn ſie wurde die Stammmutter aller ſpätern Sachſenfürſten.

VI.

Friedrich des Freudigen Vatertreue.

Hier erblicken wir die ritterliche Tugend edler Schirmhut gegen Schwache und Hülfsbedürftige in einem der schönsten Züge aus der Thüringischen Landgrafengeschichte wiedergegeben. Neuer Krieg war entbrannt zwischen Vater und Sohn; Friedrich aber hatte die Wartburg gewonnen und eingenommen, den Vater gefangen, doch mit sicherm Geleit gen Erfurt entlassen, und wohnte mit seiner Gemahlin und der Schwiegermutter auf dem uralten Stammschloß. Aber die Bürger der Stadt Eisenach sahen das ungern, und begannen mit vielem Hülfsvolk aus den Nachbarstädten und mit den Streitern des deutschen Königs Albrecht unter der Führung des königlichen Hauptmanns über Thüringen, Grafen von Wilnau, die Wartburg einzuschließen und hart zu belagern.

In dieser Zeit genaß die Landgräfin Elisabeth auf der Wartburg eines Töchterleins; es war aber kein Geistlicher auf der Burg, das Kind zu taufen. Da sammelte Friedrich zehn bis zwölf tapfre Mannen

um ſich her, und ritt mit ihnen und der Amme des Kindes ſammt dieſem zur Nachtzeit aus der Burg gen Tenneberg zu. Das merkten die Belagerer bald und brachen eilend zur Verfolgung auf. Auf dem Ritt aber begann das Kind heftig zu ſchreien, und die Amme hielt ihr Roß an, und ließ die Ritter an ſich vorüber reiten. Da hielt auch der Vater und fragte: „Was fehlt dem Kindlein?"

„Herr!" antwortete die Amme: „es ſchweiget nicht, es ſauge denn!" Sogleich gebot der Landgraf den Seinen zu halten und rief: „Das Kind ſoll um dieſer Jagd Willen nichts entbehren, und koſtet' es das Thüringerland!" Da ſchaarten ſich Alle um die Amme her, die mit dem Kinde hielt und es ſtillte.

Dieſen Moment hat der Künſtler feſt gehalten. Die Verfolger waren ſo nahe, daß man ſchon ihren Hufſchlag hörte, allein die Handlung heiliger Vatertreue blieb ungeſtört, und bald darauf wurde Tenneberg erreicht, wohin der Abt von Reinhardtsbrunn entboten wurde, der das Kindlein taufte und es nach der Mutter Eliſabeth nannte.

VII.

Friedrich und ſein Bruder Diezmann ſchlagen mit ihren treuen Vaſallen die Schlacht bei Lucca. 1307.

In dieſem noch nicht vollendeten Bilde ſoll ſich die Tugend der Lehnstreue gegen den angeſtammten Oberherrn ausſprechen, welche ſich in jener äußerſt wichtigen und erfolgreichen Schlacht auf das glänzendſte bewährte, da ſie dem Hauſe Wettin den Beſitz von Meiſſen, Thüringen und dem Oſterlande ſicherte, ihm ſelbſt ſeine Selbſtſtändigkeit erhielt, und die durch Albrechts Pläne bedrohte Freiheit Deutſchlands rettete.

VIII.

Friedrich der Streitbare und ſein Fürſtenwort; 1415.

Auf dem letzten dieſer hiſtoriſchen Bilder tritt uns der vielgeprieſene Sachſen-Held und erſte Kurfürſt Friedrich der Streitbare entgegen und zwar als Vertreter jener hohen Rittertugend der Heilighaltung eines Manneswortes. Darum wurde aus ſeinem viel-

fach bewegten Leben gerade ein minder bekannter Zug gewählt. Ein Ritter von Staupitz auf Reichenstein, der den Zorn des Fürsten auf sich geladen, weil er das dem Ritter von Bernwalde gehörige Schloß Kriebenstein widerrechtlich eingenommen hatte und inne behielt, wurde von Friedrich in dieser Feste belagert. Die Gemahlin desselben erflehte von Friedrich dem Streitbaren die Gunst freien Abzuges mit ihrem besten Gut, und der Fürst gewährte ihr so viel sie dessen tragen könne, mit von der Burg herabzunehmen. Da trug sie ihren Gatten hernieder, als ihr Liebstes, und auch ihr wiederfuhr von dem Fürsten, was jenen treuen Frauen von Weinsberg im Jahr 1140 ein Kaiserwort nach der Sage verhieß und erfüllte.

An den Saal stößt das untere Zimmer des nordöstlichen Thurms, mit Eichenholztäfelung und verziertem Holzplafond.

Jedes der beiden Fenster enthält 2 größere und 2 kleinere alte Bilder aus der Kunstblüthezeit der Glas-

malerei, theils Wappen, theils Scenen; eins, das Bild König Ferdinands, trägt die Jahrzahl 1538.

Dieſes Thurmzimmer ſoll ein Turnierfries vom Hofbildhauer F. Müller zieren. Dieſer Fries beginnt mit einer Rittergruppe, an ihrer Spitze ein Herold. An den Schranken ſteht eine Gruppe Zuſchauer und Wappner, dann folgen einige des Einritts in die Schranken harrende Ritter. Zwei Ritter turniren; die Schranken ſind mit Trophäen und Wappenſchilden geſchmückt. Ein Feſtzug, Muſikanten zu Roß voran, von Rittern und Knappen gebildet, bewegt ſich der Stelle zu, wo die Danke ausgetheilt werden. Es iſt das Turnier jenes berühmte, das Markgraf Heinrich der Erlauchte zu Nordhauſen ausſchrieb, deshalb deutete der Künſtler beziehungsreich geſchichtliche Perſonen, die jenem Turniere beiwohnten, an. Den Dank vertheilt die Kaiſertochter Margaretha, Gemahlin Landgraf Albert des Unartigen. Markgraf Heinrich der Erlauchte nebſt ſeiner Gemahlin und ſein Sohn ſind gegenwärtig; der erſtere unterhält ſich mit dem biedern Ritter Schenk von Vargila. Albert der Unartige wechſelt geheime Blicke mit der Hofdame Kunigunde von Eiſenberg, welche die ſilbernen Blätter und gold-

nen Früchte von dem Baume pflückt, als Preis der Sieger, und diese der Herrin darreicht, u. s. w.

Eine Seitenthüre des Saales führt auf den Gang und zum untern Zimmer des großen Thurms. Dieses hat eine mit Rippengewölben construirte Decke, und an dem Ende der Rippenbündel Consolen mit Rebenlaub und Trauben, weiß und Gold; in den Nischen der reich verzierten 4 Fenster sind eichene Ruhebänke angebracht. Die Malerei zeigt im Eichenholzton gemalte Vertäfelung, die Wandung ist steingrau.

Aus diesem Zimmer führt ein kurzer Verbindungsgang in das

Lutherzimmer.

Auch dieses ist mit architektonischer Malerei auf violettem Grund mit Verzierungen im gelben Ton ausgestattet, und zeigt ein massives vielgrabiges Rippengewölbe. Die Rippenwurzeln enden in Baldachine, unter denen auf zierlichen Consolen folgende 8 von F. Müller gefertigte Statuetten stehen: Dr. Martin Luther, Melanchthon, Calvin, Zwingli, Friedrich der Weise, Bernhard von Weimar, Philipp von Hessen, Gustav Adolph; an den Consolen der

Reformatoren ſind die Attribute der Evangeliſten, an denen der Fürſten die betreffenden Wappen angebracht.

Das große Bogenfenſter enthält Glasmalerei.

Dieſes Zimmer öffnet ſich auf

die Hirſchgallerie.

Sie bildet den oben erwähnten Verbindungsgang des Schloſſes mit dem Küchenbau und der Kaſtellanswohnung, iſt 94 Fuß lang, 8 Fuß breit und 12 Fuß hoch. Der Plafond iſt mit Täfelwerk im mittelalterlichen Styl bekleidet. Die Gallerie hat nach Weſten nur einige kleine Fenſteröffnungen, nach Oſten aber 9 Doppelfenſter, in welchen auf gelbem Grunde mit eingebrannter ſchwarzer Schrift in einer Doppelreihe folgende alte Kernſprüche angebracht ſind, die dem Leſer zur guten Lehre dienen ſollen.

Erſtes Fenſter:

1) Geld macht nicht reich,
Es ſey denn reich
Das Herz zugleich.

2) Bei jedem Freunde halte ſtill,
Der Dich nur, nicht das Deine will.

3) Freunde in der Noth
Gehn zehn auf ein Loth

Und ſo ſie ſollen behülflich ſeyn
Gehn zehn auf ein Quintlein.

4) An einem ſchmutzigen Keſſel reibt ſich Niemand weiß.

Zweites Fenſter:

1) Schweigen und denken
Kann Niemand kränken.

2) Was einer für den Andern gerne thut das iſt keine Laſt.

3) Was man nicht kann meiden
Soll man willig leiden.

4) Wer Andern eine Grube gräbt fällt ſelbſt hinein.

Drittes Fenſter:

1) Wer mit dem Kopf will oben hinaus,
Thut viel Schaden und richtet nichts aus.

2) Es hat ſich eh einer verredet als verſchwiegen.

3) Freundes Gebrechen ſoll man kennen und tragen
Nicht aber nennen und ſagen.

4) Auf Erden iſt kein beſſer Liſt
Als wer ſeiner Zung' ein Meiſter iſt.

Viertes Fenſter:

1) Hochmuth kommt vor dem Fall.

2) Reichthum vergeht,
Tugend beſteht.

3) Ehrlich währt am längſten.

4) Vortheil iſt nicht allezeit Gewinn.

Fünftes Fenſter:

1) Wenn der Wein eingeht, geht die Weisheit aus.
2) Trunkne Freud, nüchtern Leid.
3) Jung gewohnt, alt gethan,
   Fang das Gute zeitig an.
4) Pünktlichkeit und Ordnung bringt Achtung
   und Ehr.

Sechſtes Fenſter:

1) Friſch begonnen iſt halb gewonnen.
2) Höflichkeit iſt allerwege wohl gelitten.
3) Beſſer Gut los als Ehr los.
4) Was Gott beſcheert bleibt ungewehrt.

Siebentes Fenſter:

1) Gut verloren, unverdorben.
   Muth verloren, halb verdorben.
   Ehr verloren, ganz verdorben.
2) Gut Gewiſſen
   Ein ſanftes Kiſſen.
3) Unredlichkeit wohl Niemand ehrt
   Nur Ehrlichkeit am längſten währt.
4) Wahrer Mund und treue Hand
   Wandern durch alle Städt' und Land.

Achtes Fenſter:

1) Friede ernährt
Unfriede verzehrt.

2) Es iſt kein feſtre Mauer als Einigkeit.

4) Müſſiggang iſt des Teufels Ruhebank.

Neuntes Fenſter:

1) Lernſt Du wohl,
So wirſt Du gebratner Hühner voll.

3) Lernſt Du übel,
So friſſt Du mit der Sau aus dem Kübel.

2) Zu Gottes Hülfe gehört Arbeit.

4) Armuth iſt der Faulheit Lohn.

Oeſtlich führen 2 Thüren in ein, durch ein groſſes Bogenfenſter erhelltes Gemach, deſſen Beſtimmung zu einer waidmänniſchen Trinkhalle in der Nähe von Küche und Kellern angemeſſen erſcheinen wird.

Die zahlreichen Köpfe und Geweihe der Gallerie von Hirſchen und Rehböcken haben dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß ſie nicht willkührlich zuſammengebracht ſind, ſondern theils von dem Schloßherrn ſelbſt, theils von ſeinen Vorfahren, den Herzogen Johann

Caſimir, Heinrich von S. Römhild, Bernhard, Ernſt Ludwig, Friedrich Wilhelm, Carl Friedrich und Georg Friedrich Carl von S. Meiningen erlegt ſind, was die authentiſchen Inſchriften unter den Köpfen bezeugen, von denen einige originell genug lauten; zum Beiſpiel:

Ich hatte 14 Enden zwar
Auch dacht' ich nicht an Todtsgefahr,
Karl Friedrich aber faßte mich
Aufs Rohr ſo unbarmherziglich
Und putzte mir das Leben weg
Bei Hummelshain am Rieſeneck. 1738.

Welche ſtattliche Hirſche es waren, deren Geweihe dieſe Gallerie zieren, geht aus mancher Aufſchrift hervor, z. B. Ein Zehnender, 1609 im Märzbach (bei Römhild) gefangen, wog 4 Centner 9 Pfund. Ein Sechzehnender 1621 vom Herzog Johann Caſimir geſchoſſen, am großen Gleichberg bei Römhild, wog 5 Centner 33 Pfund. Ein Sechzehnender, 1687 geſchoſſen vom Herzog Bernhard I. am Ritſchenhäuſer Eichelberg, wog 5 Centner 10 Pfund. Ein Zweiundzwanzigender, 1692 im Stedtlinger Forſt. Ein Sech-

zehnender, 1702 vom Herzog Bernhard I. im Dippersthal geschossen, wog 264 Pfund. Einen Achtzehnender schoß Herzog Ernst Ludwig in der Kaltestaude. Ein Zwanzigender von 1811 ꝛc.

Die Zimmer des ersten Stocks sind zu Gesellschaftslokalen bestimmt.

Noch ist beachtenswerth, bevor wir zum obern Stock uns wenden, das sogenannte

Schatzhaus.

In dieses gelangt man vom Gang aus und steigt auf einer dunklen Schnecken-Treppe in die Tiefe. Ein feuerrother Lichtschein erhellt durch drei schmale Fenster das Souterrain des 27 Fuß Durchmesser haltenden größten Thurms, an dessen Fuße das oben erwähnte Ausgangspförtchen sich befindet, zu dem eine massive frei tragende Treppe über natürliche Felsen hinabführt. Dieses raumvolle, eigenthümlich auf den Beschauer wirkende verließähnliche Gemach ist überdeckt von einem zierlichen Rippengewölbe, aus dessen Schlußstein eine männliche Figur herabblickt, die einen Schlüssel in der Hand hält, und den Träger einer al-

ten auf den Landsberg bezüglichen Volksſage vergegenwärtigt. Dieſe lautet in der Kürze:

Einſt wollte der Landesherr im nahen Haßfurtwalde jagen und ſandte einen Kammerherrn voraus, mit einem Befehl an die Kreiſer und Treiber. Als dieſer ausgerichtet war, beſtieg der Kammerherr den Ruinenberg und ruhete dort. Da erblickte er wie im Traume eine weiße Jungfrau, die ſich zu Zeiten ſehen ließ in den Burgtrümmern, (Andre ſagen, es ſei ein Zwerglein geweſen das er geſehen), und ſie winkte ihm, zeigte ihm die Glücksblume, und verſchwand. Und da ſtand eine große goldgelbe Schlüſſelblume vor ihm, die zog er aus der Erde, und in ihrem Wurzelgefäßer hing ein großer uralter Schlüſſel. Auch ſah jetzt der Kammerherr eine zuvor nicht erblickte große eiſerne Gewölbthüre, und wie er mit dem Schlüſſel ſie anrührte, ſprang ſie auf, und im Gewölbe drinnen lag ein großer Schatz von Gold und edlen Geſteinen. Der Kammerherr wollte gleich zugreifen, da hörte er Jagdhörner, und die Stimme ſeines Gebieters, die laut nach ihm rief; ſogleich ſprang er zurück, behielt den Schlüſſel, achtete aber der Blume nicht, ſondern verlor ſie. Als die Jagd beendet war, ſchlich er ſich

wieder auf den Landsberg hinauf, den Schatz zu heben, und ſuchte die Thüre, aber — er fand ſie nicht wieder, weil er die Blume verloren. Nun iſt er in dieſem Schatzhauſe abgebildet, wie er den Schlüſſel hält und nach der Thüre ſpäht, die dieſer öffnen ſoll, und nach dem verlornen Schatz.

Das zweite Stock.

Von dem oben erwähnten Saalzimmer aus betreten wir eine Schneckentreppe mit hohler Spindel, die durch das ganze Gebäude gehend zu den obern Etagen emporführt, in deren zweiter eine durchbrochene Glasthüre auf einen kleinen Vorplatz führt, der die Zimmerreihen verbindet. Ueber allen Thüren dieſes Stockwerks, welche ſämmtlich verſchiedenartige Sculpturzier haben, ſind ornamentale Füllungen in Holzſculptur angebracht. Die ſämmtlichen Zimmerdecken dieſes Stocks ſind in verſchiedenartigen gothiſchen Muſtern in Stuck auf farbigen Grunde nach Döbners Zeichnungen ausgeführt.

Wir betreten das Mittelzimmer, deſſen Decke grün, mit weiſser Stuckverzierung iſt. Die Malerei zeigt einen architektoniſchen Fries auf Lilagrund. Das Fenſter enthält in Rundſcheiben den Heſſiſchen Löwen und den Jülichſchen Löwen, darüber in gleich groſsen Rundſcheiben die entſprechenden Helme mit ihren Zierden.

Von dieſem Zimmer aus betreten wir zunächſt die zur Rechten anſtoſsende Zimmerreihe. Dieſe eröffnet das nordöſtliche Eckzimmer, welches 2 groſse Fenſter, eins nach Norden und eins nach Oſten hat; das erſte enthält 2 runde Wappenſchilde mit den entſprechenden Helmen: den Bergiſchen Löwen und den Meiſsniſchen Löwen. Im öſtlichen Fenſter erblicken wir das Wappen der Burggrafſchaft Würzburg, darüber den Helm von Henneberg Römhild, und das Wappen von Henneberg Schleuſingen mit dem entſprechenden Helm. Die Decke iſt Stuck mit Vergoldung auf blauem Grunde; die Wandfarbe iſt blau mit architektoniſchem Fries und Sockel.

Aus dieſem Zimmer betreten wir den nordöſtlichen Söller, ein rundes Thurmgemach, das aus 3 Fenſtern freundliche Ausſichten in das Thal, ge-

währt. Die Fenster enthalten alte schweizerische Glasmalereien. Der Wandton perlgrau mit Fries und Sockel in Holzton.

Weiter stößt an das Eckzimmer ein Zimmer, dessen Stuckdecke auf Rosagrund gelegt ist; Wandfarbe mattgrün mit gemaltem, von Säulchen getragenen Fries, und reichem Sockel in Holzton. Das Fenster zeigt die Wappenscheiben der Grafschaft Brehna, der Burggrafschaft Altenburg, des Herzogthums Sachsen und der Grafschaft Landsberg.

Aus diesem Zimmer wird die Laube betreten, ein Verbindungszimmer in dessen 2 runden Scheibenfenstern nach Osten wir den Pleißner Löwen und das Sächsische Wappenschild erblicken; ein großes Fenster ohne Glasmalerei geht nach dem Hofe.

Die Malerei dieses Zimmers läßt dasselbe sammt der Decke als eine leicht gegitterte Laube erscheinen, deren Stäbe von Weinlaub, Rebenranken und Trauben umschlungen sind, belebt von mancherlei nach der Natur gemalten Vögeln und Schmetterlingen. Zeichnung und Ausführung derselben ist vom Hofmaler Paul Schellhorn. Diese Laube verbindet die Zimmerreihe mit dem südlichen Thurmzimmer, einem der schön-

ſten des Schloſſes. Es hat eine Stuckdecke auf Rosagrund mit vergoldeten durchbrochenen Roſetten und Ranken, und wird durch 5 Fenſter erhellt. Daſſelbe erwartet noch die Vollendung ſeiner maleriſchen Ausſchmückung.

Wir kehren nun zurück, um vom Mittelzimmer aus die Reihe der fürſtlichen Gemächer zur Linken zu betreten.

Das erſte derſelben iſt das Spruchzimmer, deſſen Decke, (mit Stuckvergoldung in Holzfarben) 12 Schilde Herzoglich Sächſiſcher und Heſſiſcher Wappen ſchmücken. Es ſind die Wappenſchilde von Thüringen, reſp. Heſſen, Sachſen, Meiſſen, Fulda, Hersfeld, Fritzlar, Henneberg-Schleuſingen, Henneberg-Römhild, Altenburg, Eiſenberg, Ziegenhain und Nidda. Im Fenſter zeigt ſich das Wappen der Grafſchaft Mark und des Herzogthums Sachſen mit den entſprechenden Helmen darüber. Der Ofen, mit bunten Reliefglaſurbildern und Wappen, iſt eine Antiquität.

Den grauen Grund der Wände ſchmücken neben angemeſſener bunter Ornamentenmalerei folgende in gothiſcher Schrift mit geſchmackvollen Initialen in Gold und Farben ausgeführte alte Sinn- und Denkſprüche,

die aus der praktiſchen Lebensweisheit der Vorfahren entlehnt ſind:

1.

Ein' Gutthat, die bei Zeit geſchicht.
Dieſelb' iſt doppelt ausgericht.

2.

Gerechtigkeit war ſtets der Grund
Darauf ein tapfrer Mann beſtund.

3.

Was ziert ein zarte Jungfrau mehr
Denn Keuſchheit, Einfalt, Zucht und Ehr'?

4.

Der Menſch ein'n groſſen Vorrath hat,
Wenn er wird vom Geringen ſatt.

5.

Die Arbeit alles überwind't,
Wer nur dazu iſt recht geſinnt.

6.

Das Glück wohl Einer oft umſchlang,
Behielt es aber ſelten lang.

7.

Wer ſich auf Menſchen will verlaſſen,
Der irret weit in allen Gaſſen.

8.

Wo einer ſich ſchickt in die Zeit,
Da iſt die beſt' Beſcheidenheit.

9.

Wo man nicht zur Belohnung hat
Die Ehr', geſchieht kein' rühmlich' That.

10.

Freundſchaft, das iſt der beſt' Zurath
Den Einer auf der Erden hat.

11.

Im Unglück hab ein'n ſtäten Muth;
Trau Gott! Es wird wohl wieder gut.

12.

Ein's Mannes Red' iſt keine Red'
Man ſoll die Theile hören beed'.

An das Spruchzimmer ſtößt

das Erkerzimmer

im großen Thurme. Die Decke flach und die Decoration noch nicht vollendet. Rund um den obern Theil zieht ſich ein in Gyps kunſtvoll ausgeführter mannichfach durch Menſchen und Thiergeſtalten in anmuthigen Gruppen belebter, durch Arabeskenranken verbundener mittelalterlicher Jagdfries von Ferd. Müller.

Wir ſehen in den verſchiedenen Gruppen dieſes Jagd-Frieſes einen Falkonier, deſſen Hund Hühner ſteht, ſehen die Jagd nach dem Edelhirſch, wie die nach dem Haſen. Ein Jäger trägt den erlegten Auerhahn, zwei andere kämpfen gegen einen aufgerichteten Bären. Ein Jäger bläßt zur wilden Schweinejagd und der Eber rennt in die Saufeder. Zwei Jäger ja-

gen den Luchs, zwei andere kämpfen gegen einen Wolf u. ſ. w.

Außer durch den von drei Seiten geſchloſſenen, nach Weſten vorſpringenden Erker wird dieſem Zimmer von noch drei hohen Fenſtern volles Licht gegeben, und zugleich enthält es eine Reihe der trefflichſten und ſchätzbarſten Glasmalereien.

Die Erkerfenſter zeigen vier Bilder geharniſchter Ritter, nach Zeichnungen von C. Heideloff; im Hauptfenſter zwei turnirende, der eine in Sächſiſchen der andere in Heſſiſchen Farben, mit beilaufenden Bahnwärteln, im Hintergrunde Burgen.

Die Seitenfenſter zieren zwei Bannerträger von Sachſen und von Henneberg.

In den übrigen Fenſtern erblicken wir in prachtvoller Ausführung neue Glasmalerei nach Vorbildern am Grabmal Kaiſer Maximilians I. in der Franziskanerkirche zu Insbruck:

1) Rudolph von Habsburg.
2) Maria von Burgund, (Kaiſer Maximilians I. erſte Gemahlin).
3) Eliſabeth, (Kaiſer Albrechts II. Gemahlin).
4) Ernſt der Eiſerne von Oeſtreich.

5) Kunigunde, (Tochter Kaiser Friedrich III.).
6) Arthur, König der Britten.

Das letzte Glasgemälde nebst einem andern, das Theoborich den Gothenkönig darstellt, ist von einem Freyburger Glasmaler und beide sind ein Geschenk der Durchlauchtigsten Schwester des regierenden Herzogs, Ida, Herzogin zu Sachsen Weimar und Eisenach.

Die übrigen Glasmalereien sind sämmtlich aus dem Attelier von Kellner in Nürnberg hervorgegangen.

Aus dem Erkerzimmer leitet ein Durchgang zur Thurmtreppe und nächst diesem in das

Stammbaumzimmer,

welches einen kleinen Saal bildet, den 2 groſse Bogenfenster, jedes von 3 Flügeln, erhellen. Diese enthalten nur in den obern Theilen Wappenscheiben. Die Decke ist gemalt, der Ofen alt. Des Zimmers Hauptschmuck ist eine Ahnenbilderreihe des Herzoglichen Hauses Sachsen in sechzehn anmuthigen Gruppen nach dem Vorbild altdeutscher Meister von G. Eberleins Zeichnung und Ausführung.

Die Männer und Frauen entragen in halber Figur Blumen- oder Laubwerkkelchen und sind durch

die immer von den Stammmüttern ausgehenden Ranken verbunden. Die Bildniſſe ſind, ſo viel dieß möglich, im Bezug auf Phyſionomien und Coſtüme, theils alten Denkmälern, (wie z. B. bei Friedrich dem Gebiſſenen, nach dem ächten urſprünglichen noch zu Reinhardtsbrunn vorhandenen Denkmal) theils Oelgemälden und Holzſchnitten von Meiſterhänden nachgebildet. Jedem Bilde iſt Name und Stammwappen beigefügt. Es ſind folgende:

Erſte Wand:

1) **Conrad der Große von Wettin.** † 1156.
   Luitgart, Schweſter Kaiſer Conrad III.
2) **Otto der Reiche von Wettin.** † 1189.
   Hedwig, Tochter Herzog Albert des Bären.
3) **Dietrich, Markgraf zu Meiſſen.** † 1222.
   Jutta, Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen.
4) **Heinrich der Erlauchte.** † 1288.
   1) **Conſtantia, Herzog Leopold zu Oeſtreich Tochter.**
   2) **Agnes, König Wenzislaus III. Ottokar in Böhmen Schweſter.**

5) Albert der Entartete. † 1315.

1) Margaretha, Tochter Kaiſer Friedrichs II.

2) Adelheid von Arnshaugk.

Zweite Wand:

6) Friedrich der Gebiſſene. † 1326.

1) Agnes, Herzog Meinhards in Kärnthen Tochter.

2) Eliſabeth, Gräfin von Arnshaugk.

7) Friedrich der Ernſthafte. † 1349.

Mechtild, Tochter Kaiſer Ludwig des Bayern.

8) Friedrich der Strenge. † 1380.

Katharina, Tochter des Fürſtgrafen Heinrich von Henneberg.

9) Friedrich der Streitbare, erſter Kurfürſt von Sachſen. † 1428.

Katharina, Herzog Heinrichs von Braunſchweig Tochter.

Dritte Wand:

10) Friedrich der Sanftmüthige. † 1464.

Margaretha, Erzherzog Ernſt zu Oeſtreich Tochter.

11) Ernſt. Gründer der Erneſtiniſchen Linie. † 1486.

Eliſabeth, Herzog Albert III. von Baiern Tochter.

12) Johann der Beſtändige. † 1552.

1) Sophia, Tochter Herzog Magnus zu Mecklenburg.

2) Margaretha, Fürſt Waldemar zu Anhalt Tochter.

Vierte Wand:

13) Johann Friedrich der Großmüthige. † 1554.
Sibylla, Tochter Herzog Johannes von Cleve.

14) Johann Wilhelm I. † 1573.
Dorothea Sophia, Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz Tochter.

15) Johann III. (IV.). † 1605.
Dorothea Maria, Fürſt Joachim Ernſt zu Anhalt Tochter.

16) Ernſt der Fromme. † 1675.
Eliſabeth Sophia, Tochter Herzogs Johann Philipp von Altenburg.

Die Verzierungen der Wände ſind architektoniſch mit gelben goldgehöhten Ornamenten auf lichtem Holzton.

Das anſtoßende Zimmer zeigt außer der architektoniſchen Malerei eine mit Stuck auf blauem Grunde verzierte Decke, auf lichtgelbem Grund mit aus demſelben Ton gemalten Fries, und ein zweiflügeliges Fenſter, darauf die gebrochenen Balken der Grafſchaft Ravensberg, die Herzen der Grafſchaft Orlamünde, die Roſe der Burggrafſchaft Altenburg und das rubinfarbige Regalienfeld in Schmelzmalerei angebracht ſind. Das Zimmer öffnet ſich wieder auf den kleinen Vorſaal.

Die Zimmer des zweiten Stocks haben die Beſtimmung als Wohngemächer der Herzoglichen Familie bei deren Anweſenheit auf Schloß Landsberg zu dienen.

Drittes Stock.

Das dritte Stockwerk enthält eine Reihe zum Theil recht geräumiger Zimmer, welche für den Aufenthalt der Dienerſchaft ꝛc. beſtimmt ſind, und noch einige Thurmgemächer. Der Vorplatz, den man von der Treppe aus betritt, läßt 5 Thüren erblicken. Die erſte zur Rechten führt in einen Gang neben der Da-

dung, durch den eine Thüre ſich auf eine mit Zinnen verſehene Plattforme öffnet, über welcher man zum höchſten Zimmer des achteckigen Thurmes ſchreitet. Daſſelbe iſt ziemlich raumvoll, noch nicht decorirt, und enthält 7 nicht große Rundſcheibenfenſter, deren obere Spitzen mit farbigem Glas ausgefüllt ſind. Eine Oeffnung in der Decke ermöglicht den Zugang zur Thurmzinne von innen. Das Zimmer iſt durch einen mit Wappen geſchmückten Säulenofen heizbar gemacht.

Die zweite Thüre des erwähnten Vorſaales führt in ein geräumiges Zimmer mit 2 Fenſtern, an welches eine durch 2 Dachfenſter erhellte Manſarde ſtößt, durch welche wir zum oberſten Zimmer des nordöſtlichen Thurmes gelangen. Daſſelbe hat 5 ähnliche Fenſter wie das letzterwähnte Thurmgemach.

Die Mittelthüre (dritte) des Vorplatzes öffnet ſich auf ein kleines Zimmer mit 2 Fenſtern, und die vierte Thüre führt in ein anderweites, ſehr geräumiges Zimmer, deſſen beide Fenſter auf die weſtliche Plattforme gehen. Eine Tapetenthüre öffnet ſich auf den Gang zu dieſer, eine zweite führt in eine ſchmale Manſarde mit 2 Verbindungstreppen. Die eine der letz-

tern läßt auf den Boden des Schlosses gelangen, den am östlichen und westlichen Giebel 2 große einfache Rosetten schmücken, und der noch außerdem durch eine kleine Rosette gegen Norden, und drei Dachfenster erhellt wird. Sämmtliche Dachbedeckung des Schlosses ist Schiefer. Die zweite kleinere Verbindungstreppe führt in das gleich zu erwähnende Thurmzimmer.

Die fünfte Thüre des Vorsaales, zur Linken, öffnet einen mansardenähnlichen Durchgang, der zur westlichen Plattforme führt. Diese hält 550 Quadratfuß im Umfang und hat eine schöne Steinbrüstung nach 4 verschiedenen gothischen Mustern. Man hat auf diesem, dem Zug am mindesten ausgesetzten sehr schönen Raum die freie Aussicht nach Westen und Süden. Von hier aus führt eine Thüre in den großen Thurm zu dessen, durch einen Thurmanbau emporgeführter Treppe sowohl, als in sein oberstes Zimmer. Auch dieses ist raumvoll, hat 4 hohe doppelflügelige Spitzbogenfenster, eine flache Decke, und wird noch seine decorative Ausschmückung erhalten.

Die Spindeltreppe des Thurms führt in ein kuppelförmig überwölbtes Gemach mit 4 kreisförmigen Fenstern, aus dessen Mitte eine freie Schneckenstiege

zu einem kleinen Häuschen mit eisernem Gerippe, das den Anfang für den Blitzableiter bildet, emporführt.

Diesem Häuschen entragt die Fahnenstange, an der, bei Anwesenheit der höchsten Herrschaften auf Schloß Landsberg die Flagge aufgezogen wird, und durch eine Thüröffnung des Häuschens treten wir nun auf die Thurmzinnen.

IV.

Die Aussicht vom höchsten Thurm des Schlosses Landsberg, und die nächste Umgebung.

Von diesem hohen Standpunkt, 1343 Fuß über der Nordsee, oder 456 über dem Werraspiegel erfreut man sich an heitern Tagen einer zwar nicht weit ausgedehnten Fernsicht, was die Lage des Schloßberges in einem Flußthale, und seine gegen die Nachbarberge geringe Höhe unmöglich macht, aber doch einer mannichfaltigen Aussicht auf eine Landschaft, die nicht ohne Reiz ist.

Nach Süden wird ein Theil des Herzoglichen Residenzschlosses in Meiningen, der Elisabethenburg erblickt, wie ein Theil der untern Vorstadt mit ihren

nachbarlichen Höhen, dem Bildstein, Drachenberg, der Donopskuppe mit ihrem Thurme u. s. w. Die übrige Stadt entzieht sich dem Blick hinter dem Bergvorsprung in der Wustung Desertshausen. Man sieht den Thalgrund von Helba, den der Hof Johannesberg zu begrenzen scheint, und an der östlichen Bergwand die Villa Jerusalem; ohnweit davon das freundliche Dorf Welkershausen, an dessen dem Thale zugekehrter Mühle sich ein Wasserfall von ziemlicher Höhe in malerischer Umgebung herabstürzt, welcher besonders im Frühjahr dem Thalflusse eine starke Wasserfülle zuführt. Ueber Welkershausen stand im Mittelalter eine Raubburg, welche ein Ritter von Eksdorf bewohnte, und die 1340 zerstört wurde.

Im Hintergrunde erhebt sich der Dolmar, einer der höchsten Vor-Berge des Thüringerwaldes, über 2300 Fuß, mit reizendem Panorama, und hinter ihm zieht sich die Kette des Thüringer-Waldgebirges von Osten nach Norden hin, deren Hochpunkt, der Inselberg tief im Nordost aufragt.

Nach dieser Richtung finden wir das große Pfarrdorf Walldorf ganz nahe am Fuße des Schloßbergs mit mehrern gutsherrlichen Gebäuden, zur Rechten

das Dorf Wallbach, und verfolgen das Thal, durch welches der Fluß ſich in maleriſchen Windungen krümmt, bis nach Waſungen, welches Städtchen gröſtentheils erblickt wird, und über ihm ſehen wir den Thurm der ehemaligen Burg Maienluſt, dahinter die Höhe der Himmburg oder Hünnenburg, doch ohne Trümmer.

Im Nordweſten treten mehrere Vorberge des Rhöngebirges: Hahnberg, Bleß und Stoffelskuppe, hervor, auf welche letztere die Sage auch eine ehemalige Burg verlegt.

Im Weſten breitet die Geba ihre gewaltige Bergmaſſe vor uns aus, die bis zur Höhe von 2338 Fuß anſteigt. Nach dieſer Richtung erblicken wir die Dörfer Oepfershauſen, Stepfershauſen, Rippershauſen und im freundlichen Thale der Herpf Melkers, über welchem Dorfe eine nordwärts gekehrte maleriſche Felſenwand hängt, und das ländliche Gaſthaus Brückenmühle.

Laſſen wir die Blicke über das Plateau der ſüdweſtlichen Waldhöhen ſtreifen, ſo gewahren wir das Pfarrdorf Dreißigacker, mit einem Herzoglichen Schloß, dem Sitz der ehemaligen berühmten Forſtakademie.

In eine waldige Thalſchlucht zieht ſich unterhalb der Weſtſeite des Schloſſes Landsberg die oben erwähnte alte Straße, und ein Fußpfad, welchen man früher den Philoſophengang genannt hat. Nach dem Weg einer ſtarken Viertelſtunde wird ein felſiger Bergvorſprung in ſteiler Höhe erblickt, darauf die geringen Mauerreſte der Habes-Habichs- oder Habichtsburg ſtehen. Ein ſteil empor leitender Fußpfad führt an einen in Felſen gehauenen tiefen Brunnen, der zur ehemaligen Burg gehörte, vorüber, dem ſogenannten Haßfurtloch. Dieſe Burg gehörte, wie alte Urkunden glaubhaft machen, dem Minneſänger Otto von Botenlauben, aus dem Geſchlecht der Grafen von Henneberg, der ſie jedoch ſeinen Verwandten abtrat, und ſeinen Wohnſitz auf der Burg Botenlauben bei Kiſſingen nahm. Würzburg erzwang ſpäter von den Grafen von Henneberg die Zerſtörung dieſer Burg, und verbot nachdrücklich deren Wiederaufbau. Man hat von ihrer einſamen Trümmerſtätte den Hinabblick in das ernſte melancholiſche Waldthal, und nach Waſungen hinab. Burg Landsberg würde man nur von einem Thurm derſelben erblicken können. Die ganze Waldung heißt die Haßfurt, und enthält weiter aufwärts eine kleine

Anlage. Am Wege von der Stadt nach der letzteren iſt ein Punkt, wo ein Durchblick auf Schloß Landsberg ſehr angenehm überraſcht.

In nächſter Nähe des Schloſſes nimmt nun noch der Herrſchaftliche Hof Landsberg unſere Betrachtung in Anſpruch. Es wurde des Grundſtücks und der Oekonomiegebäude ſchon oben im geſchichtlichen Ueberblick gedacht. Im Jahr 1542 gehörten dazu gegen anderthalb hundert Aecker, 6 Morgen Wieſen, ein Hofhaus, Scheuern, Städel und eine Schäferei; 1546 wurde das „Höflein am Landwehrberge" vom Fürſten Wilhelm von Henneberg an Peter Rothen ſammt aller Zubehör als ein Erblehen für 300 Gulden verkauft. Fürſt Georg Ernſt, der Sohn des Vorgenannten, ließ 1543 die Grenze des kleinen Gutes begehen und neu verſteinen. Nachdem Meiningen an Sachſen gefallen war, beſaßen und bewohnten die Familien der Brüder Endres und Sebaſtian Repß das Oekonomiegut, ſpäter drei Familien deſſelben Namens. Allmählig entſtanden der Wohnhäuſer ſogar vier, allein der dreißigjährige Krieg vernichtete alle. Später ſpaltete ſich das Beſitzthum in viele Theilhaber und es entſtanden auch wieder Gebäude auf demſelben.

Im Jahr 1793 beschloß Herzog Georg, den Landsberg zu einem Sommeraufenthaltsort einzurichten, daher er den Hof kaufte; aber da er später sich bewogen fand, seinen Plan aufzugeben, so verkaufte er denselben sammt den Gebäuden und Grundstücken 1795 an die Wittwe des Obristen von Bibra, die ihn 1801 an Heinrich Anton von Reidschütz verkaufte, von dessen Erben ihn, wie oben gesagt, der regierende Herzog 1836 erwarb. Es wurden nun nicht nur mehrere Herrschaftliche Grundstücke, und namentlich Wiesen, zu dem Gute geschlagen, sondern auch Anstalten getroffen, die frühern sehr mangelhaften und unansehnlichen Gebäude abzubrechen und durch neue zu ersetzen.

Auf höchsten Befehl entwarf Landbaumeister Döbner die Pläne zu den sämmtlichen Gebäuden, die jetzt fast ganz vollendet, den Anblick einer ebenso freundlichen als stattlichen Schweizer-Meierei gewähren.

Es wurde zunächst und noch im Jahre 1836 das Bauernhaus und das Remisengebäude begonnen und vollendet; im darauf folgenden Jahre Scheuer und Stallung, und darauf die neue Herrschaftliche Meierei mit einer Anzahl schönen Schweizerviehes be-

ſetzt. Im Jahr 1842 begann der Bau des Herrenhauſes an der Stelle des abgebrochenen. Daſſelbe hält 54 Fuß Länge, 50 Fuß Breite, lehnt ſich an den Berg und hat in ſeinem Erdgeſchoß Kellerräume, einen Backofen und einige Milchgewölbe.

Im erſten Stock befindet ſich die Wohnung für den Gärtner und Aufſeher über die Anlagen.

Im zweiten Stock ein Saal und fünf Zimmer für die Herrſchaft. Rings um das Haus läuft eine vom weit vorſpringendem Dach beſchützte Gallerie.

Vor dem Hauſe wird ſich ein freundlicher Blumengarten, geſchmückt durch eine Colonade von 32 Monolithen von 14 Fuß Höhe, die zu einem Laubengang verbunden ſind, ausbreiten.

Um den Berg ſind mancherlei Laub- und Nadelholzanpflanzungen angelegt worden, die ihm einen freundlichen Schmuck verleihen.

Die Anlage der nach der Meierei und zur Burg führenden Chauſſee, die zu beiden Seiten mit Lindenbäumen bepflanzt iſt, begann ebenfalls 1836.

Im Jahr 1843 wurde auch ein neuer Fußweg über die Wieſen in der Nähe der Stadt angelegt, der

ſich in der Defertshäuſer Flurmarkung mit der Chauſſee vereinigt.

So iſt im Verlauf weniger Jahre alles geſchehen, um durch Vereinigung edler verſchwiſterter Künſte im Schloß Landsberg und der dazu gehörigen Meierei der Herrſchaft einen angenehmen Sommerwohnſitz und Luſtort, der Gegend eine ungemeine Zierde, zu verſchaffen, wie für den in Meiningen auf kürzere oder längere Zeit verweilenden Fremden ein anziehender Punkt für die Schauluſt in dem Schloß und in ſeiner deutſch mittelalterlichen Ausſchmückung dargeboten iſt.

Druck von C. A. Mylius in Sonneberg.

Bibliothek des Hauptkommissars des Großh. S. Hauses

DEN

HOHEN

VERMÄHLTEN.

1. JUNI
1850.

30/6:18 k 1

DICHTERGRUSS.

Zu Tausenden, die **Euch** willkommen heissen.
Die jubelnd bringen Gruss und Huldigung,
Zu diesen schönen auserles'nen Kreisen.
Voll Freude, Glück und voll Begeisterung,
Zu Allen, die sich heute glücklich preisen
Im heitern Schmuck, darin **Ihr** Alt und Jung,
Und selbst die Strassen schaut — zu all' den Schaaren.
Tritt auch die *Poesie* — ihr Recht zu wahren.

Auch Poesie will ihren Kranz **Euch** winden.
In den sie der Gedanken Blüthen flicht:
Des vollen Herzens innerstes Empfinden
Lässt sie **Euch** *ahnen* — Worte künden's nicht:
Wohl aber hofft ein Echo sie zu finden.
Da sie zu **Euch**, zu *Künstlerseelen* spricht.
Das Edelmenschliche, der Götter Segen,
Es ist die *Kunst* — **Ihr** werdet treu sie pflegen.

An **Eure** Wiegen traten die Camönen.
Und küssten **Euch** den heiligen Weihekuss:
Kunst will das Erdendasein **Euch** verschönen.
Sie nahte früh schon **Euch** als Genius:
In Bildern **Dir, GEORG,** und **Dir** in Ton
CHARLOTTE — grüssend mit dem Engel;
Bis **Ihr** auf seligen Pfaden **Euch** gefunden.
In eins verklungen und in eins verbunden.

Kunst ist der göttlich-schaffende Gedanke.
Der lebenzündende Prometheusstrahl:
Kunst führt allmählig uns in weiser Schranke
Zur Höh' empor aus engbegrenztem Thal,
Und ob der Künstler irre, ob er schwanke —
Fern auf der Höhe thront das Ideal.
Empor, empor mit vollem Seelenstreben
Lenkt nach *ihm* hin das höhere Geistesleben.

Kunst ist der Graal, ist die geweihte Schaale
Noch heut, wie sie's vor tausend Jahren war,
Daraus die Menschheit trinkt vom Göttermahle,
Und Gottes Geist wird in ihr offenbar.
So strebt auch **Ihr** nach höchstem Ideale,
Seid edler Künste Schirmer immerdar!
Um manches Haupt auf hohen Herrscherthronen
Flocht Kunst die immergrünen Lorbeerkronen.

Dann wird ein holder Friede **Euch** umblühen,
Ein Eden, das **Ihr** *selbst* gepflegt, gebaut,
Darin **Ihr** freudig nach dem edlen Mühen
Die Zahl der selbstgepflanzten Bäume schaut;
Und manche Goldfrucht seht **Ihr** herrlich glühen,
Der späten Zeit Gedächtniss preisst **Euch** laut.
Ihr steht verklärt einst von des Nachruhms Glanze,
Unsterblich — in der *Mediceer Kranze.*

Ludwig Bechstein.

Märchenbuch.

Märchen.

Ludwig Bechstein's

Märchenbuch.

Mit 187 Holzschnitten nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter.

Zweite illustrirte Ausgabe.

Leipzig,

Verlag von Georg Wigand.

1857.

N
38 472

Aus der Sammlung
Dr. Gottfried Boehler

Inhalt.

	Seite
Vom tapfern Schneiderlein . . .	1
Das Märchen von den ſieben Schwaben	9
Vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen	24
Die Probeſtücke des Meiſter-Diebes	28
Die verzauberte Prinzeſſin	37
Der Teufel iſt los, oder das Märlein, wie der Teufel den Branntwein erfunden . .	42
Der Schmied von Jüterbogk. . .	47
Hänſel und Grethel	51
Das Rothkäppchen	58
Der alte Zauberer und ſeine Kinder	63
Die Goldmaria und die Pechmaria	66
Gevatter Tod	69
Hirſedieb	74
Der goldne Rehbock	77
Vom Zornbraten.	81
Das Nußzweiglein	90
Der Mann ohne Herz	94
Der Richter und der Teufel . . .	100
Staar und Badewännlein	104
Die beiden kugelrunden Müller .	107
Die drei Federn	110
Hans im Glücke	112
Die ſchöne junge Braut	117
Die ſieben Raben	119
Die drei Hochzeitgäſte	123
Das Thränenkrüglein	125
Vom Hühnchen und Hähnchen. .	126
Die Kornähren.	128
Der Haſe und der Fuchs.	129
Der beherzte Flötenſpieler	131
Der Haſenhüter und die Königstochter	134
Das Märchen vom Mann im Monde	138
Der König im Bade.	139
Der kleine Däumling	144
Der Zauber-Wettkampf	149
Oda und die Schlange	153
Das Käthchen und die Stricknadeln	154
Tiſchlein deck dich, Eſel ſtreck dich, Knüppel aus dem Sack. .	156

	Seite
Siebenschön	163
Die drei Musikanten	167
Der Müller und die Nixe	173
Goldener	178
Des kleinen Hirten Glückstraum	183
Des Königs Münster	188
Die Hexe und die Königskinder	190
Der Mönch und das Vögelein	195
Die sieben Gaislein	197
Des Hundes Noth	199
Die drei Hunde	202
Das Märchen vom Schlaraffenland	207
Schneeweißchen	212
Das Dornröschen	222
Schwan, kleb an	227
Die sieben Schwanen	232
Mann und Frau im Essigkrug	238
Das Mäuslein Sambar, oder die treue Freundschaft der Thiere	243
Der Mann und die Schlange	246
Der Hahn und der Fuchs	251
Die Lebensgeschichte der Maus Sambar	252
Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel	260
Zitterinchen	264
Aschenbrödel	268
Die drei Gaben	272
Gott Ueberall	275
Die Knaben mit den goldnen Sternlein	277
Der Wachholderbaum	281
Der weiße Wolf	291
Bruder Sparer und Bruder Verthuer	295
Goldhähnchen	296
Das Märchen vom Ritter Blaubart	301
Die drei dummen Teufel	304
Die dankbaren Thiere	310
Die vier klugen Gesellen	312
Rupert, der Bärenhäuter	318
Vogel Holgott und Vogel Mosam	324
Von zwei Affen	326
Von dem Wolf und den Maushunden	329
Die Katze und die Maus	331
Das Rebhuhn	333
Das Gruseln	335

Vom tapfern Schneiderlein.

Es war einmal ein Schneiderlein, das saß in einer Stadt, die hieß Romadia; das hatte auf eine Zeit, da es arbeitete, einen Apfel neben sich liegen, darauf setzten sich viele Fliegen, wie das Sommerszeiten so gewöhnlich, die angelockt waren von dem süßen Geruch des Apfels. Darob erzürnte sich das Schneiderlein, nahm einen Tuchlappen, den es eben wollte in die Hölle fallen lassen, schlug auf den Apfel, und befand im Hinsehn, daß damit sieben Fliegen erschlagen waren. Ei, dachte bei sich das Schneider-

lein, bist Du solch ein Held?! Ließ sich stracklich einen blanken Harnisch machen, und auf das Brustschild mit goldnen Buchstaben schreiben: Sieben auf einen Streich. Darauf zog das Schneiderlein mit seinem Harnisch angethan umher auf Gassen und Straßen, und die es sahen, vermeinten, der Held habe sieben Männer auf einen Streich gefällt, und fürchteten sich.

Nun war in demselben Lande ein König, dessen Lob weit und breit erschallte, zu dem begab sich der faule Schneider, der gleich nach seiner Heldenthat Nadel, Scheere und Bügeleisen an den Nagel gehangen, trat in den Hof des Königspalastes, legte sich alldort in das Gras und entschlief. Die Hofdiener, so aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harnisch sahen, und die Goldschrift lasen, verwunderten sich sehr, was doch jetzt, zu Friedenszeiten, dieser streitbare Mann an des Königs Hof thun wolle? Er däuchte sie ohne Zweifel ein großer Herr zu sein.

Des Königs Räthe, so den schlafenden Schneider gleichfalls gesehen, thaten solches Sr. Majestät, ihrem allergnädigsten König, zu wissen, mit dem unterthänigsten Bemerken, daß, so sich kriegerischer Zwiespalt erhebe, dieser Held ein sehr nützlicher Mann werden und dem Lande gute Dienste leisten könne. Dem König gefiel diese Rede wohl, sandte alsbald nach dem geharnischten Schneider, und ließ ihn fragen, ob er Dienste begehre? Der Schneider antwortete, ebendeßhalb sei er hergekommen, und bäte die Königliche Majestät, wo höchstdieselbe ihn zu brauchen gedächte, ihm allergnädigst Dienste zu verleihen. Der König sagte dem Schneiderlein Dienste zu, verordnete ihm ein stattliches Losament und Zimmer, und gab ihm eine gute Besoldung, von der es, ohne etwas zu thun, herrlich und in Freuden leben konnte.

Da währete es nicht lange Zeit, so wurden die Ritter des Königs, die nur eine karge Löhnung hatten, dem guten Schneider gram, und hätten gern gewollt, daß er beim Teufel wäre, fürchteten zumal, wenn sie mit ihm uneins würden, möchten sie ihm nicht sattsam Widerstand leisten, da er ihrer sieben allwege auf einen Streich todtschlagen würde, sonsten hätten sie ihn gern ausgebissen, und so sannen sie täglich und stündlich darauf, wie sie doch von dem freislichen Kriegsmann kommen möchten. Da aber ihr Witz und Scharfsinn etwas kurz zugeschnitten war, wie ihre Röcklein, so fanden sie keine List, den Helden vom Hofe zu entfernen, und zuletzt wurden sie Rathes mit einander, alle zugleich vor den König zu treten, und um Urlaub und Entlassung zu bitten, und das thaten sie auch.

Als der gute König sahe, daß alle seine treuen Diener um eines einzigen Mannes willen ihn verlassen wollten, ward er traurig, wie nie zuvor, und

wünschte, daß er den Helden doch nie möge gesehen haben; scheute sich aber doch, ihn hinwegzuschicken, weil er fürchten mußte, daß er sammt all seinem Volk von ihm möchte erschlagen, und hernach sein Königreich von dem strack-lichen Krieger möchte besessen werden. Da nun der König in dieser schweren Sache Rath suchte, was doch zu thun sein möge, um alles gütlich abzuthun und zum Besten zu lenken, so ersann er letztlich eine List, mit welcher er vermeinte, des Kriegsmannes (den Niemand für einen Schneider schätzte) ledig zu werden und abzukommen. Er sandte sogleich nach dem Helden und sprach zu ihm, wie er (der König) wohl vernommen, daß ein gewaltigerer und stärkerer Kampfheld auf Erden nimmer zu finden sei, denn er (der Schneider). Nun hauseten im nahen Walde zwei Riesen, die thäten ihm aus der Maaßen großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen im Lande umher, und man könne ihnen weder mit Waffen noch sonst wie beikommen, denn sie erschlügen Alles, und so er sich's nun unterfangen wolle, die Riesen umzubringen, und brächte sie wirklich um, so solle er des Königs Tochter zur ehelichen Gemahlin, und das halbe Königreich zur Aussteuer erhalten, auch wolle der König ihm hundert Reiter zur Hülfe gegen die Riesen mitgeben.

Auf diese Rede des Königs ward dem Schneiderlein ganz wohl zu Muthe und däuchte ihm schön, daß es sollte eines Königs Tochtermann werden und ein halbes Königreich zur Aussteuer empfangen; sprach daher kecklich: er wolle gern dem König, seinem allergnädigsten Herrn, zu Diensten stehen, und die Riesen umbringen, und sie wohl ohne Hülfe der hundert Reiter zu tödten wissen. Darauf verfügte er sich in den Wald, hieß die hundert Reiter, die ihm auf des Königs Befehl dennoch folgen mußten, vor dem Walde warten, trat in das Dickigt, und lugte umher, ob er die Riesen irgend wo sehen möchte. Und endlich nach langem Suchen fand er sie Beide unter einem Baume schlafend, und also schnarchend, daß die Aeste an den Bäumen, wie vom Sturmwind gebogen, hin- und herrauschten.

Der Schneider besann sich nicht lange, las schnell seinen Busen voll Steine, stieg auf den Baum, darunter die Riesen lagen, und begann den einen mit einem derben Steine auf die Brust zu werfen, davon der Riese alsbald erwachte, über seinen Mitgesellen zornig ward und fragte, warum er ihn schlüge? Der andere Riese entschuldigte sich bestens, so gut er's vermochte, daß er mit Wissen nicht geschlagen, es müsse denn im Schlafe geschehen sein; da sie nun wieder entschliefen, faßte der Schneider wieder einen Stein, und warf den andern Riesen, der nun auffahrend über seinen Kameraden sich erzürnte und fragte, warum er ihn werfe? der aber nun auch nichts davon wissen wollte. Als beiden

Riesen nun die Augen nach einigem Zanken vom Schlafe wieder zugegangen waren, warf der Schneider abermals gar heftig auf den andern, daß er es nun nicht länger ertragen mochte, und auf seinen Gesellen, von dem er sich geschlagen vermeinte, heftig losschlug; das wollte denn der andere Riese auch nicht leiden, sprangen beide auf, rissen Bäume aus der Erde, ließen aber doch zu allem Glück den Baum stehen, darauf der Schneider saß, und schlugen mit den Bäumen so heftig auf einander los, bis sie einander gegenseitig todt schlugen.

Als der Schneider von seinem Baume sahe, daß die beiden Riesen einander todt geschlagen hatten, ward ihm besser zu Muthe, als ihm jemals gewesen, stieg fröhlich vom Baume, hieb mit seinem Schwerte jeglichem Riesen eine Wunde oder etliche, und ging aus dem Walde hervor zu den Reitern. Die fragten ihn, ob er die Riesen entdeckt oder ob er sie nirgends gesehen habe? „Ja," sagte der Schneider, „entdeckt und gesehen und alle zwei todt geschlagen

— habe ich, und ſie liegen laſſen unter einem Baume.“ Das war den Reitern verwunderlich zu hören, konnten und wollten's nicht glauben, daß der eine Mann ſo unverletzt von den Rieſen ſollte gekommen ſein, und ſie noch dazu todt geſchlagen haben, ritten nun ſelbſt in den Wald, dieß Wunder zu beſchauen und fanden es alſo, wie der Schneiderheld geſagt hatte. Darob verwunderten ſich die Reiter gar ſehr, und empfanden einen grauslichen Schrecken, ward ihnen auch noch übler zu Muthe, denn vorher, da ſie fürchteten, der Sieger werde ſie alle umbringen, wenn er ihnen Feind würde; ritten heim und ſagten dem König an, was geſchehen.

Da nun der Schneider zum Könige kam, ſeine That ſelbſt anzeigte, und die Königstochter ſammt dem halben Königreich begehrte, gereute den König ſein Verſprechen, das er dem unbekannten Kriegsmann gegeben, gar übel, denn die Rieſen waren nun erwürgt, und konnten keinen Schaden mehr thun; dachte darüber nach, wie er des Helden mit Fug abkommen möchte, und war nicht im mindeſten geſonnen, ihm die Tochter zu geben. Sprach daher zum Schneider, wie er in einem andern Walde leider noch ein Einhorn habe, das ihm ſehr großen Schaden thue an Fiſchen und Leuten; daſſelbe ſolle er doch auch noch fangen, und ſo er dieſes vollbringe, wolle der König ihm die Tochter geben. Der gute Schneider war auch das zufrieden, nahm einen Strick, ging hin zu jenem Walde, allwo das wilde Einhorn hauſte, und befahl ſeinen Zugeordneten, draußen vor dem Walde zu warten, er wolle allein hineingehen und allein die That beſtehen, wie er die gegen die zwei Rieſen auch allein und ohne andere Hülfe beſtanden. Als der Schneider eine Weile im Walde umher ſpaziert war, erſieht er das Einhorn, das gegen ihn daher rennt mit vorgeſtrecktem Horn und will ihn umbringen. Er aber war nicht unbehende, wartete, bis das Einhorn gar nahe an ihn herankam, und als es nahe bei ihm war, ſchlüpfte er raſch hinter den Baum, neben dem er zu allernächſt ſtand, und da lief das Einhorn, das im vollen Rennen war und ſich nicht mehr wenden konnte, mit aller Haſt gegen den Baum, daß es ihn mit ſeinem ſpitzen Horn faſt durch und durch ſtieß, und das Horn unverwandt darin ſtecken blieb. Da trat der Schneider, als er das Einhorn am Baume feſt zappeln ſah, hervor, ſchlang ihm den mitgenommenen Strick um den Hals, band es an den Baum vollends feſt, ging heraus zu ſeinen Jagdgeſellen, und zeigte ihnen ſeinen Sieg über das wilde Einhorn an. Darauf ging das Schneiderlein zum König, thät demüthiglich Meldung von der glücklichen Erfüllung des königlichen Wunſches, und erinnerte beſcheidentlich an das königliche zweimalige Verſprechen. Darob ward der König über die Maaßen traurig, wußte nicht was zu thun ſei, da der Schnei-

der der Tochter begehrte, die er doch nicht haben ſollte. Und begehrte noch eins an den Kriegsmann. Dieſer ſolle nämlich auch das grauſame Wildſchwein, das in einem dritten Walde lieſe und Alles verwüſte, einfahen, und ſo er auch dieſes vollbringe, dann wolle der König ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, wolle ihm auch ſeine ganze Jägerei zur Hülfe beiordnen.

Der Schneider zog, nicht ſonderlich erbaut von des Königs abermaligem Begehren, mit ſeinen Geſellen zum Walde hinaus, und befahl ihnen, als der Forſt erreicht war, draußen zu bleiben. Deß waren die Jäger gar herzlich froh und zufrieden, denn das Wildſchwein hatte ſie ſchon öfter dermaßen empfangen, daß ihrer Viele das Wiederkommen auf immer vergeſſen hatten, und ſie Alle nicht mehr begehrten, ihm nachzuſtellen, dankten daher dem Schneider ſehr aufrichtig, daß er ſich allein in die Fahrniß wage und ſie in Nummero Sicher dahinten laſſe. Der Schneider war noch nicht lange in den Wald getreten, ſo wurde das Wildſchwein ſeiner anſichtig, und ſtürzte auf ihn zu mit ſchäumendem Rachen und wetzenden Hauern und wollte ihn gleich zu Boden rennen, ſo daß ſein Herz erzitterte und er ſich ſchnell nach Rettung umſah. Da ſtand zum Glück eine alte verfallene Kapelle in dem Walde, darin man vor Zeiten Ablaß geholt, und da der Schneider nahe dabei ſtand, und die Kapelle erſah, ſprang er mit einem Satz hinein, aber auch der Thüre gegenüber mit einem Luft-

ſprung durch ein Fenſter, darin keine Scheiben mehr waren, wieder heraus, und alsbald folgte ihm die Wildſau, die nun in der Kapelle rumorte, der Schneider aber lief flugs um das Häuslein herum, wiſchte vor an die Thüre, warf ſie eilends zu, und verſperrte ſo das grauſame Gewild in das Kirchlein.

ging dann hin zu den Jagdgesellen, zeigte ihnen seine That an, die kamen hin, befanden die Sache also wahr und richtig, und ritten heim mit großer Verwunderung, dem König Bericht erstattend. Ob nun die Nachricht vom abermaligen glückhaften Sieg des heldenhaften Kriegsmannes den König mehr froh oder mehr traurig gemacht, das mag ein Jeglicher, selbst mit geringem Verstand, leichtlich ermessen, denn der König mußte nun dem Schneider die Tochter geben, oder fürchten, daß dieser seine Heldenkraft, davon er drei so erstaunliche Proben gegeben, gegen ihn selber wenden dürfte. Doch ist wohl zweifelsohne, hätte der König vollends gewußt, daß der Held ein Schneider wäre, so hätte er ihm lieber einen Strick zum Aufhenken, denn seine Tochter geschenkt. Ob nun aber der König einem Manne ohne Herkunft und ohne Geburt, außer der von seiner Mutter, seine Tochter mit kleiner oder mit großer Bekümmerniß, gern oder ungern gebe, danach fragte Schneiderlein gar wenig oder gar nicht, genug er war stolz und froh, des Königs Tochtermann geworden zu sein. Also wurde die Hochzeit nicht mit all zu großer Freudigkeit von königlicher Seite begangen, und aus einem Schneider war ein Königseidam geworden, ja ein König.

Als eine kleine Zeit vergangen war, hörte die junge Königin, wie ihr Herr und Gemahl im Schlafe redete, und vernahm deutlich die Worte: „Knecht, mache mir das Wamms — flicke mir die Hosen — spute Dich — oder ich — schlage Dir das Ellenmaaß über die Ohren!“ Das kam der jungen Königsgemahlin sehr verwunderlich vor, merkte schier, daß ihr Gemahl ein Schneider

ſei, zeigte das ihrem Herrn und Vater an, und bat ihn, er möge ihr doch von dieſem Manne helfen. Solche Rede durchſchnitt des Königs Herz, daß er habe ſeine einzige Tochter einem Schneider antrauen müſſen, tröſtete ſie auf das Beſte, und ſagte, ſie ſolle nur in der künftigen Nacht die Schlafkammer öffnen, ſo ſollten vor der Thüre etliche Diener ſtehen, und wenn ſie wieder ſolche Worte vernähmen, ſollten dieſe Diener hinein gehen und den Mann geradezu umbringen. Das ließ ſich die junge Frau gefallen und verhieß alſo zu thun. Nun hatte der König aber einen Waffenträger am Hofe, der war dem Schneider hold, und hatte des Königs untreue Rede gehört, verfügte ſich daher eilend zu dem jungen König und eröffnete ihm das ſchwere Urtheil, das über ihn ſo eben jetzt ergangen und gefällt war, und bat ihn, er möge ſeines Leibes ſich nach beſten Kräften wehren. Dem ſagte der Schneider-König ob ſeines Warnens 'großen Dank, und er wiſſe wohl, was in dieſer Sache zu thun ſei. Wie nun die Nacht gekommen war, begab ſich zu gewohnter Zeit der junge König mit ſeiner Gemahlin zur Ruhe und that bald, als ob er ſchliefe. Da ſtand die Frau heimlich auf und öffnete die Thür, worauf ſie ſich wieder ganz ſtill niederlegte. Nach einer Weile begann der junge König wie im Schlafe zu reden, aber mit heller Stimme, daß die draußen vor der Kammer es wohl hören konnten: „Knecht, mache mir die Hoſen — flicke mir — das Wamms, oder ich will Dir das Ellenmaaß über die Ohren ſchlagen. Ich — hab' Sieben auf einen Streich — todt geſchlagen — zwei Rieſen hab' ich — todt geſchlagen — das Einhorn hab' ich gefangen — die Wildſau hab' ich auch gefangen — ſollt' ich Die fürchten — die draußen vor der Kammer ſtehen?"

Als die vor der Kammer ſolche Worte vernahmen, ſo flohen ſie nicht anders, als jagten ſie tauſend Teufel, und keiner wollte der ſein, der ſich an den Schneider wagte. Und ſo war und blieb das tapfere Schneiderlein ein König all ſein Lebetag und bis an ſein Ende.

Das Märchen von den sieben Schwaben.

Es waren einmal sieben Schwaben, die wollten große Helden sein und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit sie aber ein gut Gewaffen hätten, zogen sie zunächst in die weltberühmte Stadt Augsburg und gingen sogleich zu dem geschicktesten Meister allda, um sich mit Wehr und Waffen zu versehen. Denn sie hatten nichts Geringeres im Sinne, als das gewaltige Ungethüm zu erlegen, das zur selben Zeit in der Gegend des Bodensee's gar übel hauſete. Der Meister staunte schier, als er die Sieben sah, öffnete aber flugs seine Waffenkammer, die für die wackeren Gesellen eine treffliche Auswahl bot. „Bygott!“ rief der Allgäuer, „send des an Spieß? So vaner wär mer grad reacht zume Zahnstihrer. Fer mi ischt e Spieß von siebe Mannslengene noh net lang gnueg.“ — Drob schaute ihn der Meister wiederum an mit einem Blick, der den Allgäuer beinahe verdroß. Denn dieser lugte zurück mit grim-

migen Augen, und bei einem Haar hätt's etwas gegeben, wenn der Blitzschwab nicht just zur rechten Zeit sich in's Mittel gelegt. „Hotz Blitz!“ rief er, „du boscht Reacht und i merk dein Maining: Wie älle Siebe for Oin, so for älle Siebe noh ein Spieß.“ Dem Allgäuer war dies nicht ganz klar, aber weil's den andern just eben recht, so sagte er: „Joh“. Und der Meister fertigte in weniger als einer Stunde den Spieß, der sieben Mannslängen maß. — Ehe sie aber die Werkstatt verließen, kaufte sich jeder noch etwas Apartes, der Knöpfleesschwab einen Bratspieß, der Allgäuer einen Sturmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler aber Sporen für seine Stiefel, indem er bemerkte: solche seien nicht nur gut zum Reiten, sondern auch zum Hintenausschlagen. Als der Seehaas sich endlich einen Harnisch gewählt, pflichtete ihm der Spiegelschwab in solcher Vorsicht vollkommen bei, meinte aber, es sei besser, den Harnisch hinten als vorn anzulegen. Und kaufte sich ein altes Barbierbecken aus der Rumpelkammer des Meisters, groß genug, um seine untere Kehrseite zu bedecken. „Merk's: han i Curasche und gang i voran, noh brauch i koan Harnisch, geht's aber hintersche und fallt mer d' Curasche anderswohnah, noh tscht der Harnisch an seinn reachte Platz.“

Und nachdem die sieben Schwaben wie ehrliche Leute alles richtig bis auf Heller und Pfennig bezahlt, auch als gute Christen bei St. Ulrich eine Messe gehört und zuletzt noch beim Metzger am Göppinger Thore gute Augsburger Würste eingekauft hatten, so zogen sie zum Thor hinaus ihres Weges weiter. Den Spieß aber hielten sie alle Sieben und gingen in einer Reihe hinter einander, daß sie schier aussahen, wie angespießte Lerchen. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der mannlichste unter ihnen, dann kam der Jockele, genannt der Seehaas, hierauf der Marle, genannt der Nestelschwab, dem folgte der Jerkle, war der Blitzschwab geheißen, hernach ging der Michel, Spiegelschwab zubenamset, dann kam der Hans, Knöpfleesschwab, und zuletzt kam Veitle, das war der Gelbfüßler. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus Allgau gebürtig war; der Seehaas hatte am Bodensee gesessen; der Nestelschwab führte darum seinen Namen, weil er statt der Knöpfe Nesteln hatte, er mußte aber bei den Hosen fast immer mit der Hand nachhelfen und halten, dieweil die Nesteln oftmalen abgerissen waren. Der Blitzschwab hieß also, weil er sich die Redensart: „Hotz Blitz!“ angewöhnt hatte. Der Spiegelschwab hatte die Gewohnheit, seine Nase allezeit an dem Vordertheil seiner Jacke abzuputzen, die davon einen gewissen Spiegelglanz annahm; das schaffte jenem den saubern Namen. Knöpfleesschwab war ein Mann, der verstand gute Knöpfle oder Spätzle zu kochen, das ist im baierischen Deutsch Knötel, und im säch-

ſiſchen Deutſch Alöße. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopfinger Landſchaft, deren Einwohner die Umwohner Gehlfießler ſchimpfen. Darum, daß ſie einſtmals einen Wagen voll Eier, den ſie ihrem Herzog als Abgabe bringen müſſen, recht voll ſtampfen wollen, und die Eier mit den Füßen feſtgetreten, davon denn die Eier etwas Weniges zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hätten.

Zogen nun die Sieben alleſammt gutes Muthes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der ſpäten Dämmerung über eine grüne Wieſe, da hob ſich eine Horniß nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecke hervor, und flog vorüber. Darob erſchrak der Schulz, Allgäuer, mächtiglich, und begann Angſtſchweiß zu ſchwitzen, und ſchrie ſeinen Kriegsgeſellen zu: „Horchet! Horchet! der Feind drommelt ſcho!“ Da ſchmeckte der Jockele, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen übeln Geruch und rief: „Wohl! wohl! 's iſt ebbes in der Näche! I ſchmeck ſchaun 's Pulver!“ Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und ſprang über einen Zaun, kam aber gerade auf die Zinken eines Rechens zu ſpringen, und da fuhr ihm der Stiel ins Geſicht und gab ihm einen ungewaſchnen Schlag. Der Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und ſchrie: „Gieb Bardohn! i ergeb me.“ Die andern Sechs waren nachgeſprungen über den Zaun, und da ſie ihren Anführer alſo ſchreien hörten, ſo ſchrien ſie Alle: „Ergibſcht du de, noh ergeb i me au! Ergibſcht du de, noh ergeb i me au!“ Aber es war Niemand vorhanden, der die ſieben Schwaben gefangen nehmen wollte; und da ſie das merkten, ſchämten ſie ſich ihrer wenigen Herzhaftigkeit und verſchwuren ſich, dieſe ihre erſte Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter ſo kamen die ſieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie ſie ſo tapfer darauf losmarſchirten, merkten ſie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer faſt mit der Naſe an ihn ſtieß. Als er ihn nun ſah, war er hin vor Schreck, ſtolperte und ſtieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber nichts konnte, und ſchrie dazu gottsjämmerlich: „E Bär! E Bär!“ Vermeinte, ſein letztes Brod wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch rührte ſich der Bär nicht, dieweil er maustodt war. Deß war der Allgäuer hoch erfreut, ſchaute nun nach ſeinen Brüdern, und ſah mit neuem Schreck, daß alle mäuſeinſtill für todt auf dem Boden lagen, meinte, er habe ſie gar mit dem Spieße hinterrücks erſtochen, und erhub ein Wehegeſchrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefreſſen, denn ſie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten ſie vorſichtig in die Höh, und wie ſie ſahen, daß der Bär todt war, erhoben

ſie ſich friſch und geſund, traten um den Bären herum und auf ihn, und unterſuchten, wie tief wohl die Wunde ſei, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzſchwab ſagte: „Hotz Blitz! Der Bär iſcht verreckt und ſcheh lang todt!“ — „Jeh Jeh,“ ſprach der Jockele, „mer ſchmeckt de Brohde.“ Wurden eins, dem Bär das Fell abzuziehen und als Siegeszeichen mit ſich zu führen, das Aas aber liegen zu laſſen. „Jetzt kennet d' Schoof dr Bäre freſſe, wie er d' Schoof gfreſſe hod!“ ſprach einer unter ihnen, und ſo zogen ſie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Kamen nun juſt in einen Wald und geriethen tiefer und tiefer in die Stauden hinein, bis ſie darin ſtecken blieben. Die Bäume ſtanden zuletzt ſo dicht, daß des Fortkommens kein Gedanke war, bis der Allgäuer endlich vor einem derben Stamme ſtehen blieb, den Spieß erhob und wie ein Löw' brüllte: „Bygott! durch muß e.“ Sprach's und rannte den Spieß mit ſolcher Gewalt zur Seite des Baums in den Boden, daß der Knöpflesſchwab zwiſchen Baum und Spieß eingeklemmt wurde, wie ein Treibkeil, und ſich weder rühren noch regen konnte. Und das war eben kein Kinderſpiel, denn jetzt ſtockte der Zug vollends, konnte keiner vor- noch rückwärts. Zwar machten die Geſellen einige mächtige Verſuche, den Knöpflesſchwab aus der Klemme herauszuziehen, aber

es war eitel Rüben: der Hans saß fest und wankte nicht. Da war es plötzlich, als ob dem Allgäuer ein großer Gedanke durch das Hirn dämmerte; er lugte um sich und rief: „Bygott! i mießt 's Teufels sei, wenn mer Gott et helfe dät!" Und er sagte: „Hui Ochs!" und packte den Baum mit gewaltiger Faust und riß ihn heraus sammt Wurzel, Stumpf und Stiel. Der Knöpflesschwad, mehr todt als lebendig, schnellte heraus just wie der Ball beim Pritschenschlagen, flog sechs Klafter himmelanwärts und plumpte hernieder, daß die Erde drob wackelte. Die fünf andern aber schauten gar ehrerbietig zu dem Allgäuer empor, denn erst jetzt ging ihnen ein Licht auf, welchen Fund sie an dem Herrn Schulz gethan.

Um ein Weniges weiter, zeigte sich's abermals, daß der Allgäuer das Herz nicht im Sprungriemen trug, denn als die Sieben sich aus den Stauden herausgefunden, kam ein Bräuer aus München des Wegs, der trieb ein Rudel Borstenvieh vor sich her und man konnt's ihm auf hundert Schritt ansehen, weß Landes Kind er war. Blieb groß und breit stehen, als er die Sieben mit dem Spieß erblickte und zog ein Gesicht, als wollt' er die wackern Leut' auslachen. Gleich war der Blitzschwad vor ihn her und fragte protzig: „Was luegscht Gsell? hoscht du noh koan Schwohde gseah?" — „O genug," gab jener zurück, „bei mir daheim auf der Malzdarre laufen sie zu tausenden herum." Meinte spottweise die schwarzen Käfer, also geheißen, weiß keine Menschenseele warum. Das war genug, um dem Blitzschwad, der zu Zeiten giftig war, wie ein Maifresch, die Laus über den Grind laufen zu lassen. Machte sich an den Baier heran, und gab ihm flugs eine Watschel, daß jenem die Augen hell aufblitzten und die Ohren summten just eben so, wie die große Hornitz. Der Baier, nicht faul, langte mit den Armen weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu versetzen; und es wär' auch eine gewesen, an die er sein Lebtag gedacht hätte. Nun war aber der Blitzschwad ein putziges Kerlchen, drehte sich auf einem Beine siebenmal herum, und hatte sein Lebtag nichts besser gelernt, als das Ausreißen. So kam es, daß der Baier gar mächtiglich in die Luft schlug, sich um und um drehte wie ein Kreisel, stolperte und zu Boden stürzte wie ein Wiesbaum. Das half ihm zum Garaus; der Blitzschwad stürzte über ihn her wie ein Queckenhamster und packte ihn an der Gurgel, während die andern Hände und Füße hielten und lustig darauf lostrommelten. Er wäre ihrer aber doch letztlich noch Herr geworden, weil er ein großer starker Kerl war, wäre nicht auch der Allgäuer über ihn hergefallen, wie ein Maltersack. Da mußte er Abbitte thun, wohl oder übel, denn das Häuflein ließ nicht eher locker und ledig.

Und es geschah, daß die guten Gesellen auf ihrer Weiterreise an einen weiten blauen See kamen, so dünkete es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden, der schlug Wellen im Wind, und droben an seinem Abhang standen die sieben Schwaben und ingten hinunter, wie sie wohl am geschwindesten über diesen See kommen möchten. Es war aber kein Wasser da drunten, sondern ein Feld voll Flachses, der so recht in seiner schönsten, blauen Blüthe stand.

„Hoz Blitz!“ rief der Blitzschwab, „was isch doh z' thuan? Ueber des wild Wasser müßet mer nüber.“

„Allgäuer, trag du es nüber, wie der heilich Aristhdos ed Pilgersleut,“ sagte der Seehaas. — „Bygott!“ antwortete der Allgäuer, „in's Wasser gieng i wohl, wenn's net tiefer gieng als an de Hals.“ Der Nestelschwab griff mit

der Hand an seinen Hosenbund, das edle Kleidungsstück fest zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der andern Hand schwimmen thäte; dem Knöpflesschwad war das Ding gar nicht einerlei, er lugte scharf, ob kein Haifisch, Wallfisch oder Krokodil im Wasser brause; und so standen auch die andern ganz verlegen da, bis der Blitzschwab sich hinter ihnen herumdrückte und ein Paar hinunterstieß, indem er ausrief: „Frisch gwohgt ischt halb gschwemme." Da die nicht untersanken, faßte sich auch der Gelbfüßler ein Herz und that einen Hupf hinunter; ihm folgte der Blitzschwab und der Nestelschwab mit besserem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpte drunten einer auf den andern, bis sie merkten, daß sie mit der Nase ins Feld gefallen waren, und allgemach mit etwas gequetschten Rippen sich wieder aufmachten, den Spieß auffischten und an ihm wiederum fürbaß schritten.

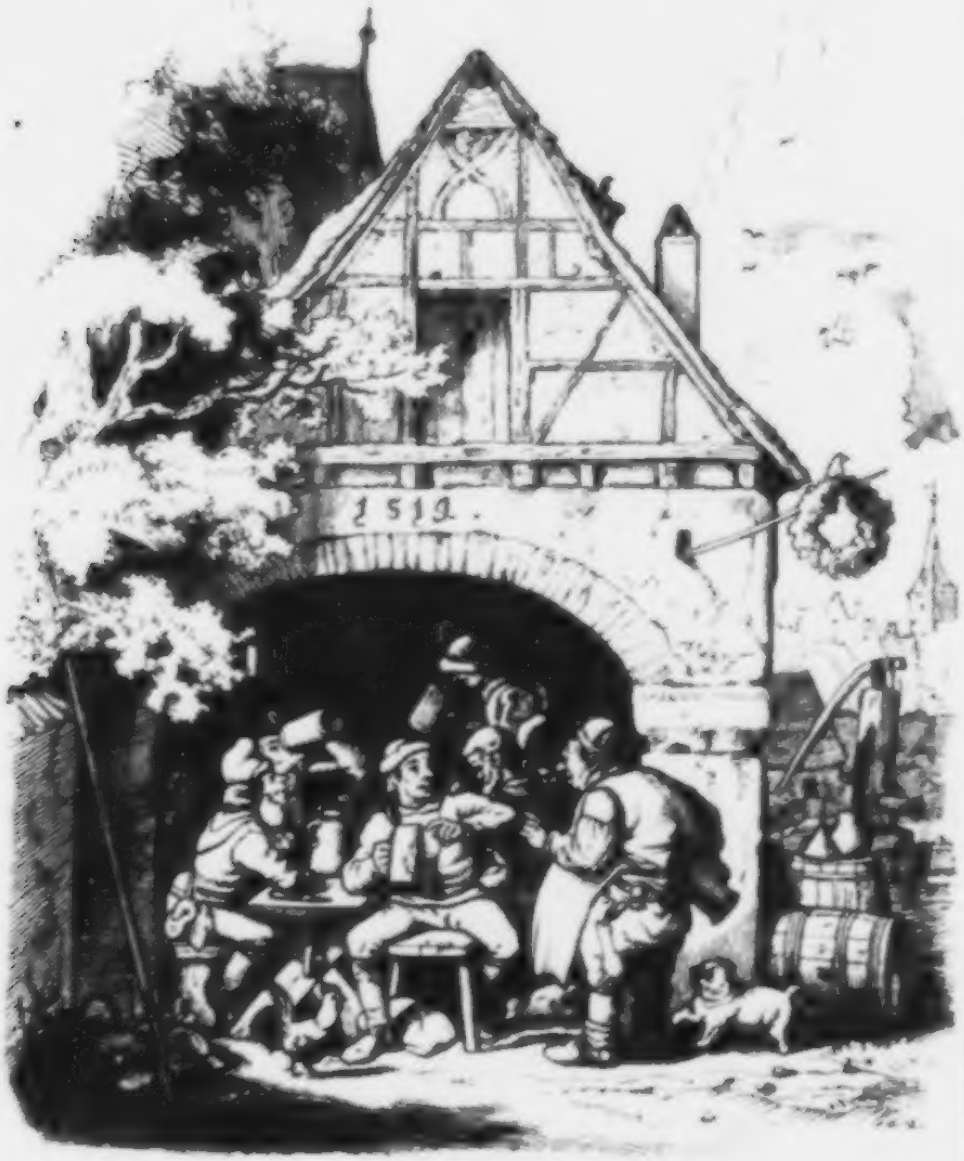
Bis zur Stunde hatten die Sieben einträchtig an dem Spieße gehalten, war weder Unrecht noch Unfried zwischen ihnen vorgekommen. Da kam der böse Feind und säete Zwietracht zwischen dem Blitzschwab und dem Spiegelschwab mitten hinein. Das trug sich folgendermaßen zu. Als die Schaar ein gut Stück weiter kam, war es schon Nacht und der Mond ging eben auf. Da wurde es dem Spiegelschwab wunderlich zu Muthe, just wie daheim und meinte: „Jetzt hent mers gwonne, Memmenge ischt nemme weit." Lugt ihn der Blitzschwab verwundert an und fragt, wie er das wissen könne. Der Spiegelschwab lachte pfiffig: „Werd joh doch de Memmenger Mond kenne." Drob lachte jener, daß ihm das Wasser aus den Augen rannte, und schrie: „Hoz Blitz! wsell, wie bischt du so blitzdumm!" Nun vertrug zwar der Spiegelschwab einen derben Puff, hatten ihn oft schon kurz und lang geheißen, aber für dumm gelten wollte er nicht. Das war so eben seine empfindliche Seite. Dieß kaum gesagt, hatte der Blitzschwab daher auch schon seine Dachtel. Fuhren nun zusammen die Beiden, gerade wie ein paar Metzgerhunde und trafchen sich schier um die Wette, den Andern zur Kurzweil, bis endlich der Seehaas den Allgäuer bat, Frieden zu stiften. Der ließ sich nicht lange bitten, sondern packte sogleich den Blitzschwaben am Hosenbündel und hielt ihn in der Luft, wie einen Frosch; er mochte zappeln, wie er wollte. Inzwischen ließ der Spiegelschwab nicht nach, den Blitzschwaben auf's Brett zu klopfen; daher ergriff der Allgäuer auch diesen und hielt ihn am Leibe unter der Gurgel so steif und fest, daß er bockstarr da stand und nicht mucksen konnte. „Bygott!" rief der Herr Schulz, „i will euch Meres lehre, ihr donnderschlechtige Strohlkerle." Schüttelte den einen und drosselte den andern immer ärger und ärger,

bis sie endlich einander das Wort gegeben, daß sie wieder gut Freund sein wollten, was sie denn auch geblieben von der Zeit an bis an ihren Tod.

Es wies sich auch bald aus, daß der Spiegelschwab gar nicht so dumm gewesen, wie der Blitzschwab allermeist geglaubt, denn als sie zwei Viertelstunden Weges gegangen, kamen sie richtig nach Memmingen, wie jener aus dem Monde prophezeit. Aber als ob just dieses Städtlein dem Spiegelschwaben heut nur Unglück bringen sollte, so geschah es alsbald wieder, daß es dem Armen zu Haut und Haaren ging. „Durch Memmenge ganget mer net," hatte er gesagt und als man ihn ob der Ursache gefragt, hatte er den Kopf geschüttelt und gemeint, er wisse das selbst am Besten! Gingen deßhalb rings um die Stadtmauer, die Sieben, um just am andern Ende wieder die Heerstraße zu gewinnen. Aber da hat sich's denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen könne. Denn ehe sich's der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Bischt endlich wieder doh, du Schlingel? Wo bischt so lang rumkalfaktert, du Galgenstrick?" Dem Spiegelschwab wurde es grün und gelb vor den Augen und vermeinte, sein Ende sei gekommen, denn die Alte war Niemand anders, als seine liebwerthe Ehehälfte, die er mir nichts dir nichts sitzen gelassen, als er hinausgezogen war mit den andern Gesellen auf die Wanderschaft. Hier galt's, nicht lange zu überlegen, war daher flugs mit einem Satze hinüber in die Hopfengärten zum großen Jubel der andern, die schier bersten wollten vor Lachen. Aber die Alte, schnell wie eine Bachstelze auf den spindeldürren Füßen, war hurtig hinterdrein und es hätte wohl einen argen Strauß gegeben zwischen den beiden, wenn dem Spiegelschwaben nicht gerade zu guter Stunde ein Schelmenstückchen eingefallen wäre. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte als das Bärenfell; das that ihm nun guten Dienst. Eilig warf er es über den Kopf, schlüpfte behend in die Tatzen und lief nun auf allen Vieren, nicht anders als ein leibhaftiger Bär, rannte brummend auf das Weib zu, umfing sie mit den scharfen Krallen und drückte und herzte sie, daß ihr Hören und Sehen verging. Die Alte war froh, als sie dem Schalk entronnen, der nun freudig mit den Andern von dannen zog. Von Stund an aber schreibt sich der Brauch, daß böse Männer von ihren Ehehälften gar häufig Brummbären genannt werden.

„Uf Leid folgt Freid!" rief der Allgäuer und zeigte nach dem Leutkircher Thor, wo ein Wirthshaus stand, über dessen Thür zu lesen war: „Hier schenkt man Märzenbier aus!" War keiner unter den Sieben, der nicht gern einen

Trunk Bier geſchenkt genommen hätte, richteten daher im Nu ihre Schritte nach dem Wirthshaus und langten mit dem Spieße in der Hausflur an, in demſelben Augenblick, als der dicke Bräuer vor die Thür trat, nach dem Wetter auszulugen. Als der die Schaar erblickte mit dem furchtbaren Spieß, wurde es ihm eben nicht warm um's Herz, zog aber ſchnell ſein Käppchen und



fragte höflich nach ihrem Begehr. „Se wellet e bißle sei Bier probiere," sagte der Allgäuer und schritt schnurstracks mit den Gesellen in die Zechstube. Da ward's dem Wirth klar, daß die Gesandtschaft mit dem Spieße abgeschickt sei von der schwäbischen Kreisregierung, wie wohl zu Zeiten geschieht, um das Bier zu kosten und zu prüfen, ob es preiswürdig sei. Rannte daher spornstreichs in den Keller und holte ein Körble vom Besten herauf, wie er nur für sich und seine Leute gebraut. Das Körble war leer im Umsehen, das zweite in noch kürzerer Zeit, und als die Sieben in weniger als zwei Stunden nahe an einen halben Eimer getrunken, meinte der Wirth, er sehe, daß es ihnen schmecke. Der Blitzschwab aber, der immer das Maul vorweg hatte, sagte: „'s kennt besser sei, wenn net z' wenig Malz und Hopfe drin wär." „Das ist nicht wahr," versetzte der Wirth, der ein Schalk war, „Hopfen und Malz ist nicht zu wenig darin, aber zu viel Wasser." Da merkte der Blitzschwab, daß er seinen Mann gefunden, trank noch ein Mäßle und sagte den Spruch, der ihm einfiel:

In Langesalz, in Langesalz
(kennt au Memmenge heiße, sagte er)
Braut mer drei Bier aus einem Malz.
Es erschte heißet se de Kern,
Des drinket d' Burgemeischter gern,
Es andre heißt es Mittelbier,
Des sept mer de gmeane Leud für;
Es dritt des heißt Covent,
Drink di rey Sapperment!

Zogen dann allesammt fürbaß und der Wirth in Memmingen schwört heute noch Stein und Bein, daß das Häuflein nichts anders gewesen, als des Memminger Kreises Oberbierbeschauer.

„Uf Leid folgt Freid!" hatte der Allgäuer gesagt, ohne zu bedenken, daß das weise Sprüchlein umgekehrt sich noch bei Weitem häufiger bewahrheitet. Es sollte nun einmal Regen und Sonnenschein auf der abenteuerlichen Fahrt der sieben Gesellen fast immer abwechseln, drum war's eben kein Wunder, daß das arme Häuflein gar bald wieder in die Tinte gerieth. Noch drehte und wirbelte es in ihren Köpfen von dem überreichlich genossenen Märzenbier, da harrte ihrer schon wieder das tückische Geschick. Zogen eben bei Kronburg vorüber, da lauschte der gestrenge Herr Junker aus dem Fenster. Mochte ihm nicht recht geheuer vorkommen mit der lustigen Schaar, die auch dem Aeußern nach nicht eben allzu reputirlich einherzog. Er rief deßhalb seinen Schergen und sagte: „Lug einmal nach den Landstreichern da drüben —

ſcheint mir eine ſaubere Sippſchaft zu ſein.“ Der Scherg nahm ſieben Bullenbeißer mit ſich, jeder groß genug, um zur Noth mit einem Bären kämpfen zu können, und ſtieg hinab, Jagd auf die unglücklichen Schwaben zu machen. Hatte ſie bald ereilt und da der Blitzſchwab ſchnippiſch war, wie immer, machte der Haltmichfeſt kurze Sache und nahm das Häuflein mit ſich. Zwar wollte der Allgäuer nicht ſo ohne Weiteres mitgehen, als aber die Hunde gar grimmig knurrten, da ſenkte er den Spieß mit den Ohren zugleich und trabte hinterdrein. Wurden nun ſämmtlich vor den Junker von Kronburg geführt, der ein ſtrenges Verhör begann. Der Seehaas machte den Sprecher für Alle und erzählte getreulich: Wie in der Gegend am Bodenſee ein ſchreckliches Thier hauſe, und da hätten ſie ſich denn als brave Landsleute und biedere Männer zuſammengethan aus allen ſchwäbiſchen Gauen, um das Land vom Ungeheuer zu befreien.

Das aber glaubte der Junker nicht, ſondern blieb bei ſeiner Meinung, ſie ſeien Strolche und Diebsgeſindel, und ließ ſie in das Häusle, das iſt, in's Gefängniß ſtecken.

So geht 's in Schnitzlebutz Heusle,
Deh ſinget und tanzet die Meusle
Und bellet die Schnecken im Heusle —

hat der Blitzſchwab im Häusle geſungen, aber ganz ſtill, wie ein Mäusle.

Es hatte aber der Junker erſt Tags zuvor, da ihn das Zipperlein plagte, den löblichen Entſchluß gefaßt, ein Zuchthaus zu ſtiften zum Schrecken aller Gauner und Tagediebe, zu Nutz und Frommen der Bürgerſchaft und zur Aufklärung des gemeinen Volkes. Da kamen ihm die ſieben Schwaben eben recht. Sonſt war er ein gar frommer und milder Herr, der ſogar ſeinen eigenen Bauern nicht mehr Wolle abſchor, als er eben nöthig hatte, um ſich ſelbſt warm zu kleiden. Befahl daher auch, daß man den Gefangenen Nahrung reichen ſolle, ſo weit ſie deß bedürften. Der Spiegelſchwab aber, der ihn wohl kannte und wußte, daß Schmalhans in deſſen Küche und Keller hauſte, legte ſeinen Plan darauf an, welchen er den Geſellen mittheilte. Wie alſo der Scherg Mittags eine große Pfanne voll kleiner Klöße, die ſie Milchſpätzle nennen, brachte, ſprach der Blitzſchwab zum Knöpflesſchwaben: „Die ghairet wohl for di?“ Der Scherg meinte, das ſei wohl für alle genug. Der Knöpflesſchwab aber ſagte, er wolle lugen, ob's für ihn lange, ſetzte ſich und aß die Pfanne allein aus, ſo daß kein Krümchen noch Bröckchen übrig blieb. Der Scherg erſchrak und lief zum Junker, meinend, man müſſe für die Landſtreicher eine ganze Braupfanne voll Spätzle auf einmal kochen.

und das sei, dünke ihm, noch nicht genug. Da ging der Junker von und auf Kronburg in sich und meinte, er sei dem schwäbischen Kreis und der Menschheit kein so großes Opfer schuldig, daß er sich aushungern lassen sollte in seinem Schloß um einiger wenigen Streiche willen. Stracks wurden die Sieben in Freiheit gesetzt, nur daß ihnen der Junker noch einen Steckbrief mit auf den Weg gab, um andere Behörden und Kerkerknechte pflichtschuldigst vor des Knöpflesschwaben großer Freßsucht zu warnen.

Nach mehr als einem andern Abenteuer, das zu viel wäre zu erzählen, gelangten die Schwaben an einen großen See, und da sagte der Seehaas, der ihn gleich erkannte: „Deß ischt der Bodesee.“ An dessen Ufern sollte, wie die Sage ging, das gefährliche Ungeheuer hausen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die sieben Schwaben sich bekanntlich fest vorgenommen hatten. Da sie nun des See's ansichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer sich aufhielt, man wußte nicht, war es ein gräulicher Lindwurm, oder ein feuerspeiender Drache, so fiel ihnen zumeist das Herz in die Hosen, sie machten Halt und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpflesschwab noch zu guter Letzt (denn wer konnte wissen, ob das Unthier sie nicht allesammt mit Haut und Haar verschlingen werde, mit oder ohne Spieß), eine Mahlzeit Knöpfle oder Spätzle bereite, und stellten während dem Essen Todesbetrachtungen an. „Joh,“ sagte der Allgäuer und seufzte recht von unten 'rauf, „'s ischt e Sach, wenn mer bei sich so recht bedenkt, daß mer zum letzten Mohl in seim Leben z' Mittag ißt.“ Und wieder seufzte er und sagte: „'s ischt e Sach!“ und der Knöpflesschwab fing an still vor sich hin zu flennen, wobei er jedoch des Essens nicht vergaß. Als aber der Allgäuer zum dritten Mal ganz erschrecklich tief seufzte und sagte: „'s ischt e Sach!“ da fingen sie Alle an so erbärmlich zu flennen und zu heulen, daß es einen wilden Heiden hätte erbarmen können. Der Nestelschwab allein ließ sich das Sterben nicht zu Herzen gehen; denn, sagte er, mein Mutter hat mir oft gesagt, daß mein Stündlein gar niemals kommen würde. Heulte aber dennoch aus gutem Willen zur Gesellschaft mit. Als sie aber endlich nicht mehr konnten, fiel's ihnen doch ein, daß es Zeit sei, ihre Schlachtordnung herzurichten; dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer sagte, er sei bislang emmer der Vorderscht gwe, 's wär jetzt Zeit, daß er au emohl der Hentersht sei, und es soll der Blitzschwob voran. Der meinte aber: „Guraſche han i gnueg em Leib, aber net Leib gnueg for d' Guraſche und dehs Beſcht von Ongheuer.“ Der Spiegelschwab wischte sich die Nase am Aermel und that den Vorschlag, es solle doch wohl besser sein, wenn Einer für Alle sterbe, und meinte, der Knöpflesschwab

könne ihnen dieſen kleinen Gefallen thun; der aber ſchrie Zetermordio., als habe ihn das Ungeheuer ſchon am Schlafittig. Und ſo ſprachen und ſtritten ſie noch eine Weile hin und her, bis ſie ſich friedſam einigten und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts ſchritten, gerade auf den Wald zu, wo das Unthier hauſen ſollte. Ehe ſie den erreichten, kamen ſie an einen Rain davor, da ſaß ein Haas und machte ein Männlein, und ſtreckte die langen Löffel in die Höh; das war den Schwaben grauentlich anzuſchauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rath und beſannen ſich, ob ſie vorwärts rücken und auf's Unthier einrücken ſollten mit lang vorgeſtrecktem Spieß, oder ob ſie ſich zur Flucht wenden ſollten; doch hielt jeder feſt am Spieß. Da nun der Veitle hinten am meiſten in Nummero Sicher war, ſchwoll ihm der Kamm und er ſchrie dem Schulzen zu, der vorne ſtand:

„Stoßt zue in äller Schwobe Name,
Sonſcht wünſcht ih, daß ihr möcht erlahme!"

Der Hans, des Veitle Gehlfießlers Vordermann, Knöpfleſchwab, ſpottete der Curaſche des Veitle, indem er ſagte:

„Beim Element, du beſcht guat ſchwätze,
Du biſcht der Letſcht beim Drachahetze!"

Dem Michel ſträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, ſondern ſprach mit abgewandtem Geſicht, indem er den Aermel ſeinem Geſicht näherte:

„Es wird net feble um a Hoar,
So iſt es wohl der Teufel gar!"

Jergle lugte dem Michel in's Geſicht, und ſchaucte auch gar nicht hin nach dem Beſcht von Ungeheuer, indem er zaghaft beiſtimmte:

„Blitz! iſcht er's net, ſo iſcht's ſei Mueder,
Oder 's Teufels ſei Stiefbrueder!"

Dem Marle Neſtelſchwab, der ſich ſchon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, gefiel ſein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er kehrte ſich auch um, da er nicht für nöthig fand, das Ungeheuer anzuſehen, und rief dem Veit zu:

„Gang, Veitle, gang, gang du verahn,
I will debente fer di ſtahn!"

Veitle drückte aber ſeine Ohren auf und that, als hörte er nicht, worauf der Marle zu Jeckele ſagte:

„Gang, Jeckle, gang, gang du verahn
Du beicht Sporn und Stiefel ahn,
Daß di der Drach net beiſſe kahn!"

Aber Jockele fand seinen Troſt darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes der sieben Schwaben und des zu bestehenden Abenteuers stand, und sagte:

„Der Schulz, der muß der Erschte sei,
Denn ehm gebührt die Ehr allei."

Schulz Allgäuer faßte sich ein Herz und sprach muthig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging:

„So zieht denn herzhaft in de Streit,
Dobran erkennt mer tapfre Leut."

Und so ging es in Gottes Namen und im Sturmschritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz pfupferte, konnte er sich seiner Angst nicht erwehren und schrie: „Hau huelhau! Hau, hauhau!" Da erschrak der Haas und gab spornstreichs Fersengeld querfeldein, und lief, was er laufen konnte. Jetzt rief Schulz Allgäuer freudiglich:

„Pey Veitle, luag, luag, was ischt das?
Es Ohngeheuer ischt noh e Haas!"

„Hoschts gsehe? Hoschts gsehe?" fragten sich nun die Andern unter einander. „Hotz Blitz! E Ding wie ne Kalb!" rief der Blitzschwab. Der Nestelschwab that seinen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß dih es Meusle beiß'! E Thier wie ne Mastochs!" „Oho!" rief der Knöpflesschwab: „En Elefand ischt noh e Katz gege des Ohnthier." „Bygott!" erwiederte der Allgäuer, „wenn des koa Haas gweh ischt, noh woiß i de Dreimänner Wei vom Rachebutzer net z' unterschaide!"

„Noh, Noh!" vermittelte der Seehaas: „Haas her! Haas hen! E Seehaas ischt halt greßer und gremmiger, als älle Haase im heilige remische Reich." „Wie der Seewei feurer und herber als älle Wei im heilige remische Reich," sagte hinten der Gehlfüßler, und über diese Anzüglichkeit hätte ihm der Seehaas fast ein Paar Watscheln gegeben, denn es kränkte ihn schwer, daß der Veitle über den Seewein spottete, der ihm von Kindesbeinen an geschmeckt. Mit den Seeweinen verhält es sich aber also: es giebt ihrer drei Arten, zum ersten der Sauerampfer, schmeckt nur ein Weniges besser als Essig und verzieht das Maul nur ein Bißchen, zumal wenn man sich daran gewöhnt hat. Die zweite Gattung ist Dreimännerwein geheißen, steht im Geschmack noch 10 Grad unter Essig und wurde so getauft, weil man behauptet, daß derjenige, so ihn zu trinken verurtheilt, von Zweien gehalten werden muß, während ihn ein Dritter eingießt. Die dritte Sorte ist der Rachenputzer, hat die rühmliche Eigenschaft, daß er Schleim und alles andere

abführt, thut aber dabei Noth, daß wer ſich mit dem Wein im Leib ſchlafen legt, in der Nacht ſich wecken laſſe, damit er ſich umkehren möge, ſonſt möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen freſſen.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den ſieben Schwaben ſo glückhaft beſtanden war, ſo wurden ſie eins nunmehr von ihren Thaten auszuruhen und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber that Noth, ein Siegeszeichen zu errichten, das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermelde. Da nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfere Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache ſein Fell zu Markte getragen und der Haas in ſeinem Balg wohlbehalten entkommen war, ſo wurden die guten Geſellen dahin eins, ihr Bärenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nächſtgelegene Kapelle zu ſtiften, die hieß man hernach die Kapell zum ſchwäbiſchen Heiland. Dort wird wohl der Spieß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Neſter getragen.

Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Als unser lieber Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, von einer Stadt zur andern, das Evangelium predigte und viele Zeichen that, kam zu ihm auf eine Zeit ein guter einfältiger Schwab, und fragte ihn: „Mein Leiden-Gesell, wo willt du hin?“ Da antwortete ihm unser Herrgott: „Ich ziehe um, und mache die Leute selig.“ So sagte der Schwab: „Willt du mich mit dir lassen?“ — „Ja,“ antwortete unser Herrgott, „wenn du fromm sein willt und weidlich beten.“ Das sagte der Schwab zu. Als sie nun mit einander gingen, kamen sie zwischen zwei Dörfer, darinnen läutete man. Der Schwab, der gern schwätzte, fragte unsern Herrngott: „Mein Leiden-Gesell, was läutet man da?“ Unser Heiland, dem alle Dinge wissend waren, antwortete: „In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem andern zum Begängniß eines Todten.“ — „Gang du zum Todten!“ sprach der Schwab, „so will ich zur Hochzeit gehn.“

Darauf ging unſer Herrgott in das Dorf und machte den Todten wieder lebendig, da ſchenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab thät ſich auf der Hochzeit um, half einſchänken, einem Gaſt um den andern, und auch ſich ſelbſt, und als die Hochzeit zu Ende war, da ſchenkte man ihm einen Kreuzer. Das war der Schwab wohl zufrieden, machte ſich auf den Weg und kam wieder zu unſerm Herrgott. Alsbald, wie der Schwab dieſen von Weitem ſahe, hub er ſein Kreuzerlein in die Höhe und ſchrie: „Lug, mein Leiden-Geſell! Ich hab Geld; was haſt denn du?“ trieb alſo viel Prahlens mit ſeinem Kreuzerlein. Unſer Herrgott lachet ſeiner, und ſprach: „Ach, ich hab' wohl mehr als du!“ thät den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden ſehen. Der aber war nicht unbehend, warf geſchwind ſein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden, und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen alles gemein mit einander haben!“ Das ließ unſer Herrgott gut ſein.

Nun als ſie weiter mit einander gingen, begab es ſich, daß ſie zu einer Heerde Schafe kamen, da ſagte unſer Herrgott zum Schwaben: „Gehe, Schwab, zu dem Hirten, heiße ihm uns ein Lämmlein zu geben, und koche uns das Gehänge oder Geräuſch zu einem Mahle.“ — „Ja!“ ſagte der Schwab, that, wie ihm der Herr geheißen, ging zum Hirten, ließ ſich ein Lämmlein geben, zog's ab und bereitete das Gehänge zum Eſſen. Und im Sieden da ſchwamm das Leberlein ſtets empor; der Schwab drückt's mit dem Löffel unter, aber es wollte nicht unten bleiben, das verdroß den Schwaben über alle Maßen. Nahm deßhalb ein Meſſer, ſchnitt das Leberlein, dieweil

es gahr war, von einander und aß es. Und als nun das Eſſen auf den Tiſch kam, da fragte unſer Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wär? Der Schwab aber war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämmlein habe keines gehabt. „Ei!“ ſagte unſer Herrgott: „wie wollte es denn gelebt

haben, ohne ein Leberlein?" Da verſchwur ſich der Schwab hoch und theuer: „Es hat bei Gott und allen Gottes-Heiligen keines gehabt!" Was wollte unſer Herrgott thun? Wollte er haben, daß der Schwab ſtill ſchwieg, mußt' er wohl zufrieden ſein.

Nun begab es ſich, daß ſie wiederum mit einander ſpazierten, und da läutete es abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Lieber, was läutet man da?" — „In dem Dorf läutet man zu einem Todten, in dem andern zur Hochzeit," ſagte unſer Herrgott. „Wohl!" ſprach der Schwab. „Jetzt gang du zur Hochzeit, ſo will ich zum Todten!" (vermeinte, er wolle auch hundert Gulden verdienen). Fragte den Herrn weiter: „Lieber, wie haſt du gethan, daß du den Todten auferwecket haſt?" — „Ja," antwortete der Herr, „ich ſprach zu ihm, ſteh auf im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes? Da ſtand er auf." — „Schon gut, ſchon gut!" rief der Schwab: „nun weiß ich's wohl zu thun!" und zog zum Dorfe, wo man ihm den Todten entgegentrug. Als der Schwab das ſahe, rief er mit heller Stimme: „Halt da! Halt da! Ich will ihn lebendig machen, und wenn ich ihn nit lebendig mache, ſo henkt mich ohne Urtel und Recht."

Die guten Leute waren froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden, und ſetzten die Bahre, darauf der Todte lag, nieder. Der Schwab that den Sarg auf, und fing an zu ſprechen: „Steh auf im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!" Der Todte aber wollte nicht aufſtehen. Dem Schwaben ward angſt, er ſprach ſeinen Segen zum andern und zum dritten Mal, als aber jener Todte ſich nicht erhob, ſo rief er voll Zorn: „Ei ſo bleib liegen in tauſend Teufel Namen!" Als die Leute dieſe gottloſe Rede hörten, und ſahen, daß ſie von dem Gecken betrogen waren, ließen ſie den Sarg ſtehen, faßten den Schwaben und eileten demnächſt mit ihm dem Galgen zu, warfen die Leiter an und führten den Schwaben hinauf.

Unſer Herrgott zog ſein gemachſam ſeine Straße heran, da er wohl wußte, wie es dem Schwaben ergehen werde, wollte doch ſehen, wie er ſich ſtellen würde, kam nun zum Gericht, und rief: „O guter Geſell, was haſt du doch gethan? In welcher Geſtalt erblick ich dich?" Der Schwab war blitzwild und begann zu ſchelten, der Herr hätte ihm den Segen nicht recht gelehrt. „Ich habe dich recht belehrt," ſprach der Herr. „Du aber haſt es nicht recht gelernt und gethan, doch dem ſei, wie ihm wolle. Willt du mir ſagen, wo das Leberlein hinkommen iſt, ſo will ich dich erledigen!" — „Ach!" ſagte der Schwab, „das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt! Weß zeiheſt du mich?" — „Ei du willſt's nur nicht ſagen!" ſprach der Herr. „Wohlan, be-

kenn' es, so will ich den Todten lebendig machen!" Der Schwab aber fing an zu schreien: „Henket mich, henket mich! So komm' ich der Marter ab. Der will mich zwingen mit dem Leberlein, und hört doch wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat! Henket mich nur stracks und flugs!"

Wie solches unser Herrgott hörte, daß sich der Schwab eher wollt henken lassen, als die Wahrheit gestehen, befahl er, ihn herab zu lassen, und machte nun selbst den Todten lebendig.

Als sie nun mit einander wieder von dannen zogen, sprach unser Herrgott zum Schwaben: „Komm her, wir wollen mit einander das gewonnene Geld theilen, und dann von einander scheiden, denn wenn ich dich allewege und überall sollte vom Galgen erledigen, würde mir das zu viel." Nahm also die zweihundert Gulden und theilte sie in drei Theile. Als Solches der Schwab sahe, fragte er: „Ei Lieber, warum machst du drei Theile, so doch unsrer nur zween sind?" — „Ja," antwortete unser lieber Herrgott, „der eine Theil, der ist mein; der andere Theil, der ist dein, und der dritte Theil, der ist dessen, der das Leberlein gefressen hat!" Als der Schwab Solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab' ich's bei Gott und allen lieben Gottes-Heiligen doch gefressen!" Sprach's und strich auch den dritten Theil ein, und nahm also Urlaub von unserm lieben Herrgott.

Die Probeſtücke des Meiſter-Diebs.

Es wohnten in einem Dorfe ein Paar ſehr arme alte Leute mutterſeelen allein in einem geringen Häuslein, das ganz weit draußen ſtand, und hörte gerade mit dieſem Häuslein das Dorf auf. Die beiden Alten waren brav und fleißig, aber ſie hatten keine Kinder. Einen Sohn, einen einzigen, hatten ſie gehabt, aber der war ein ungerathener Bube geweſen, und heimlich auf und davon gegangen, hatte auch ſein Lebetag nichts wieder von ſich hören und ſehen laſſen, und ſo glaubten die beiden Alten, ihr Einziger ſei lange todt und bei Gott gut aufgehoben.

Nun ſaßen einſtmals die beiden Alten vor ihrer Hausthür, an einem Feiertage, da fuhr zum Dorfe herein ein ſtattlicher Wagen, den zogen ſechs ſchöne Roſſe, und darin ſaß ein einzelner Herr, hintenauf ſtand ein Bedienter, deſſen Hut und Rock von Gold und Silber nur ſo ſtarrte. Der Wagen fuhr durch das ganze Dorf, und die Bäuerlein, die gerade aus der Kirche kamen, meinten ſchier, es fahre ein Herzog oder gar ein König vorbei, denn ſolche Pracht konnte der Edelmann, der droben im alten Schloß wohnte, nicht aufwenden. Da hielt mit einem Male der Wagen vor dem letzten Häuslein ſtill, der Bediente ſprang vom Bocke und öffnete dem darin ſitzenden

Herrn den Schlag, welcher ausstieg, und auf die beiden Alten zueilte, die sich ganz bestürzt von ihrer Bank erhoben hatten. Er bot ihnen freundlich guten Tag und Handschlag und fragte, ob er nicht ein Gericht Kartoffelhütes (Klöße) mit ihnen essen könne? Darüber verwunderte sich am meisten das Mütterlein, aber der junge hübsche und sehr vornehm gekleidete Herr stillte alsbald ihr Staunen, indem er sagte, daß ihm noch kein Koch diese Hütes habe recht machen können, er wolle sie einmal von Landleuten zubereitet essen, wie in seiner Jugend. Da luden die Alten den edlen Junker, für den sie den Fremdling hielten, freundlich in ihre Hütte, und er ließ den Wagen mit Kutscher und Bedienten einstweilen in das Wirthshaus fahren. Das Mütterlein holte eilends Kartoffeln aus dem kleinen Keller des Häusleins herauf, schälte, rieb und preßte sie, ließ Wasser sieden, that die geballten Klöße, zu denen sie etwas Schmalz gethan, hinein, und segnete dieses Essen mit dem frommen Spruch: „Gott behüt es," davon denn auch die Klöße an vielen Orten Südthüringens Hütes heißen. In dieser Zeit, daß die Alte ihr Mahl bereitete, war ihr Mann mit dem Fremdling in das Hausgärtchen gegangen, wo er an kurz zuvor gepflanzten jungen Bäumen sich eine kleine Beschäftigung machte, und nachsah, ob die Pfähle, an welche die Stämmchen mit Weide gebunden waren, noch fest hielten, und der Wind keine Weide losgerissen hatte, und wo dieß geschehen war, da band der Alte jedes Stämmchen wieder fest. Da hub der junge Fremde an zu fragen: „warum bindet ihr dieses kleine Stämmchen dreimal an?" — „Ja!" sprach der Alte, „da hat es drei Krümmen, darum bind' ich's fest, daß es gerade wächst." — „Das ist recht, Alter!" sprach der Fremde; „aber dort habt ihr ja einen alten krummen Knorz von Baum! Warum bindet ihr den nicht auch an einen Pfahl auf, daß er gerade wird?" — „Hoho!" lachte der Alte: „alte Bäume, wenn sie krumm sind, werden nicht wieder gerad. Wenn man sie gerade haben will, muß man sie jung gut ziehen." — „Habt ihr auch Kinder?" fragte der Fremde weiter. „O lieber Gott, Euer Gnaden!" antwortete der Mann, „gehabt hab' ich einen Jungen, war ein erzer Nichtsnutzer, hat wilde böse Streiche gemacht, und ist mir zuletzt davon gelaufen, und sein Lebtag nicht wiedergekommen. Wer weiß, wo ihn der liebe Gott hingeführt hat, oder der Böse." — „Warum habt ihr denn euern Sohn nicht bei Zeiten gerad gezogen, wie diese da, eure Bäumchen!" sprach betrübt und vorwurfsvoll der Fremde. „Wenn er nun ein ungerathner krummer Knorz und Wildling worden, so ist's eure Schuld. Aber wenn er euch nun wieder unter die Augen käme, würdet ihr ihn wohl erkennen?" — „Weiß auch nicht, lieber Herr!" erwiederte

der Bauer: „er wird wohl in die Höhe geschossen sein, wenn er noch lebt, doch hatte er ein Muttermal am Leibe, daran allenfalls könnt' ich ihn kennen. Der kommt aber doch erst am Nimmermehrstag wieder heim." Da zog der Fremde seinen Rock aus, und zeigte dem Alten ein Muttermal; der schlug die Hände übern Kopf zusammen, und schrie: „Herr Jes's! Du bist mein Sohn — aber nein — du bist so schrecklich fürnehm. Bist du denn ein Graf geworden, oder gar ein Herzog?" — „Das nicht, Vater," sprach der Sohn leise, „aber etwas anders, ein Spitzbub bin ich geworden, weil ihr mich nicht gerade gezogen habt, doch laßt's gut sein, ich hab' meine Kunst tüchtig studirt, bin nicht etwa so ein miserabler Pfuscher, wie's ihrer viele giebt."

Der alte Mann war ganz stumm vor Schreck und vor Freude, führte den Sohn an der Hand ins Haus, und zur Mutter, die justement die Klöße fertig hatte und auftrug, und sagte ihr alles. Da fiel das Mütterlein ihrem Sohn an das Herz und um den Hals, küßte ihn und weinte und sagte: „Dieb bin, Dieb her! Du bist doch mein lieber Sohn, den ich unterm Herzen getragen habe, und mir hüpft das Herz hoch in der Brust, daß ich dich in meinen alten Tagen wieder gesehen! Ach, was wird dein Herr Pathe sagen, droben auf dem Schloß der Edelmann!" — „Ja!" sprach dazwischen der Vater, während alle drei nun mit einander tapfer in die Klöße einhieben: „Dein Herr Pathe wird nichts von dir wissen wollen, bei so bewandten Umständen, wie es mit dir steht; er wird dich am Ende an dem lichten Galgen zappeln lassen." — „Nun, besuchen will ich ihn doch, den Herrn Pathen!" antwortete der Sohn, ließ seinen Wagen anspannen und fuhr auf's Schloß hinauf.

Der Edelmann war sehr erfreut, seinen Pathen, den er als armes Kind aus Gnaden zur Taufe gehoben, so stattlich wieder vor sich treten zu sehen, als dieser sich ihm zu erkennen gab. Aber darüber freute er sich nicht im Mindesten, als auf Befragen, was er denn in der Welt geworden sei, der junge Pathe zur Antwort gab, er wäre ein ausgelernter Spitzbube geworden. Sann also bald darüber nach, wie er mit guter Art einen so gefährlichen Menschen in Zeiten los werden möchte.

„Wohlan!" sprach der Edelmann zu seinem Pathen, „wir wollen sehen, ob du das deinige ordentlich gelernt hast, und ein so großer Dieb geworden bist, den man mit Ehren laufen lassen kann, oder nur so ein kleiner, den man an den ersten besten Galgen henkt. Letzteres werde ich in meinem Gerichtsbann mit dir unfehlbar thun, wenn du nicht die drei Proben bestehst, die ich dir auferlegen werde!" — „Nur her damit, gestrenger Herr Pathe! Ich fürchte mich vor keiner Arbeit."

Der Edelmann ſann eine kleine Weile nach, dann ſprach er: „Hör' an! Dieſes ſind die drei Proben. Zum Erſten: ſtiehl mir mein Leibpferd aus dem Stalle, den ich wohl bewachen laſſe von Soldaten und Stallleuten, die jeden todtſchlagen, der Miene macht, in den Stall zu dringen. Zum Andern ſtiehl mir, wenn ich mit meiner Frau im Bette liege, das Betttuch unterm Leibe weg, und meiner Frau den Trauring vom Finger, doch wiſſe, daß ich geladene Piſtolen zur Hand habe. Zum Dritten und Letzten, — und merke, das iſt das ſchwerſte Stück: ſtiehl mir Pfarrer und Schulmeiſter aus der Kirche und hänge ſie beide lebend in einem Sack in meinen Schornſtein. Thor und Thüren im Schloſſe ſollen dir dazu offen ſtehen."

Der Meiſter-Dieb bedankte ſich freundlich bei ſeinem Herrn Pathen, daß er ihm ſo leichte Stücklein aufgegeben, und ging ſeiner Wege, um in nächſter Nacht gleich das erſte Stück auszuführen. Der Edelmann traf alle Anſtalten, ſein Leibroß gut bewachen zu laſſen. Sein erſter Reitknecht mußte ſich darauf ſetzen, ein anderer Diener mußte den Zaum faſſen, ein dritter den Schwanz, und vor die Thüre ordnete der Herr eine Soldatenwache. Die wachten und wachten, froren und fluchten, denn es war kalt, und Alle waren durſtig; da zeigte ſich ein altes müdes Mütterlein, das trug ein Fäßlein auf einem Korbe, hüſtelte ſchwer und keuchte zum Schloßhof hinein. Das Fäßlein weckte in der

Seele der Soldaten ganz beſonders anziehende Gedanken, nämlich die, daß möglicherweiſe Branntwein darin ſein könne, und daß Branntwein ein Specificum gegen den Nachtfroſt ſei und gegen die böſen Nebel. Riefen daher das alte Mütterlein zum Feuer, daß ſich's wärme, und forſchten nach dem Inhalt des Fäßleins. Richtig geahnet! Branntwein war darin, und noch dazu veredelter, Doppelpomeranzen, Spaniſchbitter oder ſo eine Sorte. Auch war das Fäßlein nicht tückiſcher Weiſe verpicht und verſpundet, ſondern es war ein Hähnlein daran, und die Frau hatte, das war das Beſte, den Branntwein zu verkaufen. Da kauften die Soldaten ein Becherlein um's andere, riefen's auch den Wächtern im Stalle zu, daß draußen im Hofe der Weizen blühe, und das alte Frauchen hatte alle Hände voll zu thun mit Einſchänken, ſo daß ihr Fäßlein ſchier leer war. Die alte Frau war aber kein anderer Menſch als der Erzdieb, der ſich gut verkleidet und in den Schnaps einen barbariſchen Schlaftrunk gemiſcht hatte. Es währte gar nicht lange, ſo fiel ein Soldat nach dem andern in Schlaf und den Wächtern im Stalle fielen auch die Au-

gen zu, und es war gut, daß der Dieb ſchon im Stalle bei dem Pferde ſtand, ſo konnte er den Reitknecht in ſeinen Armen auffangen, als dieſer gerade vom Pferde fiel, und ihn ſanft rittlings auf die Schranke ſetzen und was weniges anbinden, damit der gute Menſch nicht etwa auch da herunter falle und Schaden leide. Dem Leibkutſcher, der den Zaum hielt, und in der Ecke ſchnarchte, lieh der Dieb einen Strick in die Hand, und dem Stallknecht ſtatt des Roßſchweifes ein Strohſeil. Dann nahm er eine Pferdedecke, ſchnitt ſie in Stücken,

wickelte sie um des Rosses Füße, schwang sich in den Sattel, und beide, hast du nicht gesehen — zum Stall und zum offen gebliebenen Schloßthor hinaus.

Als es heller Tag geworden, sah der Edelmann zum Fenster hinaus, und

sah einen stattlichen Reiter daher galoppirt kommen, auf einem nicht minder stattlichen Roß, das ihm so bekannt vorkam. Der Reiter hielt an, und bot guten Morgen hinauf zum Schloßfenster. „Guten Morgen, Herr Pathe! Euer Pferd ist Goldes werth!“ — „Ei daß dich alle Teufel!“ rief der Edelmann, wie er sah, daß das Pferd seine Schäcke war. „Du bist ein Gaudieb! Nu, nu — nur zu! Laß deine Kunst weiter sehen!“ Der Edelmann nahm seine Reitpeitsche und ging nach dem Stalle voller Zorn; als er aber die wunderlichen Gruppen der noch immer schlafenden Wächter sah, mußte er laut auflachen; gedachte aber bald in seinem Herzen: wenn der Gauner diese Nacht kommt, mir das Betttuch zu stehlen, will ich ihm eine Kugel durch den Kopf schießen, denn solch einen gefährlichen Kerl möchte ich nicht in meiner Nähe wissen.

Da nun die Nacht herbeigekommen war, legte sich der Edelmann mit seiner Frau zu Bette, und neben sich legte er eine geladene Pistole und unterschiedliche andere Wehr und Waffen, schlief auch nicht ein, sondern blieb wachsam, horchte und lauschte, ob sich nichts regte. Lange blieb alles still, jetzt endlich, es war schon ziemlich dunkel, war es, als würde eine lange Leiter angelehnt, und bald darauf wurde draußen am Fenster die Gestalt eines Menschen sichtbar, der herein steigen wollte. „Erschrick nicht, Frau!“ rief leise

der Edelmann, nahm die Piſtole, zielte gut, drückte los, und ſchoß den Räuber mitten durch den Kopf, dieſer wankte und gleich darauf hörte man unten einen ſchweren Fall. „Der ſteht nicht wieder auf,“ ſprach der Edelmann, „doch möcht' ich Aufſehen vermeiden, ich will deßhalb geſchwind die Leiter hinunter ſteigen, daß im Hauſe kein Lärm wird, und den Erſchoſſenen bei Seite ſchaffen.“ Das war der Edelfrau recht, und ihr Mann that, wie er geſagt. Bald darauf kam er wieder herauf und ſprach zur Frau: „Der iſt mauſetodt ich will dem armen Teufel aber doch, ehe ich ihn in die Grube werfe, in einen Leinlacken hüllen, und da er um deines Ringes willen ſein Leben hat laſſen müſſen, ſo wollen wir ihm dieſen anſtecken; gieb mir den Ring und auch das Betttuch.“ Die Frau gab beides her, und jener ſtieg eilend wieder hinunter. Es war aber nicht der Edelmann, ſondern der Meiſter-Dieb, der, um ſein Stücklein auszuführen, vom erſten beſten Galgen (damals gab es in Deutſchland noch alle Wege viele Galgen), einen friſch Gehenkten abgeſchnitten und ihn dann auf ſeine Schultern geladen hatte, als er die Leiter emporſtieg. Wie drinnen der Schuß fiel, ließ er den Leichnam hinunter ſtürzen, ſtieg eilend die Leiter herab und verſteckte ſich. Und wie nun der Edelmann herunter kam, und ſich mit dem vermeintlich Erſchoſſenen zu ſchaffen machte, wiſchte er raſch hinauf ins Zimmer der Frau, ahmte des Pathen Stimme nach und forderte Ring und Betttuch.

Am andern Morgen ſah der Edelmann wieder nach ſeiner Gewohnheit zum Fenſter hinaus, da ging drunten ein Mann auf und ab, der hatte, wie es ſchien, Leinwand zu verkaufen, mindeſtens trug er ein zuſammengeſchlagenes Bündel über der Schulter, und ließ einen ſchönen Ring in der Morgenſonne blitzen und funkeln. Mit einem Male rief der Mann hinauf: „Schönſten guten Morgen, Herr Pathe! Ich wünſche Ihnen und der Frau Pathin recht wohl geruht zu haben!“ — Der Edelmann war wie vom Donner gerührt, als er ſeinen Pathen, den er die vorige Nacht mit eigner Hand erſchoſſen und mit derſelben Hand in eine Grube geworfen, leibhaftig ſtehen ſah, und fragte haſtig ſeine Frau nach Ring und Tuch. „Nun, du haſt mir's ja dieſe Nacht abverlangt!“ erwiederte die Dame. „Der Satan! Aber ich nicht!“ tobte der Edelmann — doch gab er ſich bald wieder, in Erwägung, daß der kühne Dieb noch mehr hätte nehmen können. Er machte dem Pathen eine Fauſt zum Fenſter hinaus und rief: „Erzgauner! Das Dritte! Das Dritte bringt dich ſicherlich an den Galgen!“

In der nächſten Nacht darauf begab ſich etwas Seltſames auf dem Gottesacker. Der Schulmeiſter, der dieſem zunächſt wohnte, wurde es zuerſt gewahr,

und meldete es dem Herrn Pfarrer. Ueber den Gräbern wandelten kleine brennende Lichtlein in unſtäter Bewegung umher. „Das ſind die armen Seelen,

Schulmeiſter!“ flüſterte der Pfarrer mit Grauſen. Plötzlich erſchien eine große ſchwarze Geſtalt auf den Stufen der Kirchthüre, die rief mit hohlem Tone:

Kommt All' zu mir, kommt All' zu mir,
Der jüngſte Tag iſt vor der Thür!
O Menſchenkinder, betet ſtill!
Die Todten ſammeln ſchon ihr Gebein!
Wer mit mir in den Himmel will,
Der kreuch in dieſen Sack hinein!

„Wollen wir?“ fragte der Schulmeiſter den Pfarrer mit Zähneklappern. „Zeit wär's, vorm Thorſchluß. Der heilige Apoſtel Petrus ruft uns, das iſt keine Frage. Aber Reiſegeld?“ — „Ich habe mir zwanzig Kronen erdarbt,“ wisperte das Schulmeiſterlein. „Ich habe hundert Dicketonnen (Laubthaler) für den Nothfall zurückgelegt!“ ſprach der Pfarrer. „Holen wir's und nehmen's mit!“ riefen beide und thaten alſo, dann näherten ſie ſich der ſchwarzen Geſtalt mit Furcht und Zittern. Dieſe war der Meiſter-Dieb; er hatte Krebſe gekauft und ihnen brennende Wachslichterlein auf den Rücken geklebt, das waren die armen Seelen, hatte einen Mönchsbart und eine Mönchskutte, und einen Hopfenſack, in den er die beiden Schwarzröcke aufnahm, nachdem er ihnen ihr Erſpartes abgenommen. Jetz ſchnürte er den Sack zu und ſchleifte ihn hinter ſich her durch das Dorf und durch einen Tümpfel, wobei er rief: „Jetzt geht's durch das rothe Meer!“ dann durch den Bach: „Jetzt geht's durch den Bach Kidron,“ dann durch die Schloßflur, allwo es kühl war: „Jetzt geht's durch das Thal Joſaphat,“ dann zur Treppe hinauf: „Dieſes iſt ſchon die Himmelsleiter,“ endlich hing er den Sack im Schornſtein auf an einen Haken, daran

man die Schinken räuchert, machte darunter einen ziemlichen Qualm und rief mit schrecklicher Stimme: „Dieſes iſt das Fegefeuer! Dieſes dauert etwelche Jahre!“ und machte ſich fort. Da ſchrieen Pfarrer und Schulmeiſter Zeter Mordio, daß das ganze Hausgeſinde zuſammen lief. Der Meiſter-Dieb aber trat kecklich zum Edelmann: „Herr Pathe, meine dritte Probe iſt auch gelöſt. Pfarrer und Schulmeiſter hängen im Schornſtein, und ſo es Euch gefällig, könnt ihr ſie ſelber zappeln ſehen und ſchreien hören!“ — „O du Erzſchalk und Erzgauner, du Erzböſewicht und Meiſter-Dieb aller Meiſter-Diebe!“ rief der Edelmann und gab gleich Befehl, jene aus dem Fegefeuer zu erlöſen. „Du haſt mich überwunden, hebe dich von dannen! Hier haſt du ein Goldſtück. Hebe dich von dannen, komme mir nicht wieder vor Augen, und laß dich für dein Geld henken, wo es dir gefällig iſt.“

„Danke zum Allerſchönſten, geſtrenger Herr Pathe, und will ſo thun!“ antwortete der Spitzbub, „aber wollt ihr nicht die Pfänder auslöſen, die ich redlich erworben habe? Euer Leibroß mit zweihundert Kronen, eurer Gemahlin Trauring und das Tuch mit hundert Kronen, des Pfarrers und Schulmeiſters Geld mit hundert und zwanzig Kronen! Wo nicht, ſo fahr' ich damit von dannen.“ Den Edelmann rührte faſt der Schlag; er ſprach: „Lieber Pathe, das war ja alles nur ein Spaß, du wirſt dieſe Güter nicht an dir behalten wollen; ich ſchenke dir ja das Leben.“ „Nun, ſo will ich gehen, und Euch die Sachen alle herbringen!“ ſprach der Meiſter-Dieb, ging und ließ ſeinen Wagen anſpannen, ſeinen alten Vater und ſeine Mutter hineinſetzen, ſetzte ſich ſelbſt auf des Edelmanns Roß, ſteckte den prächtigen Ring an den Finger und ſchickte dem Edelmann nur das Betttuch mit einem Brieflein, darin ſtand: „Gebt dem Pfarrer und dem Schulmeiſter ihr Geld zurück, ſonſt ſtiehlt Euch eure Frau

Dero unterthäniger Pathe und Meiſter-Dieb.“

Da bekam der Edelmann große Furcht, trug den Schaden und wollte nichts mehr von ſeinem Pathen wiſſen, erfuhr auch nichts mehr von ihm, denn der war mit ſeinen Eltern in ein fernes Land gezogen und ein ehrlicher und angeſehener Mann geworden.

Die verzauberte Prinzessin.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, der hatte zwei Söhne, einen guten, der hieß Hans, und einen bösen, der hieß Helmerich. Wie das aber wohl geht in der Welt, der Vater hatte den bösen mehr lieb als den guten.

Nun begab es sich, daß das Jahr einmal ein mehr als gewöhnlich theures war und dem Meister der Beutel leer ward. Ei! dachte er, man muß zu leben wissen. Sind die Kunden doch so oft zu dir gekommen, nun ist es an dir höflich zu sein und dich zu ihnen zu bemühen. Gesagt gethan. Früh Morgens zog er aus und klopfte an mancher stattlichen Thür; aber wie es sich denn so trifft, daß die stattlichsten Herren nicht die besten Zahler sind, die Rechnung zu bezahlen hatte Niemand Lust. So kam der Handwerksmann müde und matt des Abends in seine Heimath und trübselig setzte er sich vor die Thüre der Schenke ganz allein, denn er hatte weder das Herz mit den Zechgästen zu plaudern, noch freute er sich sehr auf das lange Gesicht seines Weibes. Aber wie er da saß in Gedanken versunken, konnte er doch nicht lassen hinzuhören auf das Gespräch, das drinnen geführt ward. Ein Fremder, der eben aus der Hauptstadt angelangt war, erzählte, daß die schöne Königstochter von einem bösen Zauberer gefangen gesetzt sei und müsse im Kerker bleiben ihr Lebelang, wenn nicht Jemand sich fände der die drei Proben löste, welche der Zauberer gesetzt hatte. Fände sich aber einer, so wäre die Prinzeß sein und ihr ganzes herrliches Schloß mit all seinen Schätzen. Das hörte der Meister an zuerst mit

halbem Ohr, dann mit dem ganzen und zuletzt mit allen beiden, denn er dachte: mein Sohn Helmerich iſt ein aufgeweckter Kopf, der wohl den Ziegenbock barbieren möchte, ſo das einer von ihm heiſchte; was gilt's, er löſt die Proben und wird der Gemahl der ſchönen Prinzeß und Herr über Land und Leute. Denn alſo hatte der König, ihr Vater, verkündigen laſſen. — Schleunig kehrte er nach Haus und vergaß ſeine Schulden und Kunden über der neuen Mähr, die er eilig ſeiner Frau hinterbrachte. Des andern Morgens ſchon ſprach er zum Helmerich, daß er ihn mit Roß und Wehr ausrüſten wolle zu der Fahrt, und wie ſchnell machte der ſich auf die Reiſe! Als er Abſchied nahm, verſprach er ſeinen Eltern, er wolle ſie ſammt dem dummen Bruder Hans gleich holen laſſen in einem ſechsſpännigen Wagen; denn er meinte ſchon, er wäre König. Uebermüthig wie er dahinzog, ließ er ſeinen Muthwillen aus an allem, was ihm in den Weg kam. Die Vögel, die auf den Zweigen ſaßen und den Herrgott lobten mit Geſang wie ſie es verſtanden, ſcheuchte er mit der Gerte von den Aeſten und kein Gethier kam ihm in den Weg, daran er nicht ſeinen Scha-

dernack ausgelaſſen hätte. Und zum Erſten begegnete er einem Ameiſenhaufen; den ließ er ſein Roß zertreten, und die Ameiſen, die erzürnt an ſein Roß und an ihn ſelbſt krochen und Pferd und Mann biſſen, erſchlug und erdrückte er alle. Weiter kam er an einen klaren Teich, in dem ſchwammen zwölf Enten. Helmerich lockte ſie ans Ufer und tödtete deren elf, nur die zwölfte entkam. Endlich traf er auch einen ſchönen Bienenſtock; da machte er es den Bienen wie er es den Ameiſen gemacht. Und ſo war ſeine Freude die unſchuldige Creatur nicht ſich zum Nutzen, ſondern aus bloßer Tücke zu plagen und zu zerſtören.

Als Helmerich nun bei sinkender Sonne das prächtige Schloß erreicht hatte, darin die Prinzessin verzaubert war, klopfte er gewaltig an die geschlossene Pforte. Alles war still; immer heftiger pochte der Reiter. Endlich that sich ein Schiebfenster auf und hervor sah ein altes Mütterlein mit spinnewebfarbigem Gesichte, die fragte verdrießlich, was er begehre. „Die Prinzeß will ich erlösen," rief Helmerich, „geschwind macht mir auf." „Eile mit Weile, mein Sohn," sprach die Alte; „morgen ist auch ein Tag, um neun Uhr werde ich dich hier erwarten." Damit schloß sie den Schalter.

Am andern Morgen um neun Uhr, als Helmerich wieder erschien, stand das Mütterchen schon seiner gewärtig mit einem Fäßchen voll Leinsamen, den sie ausstreute auf eine schöne Wiese. „Lies die Körner zusammen," sprach sie zu dem Reiter, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit gethan sein." — Helmerich aber dachte, das sei ein alberner Spaß und lohne es nicht sich darum zu bücken; er ging derweil spazieren und als die Alte wiederkam, war das Fäßchen so leer wie vorher. „Das ist nicht gut," sagte sie. Darauf nahm sie zwölf goldene Schlüsselchen aus der Tasche und warf sie einzeln in den tiefen dunklen Schloßteich. „Hole die Schlüssel herauf," sprach sie, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit gethan sein." Helmerich lachte und that wie vorher. — Als die Alte wiederkam und auch diese Aufgabe nicht gelöst war, da rief sie zweimal: „Nicht gut! nicht gut!" Doch nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn die Treppe hinauf in den großen Saal des Schlosses; da saßen drei Frauenbilder, alle drei in dichte Schleier verhüllt. „Wähle, mein Sohn," sprach die Alte, „aber sieh dich vor, daß du recht wählst. In einer Stunde komme ich wieder." Helmerich war nicht klüger, da sie wiederkam als da sie wegging; übermüthig aber rief er aufs Gerathewohl: „Die zur Rechten wähl' ich." — Da warfen alle drei die Schleier zurück; in der Mitte saß die holdselige Prinzeß, rechts und links zwei scheußliche Drachen, und der zur Rechten packte den Helmerich in seine Krallen und warf ihn durch das Fenster in den tiefen Abgrund.

Ein Jahr war verflossen seit Helmerich ausgezogen die Prinzeß zu erlösen und noch immer war bei den Eltern kein sechsspänniger Wagen angelangt. „Ach!" sprach der Vater, „wäre nur der ungeschickte Hans ausgezogen statt unsres besten Buben, da wäre das Unglück doch geringer." — „Vater," sagte Hans, „laßt mich hinziehn, ich will's auch probiren." Aber der Vater wollte nicht, denn was dem Klugen mißlingt, wie führte das der Ungeschickte zu Ende? Da der Vater ihm Roß und Wehr versagte, machte Hans sich heimlich auf und wanderte wohl drei Tage denselben Weg zu Fuß, den der Bruder an

einem geritten war. Aber er fürchtete ſich nicht, und ſchlief des Nachts auf dem weichen Moos unter den grünen Zweigen ſo ſanft wie unter dem Dach

ſeiner Eltern; die Vögel des Waldes ſcheuten ſich nicht vor ihm, ſondern ſangen ihn in Schlaf mit ihren beſten Weiſen. Als er nun an die Ameiſen kam, die beſchäftigt waren ihren neuen Bau zu vollenden, ſtörte er ſie nicht, ſondern wollte ihnen helfen, und die Thierchen, die an ihm hinaufkrochen, las er ab ohne ſie zu tödten, wenn ſie ihn auch biſſen. Die Enten lockte er auch ans Ufer, aber um ſie mit Broſamen zu füttern; den Bienen warf er die friſchen Blumen hin, die er am Wege gepflückt hatte. So kam er fröhlich an das Königsſchloß und pochte beſcheiden am Schalter. Gleich that die Thüre ſich auf und die Alte fragte nach ſeinem Begehr. „Wenn ich nicht zu gering bin, möchte ich es auch verſuchen die ſchöne Prinzeß zu erlöſen," ſagte er. „Verſuche es, mein Sohn," ſagte die Alte, „aber wenn du die drei Proben nicht beſtehſt, koſtet es dein Leben." „Wohlan, Mütterlein," ſprach Hans, „ſage, was ich thun ſoll." Jetzt gab die Alte ihm die Probe mit dem Leinſamen. Hans war nicht faul ſich zu bücken, doch ſchon ſchlug es drei Viertel und das Fäßchen war noch nicht halb voll. Da wollte er ſchier verzagen; aber auf einmal kamen ſchwarze Ameiſen mehr als genug und in wenigen Minuten lag kein Körnlein mehr auf der Wieſe. Als die Alte kam, ſagte ſie: „Das iſt

gut!“ und warf die zwölf Schlüſſel in den Teich, die ſollte er in einer Stunde herausholen. Aber Hans brachte keinen Schlüſſel aus der Tiefe; ſo tief er auch tauchte, er kam nicht an den Grund. Verzweifelnd ſetzte er ſich ans Ufer; da kamen die zwölf Entchen herangeſchwommen, jede mit einem goldenen Schlüſſelchen im Schnabel, die warfen ſie ins feuchte Gras. So war auch dieſe Probe gelöſt, als die Alte wiederkam, um ihn nun in den Saal zu führen, wo die dritte und ſchwerſte Probe ſeiner harrte. Verzagend ſah Hans auf die drei gleichen Schleiergeſtalten; wer ſollte ihm hier helfen? Da kam ein Bienenſchwarm durchs offene Fenſter geflogen, die kreiſten durch den Saal und ſummten um den Mund der drei Verhüllten. Aber von rechts und links flogen ſie ſchnell wieder zurück, denn die Drachen rochen nach Pech und Schwefel, wovon ſie leben; die Geſtalt in der Mitte umkreiſten ſie alle und ſurrten und ſchwirrten leiſe: „Die Mittle, die Mittle.“ Denn da duftete ihnen der Geruch ihres eigenen Honigs entgegen, den die Königstochter ſo gern aß. Alſo, da die Alte wiederkam nach einer Stunde, ſprach Hans ganz getroſt: „Ich wähle die Mittle.“ Und da fuhren die böſen Drachen zum Fenſter hinaus, die ſchöne Königstochter aber warf ihren Schleier ab und freute ſich der Erlöſung und ihres ſchönen Bräutigams. Und Hans ſandte dem Vater der Prinzeß den ſchnellſten Boten und zu ſeinen Eltern einen goldenen Wagen mit ſechs Pferden beſpannt und ſie alle lebten herrlich und in Freuden, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch.

Der Teufel iſt los

oder

das Märlein, wie der Teufel den Branntwein erfand.

Es hatten einmal zwei Landesherren einen Grenzſtreit; da waren auf jeder Seite Zeugen, die das Recht behaupteten, und darunter waren zwei, die hatten vom Teufel die Schwarzkunſt erlernt und ihm dafür ihre Seelen verſchrieben.

Dieſe Beiden haben einmal ein Jeder in der Nacht wollen falſche Grenzſteine ſetzen, ſo, wie jeder von ihnen die Grenze behauptete, und haben die Steine mit ſchwarzer Kunſt wollen machen, daß ſie ausſähen, als ob ſie ſchon viele, viele Jahre da geſtanden hätten. Da ſind ſie alle zwei, als feurige Männer, hinauf auf die Höhe gegangen. Und wie der Eine hinauf kommt, da iſt der Andere ſchon da. Aber keiner hat etwas von dem andern gewußt, daß dieſer denſelben Gedanken hatte.

Da fragte der Eine den Andern: „Was machſt du da?“

„Was haſt du danach zu fragen? Sage mir zuvor, was du da machen willſt?“

„Grenzſteine will ich ſetzen, und will den Grenzzug machen, wie dieſer eigentlich ſein muß.“

„Das habe ich ſelbſt ſchon gethan, und da ſtehen die Steine, und ſo geht der Grenzzug.“

„Das iſt nicht richtig, und ſo geht der Grenzzug. Mein Herr hat geſagt, ich hätte Recht, und ich ſolle nicht nachgeben.“

„Wer iſt denn dein Herr? Das wird auch ein ſchöner Muſjö ſein!“

„Der Teufel iſt mein Herr! Haſt du nun Reſpect?“

„Das iſt nicht wahr, das iſt mein Herr, und mein Herr hat mir geſagt, ich habe Recht und ſolle nicht nachgeben. Packe dich den Augenblick, oder es geht dir ſchlecht!“

Und ſo kamen die Zwei hintereinander, und zuletzt da gab der eine feurige Mann dem andern eine Maulſchelle, daß ihm der Kopf herabflog und kullerte den ganzen Berg hinab. Und der feurige Mann ohne Kopf rannte hinter ſeinem

feurigen Kopfe her und wollte ihn haſchen und ihn ſich wieder aufſetzen. Aber er konnte ihn nicht einholen bis ganz drunten im Graben.

Wie nun der Eine dem Andern die Maulſchelle gegeben hatte, und jener hinter ſeinem Kopfe herlief, da kam auf einmal ein dritter feuriger Mann dazu, und fragte den, der oben blieb: „Was haſt du da gemacht?“

„„Was geht es dich an und was haſt du mir zu befehlen? Den Augenblick packe dich deiner Wege, oder ich mache es dir gerade ſo wie jenem.““

„Hallunke! Haſt du nicht mehr Reſpect vor mir? Weißt du nicht, daß ich dein Herr, der Teufel, bin?“

„„Und wenn du zehnmal der Teufel ſelbſt biſt, ſo liegt mir daran gar nichts; du kannſt mich meinetwegen recht ſchön rein machen!““

„Dieſen Gefallen will ich dir thun, du ſollſt aber dein Lebtag daran gedenken!“

Und da fing der Teufel an und machte ihn rein, daß die Feuerputzen auf dem ganzen Bergrücken herumflogen.

Aber wie er ihn ſo rein machte, da erſah mein feuriger Mann den günſtigen Augenblick, und griff hin und erwiſchte den Teufel im Nacken, hielt ihn feſt und ſagte ihm:

„Nun biſt du in meiner Gewalt; nun ſollſt du ſehen, daß du in der Menſchen Händen biſt! Du haſt dein Lebenlang genug armen Leuten den Hals herumgedreht, nun ſollſt du auch ſelbſt einmal erfahren, wie es thut, wenn einem der Hals umgedreht wird!“

Und fing an, und wollte dem Teufel den Hals umdrehen. Wie der Teufel ſah, daß der feurige Mann Ernſt mit ihm machte, legte er ſich aufs Bitten und gab ihm die himmelbeſten Worte, er ſolle ihn doch gehen laſſen und ſolle ihm den Hals nicht herumdrehen; er wolle ihm auch alles thun, was er nur von ihm verlangte. Da ſagte ihm der: „Weil du alſo erbärmlich thuſt, ſo will ich dich nur gehen laſſen; aber zuvor mußt du mir meine Verſchreibung wieder geben, in welcher ich dir meine Seele verſchrieben habe, und mußt mir auch verſprechen, ja du mußt mir das bei deiner Großmutter beſchwören, daß du kein Theil mehr an mir haben willſt, auch all dein Lebetage von keinem Menſchen dir wieder die Seele verſchreiben laſſen.“

Wollte der Teufel wohl oder übel, einmal ſtak er in der Klemme, und wenn er los kommen wollte und wollte nicht den Hals herumgedreht haben, ſo mußte er in einen ſauern Apfel beißen, und gab ihm ſeine Verſchreibung wieder und verſprach's ihm und verſchwur ſich bei ſeiner Großmutter, daß er keinen Theil mehr an ihm haben wolle, und wolle auch alle ſein Lebetag von

keinem Menſchen ſich wieder laſſen die Seele verſchreiben. Wie er das Alles gethan hatte, ließ jener den Teufel los.

Wie aber der Teufel wieder ledig war, da that er einen Sprung zurück, daß ihn jener nicht etwa unverſehens noch einmal erwiſche, und ſtellte ſich hin und ſagte: „So, nun bin ich wieder ledig; wenn ich dir, du Schalksnarr, nun auch deine Verſchreibung wieder gegeben habe und habe dir verſprochen und beſchworen, daß ich kein Theil mehr an dir haben wolle, ſo habe ich dir doch nicht verſprochen, daß ich den Hals dir nicht auch umdrehen wolle, ſo ich wieder ledig wäre. Und auf dem Flecke da ſollſt du alleweil ſterben, dafür, daß du mich gegurgelt haſt, und haſt mir wollen den Hals umdrehen!“

Und damit fuhr der Teufel auf ihn hinein, und wollte ihm den Garaus machen, der aber riß aus und lief zum Wald hinein. Und der Teufel immer hinter ihm her. Endlich erſah es Jener, und kam an eine alte Buche, die war hohl und hatte unten ein Loch. Da kroch er geſchwind hinein und wollte ſich verſtecken vor dem Teufel. Aber er war nicht weit genug hinein gekrochen, und die Fußzehe guckte ihm noch heraus. Und weil er über und über feurig war, da leuchtete die Zehe durch die Nacht, und der Teufel wurde es gewahr, wo Jener ſich hin verſteckt hatte, und kam und wollte ihn an der Fußzehe erwiſchen.

Aber der in ſeinem Baume hörte es, wie der Teufel getappt kam, wie er nach ihm greifen und ihn erwiſchen wollte; da zog er ſich vollends hinein und machte ſich weiter im Baume hinauf. Da kroch der Teufel auch hinein, und Jener machte immer weiter im Baume hinauf und der Teufel immer hinter ihm her. Endlich da hatte der Baum oben in der Höhe ein weites Aſtloch, da kam Jener d'ran und kroch heraus. Und wie er draußen war, da nahm er etwas und verkeilte das Aſtloch, wo er herausgekrochen war, und ſtieg geſchwind herab und verkeilte auch das untere Loch, und machte es mit ſchwarzer Kunſt ſo feſt, daß es der Teufel ſelbſt und ſeine Großmutter und die ganze Hölle nicht wieder aufbringen konnten. Darnach ging er ſeiner Wege.

Und da ſteckte nun der Teufel in der alten Buche, und konnte nicht herauskommen, und half ihm Alles nichts, er mußte d'rin ſtecken bleiben. Und da hat er lange Zeit darin geſteckt, und vielmal zu jener Zeit, wenn Leute des Wegs über jenen Berg gegangen ſind, da haben ſie ihn darin hören blöken und grunzen in ſeiner Buche. Endlich aber, wie der Holzſchlag dort hinauf gekommen iſt, da iſt die Buche abgehauen worden. Da iſt er endlich wieder herausgekommen und iſt wieder frei geworden, der Teufel. Wie er nun wieder los war, da machte er ſich auf und ging heim in die Hölle und wollte ſehen, wie es ausſähe? Aber da war Alles leer darin, wie es in der Kirche in der Woche

iſt, und war keine Seele mehr zu hören noch zu ſehen. Seit der Teufel damals fortgegangen und nicht wieder gekommen war, und auch kein Menſch nicht gewußt hatte, wo er hingekommen war, da war nicht eine einzige Seele wieder in die Hölle gekommen. Und da war ſeine Großmutter aus Herzeleid geſtorben, und wie die todt war, da packten alle die armen Seelen, die dazumal in der Hölle waren, auf, und machten ſich auf und davon und gingen alle mit einander in den Himmel. Und da ſtand er, Maus-Mutter-Stern allein in der Hölle, und wußte ſeines Leides keinen Rath, wie er's wohl anfinge, daß er wieder arme Seelen bekäme, weil er es nicht mehr thun durfte, und hatte es damals bei ſeiner Großmutter verſchwören müſſen, daß er von keinem Menſchen ſich wieder wollte die Seele verſchreiben laſſen, und auf andere Weiſe bekam er damals keine Menſchen in die Hölle. Und da ſtand er und wußte ſeines Herzeleids kein Ende, und wollte ſich die Hörner aus dem Kopfe raufen vor lauter Herzeleid und Jammer. — Da fiel ihm auf einmal etwas ein.

Wie er in der alten Buche geſteckt hatte und nicht herausgekonnt, da war ihm zuletzt die Zeit lang geworden, und da hatte er über allerlei nachſimulirt und den Branntwein erdacht und erfunden. Das fiel ihm alleweil mitten in ſeinem Herzeleide wieder ein, und da dachte er ſich, das müſſe ein Mittelchen ſein, wie er doch wieder arme Seelen in die Hölle bekommen könne.

Und da packte er auf der Stelle auf und ließ die Hölle Hölle ſein, und ging nach Nordhauſen und wurde ein Schnapsbrenner und machte Branntwein

drein und drauf und schänkte ihn in die Welt hinein. Und er zeigte auch den Nordhäusern allen mit einander, wie der Schnaps gemacht wird, und versprach ihnen viel Geld und Gut, wenn sie's lernten und Branntwein brennten. Und die Nordhäuser ließen sich's auch nicht zweimal sagen, und wurden alle Schnapsbrenner, und machten Branntwein, und schänkten ihn in die Welt hinein. Seit dieser Zeit schreibt sich's her, daß bis auf den heutigen Tag so viel Branntwein in Nordhausen gebrennt wird, wie an keinem andern Orte in der ganzen Welt.

Aber wie sich's der Teufel gedacht hatte, also ging es auch. Wenn die Leute erst ein wenig Branntwein im Leibe hatten, da fingen sie an zu fluchen und zu schwören, und fluchten und schwuren ihre Seele zum Teufel, daß sie der Teufel bekam, wenn sie gestorben waren, und brauchte ihnen darum nicht zu dienen, wie er sonst hatte thun müssen, wenn er eine arme Seele hatte haben wollen. Und wenn sie sich den Kopf erst richtig vollgesoffen hatten im Branntwein, da fingen sie auch an und zankten sich und prügelten sich und brachen sich selber die Hälse, daß sich der Teufel nicht erst brauchte die Mühe zu geben und brauchte sie ihnen herum zu drehen. Und wenn der Teufel sonst mit aller Mühe und Noth hatte alle Wochen einmal eine arme Seele in die Hölle bekommen können, da kamen sie jetzt dutzend- und schockweise alle Tage hinein, und es dauerte kein Jahr, da war die Hölle zu klein geworden und konnte der Teufel die Seelen nicht mehr unterbringen und mußte ein ganz neues Stück lassen anbauen an die Hölle.

Und kurz und gut, seit der Teufel aus der alten Buche jenesmal wieder losgekommen ist, seit der Zeit ist der Branntwein aufgekommen, und seit der Branntwein in der Welt ist, da kann man erst recht eigentlich sagen: „Der Teufel ist los!"

Der Schmied von Jüterbogk.

Im Städtlein Jüterbogk hat einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen sich Kinder und Alte ein wunderſames Märlein. Es war dieſer Schmied erſt ein junger Burſche, der einen ſehr ſtrengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er that große Reiſen und erlebte viele Abenteuer, dabei war er in ſeiner Kunſt über alle Maßen geſchickt und tüchtig. Er hatte eine Stahltinktur, die jeden Harniſch und Panzer undurchdringlich machte, welcher damit beſtrichen wurde, und geſellte ſich dem Heere Kaiſer Friedrichs II. zu, wo er kaiſerlicher Rüſtmeiſter wurde und den Kriegszug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiſer geſtorben war, mit vielem Reichthum in ſeine Heimath zurück. Er ſah gute Tage, dann wieder böſe, und wurde über hundert Jahre alt. Einſt ſaß er in ſeinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Eſel geritten, das ſich ſchon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeiſt bewieſen hatte. Dieſes Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Eſel beſchlagen, was jener gern that, ohne Lohn zu heiſchen. Darauf

ſagte das Männlein zu Peter, er ſolle drei Wünſche thun, aber dabei das Beſte nicht vergeſſen. Da wünſchte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen geſtohlen, es ſolle Keiner, der auf den Birnbaum geſtiegen, ohne ſeinen Willen wieder herunter können — und weil er auch in der Stube öfters beſtohlen worden war, ſo wünſchte er, es ſolle Niemand ohne ſeine Erlaubniß in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüſſelloch. Bei jedem dieſer thörichten Wünſche warnte das Männlein: „Vergiß das Beſte nicht!“ und da that der Schmied den dritten Wunſch, ſagend: „Das Beſte iſt ein guter Schnaps, ſo wünſche ich, daß dieſe Bulle niemals leer werde!“ — „Deine Wünſche ſind gewährt,“ ſprach das Männchen, ſtrich noch über einige Stangen Eiſen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, ſetzte ſich auf ſeinen Eſel und ritt von dannen. Das Eiſen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort und fort bei gutem Wohlſein, denn die nie verſiegenden Magentropfen in der Bulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn ſo lange vergeſſen zu haben ſchien; der Schmied war ſcheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labſal zu vergönnen und ein paar Birnen von dem Baum zu holen, den er nicht ſelbſt mehr beſteigen könne aus großer Altersſchwäche. Der Tod ſtieg auf den Baum,

und der Schmied ſprach: „Bleib droben!“ denn er hatte Luſt, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen ſeine Raſten an, und vor Hunger verzehrte er ſich ſelbſt mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch ſo ein ſcheußlich dürres Gerippe iſt. Auf Erden aber ſtarb Niemand mehr, weder Menſch noch Thier, darüber entſtand viel Unheil, und endlich ging der Schmied hin zu dem klappernden Tod und accordirte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe laſſe, dann ließ er ihn los. Wüthend floh der Tod von dannen und begann nun auf Erden aufzuräumen. Da er ſich an dem Schmied nicht rächen konnte, ſo hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß dieſer ihn hole. Dieſer machte ſich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, ſchloß ſeine Thüre zu, hielt mit den Geſellen einen ledernen Sack an das Schlüſſelloch, und wie Herr Urian hindurch fuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen, und nun ganz unbarmherziglich mit den ſchwerſten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verſchwur. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte ihm geſtorben waren, des Erdenlebens ſatt und müde wurde. Machte ſich deßhalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er beſcheidentlich am Thore anklopfte. Da ſchaute der heilige Petrus herfür, und Peter der

Schmied erkannte in ihm ſeinen Schutzpatron und Schutzgeiſt, der ihn oft aus Noth und Gefahr ſichtbarlich errettet und ihm zuletzt die drei Wünſche gewährt hatte. Jetzt aber ſprach Petrus: „Hebe dich weg, der Himmel bleibt dir verſchloſſen; du haſt das Beſte zu erbitten vergeſſen: die Seligkeit!“ — Auf dieſen Beſcheid wandte ſich Peter, und gedachte ſein Heil in der Hölle zu verſuchen, und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbogk im Anzuge ſei, ſchlug er das Höllenthor ihm vor der Naſe zu und

legte die Hölle gegen ihn in Vertheidigungsstand. Da nun der Schmied von Jüterbogk weder im Himmel noch in der Hölle seine Zuflucht fand, und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, so ist er hinab in den Kiffhäuser gegangen zu Kaiser Friedrichen, dem er einst gedient. Der alte Kaiser, sein Herr, freute sich, als er seinen Rüstmeister Peter kommen sah und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Thurm der Burgruine Kiffhausen flögen? Und als Peter das bejahte, so seufzte der Rothbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaisers Handpferd und die Pferde der Prinzessin und die der reitenden Fräulein beschlägt, bis des Kaisers Erlösungsstunde auch ihm schlagen wird. — Und das wird geschehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinst die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und auf dem Rathsfeld nahe dem Kiffhäuser ein alter dürrer abgestorbener Birnbaum wieder ausschlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiser hervor mit all seinen Wappnern, schlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt seinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er ein mit seinem Gesinde zu der ewigen Ruhe.

Häuſel und Grethel.

Es war einmal ein armer Holzhauer, der lebte mit ſeiner Frau und zwei Kindern in einer dürftigen Waldhütte. Die Kinder hießen Häuſel und Grethel, und wie ſie ſo heranwuchſen, gebrach es immer mehr den armen Leuten an Brod. Auch wurde die Zeit immer ſchwerer und alle Nahrung theurer, das machte den beiden Eltern große Sorge. Eines Abends als ſie ihr hartes Lager geſucht hatten, ſeufzte der Mann: „Ach Frau, wie wollen wir nur die Kinder durchbringen, da der Winter herankommt, und wir für uns ſelbſt nichts haben!“ Und da erwiederte die Mutter: „Keinen andern Rath weiß ich, als daß du ſie in den Wald führſt je eher je lieber, giebſt jedem noch ein Stücklein Brod, machſt ihnen ein Feuer an, befiehlſt ſie dem lieben Gott, und gehſt hinweg.“

„O lieber Gott! wie ſoll ich das vollbringen an meinen eigenen Kindern, Frau?“ fragte der Holzhauer bekümmert. „Nun wohl, ſo laß es bleiben!“ fuhr die Frau böſe heraus: „ſo kannſt du eine Todtenlade für uns alle Viere zimmern, und die Kinder Hungers ſterben ſehen!“

Die zwei Kinder, welche der Hunger in ihrem Moosbettchen noch wach erhielt, hörten mit an, was die Mutter und der Vater mit einander sprachen, und das Schwesterlein begann zu weinen, Hänsel aber tröstete es und sprach: „Weine nicht, Grethel, ich helfe uns schon;“ wartete, bis die Alten schliefen, wischte aus der Hütte, suchte im Mondschein weiße Steinchen, verbarg sie wohl, und schlich wieder herein, worauf er und das Schwesterlein bald entschlummerten.

Am Morgen geschah nun, was die Eltern vorher besprochen. Die Mutter reichte jedem Kind ein Stück Brod und sagte: „Das ist für heute alles; haltet's zu Rathe.“ Grethel trug das Brod, Hänsel trug heimlich seine Steinchen, der Vater hatte seine Holzaxt im Arm, die Mutter schloß das Haus zu und folgte mit einem Wasserkruge nach. Hänsel machte sich hinter die Mutter, so daß er der letzte war auf dem Wege, guckte oft zurück nach dem Häuschen, und wie er es nicht sah, ließ er gleich ein weißes Steinchen fallen, und nach ein paar Schritten wieder eins, und so immer fort.

Nun waren Alle mitten in dem tiefen Walde, und da machte der Vater ein Feuer an, wozu die Kinder des Reisigs viel herbeitrugen und die Mutter sagte zu den Kindern: „Ihr seid wohl müde, jetzt legt euch an das Feuer und schlaft, indeß wir Holz fällen, nachher kommen wir wieder, und holen euch ab.“

Die Kinder schlummerten ein wenig und als sie erwachten, stand die Sonne hoch im Mittag, das Feuer war abgebrannt, und da Hänsel und Grethel Hunger hatten, verzehrten sie ihr Stücklein Brod. Wer nicht kam, das waren die Eltern. Und nachher sind die Kinder wieder eingeschlafen, bis es dunkel wurde, da waren sie noch immer allein, und Grethel fing an zu weinen und sich zu fürchten. Hänsel tröstete sie aber und sagte: „Fürchte dich nicht, Schwester, der liebe Gott ist ja bei uns, und bald geht der Mond auf, da gehen wir heim.“

Und wirklich ging bald darauf der Mond in voller Pracht auf und leuchtete den Kindern auf den Heimweg und beglänzte die silberweißen Kieselsteine. Hänsel faßte Grethel bei der Hand und so gingen die Kinder mit einander fort ohne Furcht und ohne Unfall, und wie der frühe Morgen graute, da sahen sie des Vaters Dach durch die Büsche schimmern, kamen an das Waldhäuslein und klopften an. Wie die Mutter die Thür öffnete, erschrak sie ordentlich, als sie die Kinder sah, wußte nicht, ob sie schelten oder sich freuen sollte, der Vater aber freute sich, und so wurden die beiden Kinder wieder mit Gottwillkommen in das Häuslein eingelassen.

Es währte aber gar nicht lang, so wurde die Sorge aufs Neue laut und jenes Gespräch und der Beschluß, die Kinder in den Wald zu führen und sie dort allein und in des Himmels Fürsorge zu lassen, wiederholten sich. Wieder hörten die Kinder das traurige Gespräch mit an, bekümmerten Herzens, und der kluge Hänsel machte sich vom Lager auf, wollte wieder blanke Steine suchen, aber da war die Thüre des Waldhäusleins fest verschlossen, denn die Mutter hatte es gemerkt und darum die Thüre zugemacht. Doch tröstete Hänsel abermals das weinende Schwesterlein und sagte: „Weine nicht, lieb Grethel, der liebe Gott weiß alle Wege, wird uns schon den rechten führen."

Am andern Morgen in der Frühe mußten Alle aufstehen, wieder in den Wald zu wandern, und da empfingen die Kinder wieder Brod, noch kleinere Stücklein wie zuvor, und der Weg ging noch tiefer in den Wald hinein; Hänslein aber zerbröckelte heimlich sein Brod in der Tasche, und streute, statt jener Steine, Krümlein auf den Weg, meinte, danach sich mit dem Schwesterchen wohl zurückzufinden. Und nun geschah alles, wie zuvor auch; ein großes Feuer wurde entzündet, und die Kinder mußten wieder schlafen, und wie sie aufwachten, waren sie allein, und die Eltern kamen nimmer wieder. Und der Mittag

kam, und Grethel theilte ihr Stückchen Brod mit Hänſel, weil der ſeines verſtreut in lauter Bröſelein auf dem Weg, und dann ſchliefen ſie wieder ein und erwachten Abends verlaſſen und einſam. Grethel weinte, Hänſel aber war gottgetroſt, meinte den Weg durch die Brodbröſelein wohl zu finden, wartete, bis der Mond aufgegangen war, nahm dann die Grethel bei der Hand und ſprach zu ihr: „Komm, Schweſter, nun gehen wir heim.“

Aber wie Hänſel die Krümlein ſuchte, war ihrer keines mehr da, denn die Waldvögelein hatten alle, alle aufgepickt und ſie ſich wohl ſchmecken laſſen. Und da wanderten die Kinder die ganze Nacht durch den Wald, kamen bald vom Wege ab, verirrten ſich und waren ſehr traurig. Endlich ſchliefen ſie ein auf weichem Moos, und erwachten hungrig, wie der Morgen graute, denn ſie hatten keinen Biſſen Brod mehr, und mußten ihren Durſt und Hunger nur mit den ſchönen Waldbeeren ſtillen, die da und dort ſtanden. Und wie ſie ſo im Walde herumirrten, ohne Weg und Steg zu finden, ſiehe, da kam ein ſchneeweißes Vöglein geflogen, das flog immer vor ihnen her, als wenn es den Kindern den Weg zeigen wollte, und ſie gingen dem Vöglein fröhlich nach. Mit einem Male ſahen ſie ein kleines Häuschen, auf deſſen Dach das Vöglein flog; es pickte darauf, und wie die Kinder ganz nahe daran waren, konnten ſie ſich nicht genug freuen und wundern, denn das Häuschen beſtand aus Brod, davon waren die Wände, das Dach war mit Eierkuchen gedeckt, und die Fenſter waren von durchſichtigen Kandiszuckertafeln. Das war den Kindern recht, ſie aßen vom Häusleindach und von einer zerbrochenen Fenſterſcheibe. Da ließ ſich plötzlich drinnen eine Stimme vernehmen, die rief:

„Knuſper, knuſper, kneischen!
Wer knuſpert mir am Häuschen?“

Darauf antworteten die Kinder:

„Der Wind, der Wind,
Das himmliſche Kind!“

und aßen weiter, denn ſie waren ſehr hungrig geweſen, und ſchmeckte ihnen ganz vortrefflich.

Da ging die Thür des Häusleins auf, und trat ein ſteinaltes, krummgebücktes, triefäugiges Mütterlein heraus von nicht geringer Häßlichkeit, Geſicht und Stirne voll Runzeln und in mitten eine große, große Naſe. Hatte auch grasgrüne Augen. Die Kinder erſchraken nicht wenig, die Alte aber that ganz freundlich und ſagte: „Ei, traute Kindlein, kommt doch herein ins Häuschen, kommt doch herein! Da giebts noch viel beſſern Kuchen!“

Die Kinder folgten der Alten gerne, und drinnen trug die Alte auch auf, daß es eine Luſt war. Da gab es Herz was magſt du? Biskuit und Marzipan, Zucker und Milch, Aepfel und Nüſſe, und köſtlichen Kuchen. Und während die Kinder immerfort aßen und fröhlich waren, richtete die Alte zwei Bettchen zu von feinen Dunenkiſſen und lilienweißen Linnen, da hinein brachte ſie die Kinder zur Ruhe, die meinten im Himmel zu ſein, beteten einen frommen Abendſegen und entſchliefen alsbald.

Es hatte aber mit der Alten ein gar ſchlimmes Bewenden. Sie war eine böſe und garſtige Hexe, welche die Kinder fraß, die ſie durch ihr Brod- und Kuchenhäuslein anlockte, nachdem ſie ſie erſt recht fett gefüttert.

Dies hatte ſie auch mit Hänſel und Grethel im Sinne. In aller Frühe ſtand die Alte ſchon vor dem Bette der noch ſüß ſchlafenden Kinder, freute ſich über ihren Fang, riß Hänſel aus dem Bette, und trug ihn nach dem eng vergitterten Gänſeſtall, verſtopfte ihm auch, damit er nicht ſchreie, den Mund. Dann weckte ſie die arme Grethel mit Heftigkeit und ſchrie ſie mit rauher Stimme an: „Steh auf, faule Dirne! Dein Bruder ſteckt im Stall, wir müſſen ihm ein gutes Eſſen kochen, auf daß er fett wird, und für mich einen guten Braten giebt!“

Da erſchrak die Grethel zum Tode, weinte und ſchrie, half aber nichts, ſie mußte gehorchen und aufſtehn, Eſſen kochen helfen, und durfte es ſelbſt nach dem Stalle tragen, und mit ihrem eingeſperrten Bruder weinen. Sie ſelbſt ward von der Hexe gar gering gehalten. Das dauerte ſo eine Zeit.

während welcher die Alte öfters nach dem Stalle ſchlich und Hänſel befahl, einen Finger durch das Gitter zu ſtecken, damit ſie fühle, ob er fett werde. Hänſel aber ſteckte immer ein dürres Knöchelchen heraus, und ſie verwunderte ſich, daß der Junge trotz dem guten Eſſen ſo mager blieb. Endlich war ſie das müde und ſprach zur Grethel: „Kurz und gut, heute wird er gebraten," und machte ein mächtiges Feuer in den Backofen, der neben dem Häuschen ſtand, da ſchob ſie hernach Brod hinein, damit ſie friſchbackenes zum Braten habe. Das Grethel wußte ſeines Herzens keinen Rath, und endlich hieß ihm die alte Hexe ſich auf die Schiebeſchaufel zu ſetzen und in den Backofen zu lugen, die Alte wollte ſie nur ein biſſel in den Ofen ſchieben, damit die Grethel ſehe, ob das Brod braun ſei, eigentlich aber wollte ſie das arme Mägdlein gleich zuerſt darin braten.

Da kam aber das ſchneeweiße Vögelein geflogen und ſang: Hüt dich, hüt dich, ſieh dich für! Und da gingen der Grethel die Augen auf, daß ſie der Alten böſe Liſt durchſchaute und ſagte: „Zeiget mir's zuvor, wie ich's machen muß, dann will ich's thun." Gleich ſetzte ſich die Alte auf das Ofenbret, und die Grethel ſchob am Stiel, und ſchob ſie ſo weit in den Backofen, als der Stiel lang war, und dann klapp, ſchlug ſie das eiſerne Thürlein vor dem Ofen zu, ſchob den Riegel vor, und da der Ofen noch erſtaunlich heiß war, mußte die alte Hexe drinnen brickeln und braten und elendiglich umkommen zum Lohn ihrer Uebelthaten. Grethel aber lief zum Hänſel, ließ den aus dem Gänſeſtall, und der kam heraus und fiel vor Freude dem treuen Schweſterchen um den Hals, küßten ſich und weinten vor Freude und dankten Gott.

Und da war das weiße Vöglein wieder da, und auch viele viele andre Waldvöglein, die flogen auf das Kuchendach des Häusleins, darauf war ein Neſt, und daraus nahm jedes Vöglein ein buntes Steinchen oder eine Perle, und trugen ſie hin zu den Kindern, und Grethel hielt ſein Schürzchen auf, daß es alle die vielen Steinchen faſſe. Das ſchneeweiße Vöglein ſang:

„Perlen und Edelſtein,
Für die Brodbröſelein."

Da merkten die Kinder, daß die Vöglein dankbar dafür waren, daß Hänſel Brodkrumen auf den Weg geſtreut hatte, und nun flog das weiße Vöglein wieder vor ihnen her, daß es ihnen den Weg aus dem Walde zeige. Bald kamen ſie an ein mächtiges Waſſer, da ſtanden ſie rathlos, und konnten nicht weiter und nicht darüber. Plötzlich aber kam ein großer ſchöner Schwan geſchwommen, dem riefen die Kinder zu: „O ſchöner Schwan, ſei

unſer Kahn!“ Und der Schwan neigte ſeinen Kopf und ruderte zum Ufer, und trug die Kinder, eins nach dem andern, hinüber an's andre Ufer. Das

weiße Vöglein aber war ſchon hinüber geflattert, und flog immer vor den Kindern her, bis ſie endlich aus dem Walde kamen, wieder an der Eltern kleines Haus.

Der alte Holzhauer und ſeine Frau ſaßen traurig und ſtill in dem engen Stüblein und hatten großen Kummer um die Kinder, bereueten auch viele Tauſendmal, daß ſie dieſelben fortgelaſſen, und ſeufzten: „Ach, wenn doch der Hänſel und die Grethel nur noch ein allereinzigesmal wieder kämen, ach, da wollten wir ſie nimmermehr wieder allein im Walde laſſen“ — da ging gerade die Thüre auf, ohne daß erſt angeklopft worden wäre, und Hänſel und Grethel traten leibhaftig herein! Das war eine Freude! Und als nun vollends erſt die koſtbaren Perlen und Edelſteine zum Vorſchein kamen, welche die Kinder mitbrachten, da war Freude in allen Ecken und alle Noth und Sorge hatte fortan ein Ende.

Das Rothkäppchen.

Es war einmal ein gar allerliebſtes, niedliches Ding von einem Mädchen, das hatte eine Mutter und eine Großmutter, die waren gar gut und hatten das kleine Ding ſo lieb. Die Großmutter abſonderlich, die wußte gar nicht, wie gut ſie's mit dem Enkelchen meinen ſollte, ſchenkt' ihm immer dies und das und hatte ihm auch ein feines Käppchen von rothem Sammet geſchenkt, das ſtand dem Kind ſo überaus hübſch, und das wußte auch das kleine Mädchen und wollte nichts andres mehr tragen, und darum hieß es bei alt und jung nur das Rothkäppchen. Mutter und Großmutter wohnten aber nicht beiſammen in einem Häuschen, ſondern eine halbe Stunde von einander, und zwiſchen den beiden Häuſern lag ein Wald. Da ſprach eines Morgens die Mutter zum Rothkäppchen: „liebes Rothkäppchen, Großmutter iſt ſchwach und krank geworden, und kann nicht zu uns kommen. Ich habe Kuchen gebacken, geh und bringe Großmutter von dem Kuchen und auch eine Flaſche Wein, und grüße ſie recht ſchön von mir, und ſei recht vorſichtig, daß du nicht fällſt, und etwa die Flaſche zerbrichſt, ſonſt hätte die kranke Großmutter

nichts. Laufe nicht im Walde herum, bleibe hübsch auf dem Wege, und bleibe auch nicht zu lange aus."

„Das will ich alles so machen wie du befiehlst, liebe Mutter," antwortete Rothkäppchen, band ihr Schürzchen um, nahm einen leichten Korb, in den es die Flasche und den Kuchen von der Mutter legen ließ, und ging fröhlichen Schrittes in den Wald hinein. Wie es so völlig arglos dahin wandelte, kam ein Wolf daher. Das gute Kind kannte noch keine Wölfe und hatte keine Furcht. Als der Wolf näher kam, sagte er: „Guten Tag Rothkäppchen!" — „Schönen Dank, Herr Graubart!" — „Wo soll es denn hingehen so in aller Frühe, mein liebes Rothkäppchen?" fragte der Wolf. „Zur alten Großmutter, die nicht wohl ist!" antwortete Rothkäppchen. „Was willst du denn dort machen? du willst ihr wohl was bringen? — „Ei freilich, wir haben Kuchen gebacken, und Mutter hat mir auch Wein mitgegeben, den soll sie trinken, damit sie wieder stark wird."

„Sage mir doch noch, mein liebes scharmantes Rothkäppchen, wo wohnt denn deine Großmutter? Ich möchte wohl einmal, wenn ich an ihrem Hause vorbeikomme, ihr meine Hochachtung an den Tag legen," fragte der Wolf.

„Ei gar nicht weit von hier, ein Viertelstündchen, da steht ja das Häuschen gleich am Walde, Ihr müßt ja daran vorbeigekommen sein. Es stehen Eichenbäume dahinter, und im Gartenzaun wachsen Haselnüsse!" plauderte das Rothkäppchen.

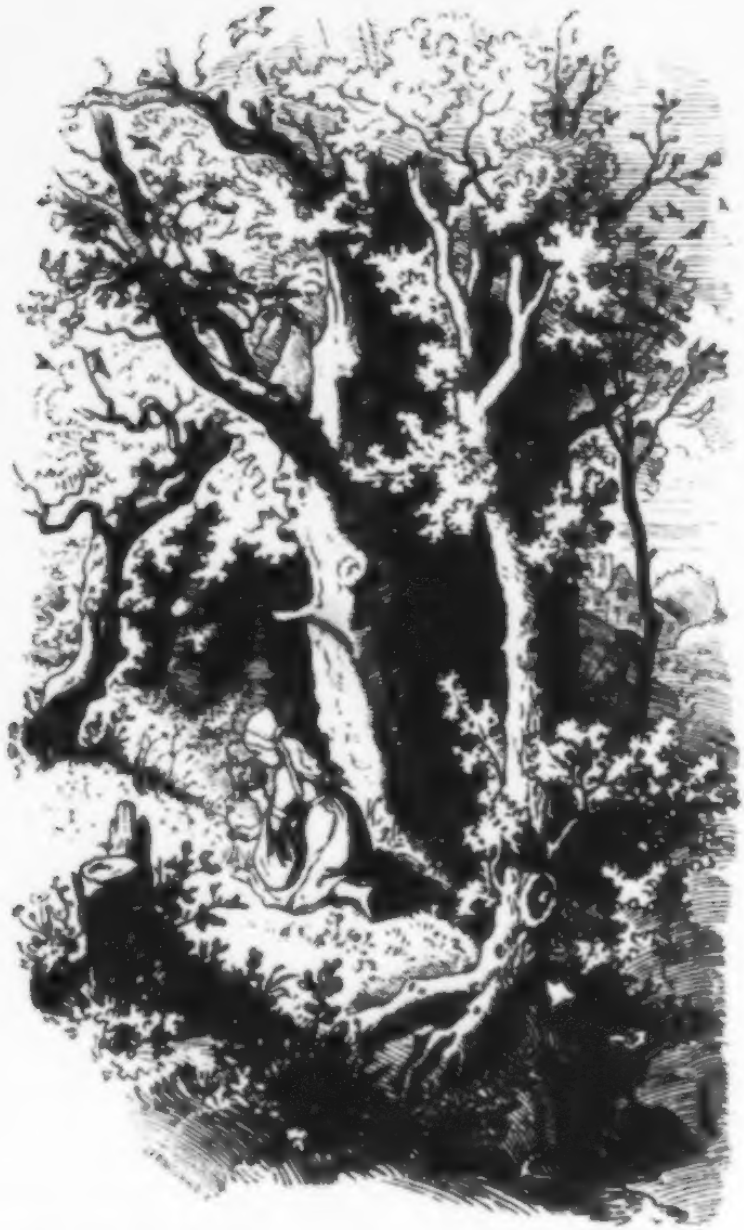
O du allerliebstes, appetitliches Haselnüßchen du — dachte bei sich der falsche böse Wolf. Dich muß ich knacken, das ist einmal ein süßer Kern. — Und that als wolle er Rothkäppchen noch ein Stückchen begleiten, und sagte zu ihm: „Sieh nur, wie da drüben und dort drüben so schöne Blumen stehen, und horch nur, wie allerliebst die Vögel singen! Ja es ist sehr schön im Walde, sehr schön, und wachsen so gute Kräuter hierinne, Heilkräuter, mein liebes Rothkäppchen."

„Ihr seid gewiß ein Doktor, werther grauer Herr?" fragte Rothkäppchen: „weil Ihr die Heilkräuter kennt. Da könntet Ihr mir ja auch ein Heilkraut für meine kranke Großmutter zeigen!"

„Du bist ein ebenso gutes als kluges Kind!" lobte der Wolf. „Ei freilich bin ich ein Doktor und kenne alle Kräuter, siehst du! hier steht gleich eins, der Wolfsbast, dort im Schatten wachsen die Wolfsbeeren, und hier am sonnigen Rain blüht die Wolfsmilch, dort drüben findet man die Wolfswurz." —

„Heißen denn alle Kräuter nach dem Wolf?" fragte Rothkäppchen.

„Die besten, nur die besten, mein liebes, frommes Kind!" sprach der



Wolf mit rechtem Hohn. Denn alle die er genannt, waren Giftkräuter. Rothkäppchen aber wollte in ihrer Unschuld der Großmutter solche Kräuter als Heilkräuter pflücken und mitbringen, und der Wolf sagte:

„Lebewohl, mein gutes Rothkäppchen, ich habe mich gefreut, deine Bekanntschaft zu machen; ich habe Eile, muß eine alte schwache Kranke besuchen!"

Und damit eilte der Wolf von dannen, und spornstreichs nach dem Hause

der Großmutter, während das Rothkäppchen ſich ſchöne Wallblumen zum Strauße pflückte und die vermeintlichen Heilkräuter ſammelte.

Als der Wolf an das Häuschen der Großmutter des Rothkäppchens kam, fand er es verſchloſſen, und klopfte an. Die Alte konnte nicht vom Bette aufſtehen, und nachſehen, wer da ſei, und rief: „Wer iſt draußen?“

„Das Rothkäppchen!“ rief der Wolf mit verſtellter Stimme. „Die Mutter ſchickt der guten Großmutter Wein und auch Kuchen! Wir haben gebacken!“

„Greife unten durch das Loch in der Thüre, da liegt der Schlüſſel!“ rief die Alte, und der Wolf that alſo, öffnete die Thüre, trat in das Häuschen, in das Stübchen, und verſchlang die Großmutter ohne Weiteres — zog ihre Kleider an, legte ſich in ihr Bett, und zog die Decke über ſich her, und die Bettvorhänge zu. Nach einer Weile kam das Rothkäppchen; es war ſehr verwundert, alles ſo offen zu finden, da doch ſonſt die Großmutter ſich ſelbſt gern unter Schloß und Riegel hielt, und wurd' ihm ſchier bänglich um das junge Herzchen.

Wie das Rothkäppchen nun an das Bett trat, da lag die alte Großmutter, hatte eine große Schlafhaube auf, und war nur wenig von ihr zu

ſehen, und das Wenige ſah gar ſchrecklich aus. „Ach Großmutter, was haſt du ſo große Ohren?“ rief das Rothkäppchen. — „Daß ich dich damit gut hören kann!“ war die Antwort. — „Ach Großmutter! Was haſt du für große Augen!“ — „Daß ich dich damit gut ſehen kann!“ — „Ei Großmutter, was

haſt du für haarige große Hände!" — „Daß ich dich damit gut faſſen und halten kann!" — „Ach Großmutter, was haſt du für ein ſo großes Maul und ſo lange Zähne!" — „Daß ich dich damit gut freſſen kann!" Und damit fuhr der ganze Wolf grimmig aus dem Bette heraus, und fraß das arme Rothkäppchen. Weg war's.

Jetzt war der Wolf ſehr ſatt, und es gefiel ihm ſehr im Stübchen der Alten und in dem weichen Bett, und legte ſich wieder hin und ſchlief ein und ſchnarchte daß es klang, als ſchnarre ein Räderwerk in einer Mühle.

Zufällig kam ein Jäger vorbei, der hörte das ſeltſame Geräuſch, und dachte: Ei, ei, die arme alte Frau da drinnen hat einen böſen Schnarcher am Leib, ſie röchelt wohl gar und liegt im Sterben! Du mußt hinein, und nachſehen, was mit ihr iſt. — Gedacht, gethan; der Jäger ging in das Häuschen, da fand er den Herrn Iſegrimm im Bette der Alten liegen, und die Alte war nirgends zu erblicken. „Biſt du da?" ſprach der Jäger, und riß die Kugelbüchſe von der Schulter. „Komm du her, du biſt mir oft genug entlaufen!" — Schon legte er an — da fiel ihm ein: halt — die Alte iſt nicht da, am Ende hat der Unhold ſie mit Haut und Haar verſchlungen, war ohnedieß nur ein kleines dürres Weiblein. Und da ſchoß der Jäger nicht, ſondern er zog ſeinen ſcharfen Hirſchfänger und ſchlitzte ganz ſanft dem feſt ſchlafenden Wolf den Bauch auf, da guckte ein rothes Käppchen heraus, und unter dem Käppchen war ein Köpfchen, und da kam das niedliche allerliebſte Rothkäppchen heraus, und ſagte: „Guten Morgen! Ach was war das für ein dunkles Kämmerchen da drinnen! — Und hinter dem Rothkäppchen zappelte die alte Großmutter, die war auch noch lebendig, vielen Platz hatten ſie aber nicht gehabt im Wolfsbauch. — Der Wolf ſchlief noch immer ſteinfeſt, und da nahmen ſie Steine, gerade wie die alte Geis im Märchen von den ſieben Geislein, füllten ſie den Wolf in den Bauch und nähten den Ranzen zu, hernach verſteckten ſie ſich, und der Jäger trat hinter einen Baum, zu ſehen, was der Wolf endlich anfangen werde. Jetzt wachte der Wolf auf, machte ſich aus dem Bett heraus, aus dem Stübchen, aus dem Häuschen, und humpelte zum Brunnen, denn er hatte großen Durſt. Unterwegs ſagte er: „Ich weiß gar nicht, ich weiß gar nicht, in meinem Bauch wackelts hin und her, hin und her, wie Wackelſtein — ſollte das die Großmutter und Rothkäppchen ſein?" — Und wie er an den Brunnen kam und trinken wollte, da zogen ihn die Steine und er bekam das Uebergewicht und fiel hinein und ertrank. So ſparte der Jäger ſeine Kugel; er zog den Wolf aus dem Brunnen und zog ihm den Pelz ab, und alle drei, der Jäger, die Großmutter und das Rothkäppchen, tranken den Wein, und aßen

den Kuchen, und waren ſeelenvergnügt, und die Großmutter wurde wieder friſch und geſund, und Rothkäppchen ging mit ihrem leeren Körbchen nach Hauſe, und dachte: du willſt niemals wieder vom Wege ab und in den Wald gehen, wenn es dir die Mutter verboten hat.

Der alte Zauberer und ſeine Kinder.

Es lebte einmal ein böſer Zauberer, der hatte vorlängſt zwei zarte Kinder geraubt, einen Knaben und ein Mägdlein, mit denen er in einer Höhle ganz einſam und einſiedleriſch hauſte. Dieſe Kinder hatte er, Gott ſei's geklagt, dem Böſen zugeſchworen, und ſeine ſchlimme Kunſt übte er aus einem Zauberbuche, das er als ſeinen beſten Schatz verwahrte.

Wenn es nun aber geſchah, daß der alte Zauberer ſich aus ſeiner Höhle entfernte, und die Kinder allein in derſelben zurückblieben, ſo las der Knabe, welcher den Ort erſpäht hatte, wohin der Alte das Zauberbuch verbarg, in dem Buche, und lernte daraus gar manchen Spruch und manche Formel der Schwarzkunſt, und lernte ſelbſt ganz trefflich zaubern. Weil nun der Alte die

Kinder nur selten aus der Höhle ließ, und sie gefangen halten wollte bis zu dem Tage, wo sie dem Bösen zum Opfer fallen sollten, so sehnten sie sich um so mehr von dannen, beriethen mit einander, wie sie heimlich entfliehen wollten, und eines Tages, als der Zauberer die Höhle sehr zeitig verlassen hatte, sprach der Knabe zur Schwester: „Jetzt ist es Zeit, Schwesterlein! Der böse Mann, der uns so hart gefangen hält, ist fort, so wollen wir uns jetzt aufmachen und von dannen gehen, soweit uns unsere Füße tragen!“ Dies thaten die Kinder, gingen fort und wanderten den ganzen Tag.

Als es nun gegen den Nachmittag kam, war der Zauberer nach Hause zurückgekehrt und hatte sogleich die Kinder vermißt. Alsobald schlug er sein Zauberbuch auf und las darin, nach welcher Gegend die Kinder gegangen waren, da hatte er sie wirklich fast eingeholt; die Kinder vernahmen schon seine zornig brüllende Stimme, und die Schwester war voller Angst und Entsetzen, und rief: „Bruder, Bruder! Nun sind wir verloren; der böse Mann ist schon ganz nahe!“ Da wandte der Knabe seine Zauberkunst an, die er gelernt hatte aus dem Buche; er sprach einen Spruch, und alsbald wurde seine Schwester zu einem Fisch, und er selbst wurde ein großer Teich, in welchem das Fischlein munter herumschwamm.

Wie der Alte an den Teich kam, merkte er wohl, daß er betrogen war, brummte ärgerlich: „Wartet nur, wartet nur, euch fange ich doch!“ und lief spornstreichs nach seiner Höhle zurück, Netze zu holen, und den Fisch darin zu fangen. Wie er aber von hinnen war, wurden aus dem Teich und Fisch wieder Bruder und Schwester, die bargen sich gut und schliefen aus, und am andern Morgen wanderten sie weiter, und wanderten wieder einen ganzen Tag.

Als der böse Zauberer mit seinen Netzen an die Stelle kam, die er sich wohl gemerkt hatte, war kein Teich mehr zu sehen, sondern es lag eine grüne Wiese da, in der es wohl Frösche, aber keine Fische zu fangen gab; da wurde er noch zorniger wie zuvor, warf seine Netze hin, und verfolgte weiter die Spur der Kinder, die ihm nicht entging, denn er trug eine Zaubergerte in der Hand, welche ihm den richtigen Weg zeigte.

Und als es Abend war, hatte er die wandernden Kinder beinahe wieder eingeholt; sie hörten ihn schon schnauben und brüllen, und die Schwester rief wieder: „Bruder, lieber Bruder! Jetzt sind wir verloren, der böse Feind ist dicht hinter uns!“

Da sprach der Knabe wiederum einen Zauberspruch, den er aus dem Buche gelernt, und da ward aus ihm eine Kapelle am Weg, und aus dem Mägdlein ein schönes Altarbild in der Kapelle.

Wie nun der Zauberer an die Kapelle kam, merkte er wohl, daß er abermals geäfft war, und lief fürchterlich brüllend um dieſelbe herum; er durfte ſie aber nicht betreten, weil das immer im Packt der Zauberer mit dem Böſen ſtand, daß ſie niemals eine Kirche oder eine Kapelle betreten durften.

„Darf ich dich auch nicht betreten, ſo will ich dich doch mit Feuer anſtoßen, und auch zu Aſche brennen!“ ſchrie der Zauberer und rannte fort, ſich aus ſeiner Höhle Feuer zu holen.

Während er nun faſt die ganze Nacht hindurch rannte, wurden aus der Kapelle und dem ſchönen Altarbild wieder Bruder und Schweſter; ſie dargen ſich und ſchliefen, und am dritten Morgen wanderten ſie weiter und wanderten den ganzen Tag, während der Zauberer, der einen weiten Weg hatte, ihnen auf's Neue nachſetzte. Als er mit ſeinem Feuer dahin kam, wo die Kapelle geſtanden, ſtieß er mit der Naſe an einen großen Steinfelſen, der ſich nicht mit Feuer anſtoßen und zu Aſche verbrennen ließ, und dann rannte er mit wüthenden Sprüngen auf der Spur der Kinder weiter fort.

Gegen Abend war er ihnen nun ganz nahe, und zum drittenmal zagte die Schweſter und gab ſich verloren; aber der Knabe ſprach wieder einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, da ward er eine harte Tenne, darauf die Leute dreſchen, und ſein Schweſterlein war in ein Körnlein verwandelt, das wie verloren auf der Tenne lag.

Als der böſe Zauberer herankam, ſah er wohl, daß er zum drittenmal geäfft war, beſann ſich aber diesmal nicht lange, lief auch nicht erſt wieder nach Hauſe, ſondern ſprach auch einen Spruch, den er aus dem Zauberbuche gelernt hatte; da ward er in einen ſchwarzen Hahn verwandelt, der ſchnell auf das Gerſtenkorn zulief, um es aufzupicken; aber der Knabe ſprach noch einmal einen Zauberſpruch, den er aus dem Buche gelernt, da wurde er ſchnell ein Fuchs, packte den ſchwarzen Hahn, ehe er noch das Gerſtenkorn aufgepickt hatte, und biß ihm den Kopf ab, da hatte der Zauberer, wie dies Märlein, gleich ein Ende.

Die Goldmaria und die Pechmaria.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwei Töchter, eine rechte Tochter und eine Stieftochter; beide hießen Maria. Die rechte Tochter war nicht gut und fromm, dagegen war die Stieftochter ein bescheidenes, sittiges Mädchen, das aber gar viele Kränkungen und Zurücksetzungen von Mutter und Schwester erdulden mußte. Doch sie war stets freundlich, that die Küchenarbeiten unverdrossen, und weinte nur manchmal heimlich in ihrem Schlafkämmerlein, wenn sie von Mutter und Schwester so viel Unbilliges zu leiden hatte. Aber bald war sie dann allemal wieder heiter und frischen Muthes, und sprach zu sich selbst: „Sei ruhig, der liebe Gott wird dir schon helfen.“ Dann that sie fleißig ihre Arbeit, und machte alles nett und sauber. Ihrer Mutter arbeitete sie

immer nicht genug; eines Tages sagte diese sogar: „Maria, ich kann dich nicht länger zu Hause behalten, du arbeitest wenig und issest viel, und deine Mutter hat dir kein Vermögen hinterlassen, auch dein Vater nicht, es ist alles mein, und ich kann und mag dich nicht länger ernähren, daher du ausgehen mußt, dir einen Dienst bei einer Herrschaft zu suchen." Und sie buk von Asche und Milch einen Kuchen, füllte ein Krüglein mit Wasser, gab Beides der armen Maria und schickte sie aus dem Hause.

Maria war sehr betrübt ob dieser Härte; doch schritt sie muthig durch die Felder und Wiesen, und dachte: es wird dich schon Jemand als Magd aufnehmen, und vielleicht sind fremde Menschen gütiger als die eigene Mutter. Als sie Hunger fühlte, setzte sie sich in's Gras nieder, zog ihren Aschenkuchen hervor und trank aus ihrem Krüglein, und viele Vöglein flatterten herbei, pickten an ihrem Kuchen, und sie goß Wasser in ihre Hand und ließ die munteren Vöglein trinken. Und da verwandelte sich unvermerkt ihr Aschenkuchen in eine Torte, ihr Wasser in köstlichen Wein. Gestärkt und freudig zog die arme Maria weiter, und kam, als es dunkel wurde, an ein seltsam gebautes Haus, davor waren zwei Thore, eins sah pechschwarz aus, das andere glänzte von purem Gold. Bescheiden ging Maria durch das minder schöne Thor in den Hof und klopfte an die Hausthüre. Ein Mann von schreckbar wildem Ansehen that die Thüre auf und fragte barsch nach ihrem Begehren. Sie sprach zitternd: „Ich wollte nur fragen, ob ihr nicht so gütig sein möchtet, mich über Nacht zu beherbergen?" und der Mann brummte: „Komm herein!" Sie folgte ihm, und bebte noch mehr zusammen, als sie drinnen im Zimmer nichts weiter sah und hörte als Hunde und Katzen, und deren abscheuliches Geheul. Es war außer dem wilden Thürschemann (so hieß dieser Mensch) Niemand weiter in dem ganzen Hause.

Nun brummte der Thürschemann der Maria zu: „Bei wem willst du schlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?" Maria sprach: „Bei Hunden und Katzen." Da mußte sie aber gerade neben ihm schlafen, und er gab ihr ein schönes weiches Bette, daß Maria ganz herrlich und ruhig schlief. Am Morgen brummte Thürschemann: „Mit wem willst du frühstücken, mit mir oder mit Hunden und Katzen?" Sie sprach: „Mit Hunden und Katzen." Da mußte sie mit ihm trinken, Kaffee und süßen Rahm. Wie Maria fortgehen wollte, brummte Thürschemann abermals: „Zu welchem Thor willst du hinaus, zum Goldthor oder zum Pechthor?" und sie sprach: „Zum Pechthor." Da mußte sie durchs goldene gehen, und wie sie durchging, saß Thürschemann oben darauf und schüttelte so derb, daß das Thor erzitterte

und daß Maria ganz von Gold überdeckt war, das von dem Goldthore auf sie herabfiel.

Nun ging sie wieder heim, und in's älterliche Haus eintretend kamen ihre Hühner, die sie sonst immer gefüttert, ihr freudig entgegen geflogen und gelaufen, und der Hahn schrie: Kikiriki, da kommt die Goldmarie! Kikiriki! Und ihre Mutter kam die Treppe herunter und knixte so ehrfurchtsvoll vor der goldenen Dame, als wenn es eine Prinzessin wäre, die ihr die Ehre ihres Besuches schenkte. Aber Maria sprach: „Liebe Mutter, kennst du mich denn nicht mehr? Ich bin ja die Maria."

Jetzt kam auch die Schwester ganz erstaunt und verwundert, wie die Mutter, und beide voll Neides, und Maria mußte erzählen, wie wunderbar es ihr ergangen, und wie sie zu dem Golde gekommen war.

Nun nahm sie ihre Mutter wohl auf, und hielt sie auch besser wie zuvor, und Maria wurde von Jedermann geehrt und geliebt; bald fand sich auch ein braver junger Mann, der Marien als Gattin heimführte und glücklich mit ihr lebte.

Der andern Maria aber wuchs der Neid im Herzen, und sie beschloß, auch fortzugehen und übergoldet wiederzukommen. Ihre Mutter gab ihr süßen Kuchen und Wein mit auf die Reise, und wie Maria davon aß und Vöglein geflogen kamen, um auch mit zu schmausen, jagte sie dieselben ärgerlich fort. Ihr Kuchen aber verwandelte sich unvermerkt in Asche, und ihr Wein in mattes Wasser. Am Abend kam Maria ebenfalls an Thürschemanns Thore; sie ging stolz zu dem goldenen hinein, und klopfte dann an die Hausthüre. Wie Thürschemann aufthat und nach ihrem Begehren fragte, sagte sie schnippisch: „Nun, ich will hier übernachten." Und er brummte: „Komm herein!" Dann fragte er auch sie: „Bei wem willst du schlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?" Sie sagte schnell: „Bei Euch, Herr Thürschemann!" Aber er führte sie in die Stube, wo Hunde und Katzen schliefen und schloß sie hinein. Am Morgen war Mariens Angesicht häßlich zerkratzt und zerbissen. Thürschemann brummte wieder: „Mit wem willst du Kaffe trinken, mit mir oder mit Hunden und Katzen?" „Ei, mit Euch," sagte sie, und mußte nun gerade wieder mit Katzen und Hunden trinken. Nun wollte sie fort. Thürschemann brummte abermals: „Zu welchem Thor willst du hinaus, zum Goldthor oder zum Pechthor?" und sie sagte: „Zum Goldthor, das versteht sich!" Aber dieses wurde sogleich verschlossen und sie mußte zum Pechthor hinaus, und Thürschemann saß obendrauf, rüttelte und schüttelte, daß das Thor wackelte und da fiel so viel Pech auf Marien herunter, daß sie über und über voll wurde.

Als nun Maria voll Wuth ob ihres häßlichen Anſehens nach Hauſe kam, krähte der Gluckhahn ihr entgegen: Kikiriki, da kommt die Pechmarie! Kikiriki!

Und ihre Mutter wandte ſich voll Abſcheu von ihr, und konnte nun ihre häßliche Tochter nicht vor den Leuten ſehen laſſen, die hart geſtraft blieb, darum, daß ſie ſo auf Gold erpicht geweſen.

Gevatter Tod.

Es lebte einmal ein ſehr armer Mann, hieß Klaus, dem hatte Gott eine Fülle Reichthum beſchert, der ihm große Sorge machte, nämlich zwölf Kinder, und über ein Kleines ſo kam noch ein Kleines, das war das dreizehnte Kind. Da wußte der arme Mann ſeiner Sorge keinen Rath, wo er doch einen Pathen hernehmen ſollte, denn ſeine ganze Sipp- und Magſchaft hatte ihm ſchon Kinder aus der Taufe gehoben, und er durfte nicht hoffen, noch unter ſeinen Freunden eine mitleidige Seele zu finden, die ihm ſein jüngſtgebornes Kindlein hebe. Gedachte alſo an den erſten beſten wildfremden Menſchen ſich zu wenden, zumal manche ſeiner Bekannten ihn in ähnlichen Fällen ſchon mit vieler Hartherzigkeit abſchläglich beſchieden hatten.

Der arme Kindesvater ging alſo auf die Landſtraße hinaus, Willens, dem erſten ihm Begegnenden die Pathenſtelle ſeines Kindleins anzutragen. Und ſiehe, ihm begegnete bald ein gar freundlicher Mann, ſtattlichen Aus-

ſehens, wohlgeſtaltet, nicht alt nicht jung, mild und gütig von Angeſicht, und da kam es dem Armen vor, als neigten ſich vor jenem Manne die Bäume und Blümlein und alle Gras- und Getraidehalme. Da dünkte dem Klaus, das müſſe der liebe Gott ſein, nahm ſeine ſchlechte Mütze ab, faltete die Hände und betete ein Vater Unſer. Und es war auch der liebe Gott, der wußte, was Klaus wollte, ehe er noch bat, und ſprach: „Du ſuchſt einen Pathen für dein Kindlein! Wohlan, ich will es dir heben, ich, der liebe Gott!"

„Du biſt allzugütig, lieber Gott!" antwortete Klaus verzagt. „Aber ich danke dir; du giebſt denen, welche haben, einem Güter, dem andern Kinder, ſo fehlt es oft Beiden am Beſten, und der Reiche ſchwelgt, der Arme hungert!" Auf dieſe Rede wandte ſich der Herr und ward nicht mehr geſehen. Klaus ging weiter, und wie er eine Strecke gegangen war, kam ein Kerl auf ihn zu, der ſah nicht nur aus, wie der Teufel, ſondern war's auch, und fragte Klaus, wen er ſuche? — Er ſuche einen Pathen für ſein Kindlein. — „Ei da nimm mich, ich mach' es reich!" — „Wer biſt du!" fragte Klaus. „Ich bin der Teufel!" — „Das wär' der Teufel!" rief Klaus, und maß den Mann vom Horn bis zum Pferdefuß. Dann ſagte er: „Mit Verlaub, geh heim zu dir und zu deiner Großmutter; dich mag ich nicht zum Gevatter, du biſt der Allerböſeſte! Gott ſei bei uns!"

Da drehte ſich der Teufel herum, zeigte dem Klaus eine abſcheuliche Fratze, füllte die Luft mit Schwefelgeſtank und fuhr von dannen. Hierauf begegnete dem Kindesvater abermals ein Mann, der war ſpindeldürr, wie eine Hopfenſtange, ſo dürr, daß er klapperte; der fragte auch: „Wen ſuchſt du?" und bot ſich zum Pathen des Kindes an. „Wer biſt du?" fragte Klaus. „Ich bin der Tod!" ſprach jener mit ganz heiſerer Stimme. — Da war der Klaus zum Tod erſchrocken, doch faßte er ſich Muth, dachte: bei dem wär' mein dreizehntes Söhnlein am beſten aufgehoben, und ſprach: du biſt der Rechte! Arm oder reich, du machſt es gleich. Topp! Du ſollſt mein Gevatersmann ſein! Stell' dich nur ein zu rechter Zeit, am Sonntag ſoll die Taufe ſein."

Und am Sonntag kam richtig der Tod, und ward ein ordentlicher Dot, das iſt Taufpath des Kleinen, und der Junge wuchs und gedieh ganz fröhlich. Als er nun zu den Jahren gekommen war, wo der Menſch etwas erlernen muß, daß er künftighin ſein Brod erwerbe, kam zu der Zeit der Pathe und hieß ihn mit ſich gehen in einen finſtern Wald. Da ſtanden allerlei Kräuter, und der Tod ſprach: „Jetzt, mein Path, ſollt du dein Pathengeſchenk von mir empfahen. Du ſollt ein Doctor über alle Doctoren werden durch das

rechte wahre Heilkraut, das ich dir jetzt in die Hand gebe. Doch merke, was ich dir sage. Wenn man dich zu einem Kranken beruft, so wirst du meine Gestalt jedesmal erblicken."

„Stehe ich zu Häupten des Kranken, so darfst du versichern, daß du ihn gesund machen wolliest, und ihn von dem Kraute eingeben; wenn er aber Erde kauen muß, so stehe ich zu des Kranken Füßen; dann sage nur: Hier kann kein Arzt der Welt helfen und auch ich nicht. Und brauche ja nicht das Heilkraut gegen meinen mächtigen Willen, so würde es dir übel ergehen!"

Damit ging der Tod von hinnen und der junge Mensch auf die Wanderung und es dauerte gar nicht lange, so ging der Ruf vor ihm her und der Ruhm, dieser sei der größte Arzt auf Erden, denn er sahe es gleich den Kranken an, ob sie leben oder sterben würden. Und so war es auch. Wenn dieser Arzt den Tod zu des Kranken Füßen erblickte, so seufzte er, und sprach ein Gebet für die Seele des Abscheidenden; erblickte er aber des Todes Gestalt zu Häupten, so gab er ihm einige Tropfen, die er aus dem Heilkraut preßte, und die Kranken genasen. Da mehrte sich sein Ruhm von Tage zu Tage.

Nun geschah es, daß der Wunderarzt in ein Land kam, dessen König schwer erkrankt darnieder lag, und die Hofärzte gaben keine Hoffnung mehr

ſeines Aufkommens. Weil aber die Könige am wenigſten gern ſterben, ſo hoffte der alte König noch ein Wunder zu erleben, nämlich daß der Wunderdoctor ihn geſund mache, ließ dieſen berufen und verſprach ihm den höchſten Lohn. Der König hatte aber eine Tochter, die war ſo ſchön und ſo gut, wie ein Engel.

Als der Arzt in das Gemach des Königs kam, ſah er zwei Geſtalten an deſſen Lager ſtehen, zu Häupten die ſchöne weinende Königstochter, und

zu Füßen den kalten Tod. Und die Königstochter flehte ihn ſo rührend an, den geliebten Vater zu retten, aber die Geſtalt des finſtern Pathen wich und wankte nicht. Da ſann der Doctor auf eine Liſt. Er ließ von raſchen Dienern das Bette des Königs ſchnell umdrehen, und gab ihm geſchwind einen Tropfen vom Heilkraut, alſo daß der Tod betrogen war, und der König gerettet. Der Tod wich erzürnt von hinnen, erhob aber drohend den langen knöchernen Zeigefinger gegen ſeinen Pathen.

Dieſer war in Liebe entbrannt gegen die reizende Königstochter, und ſie ſchenkte ihm ihr Herz aus inniger Dankbarkeit. Aber bald darauf erkrankte ſie ſchwer und heftig, und der König, der ſie über alles liebte, ließ bekannt

machen, welcher Arzt sie gesund mache, der solle ihr Gemahl und hernach König werden. Da flammte eine hohe Hoffnung durch des Jünglings Herz, und er eilte zu der Kranken — aber zu ihren Füßen stand der Tod. Vergebens warf der Arzt seinem Pathen flehende Blicke zu, daß er seine Stelle verändern und ein wenig weiter hinauf, wo möglich bis zu Häupten der Kranken treten möge. Der Tod wich nicht von der Stelle, und die Kranke schien im Verscheiden, doch sah sie den Jüngling um ihr Leben flehend an. Da übte des Todes Pathe noch einmal seine List, ließ das Lager der Königstochter schnell umdrehen, und gab ihr geschwind einige Tropfen vom Heilkraut, so daß sie wieder auflebte, und den Geliebten dankbar anlächelte. Aber der Tod warf seinen tödtlichen Haß auf den Jüngling, faßte ihn an mit eiserner eiskalter Hand und führte ihn von dannen, in eine weite unterirdische Höhle. In der Höhle da brannten viele tausend Kerzen, große und halbgroße und kleine und ganz kleine; viele verloschen und andere entzündeten sich, und der Tod sprach zu seinem Pathen: „Siehe, hier brennt eines jeden Menschen Lebenslicht; die großen sind den Kindern, die halbgroßen sind den Leuten, die in den besten Jahren stehen, die kleinen den Alten und Greisen, aber auch Kinder und Junge haben oft nur ein kleines bald verlöschendes Lebenslicht."

„Zeige mir doch das meine!" bat der Arzt den Tod, da zeigte dieser auf ein ganz kleines Stümpchen, das bald zu erlöschen drohte. „Ach liebster Pathe!" bat der Jüngling: „wolle mir es doch erneuen, damit ich meine schöne Braut, die Königstochter, freien, ihr Gemahl und König werden kann!" — „Das geht nicht" — versetzte kalt der Tod. „Erst muß eins ganz ausbrennen, ehe ein neues auf- und angesteckt wird." —

„So setze doch gleich das alte auf ein neues!" sprach der Arzt — und der Tod sprach: „Ich will so thun!" Nahm ein langes Licht, that als wollte er es aufstecken, versah es aber absichtlich und stieß das kleine um, daß es erlosch. In demselben Augenblick sank der Arzt um und war todt.

Wider den Tod kein Kraut gewachsen ist.

Hirſedieb.

In einer Stadt wohnte ein ſehr reicher Kaufmann, der hatte am Haus einen großen und prächtigen Garten, in dem auch ein Stück Land mit Hirſe beſäet war. Da nun dieſer Kaufmann einmal in ſeinem Garten herumſpazierte — es war zur Frühjahrszeit, und der Same ſtand friſch und kräftig — ſo ſah er zu ſeinem größten Aerger und Verdruß, daß verwichene Nacht von frecher Diebeshand ein Theil von ſeinem Hirſeſamen abgegraſt worden war, und gerade dieſes Gartenäckerlein, darauf er alle Jahre Hirſe hinſäete, war ihm ganz beſonders lieb, wie manchmal die Menſchen eine ausſchließliche Vorliebe für eine Sache haben. Er beſchloß, den Dieb zu fangen und dann nachdrücklich zu ſtrafen, oder dem Gericht zu übergeben. Daher er ſeine drei Söhne, Michel, Georg und Johannes zu ſich rief, und ſprach: „Heute Nacht war ein Dieb in unſerm Garten und hat mir einen Theil Hirſeſamen abgegraſt, was

mich höchlich ärgert. Dieſer Frevler muß gefangen werden, und ſoll mir büßen! Ihr, meine Söhne, mögt nun wachen die Nächte hindurch, einer um den andern, und welcher den Dieb fängt, ſoll von mir eine ſtattliche Belohnung bekommen." Der Aelteſte, Michel, wachte die erſte Nacht; er nahm ſich etliche geladene Piſtolen und einen ſcharfen Säbel, auch zu eſſen und zu trinken mit, hüllte ſich in einen warmen Mantel und ſetzte ſich hinter einen blühenden Hollunderbuſch, hinter dem er bald hart und feſt einſchlief. Wie er am hellen Morgen erwachte, war ein noch größeres Stück Hirſeſamen abgegraſt, als in voriger Nacht. Und wie nun der Kaufmann in den Garten kam, und das ſahe und merkte, daß ſein Sohn, anſtatt zu wachen und den Dieb zu fangen, geſchlafen hatte, ward er noch ärgerlicher, und ſchalt und höhnte ihn als einen braven Wächter, der ihm ſammt ſeinen Piſtolen und Säbel ſelbſt geſtohlen werden könne!

Die andre Nacht wachte Georg; dieſer nahm ſich nebſt den Waffen, die ſein Bruder vorige Nacht bei ſich geführt, auch noch einen Knittel und ſtarke Stricke mit. Aber der gute Wächter Georg ſchlief ebenfalls ein, und fand am Morgen, daß der Hirſedieb wieder tüchtig gegraſet hatte. Der Vater ward ganz wild, und ſagte: „Wenn der dritte Wächter ausgeſchlafen hat, wird die Hirſeſaat vollends zum Kukuk ſein, und es wird dann keines Wächters mehr bedürfen!"

Die dritte Nacht kam nun an Johannes die Reihe. Dieſer nahm trotz allem Zureden keine Waffen mit; doch hatte er ſich im Geheimen mit recht probaten Waffen gegen den Schlaf verſehen; er hatte ſich Diſteln und Dornen geſucht, und dieſe, als er ſich Abends in den Garten an ſeinen Wächterplatz verfügt, vor ſich aufgebaut. Wenn er nun einnicken wollte, ſtieß er allemal mit der Naſe an die Stacheln, und wurde gleich wieder munter. Als die Mitternacht herbeikam, hörte er ein Getrappel, es kam näher und näher, machte ſich in den Hirſeſamen und da hörte Johannes ein recht fleißiges Abraufen. Halt, dachte er, da hab' ich dich! und er zog einen Strick aus der Taſche, ſchob leiſe die Dornen zurück und ſchlich dem Dieb vorſichtig näher. Als er hinzukam — wer hätte ſich das vermuthet? — war der Dieb — ein allerliebſtes kleines Pferdchen. Johannes war innerlich erfreut; hatte auch mit dem Einfangen gar keine Mühe; das Thierchen folgte ihm willig zum Stall, den Johannes feſt verſchloß. Und nun konnte er noch ganz gemach in ſeinem Bette ausſchlafen. Früh, als ſeine Brüder aufſtiegen und hinunter in den Garten gehen wollten, ſahen ſie mit Staunen, daß Johannes in ſeinem Bette lag und ſchlief. Da weckten ſie ihn,

und höhnten ihn mit allerlei Neckreden, daß er der beste Wächter sei, da er sogar nicht einmal die Nacht ausgehalten habe auf seiner Wache. Aber Johannes sagte: „Seid ihr nur ganz stille, ich will euch den Hirsedieb schon zeigen.“ Und sein Vater und seine Brüder mußten ihm zum Stalle folgen, wo das wunderseltsame Pferdlein stand, von dem Niemand zu sagen wußte, woher es gekommen und wem es zugehöre. Es war allerliebst anzusehen, von zartem und schlankem Bau, und dazu ganz silberweiß. Da hatte der Kaufmann eine große Freude und schenkte seinem wackern Johannes das Pferdchen als Belohnung, der nahm es freudig an und nannte es Hirsedieb.

Bald vernahmen die Brüder, daß eine schöne Prinzessin verzaubert wäre im Schloß, das auf dem gläsernen Berge stehe, zu welchem Niemand wegen der großen Glätte emporklimmen könne. Wer aber glücklich hinauf und dreimal um das Schloß herumreite, der erlöse die schöne Prinzessin, und bekomme sie zur Gemahlin. Gar unendlich Viele hätten schon den Bergritt probirt, wären aber alle wieder herabgestürzt und lägen todt umher.

Diese Wundermär erscholl durchs ganze Land, und auch die drei Brüder bekamen Lust, ihr Glück zu versuchen, nach dem gläsernen Berg zu reiten, und — wo möglich die schöne Prinzessin zu gewinnen. Michel und Georg kauften sich junge, starke Pferde, deren Hufeisen sie tüchtig schärfen ließen, und Johannes sattelte seinen kleinen Hirsedieb, und so ging es aus zum Glücksritt. Bald erreichten sie den gläsernen Berg, der Aelteste ritt zuerst, aber ach — sein Roß glitt aus, stürzte mit ihm nieder und Beide, Roß und Mann, vergaßen das Wiederaufstehen. Der Zweite ritt, aber ach — sein Roß glitt aus, stürzte mit ihm nieder, und Beide, Mann und Roß, vergaßen auch das Aufstehen. Nun ritt Johannes, und es ging trapp trapp trapp trapp trapp — droben waren sie, und wieder trapp trapp trapp trapp trapp und sie waren dreimal um's Schloß herum, als wenn Hirsedieb schon hundertmal diesen gefährlichen Weg gelaufen wäre. Nun standen sie vor der Schloßthüre; diese ging auf, und es trat die reizendschöne Prinzessin heraus; sie war ganz in Seide und Gold gekleidet, und breitete freudig die Arme gegen Johannes aus. Und derselbe stieg schnell vom Pferdlein und eilte die holde Prinzessin, und somit sein ganzes überaus großes Glück zu umfangen.

Und die Prinzessin wandte sich zum Pferdlein, liebkosete dasselbe und sprach: „Ei, du kleiner Schelm, warum warst du mir denn entlaufen, daß ich nicht mehr die einzige Nachtstunde, die mir vergönnet war, unten auf der grünen Erde zu weilen, genießen konnte, da du mich nicht mehr den

gläſernen Berg hinunter und wieder heraufſtrugſt? Nun darfſt du uns nimmermehr verlaſſen.“ — Und da ward Johannes gewahr, daß ſein Hirſedieb-chen das Zauberpferdlein ſeiner himmelſchönen Prinzeſſin war. Seine Brüder kamen wieder auf von ihrem Fall, Johannes aber ſahen ſie nicht wieder, denn der lebte glücklich und allen Erdenſorgen entrückt, mit ſeinem Engel im Zauberſchloß auf dem gläſernen Berge, aber auch zu dieſem Berge fand kein Menſchenkind mehr den Weg, weil der Zauber gelöſt und die Prinzeſſin von ihrem Bann befreit worden war, durch ihr kluges Rößlein, das den rechten Befreier und Gemahl ihr zugetragen.

Der goldne Rehbock.

Es waren einmal zwei arme Geſchwiſter, ein Knabe und ein Mädchen, das Mädchen hieß Margarethe, der Knabe hieß Hans. Ihre Aeltern waren geſtorben, hatten ihnen auch gar kein Eigenthum hinterlaſſen, daher ſie ausgehen mußten, um durch Betteln ſich fortzubringen. Zur Arbeit waren beide noch zu ſchwach und klein; denn Hänschen zählte erſt zwölf Jahre und Grethchen war noch jünger. Des Abends gingen ſie vor's erſte beſte Haus, klopften an und baten um ein Nachtquartier, und vielmal waren ſie ſchon von guten mildthätigen Menſchen aufgenommen, geſpeiſet und getränket worden; auch hatte mancher und manche Barmherzige ihnen ein Kleidungsſtückchen zugeworfen.

So kamen ſie einmal des Abends vor ein Häuschen, welches einzeln ſtand; da klopften ſie an's Fenſter, und als gleich darauf eine alte Frau herausſah, fragten ſie dieſe, ob ſie hier nicht über Nacht bleiben dürften? Die Antwort war: „Meinetwegen, kommt nur herein!“ Aber wie ſie eintraten, ſprach die

Frau: „Ich will euch wohl über Nacht behalten, aber wenn es mein Mann gewahr wird, ſo ſeid ihr verloren; denn er iſſet gern einen jungen Menſchenbraten, daher er alle Kinder ſchlachtet, die ihm vor die Hand kommen!“ Da wurde den Kindern ſehr angſt; doch konnten ſie nunmehr nicht weiter; es war ſchon ganz dunkle Nacht geworden. So ließen ſie ſich gutwillig von der Frau in ein Faß verſtecken und verhielten ſich ruhig. Einſchlafen konnten ſie aber lange nicht, zumal, da ſie nach einer Stunde die ſchweren Tritte eines Mannes vernahmen, der wahrſcheinlich der Menſchenfreſſer war. Deß wurden ſie bald gewiß, denn jetzt fing er an mit brüllender Stimme auf ſeine Frau zu zanken, daß ſie keinen Menſchenbraten für ihn zugerichtet. Am Morgen verließ er das Haus wieder, und tappte ſo laut, daß die Kinder, die endlich doch eingeſchlummert waren, darüber erwachten.

Als ſie von der Frau etwas zu frühſtücken bekommen hatten, ſagte dieſe, „Ihr Kinder müßt nun auch etwas thun, da habt ihr zwei Beſen, geht oben hinauf und kehrt mir meine Stuben aus, deren ſind zwölf, aber ihr kehret davon nur elf, die zwölfte dürft ihr um's Himmelswillen nicht aufmachen. Ich will derzeit einen Ausgang thun. Seid fleißig, daß ihr fertig ſeid, wenn ich wieder komme.“ Die Kinder kehrten ſehr emſig, und bald waren ſie fertig.

Nun mochte Grethchen doch gar zu gerne wiſſen, was in der zwölften Stube wäre, das ſie nicht ſehen ſollten, weil ihnen verboten war, die Stube zu öffnen. Sie guckte ein wenig durchs Schlüſſelloch, und ſah da einen herrlichen kleinen goldenen Wagen, mit einem goldenen Rehbock beſpannt. Geſchwind rief ſie Hänschen herbei, daß er auch hinein gucken ſollte. Und als ſie ſich erſt tüchtig umgeſehen, ob die Frau nicht heimkehre, und da von dieſer nichts zu ſehen war, ſchloſſen ſie ſchnell die Thüre auf, zogen den Wagen ſammt Rehbock heraus, ſetzten drunten ſich hinein in den Wagen und fuhren auf und davon. Aber nicht lange, ſo ſahen ſie von weitem die alte Frau und auch den Menſchenfreſſer ſich entgegen kommen, gerade des Weg's, den ſie mit dem geraubten Wagen eingeſchlagen hatten. Hänslein ſprach: „Ach, Schweſter, was machen wir? Wenn uns die beiden Alten entdecken, ſind wir verloren.“ „Still!“ ſprach Grethchen, „ich weiß ein kräftiges Zauberſprüchlein, welches ich noch von unſrer Großmutter gelernt habe:

Roſenrothe Roſe ſticht;
Siehſt du mich, ſo ſieh mich nicht!

und alsbald waren ſie verwandelt in einen Roſenſtrauch. Grethchen wurde zur Roſe, Hänslein zu Dornen, der Rehbock zum Stiele, der Wagen zu Blättern.

Nun kamen beide, der Menſchenfreſſer und ſeine Frau, daher gegangen und letztere wollte ſich die ſchöne Roſe abbrechen, aber ſie ſtach ſich ſo ſehr, daß ihre Finger bluteten, und ſie ärgerlich davon ging. Wie die Alten fort waren, machten ſich die Kinder eilig auf, und fuhren weiter und kamen bald an einen Backofen der voll Brod ſtund. Da hörten ſie aus demſelben eine hohle Stimme rufen: „Rückt mir mein Brod, rückt mir mein Brod.“ Schnell rückte Grethchen das Brod und that es in ihren Wagen, worauf ſie weiter fuhren. Da kamen ſie an einen großen Birnbaum, der voll reifer ſchöner Früchte hing, aus dieſem tönte es wieder: „Schüttelt mir meine Birnen, ſchüttelt mir meine Birnen!“ Grethchen ſchüttelte ſogleich, und Hänschen half gar fleißig aufleſen, und die Birnen in den goldenen Wagen ſchütten. Und wieder kamen ſie an einen Weinſtock, der rief mit angenehmer Stimme: „Pflückt mir meine Trauben, pflückt mir meine Trauben!“ Grethchen pflückte auch dieſe und packte ſie in ihren Wagen.

Unterdeſſen aber waren der Menſchenfreſſer und ſeine Frau daheim angelangt, und hatten mit Ingrimm wahrgenommen, daß die Kinder ihren goldenen Wagen ſammt Rehbock geſtohlen, gerade wie dieſe beiden ebenfalls vor langen Jahren Wagen und Rehbock geſtohlen, und noch dazu bei dem Dieb-

ſtahl auch einen Mord begangen hatten, nämlich den rechtmäßigen Eigenthümer erſchlagen. Der mit dem Rehbock beſpannte Wagen war nicht nur an und für ſich von großem Werth, ſondern er beſaß auch noch die vortreffliche Eigenſchaft, daß, wo er hinkam, von allen Seiten Gaben geſpendet wurden, von Baum und Beerſtrauch, von Backofen und Weinſtock. So hatten denn die Leute, der Menſchenfreſſer und ſeine Frau, lange Jahre den Wagen, wenn auch auf unrechtmäßige Weiſe, beſeſſen, hatten ſich gute Eßwaaren ſpenden laſſen, und dabei herrlich und in Freuden gelebt. Da ſie nun ſahen, daß ſie ihres Wagens beraubt waren, machten ſie ſich flugs auf, den Kindern nachzueilen und ihnen die köſtliche Beute wieder abzujagen. Dabei wäſſerte dem Menſchenfreſſer ſchon der Mund nach Menſchenbraten; denn die Kinder wollte er ſogleich fangen und ſchlachten. Mit weiten Schritten eilten die beiden Alten den Kindern nach, und wurden dieſelben bald von ferne anſichtig, weil ſie vorausfuhren. Die Kinder kamen jetzt an einen großen Teich, und konnten nicht weiter, auch war weder eine Fähre, noch eine Brücke da, daß ſie hinüber hätten flüchten können. Nur viele Enten waren darauf zu ſehen, die luſtig umher ſchwammen. Grethchen lockte dieſe ans Ufer, warf ihnen Futter hin und ſprach:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, ſchwimmt zuſammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Da ſchwammen die Enten einträchtiglich zuſammen, bildeten eine Brücke und die Kinder ſammt Rehbock und Wagen kamen glücklich ans andere Ufer. Aber flugs hinterdrein kam auch der Menſchenfreſſer, und brummte mit häßlicher Stimme:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, ſchwimmt zuſammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!“

Schnell ſchwammen die Entchen zuſammen, und trugen die beiden Alten hinüber — meint ihr? nein! in der Mitte des Teiches, da das Waſſer am tiefſten war, ſchwammen die Entchen auseinander, und der böſe Menſchenfreſſer nebſt ſeiner Alten plumpten in die Tiefe und kamen um. Und Hänschen und Grethchen wurden ſehr wohlhabende Leute, aber ſie ſpendeten auch von ihrem Segen den Armen viel und thaten viel Gutes, weil ſie immer daran dachten, wie bitter es geweſen, da ſie noch arm waren und betteln gehen mußten.

Vom Zornbraten.

Es war einmal ein Ritter, der hatte neben vielem Geld und Gut ein böſes Weib, das wußte er nimmer zu bemeiſtern, und war ſchier auf Erden kein ärger Weib zu finden. Er aber war ehrenhaft und ſanften Muths. Beide hatten eine einzige Tochter, und die erzog die Mutter alſo in ihren eignen böſen Sitten und nach ihrem Schlag, daß ſie arg und karg, mückiſch und tückiſch wurde. Gleichwohl hatte Gott das Maidlein zu einer ſchönen Jungfrau gebildet, daß wer ſie ſchaute, dem däuchte ſie ein Bild voll minniglicher Güte, wer aber näher mit ihr bekannt wurde, der nahm bald ihre Argheit wahr und mied ſie gänzlich. Nun war die Jungfrau achtzehn Jahre alt und hätte gern einen Mann genommen, aber Keiner kam, der ihrer begehrt hätte.

Das bekümmerte den Vater mächtiglich, und eines Tages sprach er zu ihr: „Tochter, deiner Mutter Sitten und ihr übler Rath machen, daß du ohne Mann bleibest, oder aber, so einer dich nimmt, der nicht Lust hat, wie ich, böse Weibertücken geduldig zu tragen, so wirst du öfter geschlagen, als das Jahr Tage zählt, und wird dich noch das gereuen, daß du so in allen Stücken deiner Mutter gefolgt bist und gefolgt hast."

Das hörte die Tochter des frommen Ritters sehr ungern, und sprach zornniglich: „Ei, Herr Vater! Ihr könnt viel reden, ehe mir eurer Worte auch nur eins gefällt! Ihr habt meiner Mutter auch immer viel zu viel gute Lehren gegeben, die sie euch nicht danket. Wißt ihr was? Thut was euch gut dünket, und mich lasset gewähren. Denn wenn auch schon morgen ein Freier käme, der mein begehrte, so wollte ich doch allezeit in der Ehe das längere Messer tragen."

„O meine Tochter!" antwortete der Rittersmann, „das dünkt mich nicht gut, daß du solche Gedanken hast. Du solltest doch darauf denken, besser zu sein, wie deine arge Mutter, sonst könnte es wohl kommen, daß du einen Mann bekämest, der so biderb und fromm ist, daß er dich bezwingt, und du hernach mit Scham, mit Schimpf und Schande nachgeben mußt."

„Ei ja wohl!" antwortete die Tochter. „Eh' der Markt aus ist, giebt es noch mehr selben Kosents zu kaufen!" und solche häßliche Spottreden mehr, die sie dem Vater gab, so daß er zornig ausrief: „O du böse Chriemhilt! So du deinem Vater nicht folgen willt, so soll dir dein Rücken satt von Schlägen werden! Wer immer dein begehre, er sei Ritter oder sei Knecht, der soll dich haben, und soll dich ziehen nach seinem Willen!"

„Oder ich ihn nach dem meinen!" erwiederte trotzig die Tochter, und andere Reden mehr, bis dieser Wortwechsel endete.

Nun saß etwa drei Meilen weit von der Burg dieses guten Ritters ein anderer Rittersmann, der war reich an Geld und Gut und hatte Freiersgedanken, war auch hübsch vom Angesicht und höflich von Sitten, der vernahm auf Fragen und Sagen, wie schön und wie häßlich zugleich jenes Nachbarn Tochter sei, und dachte: ich wag es frei, und wende ihr Gemüth zur Tugend, und mache sie gut, wo nicht, so will ich sie doch um ihrer Schöne wohl oder übel nehmen. Ritt darauf mit seinen Gefreunden zum Vater der Maid und bat ihn um seine Tochter. Dieser Rittersmann offenbarte dem jungen Werber wie seine Tochter gesittet sei, und jener sprach: „Ich hab' es wohl vernommen, aber gebt ihr mir sie nur zum Weibe! Will Gott, daß wir nur ein Jahr mit einander leben, so sollt ihr sehen, wie gut sie wird!" — Darauf antwortete der künftige Schwäher: „Gott soll euch behüten vor ihrem Uebelmuth! Hütet

euch, denn wenn sie auf ihrer Mutter Spur kommt, so lebt ihr bei ihr, wie lang sie lebe, nimmer einen guten Tag." Der Freier beharrte aber bei seinem Entschluß, und es ward ein Uebereinkommen getroffen und eine Eheberedung, daß der junge Ritter, sobald er wieder käme, die Maid mit sich nehmen und heimführen solle.

Die Mutter wußte von dieser Verhandlung weder viel noch wenig, sondern gar nicht, daß die Tochter einem Mann verlobt war, und als sie's nun erfuhr, ward sie überaus zornig, rief die Tochter und sprach: „Tochter, wisse, daß mein Fluch dich trifft, wenn du nicht deinem Manne so widerstehst, wie deinem Vater ich mit Krieg und harter Rede allezeit und an jedem Ort. Höre, was ich dir ansage: Ich war ein kleines Mägdelein, als ich zu deinem Vater kam, viel geringer als du, denn du bist vollgewachsen. Drei Wochen lang schlug mich alle Tage dein Vater, daß ich krank wurde, und gab mir Wasser zur Labe, und doch hab' ich meinen Streit gewonnen und mein Recht bis da immer behauptet!"

„Mutter!" antwortete das feine Töchterlein, „ich sage euch, und sollt' ich tausend Jahre leben, so mache ich meinen Mann zum Affen."

Inzwischen kam nun der Tag der Heimführung; da kam der Ritter heran auf einem schönen Roß von hohem Preis, führte auch mit sich ein schlankes Windspiel und trug auf der Hand einen wohlgethanen Falken, nahm die Maid in Empfang ohne Weiteres und setzte sie hinter sich auf sein Roß, entsandte seine Diener alle, daß ihrer keiner mit den Zweien ritt, und nahm gleich Urlaub vom Vater seiner Braut. Der sprach zum Abschied ein bewegliches Wort: „Gottes Güte sei mit dir, o Tochter! Er gebe dir Ruhe im Glück und ein friedlicheres Herz, als ich an meiner Frau erfunden habe!"

Kaum war diese Rede gesprochen, so schlug die Mutter einen Lärmen auf und schrie der Tochter nach: „Vernimm auch mein Wort! Du sollst alle deine Lebetage deinem Mann unterthan sein, so, wie ich dich gelehret habe!" und die Tochter rief zurück: „Wohl, meine Mutter, so soll es geschehen nach deiner Lehre."

So ritten nun die Beiden ganz allein miteinander hin, aber der Ritter vermied die Straße, um der Braut Argheit willen, und ritt einen unbequemen, steilen und engen Seitenweg, wohl einer Meile lang, doch ritt er rasch, daß er in kurzer Zeit eine halbe Meile zurücklegte auf dem rauhen, ungebahnten Steinpfad. Da kamen sie an einen umbuschten Werder und der Falke begann nach seiner Art mit den Flügeln zu schlagen und von der Hand zu begehren, weil er auf Reiher stoßen wollte. Sprach der Ritter: „Mit deinem Feder-

ſchlagen laß es gut ſein, oder ich reiße dir den Kopf ab.“ Bald darauf ſah der Falke eine Krähe ſtiegen, der wollte er nach; da ſprach wiederum der Ritter: „Du biſt betrogen, wenn du nach Ungemach ſtrebſt und nicht gern in Ruhe dich hältſt, und ſo will ich dir gleich dein Recht thun. Stirb, da du nicht meinen Willen halten willſt!“ Und er erwürgte den Falken, wie ein Huhn.

Die Maid erſchrak ob dieſer Rede und der tödtlichen That und begann den Ritter zu fürchten. Nun wurde der Pfad immer enger, ſteiniger und dorniger, und dem Windſpiel ſchmerzten die Füße, und es vermochte nicht mehr, ſich wie vor an des Pferdes Seite zu halten. Der Ritter, der es an einem Riemen führte, mußte es immer nachziehen, das war dem Ritter ungelegen, und er ſchalt das Windſpiel: „Du böſer Hofwart, hab' Acht, es kommt dir zum Unheil, daß du mir den Arm ſo zerziehſt!“ Der arme Hund vermochte aber nicht zu folgen, und da zog der Ritter ſein Schwert und hieb ihn todt.

Die Maid unterdrückte einen Schrei des Unwillens, aber das Herz in der Bruſt erſchrak ihr, es ward ihr weh zu Muthe, und ſie dachte: Herr Gott, welch ein Wüthrich iſt dieſer Mann! brachte mich denn der Teufel zu ihm! — Der Ritter aber behielt das Schwert blank in der Hand und begann nun mit ſeinem Roß zu ſchelten: „Was ſchnaubſt du? Warum gehſt du nicht Paß oder Trab? Du willſt wohl nur auf ebnem Plan gehen? Du mußt ſterben!“ Da nun das arme Roß nicht Paß traben konnte, welcher Gang ihm nie gelehrt worden war, ſo ſprach der Ritter: „Frau, ſteiget ab!“ Sie ſprach: „Ich thue, was ihr mich heißt.“ Darauf ſtieg der Ritter auch ab, und hieb dem Pferd das Haupt vom Rumpfe, ſprechend: „Wäreſt du nach meinem Sinn gegangen, ſo wäre dir nicht der Tod geworden. Frau, dieß iſt geſchehen, wie ihr ſeht. Mir war das Pferd gar unlieb geworden, wie auch Windſpiel und Falke. Nun aber iſt mir ein ungewohnt und beſchwerlich Ding, zu Fuße zu gehn, und ich habe deß keine Uebung. Ich werde nun euch reiten!“ und damit begann er, ihr Riemen und Bande anzulegen und auch den Sattel wollte er ihr aufſchnallen. Sie ſprach: „Herr, ich trüge ſchon genug an euch, laſſet den Sattel und die Seile, viel herzlieber Herre mein, ich trage euch ja ſanfter und beſſer ohne ihn.“

„Ei, Frau, wie ſtände mir das an, daß ich euch ritte ohne Sattel und Zeug?“ fragte der Ritter heftig. „Ihr habt böſe Sitte, daß ihr gegen meinen Willen zu reden euch erkühnet!“ Und da ließ ſie ſich gefallen, daß er zur Stund ſie ſattelte und aufzäumte, wie ein Roß, und ihr Zaum und Gebiß

in den Mund legte, und gab ihr die Steigbügel in die Hände, die stramm zu halten, saß dann auf, und ritt sie so eine kleine Weile, etwa dreier Speerlängen weit, bis ihr die Ohnmacht zuging von der schweren Last.

Da stieg der Ritter von ihr ab und sprach: „Frau, schnappt ihr nach Luft?" — „O nein, Herr!" antwortete sie. Weiter sprach er: „Das ist ein schönes Feld, da könnt ihr nun im Zelt (Schritt) gehen." Sie sprach, indem sie auf Händen und Füßen weiter kroch: „Ich will es gern thun. Auf meines Vaters Hofe laufen viele Pferde, denen hab' ich Zeltgang abgelernt."

„So wollt ihr Alles thun, was ich will?" fragte der Ritter, und sie gegenredete: „Und wenn ich tausend Jahre leben sollte, so wollte ich thun, was euch lieb ist!" Da hieß er sie aufstehn, und nahm sie schön an der Hand, und führte sie sittsamlich heim in sein Schloß, wo seine Freunde versammelt waren, die grüßten sie ehrfurchtsvoll und geleiteten sie in ihr Zimmer. Das geschah mit großen Freuden, und die Frau war das allerliebste Weib, ehrbar und wohlgezogen, ohne List und Trug, treu, ruhig, mild, keine Tugend fehlte ihr. Ihre Gäste empfing sie freundlich und fröhlich, und ohne Haß und Unwillen erfüllte sie, wie ein biederes Weib thun soll, die Wünsche ihres Eheherrn.

Als nun sechs Wochen vergangen waren, fuhren der jungen Frau Vater und Mutter zu ihrer Tochter hin, zu sehn, wie es ihr ergehe und wie sie sich gehabe. Bald genug erfuhr die Mutter, was geschehen war, und wie ihre Tochter ihrem Manne gehorsamte, als sie diese zornig schalt und ihr zurief: „O über dich unseliges Weib! Was ich sehen und hören muß, läßt mich zweifeln, daß du mein Kind bist. Was? Du lässest deinen Mann deinen Meister sein?" Und dabei schlug die böse Mutter die Tochter ins Gesicht und wo sie sonst hinkam, und fiel ihr in die Haare und raufte sie, schlug und schalt und trieb einen schrecklichen Unfug. Die junge Frau weinte und schrie: „Seid ihr hergekommen zu schelten, so wartet doch, bis ihr deß Ursach findet! Ich habe den allerbesten Mann, und er ist gut und bieder, wer aber seinen Willen nicht thut, dem geht er in seinem Zorn gleich ans Leben. Darum, Mutter, habt weisen Sinn und hütet euch, Arges wider ihn zu sprechen, denn er ist so zornmüthig, daß er alles, was seinem Willen entgegen ist, im Zorn richtet und vernichtet."

„Hoho! Morgen ist auch noch ein Tag!" höhnte die Mutter. „Wie schlimm dein Mann sei, das macht mir den geringsten Kummer! Nicht ein Haar stark acht' ich seiner! Du alberne Trine! Dir muß der Teufel durch's Hirn fahren, daß du wagst, mir, deiner Mutter, mit deinem Mann zu dräuen!"

„Mutter, ich dräue euch ja nicht!“ vertheidigte die Tochter sich. „Ich sage euch ja nur die Wahrheit; ich darf euch doch wohl rathen, meinen Mann daß zu grüßen, denn wolltet ihr ihm thun, wie meinem Vater, so zerbläut er euch den Rücken, und obschon ihr nicht viel Haares mehr habt, ist's dessen noch genug, daß er's euch ausreißt!“

„Das wäre ein Hauptwerk!“ erwiederte böse die Mutter. „Ich fürcht' ihn nicht, und wenn er so groß wie ein Berg wäre; nicht mehr und nicht weniger fürcht' ich ihn, wie deinen Vater! Was hat der ausgerichtet mit mir nun die zwanzig Jahre? Noch heute geb' ich ihm um kein Haar breit nach!“

Während dieser Schalkrede der ältern Frau standen der Schwäher und der Tochtermann an einer heimlichen Stelle, wo sie jedes Wort hörten und der Alte sprach leise zu seinem Schwiegersohn: „Ich bin inniglich froh, daß ihr meiner Tochter starren Sinn bezwungen, und gern hinterlasse ich euch und ihr mein Hab und Gut, wenn ich dahin fahre.“ Der Schwiegersohn bedankte sich für die freundliche Gesinnung des Schwähers, der dann wieder zu ihm sprach: „Rathet mir doch, wie ich euer Schwieger thue, die mir allezeit widerstrebt und mir mein Leben so bitterlich vergällt! Wär' es nur zu machen, daß sie etwa ein Jahr vor ihrem Tode wenigstens von ihrer Härte ließe, so hätte ich die sonderste Freude und all mein Leid ein Ende!“

Darauf verhieß der Schwiegersohn die Schwiegermutter gut zu machen auf seine Weise, wenn der Schwiegervater ihm das nicht wehren wolle. Der sprach: „Ich will euch nichts verwehren, siedet oder bratet sie, so will ich noch Holz dazu tragen.“

Der Ritter nahm alsbald heimlich vier flinke starke Knechte, vermaß sich großen Zorns, und ging nach der Kemnate, wo noch die Alte saß, und immerfort auf ihn und ihre Tochter schalt. Als sie ihn kommen sah, grüßte sie ihn spöttisch: „Seid Gott willkommen, Herr Engelhart!“ „Schönsten Dank, Frau Schlechthart!“ klang sein Gegengruß, und dabei trat er fest an sie heran und sprach: „Frau, laßt eure Unart, das bitt ich euch, gegen euern und meinen Herrn. Er sollte euch ungezählte Schläge auf euern Rücken mit einer eichenen Elle zumessen, bis euch so weh würde, daß ihr ein gut Weib würdet.“

„Ei!“ sprach sie: „ich höre wohl, daß ihr Viele so erschlagen habt, lieber Herr Guguguk! Ich habe aber doch bisher noch Haut und Haar behalten, hoff' es auch noch länger zu tragen! Was hab' ich aber euch gethan?“

„Ihr scheltet täglich meinen Herrn, euern Mann, und verleidet ihm sein eignes Haus!“ antwortete der junge Ritter; sie war aber gleich mit der Gegenrede zur Hand: „In meinem Hause heiße ich Kratzmaus! Ich kann darin

ſein Meiſter ſein, wie mein eigner, und es ſoll ihm Gott, ſo lang ich lebe, nun keinen einzigen guten Tag mehr geben!“

„Und giebt Gott mir Glück,“ ſprach der Schwiegerſohn, „ſo acht' ich, daß ihr noch, ehe wir von einander gehen, eure böſen Ränke und Schwänke laßt.“

„Daß es euch nur nicht mißglücke!“ rief ſie, „ſonſt habt ihr, ſo mir der große Gott von Schaafhauſen, nur Schande und Spott davon!“

„Ich weiß, was euch ſo irr' und wirr und böſe macht,“ nahm der Ritter wieder das Wort. „Ihr habt zwei Zornbraten hier an jeder Hüfte, davon kommt's, daß ihr ſo üble Sitte habt, wenn euch die Jemand ausſchnitte, das wär' vortrefflich gut, denn ihr würdet fröhlicher als jemals eine Frau, und für euern Mann wär's nicht minder gut.“

„Ach! Ich freue mich, daß ihr ſo ein guter Arzt ſeid, lehrt doch eure Kunſt meiner Tochter!“ war ihre Antwort. „Habt ihr auch Bertram feil und Nieswurz? Ihr miſcht wohl Beifuß zum Tranke?“ —

„He! Euer Spott iſt groß!“ rief der Ritter, „aber er wird euch gleich verſalzen werden; ſobald wir eure Zornnieren und Zornbraten haben, ſo werdet ihr beſſer und frommer als ein Kind werden!“

„Genug mit eurem Klaffen, Klaffer!“ ſchalt die Frau. Da griffen aber die Knechte auf des Ritters Wink ſie an, warfen ſie nieder, und der Tochtermann wetzte ein großes ſcharfes Meſſer, das ſetzte er ihr an ihre Hüfte und

ſchnitt ihr durch Gewand und Hemde eine lange tiefe Wunde, daß ihr Hohnlachen ihr ganz verging; dann ſprach er, indem er ein Stück Fleiſch in ein

Gefäß warf: „Seht, Frau, ihr seid manches Jahr ein schlimmes Weib gewesen, daran waren eure Zornbraten Schuld, die kann ich euch nicht länger lassen.“ Sie aber lag traurig und schreiend: „Das wußt ich an mir selbst nicht, aber ich weiß, welcher Teufel ihr mich berathen habt!“

„Ja, ihr habt noch einen Zornbraten,“ sprach der Ritter, „an euerm andern Bein, der muß noch heraus!“

„Ach,“ klagte sie fast weinend: „der ist ganz klein, der schadet mir nicht zu viel! Helfe mir Gott! der, den ihr schon ausgeschnitten habt, der war an allem Schaden Schuld. Ich bin alles Zornes ledig, und will still sein, laßt nur den andern ungeschnitten.“

Da sprach die Tochter heiter zu ihrem Gatten: „Bedenket wohl, was ihr thut; ich fürchte, wenn auch der andere Zornbraten nicht herfürkömmt, so ist die große Arbeit an dem einen verloren, und am Ende bekommt der andere Zornbraten Junge, so ihr den nicht auch ausschneidet.“

„Nein, nein, liebe Tochter!“ rief die Mutter, „sprich ihm doch zu, daß er mich unversehrt lasse, ich will ja gut sein!“

„Frau Mutter,“ antwortete die junge Frau: „ihr gabt mir den Rath, wider meinen Mann zu streiten, ihm nicht unterthan zu sein; darum, und daß sie meinem Vater so übel mitgespielt, schneidet nur ihren Zornbraten aus!“ Und da griff der Ritter zum andern an, jene aber schrie: „Nein, nein! Es ist mehr als genug! Tochter, denke, daß ich dich unterm Herzen getragen, und gewinne mir Frieden von deinem Manne! Ich will beschwören, daß ich gütevoll leben will, und der milde und gerechte Gott behüte mich vor Zorn. Den großen Zorn hat mir der Ritter schon genommen, und der kleine ist keines Dies werth zu achten!“

„Wohl,“ sprach der Ritter, „begehrt sie Friedens, so lasse ich ab von ihr, doch gelobe sie zur Hand, daß wenn sie den Zorn nicht meidet, sie sich aber will schneiden lassen.“ Hierauf ward sie aufgehoben und ihre Wunde verbunden.

Und die Frau warf allen Krieg und Hader unter die Füße, wurde ein gut sittig Weib, ließ ab von ihrer bösen Heftigkeit, und als der andere Tag kam, nahm sie Urlaub mit ihrem Mann von dem Schwiegersohn, und er wünschte ihr, daß Gott sie bewahren möge vor allem Uebel.

Wenn sie nun nach der Hand dennoch noch manchmal etwa ein Wörtlein oder mehr zu ihrem Manne sprach, das ihm leid und unlieb war, so durfte er nur sagen: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß nach unserm Tochtermann senden,“ so wurde sie roth vor Furcht und sprach: „Es ist nicht Noth

darum, sein Kommen wäre mir nicht zum Heile. Ich habe ja Muth und Sinn, zu thun, was euch lieb ist, und rathe auch allen Frauen, daß sie ihren Männern das entbieten, was ich jetzt dem meinen, so sie nämlich in Frieden bestehen wollen."

Damit hat diese Mär ein Ende, und kann davon eine beliebige Nutzanwendung jeder Mann und jede Frau sich selbst machen. Der alte Dichter aber, der diese Mär erzählt, giebt noch folgenden Rath:

Wenn Mer ein übel Weib hat,
Der thu' sich ihr's in Zeit ab,
Empfehl sie dem Ritter,
Und leg' sie auf ein'n Schlitten
Und kauf ihr ein Büchlein,
Und denk' sie an ein Aeffchen
Und denk dabei
Zwei Wölf oder drei.
Wer sah denn ein'n Galgen
Mit höheren Galgen?
Es sei denn, daß wer den Teufel fing,
Und ihn auch dazwischen hing.

Das Nußzweiglein.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der mußte in seinen Geschäften in fremde Länder reisen. Da er nun Abschied nahm, sprach er zu seinen drei Töchtern: „Liebe Töchter, ich möchte euch gerne bei meiner Rückkehr eine Freude bereiten, sagt mir daher, was ich euch mitbringen soll?“ Die Aelteste sprach: „Lieber Vater, mir eine schöne Perlenhalskette!“ Die Andere sprach: „Ich wünschte mir einen Fingerring mit einem Demantstein.“ Die Jüngste schmiegte sich an des Vaters Herz und flüsterte: „Mir ein schönes, grünes Nußzweiglein, Väterchen.“ — „Gut, meine lieben Töchter!“ sprach der Kaufmann, „ich will mir's aufmerken und dann lebet wohl.“

Weit fort reisete der Kaufmann, und machte große Einkäufe, gedachte aber auch treulich der Wünsche seiner Töchter. Eine kostbare Perlenhalskette hatte er bereits in seinen Reisekoffer gepackt, um seine Aelteste damit zu erfreuen, und einen gleich werthvollen Demantring hatte er für die mittlere Tochter eingekauft. Einen grünen Nußzweig aber konnte er nirgends gewahren, wie er sich auch darum bemühte. Auf der Heimreise ging er deshalb große Strecken zu Fuß, und hoffte, da sein Weg ihn vielfach durch Wälder führte, endlich einen Nußbaum anzutreffen; doch dies war lange vergeblich, und der gute Vater fing an betrübt zu werden, daß er die harmlose Bitte seines jüngsten und liebsten Kindes nicht zu erfüllen vermochte.

Endlich, als er so betrübt seines Weges dahinzog, der ihn just durch einen dunkeln Wald, und an dichtem Gebüsch vorüberführte, stieß er mit seinem Hut an einen Zweig, und es raschelte, als fielen Schlossen darauf; wie er aufsah, war's ein schöner, grüner Nußzweig, daran eine Traube goldner Nüsse hing. Da war der Mann sehr erfreut, langte mit der Hand empor und brach den herrlichen Zweig ab. Aber in demselben Augenblicke schoß ein wilder Bär aus dem Dickicht und stellte sich grimmig brummend auf die Hintertatzen, als wollte er den Kaufmann gleich zerreißen. Und mit furchtbarer Stimme brüllte er: „Warum hast du meinen Nußzweig abgebrochen, du? warum? ich werde dich auffressen." Bebend vor Schreck und zitternd sprach der Kaufmann: „O lieber Bär, friß mich nicht, und laß' mich mit dem Nußzweiglein meines Weges ziehen, ich will dir auch einen großen Schinken und viele Würste dafür geben!" Aber der Bär brüllte wieder: „Behalte deinen Schinken und deine Würste! Nur wenn du mir versprichst, mir Dasjenige zu geben, was dir zu Hause am ersten begegnet, so will ich dich nicht fressen." Dies ging der Kaufmann gerne ein, denn er gedachte, wie sein Pudel gewöhnlich ihm entgegenlaufe, und diesen wollte er, um sich das Leben zu retten, gerne opfern. Nach derben Handschlag tappte der Bär ruhig ins Dickicht zurück; und der Kaufmann schritt, aufathmend, rasch und fröhlich von dannen.

Der goldene Nußzweig prangte herrlich am Hut des Kaufmanns, als er seiner Heimath zueilte. Freudig hüpfte das jüngste Mägdlein ihrem lieben Vater entgegen; mit tollen Sprüngen kam der Pudel hinter drein, und die ältesten Töchter und die Mutter schritten etwas weniger schnell aus der Hausthüre, um den Ankommenden zu begrüßen. Wie erschrak nun der Kaufmann, als seine jüngste Tochter die Erste war, die ihm entgegenflog! Bekümmert und betrübt entzog er sich der Umarmung des glücklichen Kindes und theilte nach den ersten Grüßen den Seinigen mit, was ihm mit dem Nußzweig widerfahren. Da weinten nun Alle und wurden betrübt, doch zeigte die jüngste Tochter den meisten Muth und nahm sich vor, des Vaters Versprechen zu erfüllen. Auch ersann die Mutter bald einen guten Rath und sprach: „Aengstigen wir uns nicht, meine Lieben, sollte ja der Bär kommen und dich, mein lieber Mann, an dein Versprechen erinnern, so geben wir ihm, anstatt unsrer Jüngsten, die Hirtentochter, mit dieser wird er auch zufrieden sein." Dieser Vorschlag galt und die Töchter waren wieder fröhlich, und freuten sich recht über diese schönen Geschenke. Die Jüngste trug ihren Nußzweig immer bei sich; sie gedachte bald gar nicht mehr an den Bären und an das Versprechen ihres Vaters.

Aber eines Tages raſſelte ein dunkler Wagen durch die Straße vor das Haus des Kaufmanns, und der häßliche Bär ſtieg heraus und trat brummend in das Haus und vor den erſchrockenen Mann, die Erfüllung ſeines Verſprechens begehrend. Schnell und heimlich wurde die Hirtentochter, die ſehr häßlich war, herbeigeholt, ſchön geputzt und in den Wagen des Bären geſetzt. Und die Reiſe ging fort. Draußen legte der Bär ſein wildes zotteliches Haupt auf den Schoos der Hirtin und brummte:

„Graue mich, grabble mich,
Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich freſſ' dich mit Haut und Bein!"

Und das Mädchen fing an zu grabbeln; aber ſie machte es dem Bären nicht recht, und er merkte daß er betrogen wurde; da wollte er die geputzte Hirtin freſſen, doch dieſe ſprang raſch in ihrer Todesangſt aus dem Wagen.

Darauf fuhr der Bär abermals vor das Haus des Kaufmanns, und forderte furchtbar drohend die rechte Braut. So mußte denn das liebliche Mägdlein herbei, um nach ſchwerem bittern Abſchied mit dem häßlichen Bräutigam

fortzufahren. Draußen brummte er wieder, ſeinen rauhen Kopf auf des Mädchens Schoos legend:

„Graue mich, grabble mich,
Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich freſſ' dich mit Haut und Bein!"

Und das Mädchen grabbelte, und ſo ſanft, daß es ihm behagte, und daß ſein furchtbarer Bärenblick freundlich wurde, ſo daß allmählig die arme Bären-

braut einiges Vertrauen zu ihm gewann. Die Reise dauerte nicht gar lange, denn der Wagen fuhr ungeheuer schnell, als brause ein Sturmwind durch die Luft. Bald kamen sie in einen sehr dunkeln Wald, und dort hielt plötzlich der Wagen vor einer finstergähnenden Höhle. Diese war die Wohnung des Bären. O wie zitterte das Mädchen! Und zumal da der Bär sie mit seinen furchtbaren Klauen-Armen umschlang und zu ihr freundlich brummend sprach: „Hier sollst du wohnen, Bräutchen, und glücklich sein, so du drinnen dich brav benimmst, daß mein wildes Gethier dich nicht zerreißt.“ Und er schloß, als Beide in der dunkeln Höhle einige Schritte gethan, eine eiserne Thüre auf, und trat mit der Braut in ein Zimmer, das voll von giftigem Gewürm angefüllt war, welches ihnen gierig entgegenzüngelte. Und der Bär brummte seinem Bräutchen ins Ohr:

„Seh' dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, so hast du Ruh!“

Da ging auch das Mädchen, ohne sich umzublicken, durch das Zimmer und es regte und bewegte sich so lange kein Wurm. Und so ging es noch durch zehn Zimmer, und das letzte war von den scheußlichsten Kreaturen angefüllt, Drachen und Schlangen, giftgeschwollenen Kröten, Basilisken und Lindwürmern. Und der Bär brummte in jedem Zimmer:

„Seh' dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, so hast du Ruh!“

Das Mädchen zitterte und bebte vor Angst und Bangigkeit, wie ein Espenlaub, doch blieb sie standhaft, sah sich nicht um, nicht rechts, nicht links. Als sich aber das zwölfte Zimmer öffnete, strahlte beiden ein glänzender Lichtschimmer entgegen, es erschallte drinnen eine liebliche Musik und es jauchzte überall wie Freudengeschrei, wie Jubel. Ehe sich die Braut nur ein wenig besinnen konnte, noch zitternd vom Schauen des Entsetzlichen, und nun wieder dieser überraschenden Lieblichkeit — that es einen furchtbaren Donnerschlag, also daß sie dachte, es breche Erde und Himmel zusammen. Aber bald ward es wieder ruhig. Der Wald, die Höhle, die Giftthiere, der Bär — waren verschwunden; ein prächtiges Schloß, mit goldgeschmückten Zimmern, und schön gekleideter Dienerschaft stand dafür da, und der Bär war ein schöner junger Mann geworden, war der Fürst des herrlichen Schlosses, der nun sein liebes Bräutchen an das Herz drückte, und ihr tausendmal dankte, daß sie ihn und seine Diener, das Gethier, so liebreich aus seiner Verzauberung erlöset.

Die nun so hohe, reiche Fürstin trug aber noch immer ihren schönen Nußzweig am Busen, der die Eigenschaft hatte, nie zu verwelken, und trug ihn jetzt nur noch so um so lieber, da er der Schlüssel ihres holden Glückes geworden. Bald wurden ihre Aeltern und ihre Geschwister von diesem freundlichen Geschick benachrichtigt, und wurden für immer, zu einem herrlichen Wohlleben, von dem Bärenfürsten auf das Schloß genommen.

Der Mann ohne Herz.

Es sind einmal sieben Brüder gewesen, waren arme Waisen, hatten keine Schwester, mußten alles im Hause selbst thun, das gefiel ihnen nicht, wurden Rathes untereinander, sie wollten heirathen. Nun gab es aber da, wo sie wohnten keine Bräute für sie, da sagten die älteren, sie wollten in die Fremde ziehen, sich Bräute suchen und ihr Jüngster sollte das Haus hüten, und dem wollten sie eine recht schöne Braut mitbringen. Das war der Jüngste gar wohl zufrieden und die Sechse machten sich fröhlich und wohlgemuth auf den Weg. Unterwegs kamen sie an ein kleines Häuschen, das stand ganz einsam in einem Walde, und vor dem Häuschen stand ein alter alter Mann, der rief die Brüder an und fragte: „Heda! Ihr jungen Gieke in die Welt! Wohin denn so lustig und so geschwind?" — „Ei, wir wollen uns jeder eine hübsche Braut holen, und unsern jüngsten Bruder daheim auch eine!" antworteten die Brüder.

„O liebe Jungen!" sprach da der Alte: „ich lebe hier so mutterseelenstern-allein, bringt mir doch auch eine Braut mit, aber eine junge hübsche muß es sein!"

Die Brüder gingen von dannen und dachten: Hm, was will so ein alter eisgrauer Hozelmann mit einer jungen hübschen Braut anfangen? —

Da nun die Brüder in eine Stadt gekommen waren, so fanden sie dort sieben Schwestern, so jung und so hübsch als sie sie nur wünschen konnten, die nahmen sie und die jüngste nahmen sie für ihren Bruder mit. Der Weg führte sie wieder durch den Wald, und der Alte stand wieder vor seinem Häuschen, als wartete er auf sie, und sagte: „Ei ihr braven Jungen! Das lob' ich, daß ihr mir so eine junge hübsche Braut mitgebracht habt!" — „Nein!" sagten die Brüder, „die ist nicht für dich, die ist für unsern Bruder zu Hause, den haben wir sie versprochen!" —

„So?“ sagte der Alte: „verſprochen? Ei daß dich! ich will euch auch verſprechen!“ und nahm ein weißes Stäbchen und murmelte ein paar Zauberworte, und rührte die Brüder und die Bräute mit dem Stäbchen an — bis auf die jüngſte — da wurden ſie alle in graue Steine verwandelt. Die jüngſte aber von den Schweſtern führte der Mann in das Haus, und das mußte ſie nun beſchicken und in Ordnung halten, that das auch gern, aber ſie hatte immer angſt, der Alte könne bald ſterben, und dann werde ſie in dem einſamen Häuschen im wilden öden Walde auch ſo mutterſeelenſternallein ſein, wie der Alte zuvor geweſen war. Das ſagte ſie ihm und er antwortete: „Hab kein Bangen, fürchte nicht und hoffe nicht, daß ich ſterbe. Sieh, ich habe kein Herz in der Bruſt! ſtürbe ich aber dennoch, ſo findeſt du über der Thüre mein weißes Zauberſtäbchen, und rührſt damit an die grauen Steine, ſo ſind deine Schweſtern und ihre Freier befreit und du haſt Geſellſchaft genug.“

„Wo aber in aller Welt haſt du denn dein Herz, wenn du es nicht in der Bruſt haſt?“ fragte die junge Braut. „Mußt du alles wiſſen?“ fragte der Alte. „Nun wenn du es denn wiſſen mußt, in der Bettdecke ſteckt mein Herz.“

Da nähte und ſtickte die junge Braut, wenn der Alte fort und ſeinen Geſchäften nachging, in ihrer Einſamkeit gar ſchöne Blumen auf ſeine Bettdecke, damit ſein Herz eine Freude haben ſollte. Der Alte aber lächelte darüber und ſagte: „Du gutes Kind, es war ja nur mein Scherz; mein Herz das ſteckt — das ſteckt“ — „Nun wo ſteckt es denn lieber Vater?“ — „Das ſteckt in der — Stubenthür!“ —

Da hat die junge Frau am andern Tage, als der Alte fort war, die Stubenthüre gar ſchön geſchmückt mit bunten Federn und friſchen Blumen

und hat Kränze daran gehangen. Fragte der Alte, als er heimkam, was das bedeuten ſolle? ſagte ſie. „Das that ich, deinem Herzen was zu Liebe zu thun.“ Da lächelte wieder der Alte, und ſagte: „Gutes Kind, ganz wo anders, als in der Stubenthüre, iſt mein Herz.“ Da wurde die junge Braut

sehr betrübt, und sprach: „Ach Vater, so hast du doch ein Herz, und kannst sterben und ich werde dann so allein sein.“ Da wiederholte der Alte alles, was er ihr schon zweimal gesagt, und sie drang auf's Neue in ihn, ihr zu sagen, wo doch eigentlich sein Herz sei? Da sprach der Alte: „Weit weit von hier liegt in tiefer Einsamkeit eine große uralte Kirche, die ist fest verwahrt mit eisernen Thüren, um sie ist ein tiefer Wallgraben gezogen, über den führt keine Brücke, und in der Kirche da fliegt ein Vogel wohl ab und auf, der ißt nicht und trinkt nicht und stirbt nicht, und Niemand vermag ihn zu fangen und so lange der Vogel lebt, so lange lebe auch ich, denn in dem Vogel ist mein Herz.“

Da wurde die Braut traurig, daß sie dem Herzen ihres Alten nichts zu Liebe thun konnte, und die Zeit wurde ihr lang, wenn sie so allein saß, denn der Alte war fast den ganzen Tag auswärts.

Da kam einmal ein junger Wandergesell am Häuschen vorüber, der grüßte sie und sie grüßte ihn und sie gefiel ihm, und er kam näher und sie fragte ihn, wohin er reise, woher er komme? — „Ach!“ seufzte der junge Gesell: „Ich bin gar traurig. Ich hatte noch sechs Brüder, die sind von dannen gezogen sich Bräute zu holen und mir, dem Jüngsten, wollten sie auch eine mitbringen, sind aber nimmer wieder gekommen, und da bin ich nun auch fort vom Hause, und will meine Brüder suchen.“

„Ach lieber Gesell!“ rief die Braut: „da brauchst du nicht weiter zu gehen! Erst setze dich und iß und trinke etwas, und dann laß dir erzählen!“ Und gab

ihm zu essen und zu trinken, und erzählte ihm, wie seine Brüder in die Stadt gekommen, und wie sie ihre Schwestern und sie selbst als Bräute mit sich nach Hause hätten führen wollen, und daß sie für ihn, ihren Gast, bestimmt gewesen, und wie der Alte sie bei sich behalten, und die andern in graue Steine verwandelt habe. Das alles erzählte sie ihm aufrichtig und weinte dazu, und auch daß der Alte kein Herz in der Brust habe und daß es weit weit weg sei in einer festen Kirche und in einem unsterblichen Vogel. Da sagte der Bräutigam: „Ich will fort, ich will den Vogel suchen, vielleicht hilft mir Gott, daß ich ihn fange." — „Ja das thue, daran wirst du wohl thun, dann werden deine Brüder und meine Schwestern wieder Menschen werden!" und versteckte den Bräutigam, denn es wurde schon Abend, und als am andern Morgen der Alte wieder fort war, da packte sie dem Wandergesellen viel zu essen und zu trinken ein, und gab es ihm mit, und wünschte ihm alles Glück und Gottes Segen auf seine Fahrt.

Als nun der Gesell eine tüchtige Strecke gegangen war, däuchte ihm, es sei wohl Zeit zu frühstücken, packte seine Reisetasche aus, freute sich der vielen Gaben und rief: „Holla! nun wollen wir schmaußen! herbei, wer mein Gast sein will!"

Da rief es hinter dem Gesellen: „Muh!" und wie er sich umsah, stand ein großer rother Ochse da und sprach: „Du hast eingeladen, ich möchte wohl dein Gast sein!" — „Sei willkommen und lange zu, so gut ich's habe!" Da legte sich der Ochse gemächlich an den Boden, und ließ sich's schmecken, und leckte sich dann mit der Zunge sein Maul recht schön ab, und als er satt war, sagte er: „Habe du großen Dank und wenn du einmal Jemand brauchst, dir in Noth und Gefahr zu helfen, so rufe nur in Gedanken nach mir, deinem Gast." Und erhob sich und verschwand im Gebüsch. Der Gesell packte seine Tafelreste zusammen und pilgerte weiter; wieder eine tüchtige Strecke, da däuchte ihm nach dem kurzen Schatten den er warf, es müsse Mittag sein, und seinem Magen däuchte das nämliche. Da setzte er sich an den Boden hin, breitete sein Tafeltuch aus, setzte seine Speisen und Getränke darauf, und rief: „Wohlan! Mittagmahlzeit! Jetzt melde sich, was mittafeln will!" Da rauschte es ganz stark in den Büschen, und es brach ein wildes Schwein heraus, das grunzte: oui oui oui, und sagte: „Es hat hier Jemand zum Essen gerufen! Ich weiß nicht ob du es warst, und ob ich gemeint bin?"

„Immerhin, lange nur zu, was da ist!" sprach der Wandersmann und da aßen sie beide wohlgemuth miteinander und schmeckte beiden gut. Darauf erhob sich das wilde Schwein und sagte: „Habe Dank, bedarfst du mein so

rufe dem Schwein!" und damit trollte es in die Büsche. Nun wanderte der Gesell gar eine lange Strecke, und war schon gar weit gewandert, da wurde es gegen Abend, und er fühlte wieder Hunger und hatte auch noch Vorrath- und da dachte er: wie wär' es mit dem Vespern? Zeit wär' es dächt' ich; und breitete wieder sein Tuch aus und legte seine Speisen darauf, hatte auch noch etwas zu trinken, und rief: „Wer Lust hat mit zu essen, der soll eingeladen sein. Es ist nicht, als wenn nichts da wäre!" Da rauschte über ihm ein schwerer Flügelschlag und wurde dunkel auf dem Boden, wie vom Schatten einer Wolke, und es ließ sich ein großer Vogel Greif sehen, der rief: „Ich hörte Jemand hier unten zur Tafel einladen! Für mich wird wohl nichts abfallen?"

„Warum denn nicht? Lasse dich nieder und nimm vorlieb, viel wirds nicht mehr sein!" rief der Jüngling, und da ließ sich der Vogel Greif nieder und aß zur Genüge und dann sagte er: „Brauchst du mich, so rufe mich!" hob sich in die Lüfte und verschwand. Ei, dachte der Geselle: der hat's recht eilig; er hätte mir wohl den Weg nach der Kirche zeigen können, denn so finde ich sie wohl nimmer und raffte seine Sachen zusammen, und wollte vor dem Schlafengehen noch ein Stückchen wandern. Und wie er gar nicht lange gegangen war, so sah er mit einemmale die Kirche vor sich liegen und war bald bei ihr, das heißt, am breiten und tiefen Graben, der sie rings ohne Brücke umzog. Da suchte er sich ein hübsches Ruheplätzchen, denn er war müde von dem weiten Weg und schlief, und am andern Morgen da wünschte er sich über den Graben und dachte: Schau, wenn der rothe Ochse da wär' und hätte rechten Durst, so könnte der den Graben aussaufen und ich käme trocken hinüber. Kaum war dieser Wunsch gethan, so stand der Ochse schon da und begann den Graben auszusaufen. Nun stand der Gesell an der Kirchenmauer, die war gar dick und die Thürme waren von Eisen, da dachte er so in seinen Gedanken: ach, wer doch einen Mauerbrecher hätte! Das starke wilde Schwein könnte vielleicht hier eher etwas ausrichten, als ich. Und siehe, gleich kam das wilde Schwein daher gerannt und stieß heftig an die Mauer und wühlte mit seinen Hauern einen Stein los, und wie erst einer los war, so wühlte es immer mehr und immer mehr Steine aus der Mauer, bis ein großes tiefes Loch gewühlt war, durch das man in die Kirche einsteigen konnte. Da stieg nun der Jüngling hinein, und sah den Vogel darin herumfliegen, vermochte aber nicht ihn zu ergreifen. Da sprach er: „Wenn jetzt der Vogel Greif da wäre, der würde dich schon greifen, dafür ist er ja der Vogel Greif!" Und gleich war der Greif da und gleich griff er den Vogel, in dem des alten Mannes Herz war.

und der junge Geſell verwahrte ſelbigen Vogel ſehr gut, der Vogel Greif aber flog davon.

Nun eilte der Jüngling ſo ſehr er konnte zur jungen Braut, kam noch vor Abends an und erzählte ihr alles, und ſie gab ihm wieder zu eſſen und zu trinken und hieß ihn unter die Bettſtelle kriechen mit ſammt ſeinem Vogel, damit ihn der Alte nicht ſähe. Dies that er alsbald, nachdem er gegeſſen und getrunken hatte; der Alte kam nach Hauſe und klagte, daß er ſich krank fühle, daß es nicht mehr mit ihm fortwolle — das mache, weil ſein Herzvogel gefangen war. Das hörte der Bräutigam unter dem Bette und dachte, der Alte hat dir zwar nichts Böſes gethan, aber er hat deine Brüder und ihre Bräute verzaubert, und deine Braut hat er für ſich behalten, das iſt des Böſen nicht zu wenig, und da kneipte er den Vogel, und da wimmerte der Alte: „Ach, es kneipt mich! Ach, der Tod kneipt mich, Kind — ich ſterbe!“ Und fiel vom Stuhl und war ohnmächtig, und ehe ſich's der Jüngling verſah, hatte er den Vogel todtgekneipt, und da war es aus mit dem Alten. Nun kroch er hervor, und die Braut nahm den weißen Stab, wie ihr der Alte gelehrt hatte, und ſchlug damit an die zwölf grauen Steine, ſiehe, da wurden ſie wieder die ſechs Brüder und die ſechs Schweſtern, das war eine Freude und ein Umarmen und Herzen und Küſſen, und der alte Mann war todt und blieb todt, konnt' ihn keine Meiſterwurz wieder lebendig machen, wenn ſie ihn auch hätten wieder lebendig haben wollen. Da zogen ſie alle mit einander fort, und hielten Hochzeit mit einander und lebten gut und glücklich mit einander lange Jahre.

Der Richter und der Teufel.

In einer Stadt ſaß ein Mann, der hatte alle Kiſten voll Geld und Gut, er ſelbſt aber war voll aller Laſter, ſo ſchlimm war er, daß es die Leute ſchier Wunders dünkte, daß ihn die Erde nicht verſchlang. Dieſer Mann war noch dazu ein Richter, das heißt, ein Richter, der aller Ungerechtigkeit voll war. An einem Markttage ritt er des Morgens aus, ſeinen ſchönen Weingarten zu ſehen, da trat der Teufel auf dem Heimweg ihn an, in reichen Kleidern und wie ein gar vornehmer Herr geſtaltet. Da der Richter nicht wußte, wer dieſer Fremdling war, und ſolches doch gern wiſſen mochte, ſo fragte er ihn nicht eben höflich, wer und von wannen er ſei? Der Teufel antwortete: „Euch iſt beſſer, wenn ihr's nicht wiſſet, wer und woher ich bin!“ — „Hoho!“ fuhr

der Richter heraus, „ſeid wer ihr wollt, ſo muß ich's wiſſen, oder ihr ſeid verloren, denn ich bin der Mann, der hier Gewalt hat, und wenn ich euch dies und das zu Leide thue, ſo iſt Niemand, der es mir wehren wird und kann. Ich nehm' euch Leib und Gut, wenn ihr mir nicht auf meine Frage Beſcheid gebt!" — „Steht es ſo ſchlimm," antwortete der Arge, „ſo muß ich euch wohl meinen Namen und mein Gekommen offenbaren; ich bin der Teufel."

„Hm!" brummte der Richter, „und was iſt hier deines Gewerbes, das will ich auch wiſſen?" — „Schau, Herr Richter," antwortete der Böſe, „mir iſt Macht gegeben, heute in dieſe Stadt zu gehen, und das zu nehmen, was mir in vollem Ernſt gegeben wird."

„Wohlan!" verſetzte der Richter, „thue alſo, aber laß mich deſſen Zeuge ſein, daß ich ſehe, was man dir geben wird!"

„Fordre das nicht, dabei zu ſein, wenn ich nehme, was mir beſchieden wird," widerrieth der Teufel dem Richter; dieſer aber hub an, den Fürſten der Hölle mit mächtigen Bannworten zu beſchwören, und ſprach: „Ich gebiete und befehle dir bei Gott und allen Gottes Geboten, bei Gottes Gewalt und Gottes Zorn, und bei allem, was dich und deine Genoſſen bindet, und bei dem ewigen Gerichte Gottes, daß du vor meinem Angeſicht, und anders nicht, nehmeſt was man dir ernſtlich geben wird."

Der Teufel erſchrak, daß er zitterte bei dieſen fürchterlichen Worten, und machte ein ganz verdrießlich Geſicht, ſprach auch: „Ei ſo wollte ich, daß ich das Leben nicht hätte! Du bindeſt mich mit einem ſo ſtarken Band, daß ich kaum jemals in größerer Klemme war. Ich gebe dir aber mein Wort als Fürſt der Hölle, das ich als ſolcher niemals breche, daß es dir nicht zum Frommen dient, wenn du auf deinen Sinn beſtehſt. Stehe ab davon!"

„Nein, ich ſtehe nicht ab davon!" rief der Richter. „Was mir auch darum geſchehe, das muß ich über mich ergehen laſſen; ich will jenes nun einmal ſehen! Und ſollt es mir an das Leben gehn!"

Nun gingen Beide, der Richter und der Teufel mit einander auf den Markt, wo gerade Markttag war, daher viel Volks verſammelt, und überall bot man dem Richter und ſeinem Begleiter, von dem Niemand wußte, wer er ſei, volle Becher und hieß ſie Beſcheid thun. Der Richter that das auch nach ſeiner Gewohnheit, und reichte auch dem Teufel eine Kanne, dieſer aber nahm den Trunk nicht an, weil er wohl wußte, daß es des Richters Ernſt nicht war.

Nun geſchah es von ungefähr, daß ein Weib ein Schwein daher trieb, welches nicht nach ihrem Willen ging, ſondern die Kreuz die Quere, da ſchrie

das zornige Weib im höchsten Aerger dem Schwein zu: „Ei so geh zum Teufel, daß dich der mit Haut und Haar hole!“

„Hörst du, Geselle?“ rief der Richter dem Teufel zu. „Jetzt greife hin und nimm das Schwein.“ Aber der Teufel antwortete: „Es ist leider der Frau nicht Ernst mit ihrem Wort. Sie würde ein ganzes Jahr lang trauern und sich grämen, nähme ich ihr Schwein. Nur was mir im Ernste gegeben wird, das darf ich nehmen.“

Aehnliches geschah bald hernach mit einem Weib und einem Kind. Das Letztere ging auch nicht so, wie die Frau es lenken wollte, so daß sie auch zu schreien begann: „Hole dich der Teufel, und drehe dir den Hals um!“ „Hörst du, Geselle?“ fragte da wieder der Richter. „Das Kind ist dein, hörst du nicht, daß man es dir ernstlich giebt?“

„O nein, es ist auch nicht ihr Ernst!“ antwortete der Teufel. „Sie würde bitterlich wehklagen, nähme ich sie beim Wort, und das Kind nicht fahren lassen.“

Jetzt sahen Beide ein Weib, das hatte viel mit einem Kinde zu schaffen, welches heftig schrie und sich sehr unartig gebehrdete, so daß die Frau voll Unwillens war und ausrief: „Willst du mir nicht folgen, so nehme dich der böse Feind, du Balg!“

„Nun? nimmst du auch nicht das Kind?“ fragte der Richter ganz verwundert, und der Teufel antwortete: „Ich habe deß keine Macht, das Kindlein zu nehmen. Dieses Weib nähme nicht zehn, nicht hundert und nicht tausend Pfund, und gönnte mir im Ernst das Kind; wie gern ich's auch nähme, darf ich doch nicht, denn es ist nicht des Weibes rechter Ernst.“

Nun kamen die Beiden recht mitten auf den Markt, wo das dichteste Volksgedränge war, da mußten sie ein wenig stille stehen, und konnten nicht durch das Gewimmel und Getümmel schreiten. Da wurde ein Weib des Richters ansichtig, das war arm und alt und krank und trug ein großes Ungemach; sie begann laut zu weinen und zu schreien, und ließ vor allem Volk folgende heftige Rede vernehmen: „Weh über dich, Richter! Weh über dich, daß du so reich bist und ich so arm bin; du hast mir ohne Schuld, göttliche und menschliche Barmherzigkeit verläugnend, mein einziges Kühlein genommen, das mich ernährte, von dem ich meinen ganzen Unterhalt hatte. Weh über dich, der du es mir genommen hast! Ich flehe und schreie zu Gott, daß er durch seinen Tod und bitteres Leiden, die er für die Menschheit und für uns arme Sünder trug, meine Bitte gewähre, und die ist, daß deinen Leib und deine Seele der Teufel zur Hölle führe!“ Auf diese Rede that der Richter

weder Sage noch Frage, aber der Teufel fuhr ihn höhniſch an und ſprach: „Siehſt du, Richter, das iſt Ernſt, und den ſollſt du gleich gewahr werden!“ Damit ſtreckte der Teufel ſeine Krallen aus, nahm den Richter beim Schopf, und fuhr mit ihm durch die Lüfte von dannen, wie der Geier mit einem Huhn. Alles Volk erſchrak und ſtaunte, und weiſe Männer ſprachen die Lehre aus:

Es iſt ein unweiſer Rath,
Der mit dem Teufel umgeht.

Wer gern mit ihm umfährt,
Dem wird ein böſer Lohn beſcheert.

Staar und Badewännlein.

Vor einem Wirthshaus im Walde hielt ein junger ſtattlicher Reitersmann, da trat eine feine Maid aus der Thüre, grüßte ihn züchtig, und fragte, was er begehre. Da heiſchte er einen Becher kühlen Weins, den brachte ihm die Jungfrau. Der Reitersmann trank aber nicht eher, bis die Maid mit ihren rothen Lippen von dem Weine genippt und den Trunk ihm kredenzt hatte. Während er nun trank, trat die Wirthin aus der Thüre, ein häßliches Weib von brauner Geſichtsfarbe und widrigem Anſehen. Die fragte der Reiters-

mann: „Holla, Frau Wirthin! Ihr habt fürwahr ein feines Töchterlein! Nicht alſo?“ — „Nein, Herr!“ antwortete die Wirthin, „dieſe Dirne da iſt nicht meine Tochter, ſie iſt nur meine angenommene Magd, hat nicht Aeltern und Heimath mehr. Habe ſie angenommen aus Barmherzigkeit.“

Der Reitersmann fühlte Liebe zu der ſchönen Maid, ſtieg ab vom Roß, begehrte ein Nachtquartier, und daß ihm die Magd ein Fußbad rüſte, weil er gern mit ihr reden wollte. Die Wirthin gebot der Magd in den Garten zu gehen, und Rosmarin, Thymian und Majoran für das Bad zu pflücken. Dies that ſie gern und freudig, ging und brach die Kräuter, da flog ein Staar auf ein Sträuchelein neben ihr und ſang und ſprach: O weh du Braut! Du ſollſt dem Junker die Füße zwagen in dem Badewännelein, darin du hierher getragen worden! Dein Vater iſt vor Herzeleid geſtorben, und deine Mutter hat ſich ſchier um dich zu Tode gegrämt!

O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht, wer dein Vater und Mutter ſind!

Da erſchrak die fromme Maid und grämte ſich, rüſtete das Bad unter Thränen in dem kleinen Wännelein, und trug's hinauf in die Stube, wo der junge Ritter ihrer harrte. Als der ſie weinen ſah, fragte er: „Warum weineſt du, Schönſte? Willſt du nicht lieber mit mir fröhlich ſein?“

„Wie kann ich mit euch fröhlich ſein?“ fragte ſie weinend zurück. „Ich weine über das, was mir der Staar ſang, da ich drunten im Garten die Kräuter pflückte in euer Bad. Der Staar, der ſang: O weh du Braut! Du ſollſt dem Junker die Füße zwagen in dem Badewännelein, darin du hergetragen biſt. Dein Vater iſt vor Herzeleid geſtorben, und deine Mutter hat ſich ſchier um dich zu Tode gegrämt!

O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht, wer dein Vater und Mutter ſind!

Da betrachtete der Herr das Badewännelein, und ſah daran das Wappen des Königs am Rhein, verwunderte ſich über alle Maaßen und rief: „Das iſt meines Vaters Wappenſchild! Wie kommt dies Wännelein in dies ſchlechte Wirthshaus?“

Da ſchlug ein Vogel draußen an das Fenſter, das war wieder der Staar, der ſang: In dem Badewännelein iſt ſie hergetragen!

O weh du Braut, du Findelkind!
Weißt nicht, wer dein Vater und Mutter ſind!

Jetzt ſah der junge Herr am Hals der Maid ein Muttermal, und rief freudig aus: „Grüß dich Gott, du Schönſte! Du biſt meine liebe Schweſter!

Dein Vater war der König am Rhein! Christine heißt deine Mutter! Konrad heiße ich, dein Zwillingsbruder bin ich. Darum empfand mein Herz nach dir, gleich als ich dich zum ersten sah, solch ein heftiges Verlangen!"

Da fielen sie einander um den Hals und weinten beide, knieeten nieder und dankten Gott, und sprachen liebreich mit einander die ganze Nacht. Wie nun der Morgen graute rief die Wirthin vor der Thür mit lauter Stimme und voll Hohn: „Steh auf, steh auf, du junge Braut und kehre deiner Frauen die Stube aus!" Da antwortete aber die Stimme Herrn Konrads: „Weder ist sie eine junge Braut, noch kehrt sie der Wirthin ihre Stube aus! Bringet uns nur selbst den Morgenwein!" Als die Wirthin mit dem Morgenwein hereingetreten war, fragte sie Herr Konrad: „Von wem und von wannen habt ihr diese edle Jungfrau? Sie ist eines Königs Tochter und meine Schwester!"

Die Wirthin ward weiß wie eine Wand und fiel zitternd auf ihre Kniee, brachte aber kein Wort hervor, deß es auch nicht bedurfte, denn der Staar war schon wieder am Fenster und verrieth der Wirthin böse That, indem er sang: In einem Lustgarten im grünen Gras, saß ein zartes Kind in einem Badewännelein, und wie die Wärterin nur einen Augenblick zur Seite gegangen war, da kam die böse Zigeunerin und trug das Kind sammt dem Wännelein von dannen!

Darüber wurde Herr Konrad so entrüstet, daß er das Schwert zuckte, und es der Wirthin durch die Ohren spießte, zu einem hinein, zum andern heraus. Dann küßte er züchtiglich seine allerschönste Schwester, nahm das Badewännelein, führte sie an ihrer schneeweißen Hand aus dem Hause, hob sie auf den Sattel und sie mußte das Badewännelein vor sich auf dem Schoos

tragen. Auf ihre Schulter setzte sich der Staar. So ritten sie vor das Königsschloß am Rhein, darin die Mutter, die Königin, herrschte, und als sie in das

Thor einritten, kam ihnen die Mutter gerade entgegen gegangen. Die fragte verwundert: „Ach, mein liebſter Sohn! Was für eine Dirne bringſt du da herein? Sie führt ja ein Badewännelein mit ſich, als ob ſie mit einem Kinde ginge!“

„O, meine liebſte Mutter!“ antwortete der junge Königsſohn, „ſie iſt drum keine Dirne, ſondern iſt eure Tochter Gertraud, die in dieſem Wännelein euch geraubt wurde!“ Und da ſtieg die Prinzeſſin aus dem Sattel, die Königin aber fiel vor Freuden in eine Ohnmacht, aus der ſie in den Armen ihrer Kinder wieder erwachte. Der Staar ſang: Heut ſind es gerade achtzehn Jahre, ſeit die Königstochter geraubt und in dem Wännelein über den Rhein getragen worden iſt! Das ſang der Staar, und auch noch dieß!

Der Zigeunerin thun die Ohren ſo weh,
Sie wird keine Kinder ſtehlen mehr!

Die Prinzeſſin aber ließ einen Goldſchmied berufen, der mußte ein goldnes Gitterlein vor das Badewännelein ſchmieden, da hinein that ſie den Staar und pflegte ſein, bis an ſein Ende.

Die beiden kugelrunden Müller.

Es war einmal ein Müller, der war ſchon an ſich ſehr ſtark und dick, wollte aber auch feſt ſein gegen Hieb und Stich, gegen Bolz und Pfeil, darum ſteckte er ſich in eine wunderliche Kleidung. Er ließ ſich zuvörderſt ein Wamms machen, das fütterte er mit Kalk und Sand, und ließ, um das zu verbinden, geſchmolznes Pech hineinfließen, hinten machte er ein Futter von mehreren Körben und vorn beblechte er es mit alten Reibeiſen und eiſernen Hafendeckeln, da wurde das Wamms ſchwerer als der ſchwerſte Bruſt- und Rückenharniſch, den jemals ein ſtreithafter Ritter trug.

Darüber zog dieſer Müller nun drei Hemden, und unter das Wamms legte er einen wirklichen Panzer an, über die Hemden auch einen Panzer, und

darüber zog er neun lodene Röcke, wie sie die Wollenweber im Schwabenlande noch heute fertigen. Wenn nun der Müller sich mit diesem stattlichen Kleiderbollwerk angethan, wobei er die Beine mit mehr als vier alten übereinander gezogenen Lederhosen verwahrt, so war er ein so stattliches kugelrundes Kerlchen, daß er eben so breit war, als hoch, wie eine rechte Kugel sein muß, und konnte schier nicht ohne Gezwang durch ein Stadtthor aus- und eingehen, konnte sich auch kaum rühren und regen, und mußte denn seine Freundschaft mit ihm gehen, ihn führen und geleiten. Da er nun alljährlich zu St. Oswalds Kirchtag ging und sich auch sehen lassen wollte vor den Leuten, so fuhr er einher auf einem Karren in seiner Rüstung und so gewappnet, wie Jedermänniglich noch nie gesehen hatte. Den Wagen zogen vier starke Ochsen, und hinterdrein gingen alle Bauern seines Orts mit ihren Weibern und Kindern, die steckten sich, wenn sich ein Feind zeigte, hinter ihres Müllers Karren, wie hinter eine Feste und Schirmhut. Er war gewaffnet mit zween Spießen und einer Armbrust, an seiner Seite hing ein Schwert einer Mannslänge lang, ein ‚Zweihander', und neben ihm lag noch ein Bogen nebst einem Pfeilköcher.

Wenn nun der kugelrunde Müller mit seinem Karren und seinen vier Ochsen an einen gewissen Berg kam, über welchen der Weg führte, so harreten seiner dort ein Paar Nessen mit Weib und Kindern, die halfen den Wagen in die Höhe hinauf schieben, während vorn noch sechs Ochsen als Vorspann zogen, und so brachten sie ihn denn endlich hinauf mit Ach und Krach und Vergießung vieler Schweißtropfen. Ging es nun auf der andern Seite des Berges wieder abwärts, so mußte eingehemmt werden so viel als nur möglich, daß es nicht mit dem Kugelrunden kopfüber kopfunter ging. Wenn seine Sippschaft ihn nun endlich am ‚Ziele hatte, so wurde er mit Leitern und Hebebäumen vom Wagen herabgeschrotet, wie ein großes volles Weinfaß, und dann schaarten sie sich um ihn her, und zumeist hinter ihm wie die Philister hinter ihrem Goliath.

Dabei war der runde Mehlsack von großer Stärke und Unerschrockenheit und es ging von ihm die Rede, daß er einst in einem Schimpfspiel, wo ein Kämpfer einen Apfel, der andre eine Birne an der Spitze seiner Klinge geführt, und sich ein großer Lärm erhob, dermaßen in den Haufen mitten hinein geschlagen, wie ein Hagelschauer in das Getreide, so daß er vielen Bauern viel Leids gebracht. Aber da war ihm ein Gegner entgegengetreten, stark und kräftig, der führte einen Hauptstreich nach dem Müller, daß seine Blechhaube gleich zu Boden fiel, und meinten Alle, die das sahen, der Kopf wäre mit vom Rumpfe geflogen; der kugelrunde Kämpe hatte aber, wie sein Gegner ausholte, seinen Kopf aus der Haube schnell heraus und unter die hohe

Halsberge gezogen, und jetzt that er einen Streich nach dem Gegner, der ihm so tief in den Hals schnitt, wie die Sense des Mähers in das Gras. Da fürchteten sich alle vor dem gewaltigen Mann, dem die Thaten, die man von Recken las, nur ein Spaß schienen.

Nun war aber ein andrer Müller in der Nachbarschaft, der war eben so stark und groß, eben so kugelrund und trug auch so ein wohlausgefüttertes und geblechtes Wamms, und keiner mochte den andern leiden, weil keiner dem andern nachstand. Und haßten und bekriegten einander schon zehn Jahre. Auf jedem Kirchweihtag, wo sie hinkamen, geriethen sie an einander, und fochten gegen einander mit Worten und Waffen; es konnte aber ihrer keiner dem andern etwas anhaben, und waren zwei gar sehr gefürchtete Kampfhelden. Der eine Müller hatte einen Sohn, der andre eine Tochter, welche beide einander so sehr liebten, als die Väter einander haßten, darüber wurde der Zwiespalt noch größer, bis endlich gute und einsichtsvolle Freunde sich ins Mittel schlugen und beiden Müllern riethen, gute Freunde zu werden und ihre Kinder mit einander zu verheirathen.

Wie das Gerücht vom Bündniß der beiden Müller ins Land erscholl, und daß sie sogar ihre Kinder mit einander verheirathen wollten, da erhob sich große Unruhe und Besorgniß, denn Jedermänniglich konnte sich nun an den Fingern abzählen, daß die beiden Kugelrunden sein würden wie zwei Mühlsteine, zwischen denen alles, was ihnen zu nahe käme, würde aufgerieben werden. Und wer jetzt dem einen Müller zu nahe trat, der hatte es gleich mit beiden zu thun, und konnte kein Fürst beide Wämmser überwinden, denn die Müller glichen runden Burgen, waren auch nicht auszuhungern durch eine Belagerung, denn sie hatten auch in ihren Wämmsern manche Metze gefaßt, von der sie zehren konnten lange Zeit. Da aber nun die beiden unüberwindlichen Helden also mannhaft waren, daß selbst der Kaiser große Mühe gehabt haben würde, sie zu überwältigen, so mußte man nur froh sein, daß sie ihre große Macht gegen die Feinde des Reiches kehrten, und begehrten gar keinen Sold und Lohn, sondern nur die Ehre fechten und streiten zu dürfen. Und war das nur ihre einzige Klage, daß so mancher Tag verging, an dem sie keines Gegners ansichtig wurden, weil ihr Ruf so weit und breit genannt war, daß sich Alles vor ihnen fürchtete.

Viele tapfre Thaten vollführten die beiden kugelrunden Müller, seit sie mit einander verbunden waren, und wenn man diese Thaten und die Abenteuer, welche durch sie bestanden wurden, niedergeschrieben hätte, so wäre das ein Buch geworden, zweimal so stark wie die Bibel und die Weltchronik. Auch

thaten ſie mehr Wunderthaten, als alle die Recken, von denen die alten Lieder und Geſchichten ſagen. Endlich ſchlugen ſie ihre Wohnung in einer Wüſte hinten an der Welt Ende auf, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

Die drei Federn.

Einem Mann wurde ein Söhnlein geboren, und da der Vater ausging, einen Pathen zu ſuchen, der das Kind aus der Taufe hebe, ſo fand er einen jungen wunderſchönen Knaben; gegen den ſein Herz gleich ganz voll Liebe wurde. Und als er ihm nun ſeine Bitte vortrug, war der ſchöne Knabe gern bereit mitzugehen, und das Kind zu heben, und hinterließ ein junges weißes Roß als Pathengeſchenk. Dieſer Knabe iſt aber Niemand anders geweſen, als Jeſus Chriſtus, unſer Herr.

Der junge Knabe, welcher in der Taufe den Namen Heinrich empfangen hatte, wuchs zu ſeines Vaters und ſeiner Mutter Freude, und wie er die Jünglingsjahre erreicht hatte, da hielt es ihn nicht mehr daheim, ſondern es zog ihn in die Ferne, nach Thaten und Abenteuern. Nahm daher Urlaub von ſeinen Aeltern, ſetzte ſich auf ſein geſatteltes Rößlein, das ihm der unbekannte Knabe zum Pathengeſchenk gegeben, obſchon er nicht wußte, wie viel dieſes Rößlein werth war, und ritt friſch und fröhlich darauf in die Welt hinein. Da ritt er eines Tages durch einen Wald, und ſiehe, da lag hart am Wege eine Feder aus dem Rad eines Pfauen, und die Sonne ſchien auf die Feder, daß ihre bunten Farben in ihrem Glanze prächtig leuchteten. Der junge Knabe hielt ſein Rößlein an, und wollte abſteigen, um die Feder aufzuheben, und ſie an ſeinen Hut zu ſtecken. Da that das Rößlein ſein Maul auf, und ſprach: „Ach laß die Feder auf dem Grunde liegen!“ Deß verwunderte ſich der junge Reiter, daß das Rößlein ſprechen konnte, und es kam ihm ein Schauer an; blieb im Sattel, ſtieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter. Nach einer Zeit geſchah es, daß der Knabe am Ufer eines Bächleins hinritt, ſiehe,

da lag eine bunte, viel ſchönere Feder auf dem grünen Gras, als jene war, die im Walde gelegen hatte, und des Knaben Herz verlangte nach ihr, ſeinen Hut damit zu ſchmücken; denn dergleichen Pracht von einer Feder hatte er all ſein Lebtag noch nicht geſehen. Aber wie er abſteigen wollte, ſprach das Rößlein abermals: „Ach laß die Feder auf dem Grunde!“ Und wieder verwunderte ſich der Knabe über alle Maaßen, daß das Rößlein ſprach, während es doch ſonſt nicht redete, folgte auch dieſesmal, blieb im Sattel, ſtieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter.

Nun währte es nur eine kleine Zeit, da kam der Knabe an einen hohen Berg, wollte da hinauf reiten, da lag an ſeinem Fuße im Wieſengrunde wieder eine Feder, das war nach ſeinem Vermeinen aber die allerſchönſte in der ganzen weiten Welt, und die mußte er haben. Sie glänzte und funkelte wie lauter blaue und grüne Edelgeſteine, oder wie die hellen Thautropfen in der Morgenſonne. Aber wiederum ſprach das Rößlein: „Ach laß die Feder auf dem Grunde!“ Dieſesmal vermochte der Jüngling dem Rößlein nicht zu gehorchen, und wollte ſeinen Rath nicht hören, denn es gelüſtete ihm allzuſehr nach dem lieblichen und ſtattlichen Schmuck. Er ſtieg ab, hob die Feder vom Grunde und ſteckte ſie auf ſeinen Hut. Da ſprach das Rößlein: „O weh, das thuſt du dir zum Schaden? Es wird dich wohl noch reuen!“ Weiter ſprach es nichts. Wie der Jüngling weiter ritt, ſo kam er an eine ſtattliche und wohlgebaute Stadt, da ſah er viel geſchmückte Bürgersleute, und es kam ihm ein feiner Zug entgegen mit Pfeifern, Paukern und Trompetern, und vielen wehenden Fahnen, und das war prächtig anzuſehen. Und in dem Zuge gingen Jungfrauen, die ſtreuten Blumen, und die vier ſchönſten trugen auf einem Kiſſen eine Königskrone. Und die Aelteſten der Stadt reichten die Krone dem Jüngling und ſprachen: „Heil dir, du uns von Gott geſandter edler Jüngling! Du ſollſt unſer König ſein! Gelobt ſei Gott der Herr in alle Ewigkeit!“ Und alles Volk ſchrie: „Heil unſerm König!“ Der Jüngling wußte nicht wie ihm geſchehen, als er auf ſeinem Haupt die Königskrone fühlte, kniete nieder und lobte Gott und den Heiland. Hätte er die erſte Feder aufgehoben, ſo wär er ein Graf geworden; die zweite: ein Herzog, und hätte er die dritte Feder nicht aufgehoben, ſo hätte er auf dem Bergesgipfel eine vierte gefunden, und das Rößlein hätte dann geſprochen: „Dieſe Feder nimm vom Grunde.“ Dann wär er ein mächtiger Kaiſer geworden über viele Reiche der Welt, und die Sonne wäre nicht untergegangen in ſeinen Landen. Doch war er auch ſo zufrieden, und ward ein gütiger, weiſer, gerechter und frommer König.

Hans im Glücke.

Es war einmal ein Bauernknabe, hieß Hans, ein ehrlich Blut, dünkte ſich nicht auf den Kopf gefallen, der diente treu und ehrlich einem großen, reichen Herrn eine Reihe von Jahren. Zuletzt aber bekam Hans das Heimweh, wollte gern bei ſeiner Mutter ſein und ſprach ſeinen Herrn um den verdienten Lohn an. Der gab Hanſen ein Stück Gold, das war ſo groß, wie Hanſens Kopf, und Hanſens Kopf gehörte nicht zu den dünnen und kleinſten. Der war zufrieden, packte den ſchweren Goldklumpen in ein Tüchlein, und machte ſich auf die Spazierhölzer. Das Gehen wurde ihm aber blutſauer, er ſchwitzte, daß er troff, denn der Goldklumpen war ſchrecklich ſchwer, er mochte ihn tragen wie er wollte, auf dem Kopf oder auf den Schultern.

Da trottelte ein Reiter leicht und wohlgemuth an Hans vorbei, ſaß auf einem ſpiegelglatten Pferd. „Ei!“ rief Hans, „reiten iſt eine ſchöne Kunſt, wer ſie kann und ein Pferd hat!“ Der Reiter hielt ſein Rößlein an, weil er

Hanſens Rede in ſeine Ohren hinein gehört hatte, und fragte ihn, womit er ſich denn da ſo mühſelig ſchleppe?

„Ach! es iſt Gold, pures ſchweres Gold! Der Menſch iſt ein geplagtes Thier!“ ſagte Hans, indem er den Klumpen ächzend zur Erde warf.

„Ei!“ ſprach der Reiter, „wenn du gern reiten willſt, ſo laß uns einen Tauſch machen. Giebſt mir deinen Laſtklumpen und nimmſt mein Pferd dafür!“ Das ließ ſich Hans nicht zweimal bieten, er rief fröhlich: „Topp! ſchlagt ein!“ und der Handel war geſchloſſen. Der Reiter nahm das Gold und machte, daß er damit Hanſen aus dem Geſicht kam, dachte, der Handel könnte jenen reuen. Hans aber kletterte auf den Gaul und ritt davon, daß es ſtäubte, aber nicht gar lange, da that das Pferd einen Satz, daß Hans, der nicht reiten konnte, herunterfiel, wie ein Nußſack. Konnte kaum ein Glied

regen. Ein Bauer, der mit einer Kuh des Weges zog, fing das ledige Pferd, und führt's dahin, wo Hans lag. Der weinte und rieb ſich die Knochen. „Nimmermehr reiten, thut nicht gut! Wer doch ſo ein ſanftes Kühchen hätte, wie ihr dort, guter Freund! Da könnte man tagtäglich Milch eſſen, und Butter und Käſe und wird nicht heruntergeworfen.“

„Ei,“ ſagte der pfiffige Bauer, „wenn euch die Kuh ſo wohlgefällt, ſo gefällt mir nun gerade auch euer muthiges Pferd, geb' euch die Kuh für das Pferd!“

„Das iſt ein guter Tauſch, den lob' ich mir,“ ſprach Hans, nahm die Kuh und trieb ſie vor ſich her, während der Bauer ſich auf das Roß ſetzte, und heidi, haſt du nicht geſehen, davon ritt.

Als Hans in ein Wirthshaus kam, verzehrte er ſeine letzten Paar Heller, denn er meinte nun, da er die Kuh habe, brauche er kein Geld, und marſchirte

weiter. Es war aber den Tag ſehr heiß und noch eine weite Strecke zum Dorfe, wo Hans her war und wo ſeine Mutter wohnte, und es durſtete Hanſen. Da ſchickte er ſich an, die Kuh zu melken, aber ſo ungeſchickt, daß keine Milch kam, und daß ihm zuletzt die Kuh einen Tritt gab, davon ihm Hören und Sehen verging, und er nicht wußte, ob er ein Bub oder ein Mädchen war. Da trieb juſt ein Metzger des Weges mit einem jungen Schwein, der fragte mitleidvoll den geſchlagenen Hans, was ihm fehle, und bot ihm einmal aus ſeiner Flaſche zu trinken. Hans erzählte ſein Abenteuer und der Metzger machte ihm bemerklich, daß von einer ſo alten Kuh keine Milch zu erwarten ſei, die müſſe man ſchlachten. „Hm!“ meinte Hans, „wird auch keinen ſonderlichen Braten geben, altes Kuhfleiſch! Ja, wer ſo ein nettes fettes Schweinchen hätte, das ſchmeckt, und giebt Fetzenwürſtel!“

„Guter Freund!“ ſagte der Metzger, „wenn euch das Schweinchen ſo gefällt, ſo laßt uns einen Tauſch treffen, gerade auf, ihr das Schwein, ich die Kuh! Iſt's recht?“ — „Iſt ſchon recht!“ ſagte Hans, von Herzen innerlich froh über ſein Glück. Zog heiter ſeine Straße und dachte: „Biſt doch ein rechtes Glückskind, Hans! Immer wird der Schade wieder erſetzt. O wie ſoll dieſer Schweinebraten ſchmecken!“

Bald kam ein Burſche deſſelben Wegs und holte den Hans ein, der trug eine fette, ſchwere, weiße Gans im Arm, grüßte Hans, und da ſie mit ein-

ander ins Geſpräch kamen, erzählte er ihm, daß die Gans zu einem Kindtaufsbraten beſtimmt ſei. Das müßte ein Braten werden, der ſeines Gleichen ſuche. Dabei ließ er die Gans den Hans wiegen und unter den Flügeln die Fettklumpen befühlen.

„Die Gans iſt gut, mein Schweinchen da iſt aber auch kein Hund!“ ſagte Hans. „Wo haſt du denn das Schwein her?“ fragte der Burſche, und Hans erzählte, daß er es vor kurzem erſt erhandelt. Da ſah ſich jener bedenklich um und ſprach: „Höre, ein Wort im Vertrauen! Da hinten im letzten Dorfe iſt dem Schulzen alleweil ein junges Schwein geſtohlen worden. Der Dieb hat's an dich verpaſcht, und wenn jetzt der Flurſchütz uns nachkommt (mich däucht, ich ſehe ſeinen Spieß ſchon dort über den Kornähren blinken), ſo faßt er dich für den Dieb, und du kommſt, ſtatt mit dem Schwein in die Küche deiner Mutter, in des Teufels Küche!“

„Ach du mein lieber Herr Gott! Was bin ich für ein Unglücksvogel!“ ſchrie Hans. „Hilf mir doch um Gottes willen, guter, liebſter Freund!“

„Weißt du was,“ ſprach der Burſche, „geſchwind gieb mir das Schwein und nimm du meine Gans! Ich weiß hier herum die Schleichwege, und ich will mich ſchon unſichtbar machen!“

Geſagt, gethan, Handel geſchloſſen, und in zwei Augenblicken waren Burſch und Schwein dem Hans aus den Augen. „Bin doch ein Glücksvogel!“ lachte Hans innerlich, und trug die Gans eine gute Strecke. Vom Flurſchütz oder ſonſt einem Nachſetzenden war nichts zu ſehen. Hans berechnete den guten Braten, das Fett, die Federn, die Freude ſeiner Mutter; und ſo kam er in das letzte Dorf vor dem ſeinigen. Da ſtand ein Scheerenſchleifer an ſeinem Karren, der ſah ganz fröhlich aus, ſchliff und pfiff, und pfiff und ſchliff, daß es nur ſo ſchnurrte, dann ſang er einen luſtigen Gaſſenhauer:

„Es kam ein junger Schleifer her,
Schliff die Meſſer und die Scheer!
Hat's gern gethan,
Thut's noch einmal,
Was geht's dich an?
Was haſt denn du daran?“

Hans blieb ganz verwundert ſtehen mit ſeiner Gans, und hatte ſeine Verwunderung über des Schleifers Luſtigkeit, dann bot er ihm guten Tag und fragte: „Euch geht's gewiß recht gut, daß ihr ſo luſtig und fröhlich ſeid? Wer's doch auch ſo hätte!“

„O ja, mein guter Kamerad," sprach der Scheerenschleifer, „bin alldieweil lustig, immer Geld in der Tasche, kannst's auch so haben mit deiner Gans. Woher hast du die Gans?"

„Hab' sie gekriegt für ein Schwein!" berichtete Hans. „Und das Schwein?" — „Für eine Kuh gekriegt!" — „Und die Kuh?" — „Für ein Pferd eingehandelt." — „Und das Pferd?" — „Einen Klumpen Gold hingegeben, so groß wie mein Kopf." — „O du Schlaukopf! Und woher das Gold?" — „Sieben Jahre gedient, Lohn bekommen!" — „Pfiffikus, dir fehlt nichts, als daß du ein Schleifer würdest, wie ich, dann klingt dir das Geld in allen Taschen. Dazu braucht es nur eines guten Hirnschleifsteins; hier hab' ich noch einen liegen, ist zwar schon etwas abgenutzt, geht aber doch mit (wenn du ihn trägst)! Den geb' ich dir für deine Gans. Willst du?"

„Ob ich will? Freilich!" rief Hans ganz erfreut. „Geld in allen Taschen ist eine schöne Profession."

Der lose Schleifer gab dem guten Hans einen alten Wetzstein und einen Kiesel, der am Wege lag und Hans zog fürbaß, ganz glücklich, daß sich Alles so schön getroffen, meinte, er müsse in einer Glückshaut geboren sein.

Aber die Sonne schien und brannte heiß, Hans hatte Hunger und Durst, war matt und müde, und die Steine waren schwer, fast so schwer, wie der Goldklumpen gewesen war, und er dachte: o wenn ich mich doch nicht mit diesen Schleifsteinen schleppen müßte. Da war ein Brünnlein am Wege, daraus wollte Hans seinen Durst löschen, bückte sich, und beim Bücken fielen die Steine in den Brunnen hinab. Wer war froher wie Hans im Glücke, daß er so mit einem Male ohne sein Zuthun die schweren Steine los geworden! Freudig sprang er auf, los und ledig aller Sorgen, aller Lasten, pries sich als den glücklichsten Menschen, und langte guten Muthes bei seiner Mutter an, — Hans im Glücke.

Die ſchöne junge Braut.

Es ging einmal ein hübſches Landmädchen in den Wald, um Futter für ihre Kuh zu holen; wie ſie nun in Gottes Namen graſete und an gar nichts Arges dachte, ſo kamen auf einmal vier Räuber, umringten ſie und führten ſie mit ſich fort, ohne Gnad' und Barmherzigkeit, ſie mochte ſchreien und zappeln, bitten und betteln ſo viel ſie wollte. Weit ab von des Mädchens Heimath in einem finſtern Walde hatten die Räuber ein Haus, worin ſie ſich aufhielten, wenigſtens blieben immer einige daheim, wenn die andern auf Raub auszogen. Dem Mädchen thaten aber die Räuber weiter nichts zu Leide, als daß ſie ſie eben aus ihrer Heimath fortführten, und ſie in dem Hauſe gleichſam gefangen hielten; ſie mußte den Haushalt beſorgen, kochen, backen und waſchen, ſonſt hatte ſie es gut, wurde aber immer ſcharf bewacht. Dabei hatten ihr die Räuber den Namen gegeben: Schöne junge Braut.

So war nun das Mädchen ſchon einige Jahre in der Räuberherberge, als es ſich einmal traf, daß ein Hauptraub ausgeführt werden ſollte, an dem, wenn er gelingen ſollte, die ganze helle Bande Theil nehmen mußte.

Da das Mädchen ſich an das Leben in der Räuberhöhle gewöhnt zu haben ſchien, auch noch keinen Verſuch zu entfliehen gemacht hatte, und auch ſchwer-

lich durch den wilden Wald die Wege finden würde — so dachte der Hauptmann — so blieb sie diesesmal allein und unbewacht im Waldhause zurück. Aber die Räuber waren kaum fort, so sann die schöne Braut darauf, wie sie unerkannt entfliehen könne. Sie machte geschwind eine Gestalt von Stroh, zog derselben ihre Kleider an, setzte ihr ihre Haube auf, sich selbst aber bestrich sie von Kopf bis zu den Füßen mit Honig, wälzte sich darauf über und über in Federn, so daß sie ganz unkennbar wurde, und aussah, wie ein seltsamer Vogel. Die Gestalt in ihren Kleidern lehnte sie an ein Fenster über der Hausthür, und ließ sie hinaussehen, doch mit verdecktem Gesicht, und dann eilte sie von dannen.

Mochte es aber nun sein, daß dem Hauptmann eine Ahnung von des Mädchens beabsichtigter Flucht kam, oder daß etwas vergessen worden war, genug, er sandte einige seiner Räuber nach dem Hause zurück, und gerade mußte es sich treffen, daß ihnen auf ihrem Wege das fiedrige Käuzlein aufstieß. Sie dachten aber es wäre einer ihrer Kumpane, der sich unkenntlich gemacht hätte, und riefen die Gestalt lachend und fragend an:

„Wohin, wohin, Herr Federsack?
Was macht die schöne junge Braut?“

Diese, die es selbst war, war zwar sehr erschrocken, doch faßte sie sich ein Herz und antwortete mit verstellter Stimme:

„Sie fegt und säubert unser Haus
Und schaut wohl auch zum Fenster heraus!“

Damit machte sie, daß sie den Räubern aus dem Gesichte kam, kam auch glücklich aus dem Walde, erreichte ein Dorf, kaufte sich Kleider, badete sich und erlangte glücklich und wohlbehalten, obschon nach langer Wanderung, ihre Heimath wieder, und da sie nicht gerade das Beste in der Räuberherberge zurückgelassen hatte, sondern für ihren Jahrlohn mitgehen heißen, so hatte sie auch wohl zu leben und heirathete einen wackern Burschen.

Jene Räuber, wie die nun des Hauses ansichtig wurden, sahen die Gestalt der schönen jungen Braut am Fenster und grüßten schon von weitem, indem sie riefen:

„Grüß Gott, o schöne junge Braut,
Die freundlich uns entgegen schaut.“

Da aber der Gruß unerwiedert blieb, so verwunderten sich die Räuber, und als sie näher kamen, vermeinten sie, die schöne junge Braut sei eingeschlafen. Vergebens riefen sie, sie ermunterte sich nicht; vergebens geboten sie ihr, zu öffnen, alle ihr Pochen und Schreien, Rufen und Schelten war

erfolglos, und wüthend traten ſie zuletzt die Thüre in Trümmern, ſtürmten die Treppe hinauf und faßten die Geſtalt der ſchönen jungen Braut hart an, da fiel ihnen die Strohpuppe in die Arme. Da riefen die Räuber:

„Fahr' wohl, du ſchöne junge Braut!
Ein Thor iſt, wer auf Weiber baut!“

Die ſieben Raben.

Wie in der Welt gar viele wunderliche Dinge geſchehen, ſo trug ſich's auch einmal zu, daß eine arme Frau ſieben Knäblein auf einmal gebar; und dieſe lebten alle und gediehen alle. Nach etlichen Jahren bekam ſie auch noch ein Töchterchen. Ihr Mann war gar fleißig und tüchtig in ſeiner Arbeit, deshalb ihn auch die Leute, welche Handarbeiter bedurften, gerne in Dienſt nahmen, wodurch er nicht nur ſeine zahlreiche Familie auf ehrliche Weiſe ernähren konnte, ſondern ſo viel erwarb, daß auch noch bei genauer Einrichtung ſeine brave Hausfrau einen Nothpfennig zurücklegen konnte. Doch dieſer treue Vater ſtarb in ſeinen beſten Jahren, und die arme Wittwe gerieth bald in Noth, denn ſie konnte nicht ſo viel erſchaffen, um ihre acht Kinder zu ernähren und zu kleiden. Dazu wurden die ſieben Knaben immer größer, und brauchten immer mehr, und wurden aber auch zur größten Betrübniß ihrer Mutter immer unartiger, ja ſie wurden ſogar wild und böſe. Die arme Frau vermochte kaum zu ertragen, was ſie alles bekümmerte und drückte. Sie wollte doch ihre Kinder gut und fromm erziehen, und ihre Strenge und Milde fruchtete nichts, der Knaben Herzen waren und blieben verſtockt. Darum ſprach ſie eines Tages, als ihre Geduld ganz zu Ende war: „O, ihr böſen Raben-Jungen, ich wollte, ihr wäret ſieben ſchwarze Raben und flöget fort, daß ich euch nimmer wieder ſähe.“ Und alsbald wurden die ſieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenſter hinaus und verſchwanden.

Nun lebte die Mutter mit ihrem einzigen Töchterlein recht ſtille und zufrieden, ſie verdienten ſich mehr noch als ſie brauchten. Und die Tochter wurde ein hübſches gutes und ſittſames Mädchen. Doch nach etlichen Jahren bekamen Beide, Mutter und Tochter, gar herzliche Sehnſucht nach den ſieben Brüdern, und ſprachen oft von ihnen und weinten: wenn doch die Brüder wieder kämen, und brave Burſche wären, wie könnten wir durch unſere Arbeit uns ſo gut

ſtehen und unter einander ſo viele Freude haben. Und weil die Sehnſucht nach ihren Brüdern im Herzen des Mägdleins immer heftiger wurde, ſprach ſie einſt zur Mutter: „Liebe Mutter, laß mich fortwandern und die Brüder aufſuchen, daß ich ſie umlenke von ihrem böſen Weſen, und ſie dir zuführe zur Ehre und Freude deines Alters.“ Die Mutter antwortete: „Du gute Tochter, ich kann und will dich nicht abhalten, die fromme That zu vollführen, wandre fort, und Gott geleite dich!“ Gab ihr darauf ein kleines goldnes Ringelein, das ſie ſchon als kleines Kind am Finger getragen, wie die Brüder in Raben verwandelt wurden.

Da machte ſich das Mädchen ſogleich auf und wanderte fort, gar weit, weit fort, und fand lange keine Spur von ihren Brüdern; aber einmal kam ſie an einen ſehr hohen Berg, auf deſſen Höhe ein kleines Häuschen ſtand, da hatte ſie ſich drunten niedergeſetzt um auszuruhen und blickte ſinnend immer hinauf nach dem Häuschen. Daſſelbe kam ihr bald vor wie ein Vogelneſt, denn es ſah grau aus, als ob es von Steinchen und Koth zuſammengefügt wäre, bald kam es ihr vor wie eine menſchliche Wohnung. Sie dachte: ob nicht da droben deine Brüder wohnen? Und als ſie endlich ſieben ſchwarze Raben aus dem Häuschen fliegen ſah, beſtätigte ſich ihre Vermuthung noch mehr. Sie machte ſich freudig auf, um den Berg zu erſteigen; doch der Weg, der hinauf führte, war mit ſo ſeltſamen, ſpiegelglatten Steinen gepflaſtert, daß ſie allemal, wenn ſie mit großer Mühe eine Strecke hinan war, ausglitt und wieder herunter fiel. Da wurde ſie betrübt, und wußte nicht, wie ſie nur hinauf kommen könnte. Da ſah ſie eine ſchöne weiße Gans, und dachte: wenn ich nur deine Flügel hätte, ſo wollte ich bald droben ſein. Dann dachte

ſie wieder: kann ich mir denn ihre Flügel nicht abſchneiden? Ei, dann wäre mir ja geholfen! Und ſie fing raſch die ſchöne Gans, ſchnitt ihr die Flügel ab, und auch die Beine, und nähte ſich dieſelben an. Und ſiehe, wie ſie das Fliegen probirte, ging es ſo ſchön, ſo leicht und gut, und wenn ſie müde war vom Fliegen, lief ſie ein wenig mit den Gänſefüßen, und glitt nicht einmal wieder aus. So kam ſie ſchnell und gut an das lang erſehnte Ziel. Droben ging ſie hinein in das Häuschen, doch war es ſehr klein; drinnen ſtanden ſieben winzig kleine Tiſchchen, ſieben Stühlchen, ſieben Bettchen, und in der Stube waren auch ſieben Fenſterchen, und in dem Ofen ſtanden ſieben Schüſſelchen, darauf lagen gebratene Vögelchen und geſottene Vogeleier. Die gute Schweſter war von der weiten Reiſe müde geworden, und freute ſich nun, einmal ordentlich ausruhen zu können; auch fühlte ſie Hunger. Da nahm ſie die ſieben Schüſſelchen aus dem Ofen, und aß von einem jeden ein wenig, und ſetzte ſich auf jedes Stühlchen ein wenig, und legte ſich in jedes Bettchen ein wenig und in dem letzten Bettchen ſchlief ſie ein, und blieb darinnen liegen, bis die ſieben Brüder zurückkamen. Dieſe flogen durch die ſieben Fenſter herein in die Stube, nahmen ihre Schüſſeln aus dem Ofen und wollten eſſen, merkten aber, daß ſchon davon gegeſſen war. Nun wollten ſie ſich ſchlafen legen, und fanden ihre Bettchen verrückt, und einer der Brüder that einen lauten Schrei, und ſprach: „O was liegt für ein Mägdlein in meinem Bett!“ Die andern Brüder liefen ſchnell herbei, und ſahen erſtaunt das ſchlafende Mädchen liegen. Da ſprach einer um den andern: „Wenn es

doch unſer Schweſterchen wäre!“ und wieder rief einer um den andern voll Freude: „Ja, das iſt unſer Schweſterchen, ja, das iſt es! Solche Haare

hatte es, und solch ein Mündlein hatte es, und solch ein Ringlein trug es damals an seinem größten Finger, wie es jetzt am kleinsten eins trägt!" Und sie jauchzten alle, und küßten das Schwesterchen alle; aber dieses schlief so fest, daß es lange nicht erwachte.

Endlich schlug das Mädchen die Aeuglein auf, und sah die sieben schwarzen Brüder um ihr Bett sitzen. Da sagte sie: „O, seid herzlich gegrüßt, meine lieben Brüder, Gott sei gedankt daß ich euch endlich gefunden habe; ich habe euretwegen eine lange, mühevolle Reise gemacht, um euch wieder aus eurer Verdammung zurückzuholen, wenn ihr nämlich einen bessern Sinn in euern Herzen gefaßt habt, daß ihr eure gute Mutter nie mehr ärgern wollet, daß ihr fleißig mit uns arbeitet, und die Ehre und Freude eurer alten Mutter werden wollet." Während dieser Rede hatten die Brüder bitterlich geweint, und sprachen nun: „Ja, herzige Schwester, wir wollen gut sein, und nie wieder die Mutter beleidigen, ach, als Raben haben wir ein elendiglisches Leben, und ehe wir uns dieses Häuschen erbaut, sind wir oft vor Hunger und Elend bald umgekommen. Dazu kam die Reue, die uns Tag und Nacht folterte: denn wir mußten die Leichname von den armen gerichteten Sündern fressen, und wurden dadurch stets an des Sünders schauerliches Ende erinnert."

Die Schwester weinte Freudenthränen, daß ihre Brüder sich bekehrt hatten, und so voll frommen Sinnes sprachen. „O!" rief sie aus, „nun ist alles gut, wenn ihr nach Hause kommt, und die Mutter vernimmt, daß ihr besser werden seid, wird sie euch herzlich verzeihen, und euch wieder zu Menschen machen."

Als nun die Brüder mit dem Schwesterchen heim reisen wollten, sprachen sie erst, indem sie ein hölzernes Kästchen öffneten: „Liebe Schwester, nimm hier diese schönen goldenen Ringe und blitzenden Steinchen, die wir draußen so nach und nach fanden, in dein Schürzchen und trage es mit nach Hause, denn dadurch können wir als Menschen reich werden. Als Raben trugen wir sie nur um des schönen Glanzes willen zusammen."

Das Schwesterchen that so wie die Brüder wollten, und hatte selbst Freude an dem schönen Schmuck. Auf der Heimreise trugen die Rabenbrüder einer um den andern das Schwesterchen auf ihren Flügeln, bis sie an die Wohnung ihrer Mutter kamen; da flogen sie zum Fenster hinein und baten ihre Mutter um Verzeihung und gelobten, fortan stets gute Kinder zu sein. Auch die Schwester half bitten und flehen, und die Mutter war voll Freude und Liebe und verzieh ihren sieben Söhnen. Da wurden sie wieder Menschen und gar schöne blühende Jünglinge, einer so groß und so anmuthvoll wie der

andre. Dankend herzten und küßten ſie die gute Mutter und die liebevolle Schweſter. Und bald darauf nahmen alle ſieben Brüder ſich junge ſittſame Frauen, bauten ſich ein großes ſchönes Haus, denn ſie hatten für ihre Kleinodien ſehr vieles Geld bekommen. Und des neuen Hauſes erſte Weihe war der Brüder ſiebenfache Hochzeit.

Dann nahm auch die Schweſter einen braven Mann, mußte aber auf der Brüder Flehen und Bitten bei ihnen wohnen bleiben.

So hatte die gute Mutter noch viel Freude an ihren Kindern, und wurde von denſelben bis in ihr ſpätes Alter liebevoll gepflegt und kindlich verehrt.

Die drei Hochzeitgäſte.

Es waren einmal in einem Dorfe drei Hofhunde, die hielten gute Nachbarſchaft miteinander, und da ſollte eine große Bauernhochzeit ſein; zu derſelbigen war Alt und Jung geladen, und wurde gekocht und gebacken, geſotten und gebraten, daß der Geruch durchs ganze Dorf zog. Die drei Hunde waren auch beiſammen und rochen den feinen Dunſt, und rathſchlagten, wie ſie auch hin zur Hochzeit gehen wollten und ſehen, ob nichts für ſie abfallen werde? Aber um unnützes Aufſehen zu vermeiden beſchloſſen ſie, nicht zugleich, alle drei auf einmal, hinzulaufen, ſondern einzeln, einer nach dem andern.

Der Erſte ging, machte ſich in das Schlachthaus, erſchnappte jählings ein großes Stück Fleiſch und wollte damit ſeiner Wege gehen, allein er wurde erwiſcht, und empfing eine fürchterliche Tracht Prügel, nachſtdem, daß man ihm das Stück Fleiſch aus den Zähnen riß.

So kam er hungrig und übelgeſchlagen zurück auf den Hof zu ſeinen Nachbargeſellen, die hungerten ſchon nach guter Nachricht, und fragten: „Nun, wie hat es dir ergangen und gefallen?“ Nun ſchämte ſich aber der Hund, die Wahrheit zu geſtehen, daß ſein Hochzeitmahl in einer ſcharfgeſalzenen Prügelſuppe beſtanden, ſprach deshalb: „Ganz wohl! Aber es geht dort ſcharf her, und muß Einer hart und weich vertragen können!“

Die Kameraden, als ſie das hörten, vermeinten, es werde über alle Maaßen gegeſſen und getrunken auf der Hochzeit, und es fallen viele gute Bröcklein ab, harte und weiche, Fleiſch und Bein, und alsbald rannte der zweite Hund in vollen Sprüngen nach dem Hochzeithaus, gerade in die Küche, und nahm was er fand, — aber ehe er noch den Rückweg fand, war er ſchon

bemerkt, und ward ihm ein Topf voll siedend heißes Wasser über den Rücken gegossen, daß es nur so dampfte, als er von dannen schoß, wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt; doch ob's ihn auch schrecklich brannte, er verbiß seinen Schmerz. Als er nun auf den Hof kam, wo die beiden Kameraden seiner harrten, fragten die gleich: „Nun, wie hat es dir gefallen?" — „Ganz wohl!" antwortete der Hund, „aber es geht dort heiß her, und muß Einer kalt und warm vertragen können!"

Da dachte der dritte Hund: die Hochzeitgäste sind beim Schmaus in voller Arbeit, und kalte und warme Speisen wechseln ab, wollte daher nichts versäumen, und wenigstens zum Nachtisch da sein, wenn der mürbe Kuchen aufgetragen wird. Eilte sich was er konnte. Kaum aber war er im Hause, so erwischte ihn Einer, klemmte ihm den Schwanz zwischen die Stubenthür, gerbte ihm das Fell windelweich, und klemmte so lange, bis die Haut vom Schwanze sich abstreifte und der Hund verschändet entsprang.

„Nun, wie hat es dir auf der Hochzeit gefallen?" fragten die Freunde, jeder mit etwas Spott im Herzen. Der Uebelzugerichtete zog seinen geschundenen Schwanz, so gut es gehen wollte, zwischen die Beine, daß man diesen nicht sah, und sprach: „Ganz wohl, es ging recht toll her, und gab viel Mürbes, aber Haare lassen muß Einer können."

Und da dachten die drei Hunde noch lange daran, wie wohl ihnen die Hochzeitsuppe, die Hochzeitbrühe und der Hochzeitkuchen geschmeckt hatte, und vom Braten hat Jeder genug gerochen.

Das Thränenkrüglein.

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen, und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine große Krankheit, die wüthete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tod erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es starb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte, weinte wieder drei Tage lang und drei Nächte lang ohne Aufhören, und rief nach ihrem Kinde. Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß, an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, thränenmüde und schmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leise die Thüre auf, und die Mutter schrak zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind. Das war ein seliges Engelein geworden und lächelte süß wie die Unschuld und schön wie in Verklärung. Es trug aber in seinen Händchen ein Krüglein, das war schier übervoll. Und das Kind sprach: „O lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe, in diesem Krüglein sind deine Thränen, die du um mich vergossen hast; der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch *eine* Thräne um mich weinest, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe

haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind, denn dein Kind iſt wohlaufgehoben, iſt glücklich, und Engel ſind ſeine Geſpielen." Damit verſchwand das todte Kind und die Mutter weinte hinfort keine Thräne mehr, um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu ſtören.

Vom Hühnchen und Hähnchen.

Es war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die gingen miteinander auf den Nußberg und ſuchten ſich Nüßchen. Das Hähnchen ſprach zum Hühnchen: „Wenn du ein Nüßchen findeſt, iß es ja nicht allein, gieb mir die Hälfte davon, ſonſt erwürgſt du." Aber das Hühnchen hatte ein Nüßchen gefunden und es allein gegeſſen, und der Kern war in ſeinem Hälschen ſtecken geblieben, daß es im Erwürgen war und ängſtlich rief: „Hähnchen, Hähnchen, hol' mir geſchwind ein wenig Brunnen, ich erwürge ſonſt!" Da lief das Hähnchen flugs zum Brunnen und ſprach: „Brunn', Brunn', gieb mir Brunn', daß ich den Brunn' meinem Hühnchen geb', es liegt oben auf dem Nußberg und will erſticken." Und der Brunnen ſprach: „Erſt geh hin zur Braut und hole mir den Kranz!" Da lief das Hähnchen hin zur Braut und ſprach: „Braut, Braut, gieb mir den Kranz, daß ich den Kranz dem Brunnen geb', daß mir der Brunnen Brunnen giebt, daß ich den Brunnen meinem Hühnchen geb', es liegt oben auf dem Nußberge und will erwürgen." Aber die Braut ſprach: „Erſt geh hin zum Schuſter und hole mir meine Schuhe." Und wie das Hähnchen zum Schuſter kam, ſprach dieſer: „Erſt geh hin zur Sau und hole mir Schmeer." Und die Sau ſprach: „Erſt geh hin zur Kuh und hole mir Milch." Und die Kuh ſprach: „Erſt geh hin zur Wieſe und hole mir Gras!" — Wie nun das Hähnchen zur Wieſe kam, und ſie um Gras bat, war dieſe gütig, und gab ihm viele Blumen und Gras, dieſes gab geſchwinde das Hähnchen der Kuh und erhielt Milch dafür, und für die Milch that auch das Schwein von ſeinem Fette her, und damit ſchmierte der Schuſter ſein Leder und machte flugs die Schuhe der Braut, und gegen die Schuhe that freundlich die Braut den Kranz her, und das Hähnchen reichte denſelben dem Brunnen, und dieſer ſprudelte ſogleich ſein klares Waſſer heraus und in das Gefäßchen, welches das Hähnchen unterhielt. Im ſchnellen Lauf kehrte

nun das Hähnchen zurück zum Nußberg; aber wie es zum Hühnchen kam, war daſſelbe unterdeſſen erwürgt. Da kikirikite das Hähnchen vor Schmerz hell auf, das hörten alle Thiere in der Nachbarſchaft, die liefen herbei und weinten um das Hühnchen. Und da bauten ſechs Mäuſelein einen Trauerwagen, darauf legten ſie das todte Hühnchen und ſpannten ſich davor und zogen den Wagen fort. Wie ſie nun, das Hähnchen, das todte Hühnchen, die Mäuslein und der Trauerwagen, ſo auf dem Wege waren, da kam der Fuchs hinterdrein und fragte: „Wo willſt du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben!“ — „Das will ich thun, du Narr!“ rief der Fuchs, fraß das Hühnchen, weil es noch nicht lange todt war, und begrub's in ſeinem Magen. Da trauerte das Hähnchen und rief: „So wünſch ich mir den Tod, um bei meinem Hühnchen zu ſein.“ — „So ſoll es ſein!“ ſprach der Fuchs, und fraß das Hähnchen, daß es zu ſeinem Hühnchen kam. Da weinten die Mäuſelein um das Hähnchen, und da dachte der Fuchs, ſie wollten auch todt ſein, und ſchlang ſie hinter. Weil aber die Mäuſelein an den Wagen geſpannt waren, ſo ſchlang er auch den Wagen mit hinunter, und da ſtieß ihm die Deichſel das Herz ab, daß er Länge lang hinfiel und alle Viere von ſich ſtreckte. Da flog ein Vöglein auf einen Lindenzweig und ſang: „Fuchs iſt mauſetodt! Fuchs iſt mauſetodt!“

Die Kornähren.

Es war einmal eine Zeit, aber das ist schon undenklich lange her, da trugen alle Kornhalme, und auch die von anderem Getreide, volle goldgelbe Aehren herab bis auf den Boden; da gab es keine Armuth und keine Hungersnoth, niemals, und das war die goldene Zeit. Da konnten sich alle Menschen mit Wonne sättigen, und auch die Vögel, die gerne Körner fressen, Hühner und Tauben und andere Vögel, fanden Futter vollauf.

Aber da waren unter den Menschen welche, die waren undankbar und gottvergessen, und achteten die schöne werthe Gottesgabe, das liebe Getreide, für gar nichts. Da gab es Frauen, die nahmen, wenn ihre kleinen Kinder sich verunreinigt hatten, die vollen Aehrenbüschel und reinigten damit ihre Kinder, und warfen die Aehren auf den Mist; und die Mägde scheuerten mit den vollen Aehren, und die Buben und kleine Mädchen jagten sich durch das liebe Korn, spielten Verstecken darin, wälzten sich darauf herum und zertraten es. Das jammerte den lieben Gott, der das Getreide den Menschen zur Nahrung gegeben hatte, und dem Vieh zum Futter, und nicht zum Verurzen*) und dachte bei sich, wir wollen es anders machen und die goldne Zeit soll ein Ende haben.

*) Muthwillig verderben.

Und da ſchuf der liebe Gott, daß hinfort jeder Halm nur eine einzige Aehre trug, einmal für die Menſchen, damit ſie das liebe Getreide beſſer ſchonen lernten, und einmal für die unſchuldigen Thiere, damit ſie doch noch ihr Futter haben ſollten, wenn auch die Menſchen nicht einmal die eine Aehre werth wären.

Von da an iſt Hunger und Theurung und Armuth in die Welt gekommen. Nur zuweilen und ſelten läßt der liebe Gott da oder dort einen Wunderhalm mit vielen, vielen Aehren emporſchießen, und zeigt ſo dem Menſchen, wie es einſt beſchaffen war um das Getreide, und was Er kann. Und es geht eine alte Prophezeihung unter dem Volke, daß einmal nach langen Jahren, wenn das Engelwort ſich erfüllt haben wird: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und unter allen Menſchen Wohlwollen, Segnung und Liebe, daß dann der Boden auch wieder von Gott erweckt werden ſolle, ſolche Halme zu tragen, die bis zur Wurzel voll Aehren ſind. Unſer Keiner aber wird das erleben.

Der Haſe und der Fuchs.

Ein Haſe und ein Fuchs reiſten beide mit einander. Es war Winterszeit, grünte kein Kraut, und auf dem Felde kroch weder Maus noch Laus. „Das iſt ein hungriges Wetter," ſprach der Fuchs zum Haſen, „mir ſchnurren alle Gedärme zuſammen." — „Ja wohl," antwortete der Haſe. „Es iſt überall Dürrhof, und ich möchte meine eignen Löffel freſſen, wenn ich damit ins Maul langen könnte."

So hungrig trabten ſie mit einander fort. Da ſahen ſie von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Handkorb, und aus dem Korb kam

dem Fuchs und dem Hasen ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von frischen Semmeln. „Weißt du was!“ sprach der Fuchs: „Lege dich hin der Länge lang, und stelle dich todt. Das Mädchen wird seinen Korb hinstellen, und dich aufheben wollen, um deinen armen Balg zu gewinnen, denn Hasenbälge geben Handschuhe; derweilen erwische ich den Semmelkorb, uns zum Troste.“

Der Hase that nach des Fuchsen Rath, fiel hin und stellte sich todt, und der Fuchs duckte sich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, sah den frischen Hasen, der alle Viere von sich streckte, stellte richtig den Korb hin und bückte sich nach dem Hasen. Jetzt wischte der Fuchs hervor, erschnappte den Korb und strich damit querfeldein, gleich war der Hase lebendig und folgte eilend seinem Begleiter. Dieser aber stand gar nicht still und machte keine Miene, die Semmeln zu theilen, sondern ließ merken, daß er sie allein fressen wollte. Das vermerkte der Hase sehr übel. Als sie nun in die Nähe eines kleinen Weihers kamen, sprach der Hase zum Fuchs: „Wie wäre es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fische verschafften? Wir haben dann Fische und Weißbrod, wie die großen Herren! Hänge deinen Schwanz ein wenig ins Wasser, so werden die Fische, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, sich daran hängen. Eile aber, ehe der Weiher zufriert.“

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging hin an den Weiher, der eben zufrieren wollte, und hing seinen Schwanz hinein, und eine kleine Weile, so war der Schwanz des Fuchses fest angefroren. Da nahm der Hase den Semmelkorb, fraß die Semmeln vor des Fuchses Augen ganz gemächlich, eine nach der andern, und sagte zum Fuchs: „Warte nur, bis es aufthaut, warte nur bis ins Frühjahr, warte nur bis es aufthaut!“ und lief davon, und der Fuchs bellte ihm nach, wie ein böser Hund an der Kette.

Der beherzte Flötenspieler.

Es war einmal ein lustiger Musikant, der die Flöte meisterhaft spielte; er reiste daher in der Welt herum, spielte auf seiner Flöte in Dörfern und in Städten und erwarb sich dadurch seinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pachtershof und übernachtete da, weil er das nächste Dorf vor einbrechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von dem Pachter freundlich aufgenommen, mußte mit ihm speisen und nach geendigter Mahlzeit einige Stücklein auf seiner Flöte vorspielen. Als dieses der Musikant gethan hatte, schaute er zum Fenster hinaus und gewahrte in kurzer Entfernung bei dem Scheine des Mondes eine alte Burg, die theilweise in Trümmern zu liegen schien. „Was ist das für ein altes Schloß?“ fragte er den Pachter, „und wem hat es gehört?“ Der Pachter erzählte, daß vor vielen, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der sehr reich, aber auch sehr geizig gewesen wäre. Er hätte seine Unterthanen sehr geplagt, keinem armen Men-

ſchen ein Almoſen gegeben und ſei endlich ohne Erben (weil er aus Geiz ſich nicht einmal verheirathet habe) geſtorben. Darauf hätten ſeine nächſten Anverwandten die Erbſchaft in Beſitz nehmen wollen, hätten aber nicht das geringſte Geld gefunden. Man behaupte daher, er müſſe den Schatz vergraben haben und dieſer möge heute noch in dem alten Schloß verborgen liegen. Schon viele Menſchen wären des Schatzes wegen in die alte Burg gegangen, aber keiner wäre wieder zum Vorſchein gekommen. Daher habe die Obrigkeit den Eintritt in dies alte Schloß unterſagt und alle Menſchen im ganzen Lande ernſtlich davor gewarnt. — Der Muſikant hatte aufmerkſam zugehört und als der Pachter ſeinen Bericht geendigt hatte, äußerte er, daß er großes Verlangen habe, auch einmal hinein zu gehen, denn er ſei beherzt und kenne keine Furcht. Der Pachter bat ihn aufs dringendſte und endlich ſchier fußfällig, doch ja ſein junges Leben zu ſchonen und nicht in das Schloß zu gehen. Aber es half kein Bitten und Flehen, der Muſikant war unerſchütterlich.

Zwei Knechte des Pachters mußten ein Paar Laternen anzünden und den beherzten Muſikanten bis an das alte ſchaurige Schloß begleiten. Dann ſchickte er ſie mit einer Laterne wieder zurück, er aber nahm die zweite in die Hand und ſtieg muthig eine hohe Treppe hinan. Als er dieſe erſtiegen hatte, kam er in einen großen Saal, um den ringsherum Thüren waren. Er öffnete die erſte und ging hinein, ſetzte ſich an einen darin befindlichen altväteriſchen Tiſch, ſtellte ſein Licht darauf und ſpielte die Flöte. Der Pachter aber konnte die ganze Nacht vor lauter Sorgen nicht ſchlafen und ſah öfters zum Fenſter hinaus. Er freute ſich jedesmal unausſprechlich, wenn er drüben den Gaſt noch muſiziren hörte. Doch als ſeine Wanduhr elf ſchlug und das Flötenſpiel verſtummte, erſchrak er heftig und glaubte nun nicht anders, als der Geiſt oder der Teufel, oder wer ſonſt in dieſem Schloſſe hauſte, habe dem ſchönen Burſchen nun ganz gewiß den Hals umgedreht. Doch der Muſikant hatte ohne Furcht ſein Flötenſpiel abgewartet und gepflegt; als aber ſich endlich Hunger bei ihm regte, weil er nicht viel bei dem Pachter gegeſſen hatte, ſo ging er in dem Zimmer auf und nieder und ſah ſich um. Da erblickte er einen Topf voll ungekochter Linſen ſtehen, auf einem andern Tiſche ſtand ein Gefäß voll Waſſer, eines voll Salz und eine Flaſche Wein. Er goß geſchwind Waſſer über die Linſen, that Salz daran, machte Feuer in dem Ofen an, weil auch ſchon Holz dabei lag, und kochte ſich eine Linſenſuppe. Während die Linſen kochten, trank er die Flaſche Wein leer und dann ſpielte er wieder Flöte. Als die Linſen gekocht waren, rückte er ſie vom Feuer, ſchüttete ſie in die auf dem Tiſche ſchon bereit ſtehende Schüſſel und aß friſch darauf los. Jetzt ſah er nach

seiner Uhr und es war um die zwölfte Stunde. Da ging plötzlich die Thüre auf, zwei lange schwarze Männer traten herein und trugen eine Todtenbahre auf der ein Sarg stand. Diesen stellten sie, ohne ein Wort zu sagen, vor den Musikanten, der sich keineswegs im Essen stören ließ, und gingen eben so lautlos, wie sie gekommen waren, wieder zur Thüre hinaus. Als sie sich nun entfernt hatten, stand der Musikant hastig auf und öffnete den Sarg. Ein altes Männchen, klein und verhutzelt, mit grauen Haaren und grauem Barte lag darinnen; aber der Bursche fürchtete sich nicht, nahm es heraus, setzte es an den Ofen und kaum schien es erwärmt zu sein, als sich schon Leben in ihm regte. Er gab ihm hierauf Linsen zu essen und war ganz mit dem Männchen beschäftigt, ja fütterte es wie eine Mutter ihr Kind. Da wurde das Männchen ganz lebhaft und sprach zu ihm: „Folge mir!" Das Männchen ging voraus, der Bursche aber nahm seine Laterne und folgte ihm sonder Zagen. Es führte ihn nun eine hohe verfallene Treppe hinab und so gelangten endlich beide in ein tiefes schauerliches Gewölbe.

Hier lag ein großer Haufen Geld. Da gebot das Männchen dem Burschen: „Diesen Haufen theile mir in zwei ganz gleiche Theile, aber daß nichts übrig bleibt, sonst bringe ich dich ums Leben!" Der Bursche lächelte blos, fing sogleich an zu zählen auf zwei große Tische herüber und hinüber und brachte so das Geld in kurzer Zeit in zwei gleiche Theile, doch zuletzt — war noch ein Kreuzer übrig. Der Musikant aber besann sich kurz, nahm sein Taschenmesser heraus, setzte es auf den Kreuzer mit der Schneide und schlug ihn mit einem dabei liegenden Hammer entzwei. Als er nun die eine Hälfte auf diesen, die andere auf jenen Haufen warf, wurde das Männchen ganz heiter und sprach: „Du himmlischer Mann, du hast mich erlöst! Schon hundert Jahre muß ich meinen Schatz bewachen, den ich aus Geiz zusammengescharrt habe, bis es einem gelingen würde, das Geld in zwei gleiche Theile zu theilen. Noch nie ist es einem gelungen und ich habe sie alle erwürgen müssen. Der eine Haufe Geld ist nun dein, den andern aber theile unter die Armen. Göttlicher Mensch, du hast mich erlöst!" Darauf verschwand das Männchen. Der Bursche aber stieg die Treppe hinan und spielte in seinem vorigen Zimmer lustige Stücklein auf seiner Flöte.

Da freute sich der Pachter, daß er ihn wieder spielen hörte und mit dem frühesten Morgen ging er auf das Schloß (denn am Tage durfte Jedermann hinein) und empfing den Burschen voller Freude. Dieser erzählte ihm die Geschichte, dann ging er hinunter zu seinem Schatz, that wie ihm das Männchen befohlen hatte und vertheilte die eine Hälfte unter die Armen. Das alte

Schloß aber ließ er niederreißen und bald ſtand an der vorigen Stelle ein neues, wo nun der Muſikant als reicher Mann wohnte.

Der Haſenhüter und die Königstochter.

Es hatte ein reicher König eine ſehr ſchöne Tochter; als dieſe ſich verheirathen wollte, mußten ſich alle Freier, die ſich eingefunden hatten, auf einer großen grünen Wieſe verſammeln, da warf ſie nun einen goldenen Apfel mehrmal in die Luft und wer ihn auffing und ſich unterſtand, drei Bund oder drei Aufgaben, die ſie ſelbſt aufgab, zu löſen, der ſollte ſie dann zur Gemahlin haben. Da hatten nun viele den Apfel aufgefangen, zuletzt auch ein ſchöner muntrer Schäfersburſch, aber von allen war keiner im Stande, die drei Aufgaben zu löſen. Da kam nun die Reihe an den Schäfersburſchen, als an den letzten und geringſten unter den Freiern. Die erſte Aufgabe war die: Der König hatte in einem Stalle hundert Haſen, wer die auf die Weide trieb, hütete und am Abend alle wieder zurückbrachte, der hatte die erſte Aufgabe erledigt. Als das der Schäfersburſche vernahm, ſprach er, er wollte ſich erſt noch einen Tag darüber beſinnen, am andern Tage aber ganz gewiß beſtimmen, ob er ſich getraue, die Sache zu unternehmen oder nicht. Nun lief aber der Schäfersburſche auf den Bergen umher und war traurig, denn er ſcheute ſich vor den gewagten Unternehmen. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen und fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit; er aber ſagte: „Ach, mir kann Niemand helfen.“ Da ſprach das graue Mütterchen: „Urtheile nicht ſo vorlaut; ſage dein Anliegen, vielleicht kann ich dir helfen.“ Und da erzählte er denn die Aufgabe. Da gab ihm das Mütterchen ein Pfeifchen und ſagte: „Hebe es wohl auf, es

wird dir nützen!“ und ehe noch der Bursche sich bedankt hatte, war das Mütterchen verschwunden. Nun ging er fröhlich hin zum König und sprach: „Ich will die Hasen hüten!“ Und da wurden sie aus dem Stalle herausgelassen. Als aber der letzte heraus war, sah man den ersten schon nicht mehr, der war schon über alle Berge. Der Bursche aber ging hinaus aufs Feld und setzte sich auf einen grünen Hügel und dachte: Was fang ich an? Da fiel ihm sein Pfeifchen ein; er that es schnell heraus und pfiff, da kamen die hundert Hasen alle wieder gesprungen und weideten lustig um ihn herum an dem grünen Hügel.

Dem König und der schönen Prinzessin aber war gar nichts daran gelegen, daß der Schäfer die Aufgabe löse und die Prinzessin sich gewinne, weil er ein so geringer Schlucker war und nicht hochgeboren, und sie sannen auf Listen, wie sie machen wollten, daß der Hasenhüter seine Heerde nicht vollzählich heim bringe.

Da kam die Königstochter daher gegangen und hatte sich verkleidet und ihr Gesicht verändert, daß er sie nicht kennen sollte, aber er kannte sie doch. Als sie nun die Hasen noch alle erblickte, fragte sie: „Kann man hier nicht einen von den Hasen kaufen?“ Da sagte der Bursche: „Zu verkaufen giebt's keinen, aber abzuverdienen!“ Da fragte sie weiter: „Wie ist das zu verstehen?“ Da sprach der Bursche: „Wenn ihr euch mir zum Liebchen gebet und eine süße Schäferstunde mit mir haltet!“ Sie wollte aber nicht. Da sie aber doch gern

einen Hasen wollte und er keinen anders hergab, so bequemte sie sich endlich doch dazu. Da er sie nun genugsam gherzt und geküßt hatte, fing er ihr einen Hasen und steckte ihn in ihr Handkörbchen, und sie ging fort. Als sie nun

wohl eine Viertelstunde weit von ihm weg war, pfiff er auf seinem Pfeifchen, und geschwind drückte der Hase den Deckel des Körbchens auf, sprang heraus und kam wieder gesprungen.

Nicht lange währte es, da kam der alte König und hatte sich auch vermummt, aber der Bursche kannte ihn doch. Der König kam auf einem Esel geritten und hatte hüben und drüben einen Korb hängen. Der König fragte: „Wird kein Hase verkauft?“ — „Nein, verkauft nicht, aber abverdient kann einer werden!“ antwortete ihm dreist der Bursche. „Wie ist das zu verstehen?“ fragte der König. „Wenn ihr den Esel hier unter den Schwanz küßt,“ begann der Bursche, „sollt ihr einen haben!“ Das wollte der König aber nicht thun; und er bot ihm schweres Geld, wenn er einen verkaufen wollte; der Bursche aber that es nicht. Da nun der König sah, daß er keinen Hasen zu kaufen kriegte, bequemte er sich endlich dazu und gab dem Esel einen tüchtigen Schmatz

unter den Schwanz, dann wurde ein Hase gefangen, in den einen Korb am Esel gesteckt und der König zog fort. Er war aber noch nicht weit, da pfiff der Bursche, und der Hase hüpfte aus dem Korbe heraus und kam wieder. Darauf kam der König nach Hause und sagte: „Es ist ein loser Bursche, ich konnte keinen Hasen bekommen!" Was er gethan hatte, sagte er nicht. „Ja!" erwiederte die Prinzessin, „so ging mir es auch!" Was sie aber getrieben hatte, gestand sie auch nicht. Als es Abend war, kam der Bursche mit seinen Hasen und zählte dem Könige sie vor, alle hundert zum Stall hinein.

Nun begann der König: „Die erste Aufgabe ist gelöst und nun geht es an die zweite! Merk auf! Hundert Maaß Erbsen und hundert Maaß Linsen liegen auf meinem Boden, diese habe ich unter einander schütten und wohl durchmengen lassen, wenn du diese in einer Nacht ohne Licht auseinander sonderst, dann hast du die zweite Aufgabe vollbracht." Der Bursche sprach: „Ich kann es!" Und da wurde er auf den Boden gesperrt und es wurde die Thüre fest verschlossen. Da nun alles im Schlosse ruhig war, pfiff er auf seinem Pfeifchen; da kamen gekrochen viele tausend Ameisen und wimmelten und kribbelten so lange, bis die Erbsen wieder auf einem besondern Haufen waren und die Linsen auch. Als nun früh der König nachsah, war die Aufgabe gelöst, die Ameisen aber sah er nicht, die waren wieder fort. Der König wunderte sich und wußte nicht, wie es der Bursche machte. Darauf sprach er: „Ich will dir nun auch die dritte Aufgabe sagen. Wenn du in künftiger Nacht dich durch eine große Kammer voll Brod hindurchissest, daß nichts übrig bleibt, dann hast du die dritte Aufgabe vollbracht und dann sollst du meine Tochter haben!"

Als es nun dunkel war, wurde der Bursche in eine Brodkammer gesteckt, die war so voll, daß bei der Thüre nur ein Plätzchen leer war, wo er hintrat. Wie aber alles ruhig im Schlosse war, pfiff er wieder auf seinem Pfeifchen; da kamen daher so viele Mäuse, daß es ihm schier unheimlich wurde; und als es tagte, war das Brod alles aufgefressen, daß kein Krümchen mehr übrig war! Er aber polterte an der Thüre und schrie: „Macht auf! Ich habe Hunger!" Da war nun auch die dritte Aufgabe gelöst.

Der König aber sagte: „Sage uns zum Spaß noch einen Sack voll Lügen, dann sollst du meine Tochter bekommen!" Da fing der Bursche an und sagte schreckliche Lügen einen halben Tag lang, aber der Sack wollte immer nicht voll werden. Da erzählte er endlich: „Ich habe mit der allerliebsten Prinzessin, meiner Braut, auch schon ein Schäferstündchen gehalten!" Bei diesen Worten wurde sie feuerroth, der König sah sie an und ob es gleich Lügen sein sollten, so glaubte er's doch, und bildete sich schon ein, wie und wo es

geſchehen ſei. „Der Sack iſt aber noch nicht voll!“ rief er. Da begann der Burſche: „Der Herr König hat auch den Eſel“ — „Er iſt voll, er iſt voll! Strickt zu!“ rief der König, denn er ſchämte ſich und wollte es nicht wiſſen laſſen, welche Ehre dem Eſel durch ſeinen königlichen Mund zu Theil geworden war, da ſein ganzer Hofſtaat im Kreiſe herumſtand. Und wurde die Hochzeit des Schäferburſchen mit der Königstochter gefeiert, vierzehn Tage lang, und da ging es ſo hoch her und luſtig zu, daß der es erzählt hat, wünſcht, er wäre auch ein Gaſt dabei geweſen.

Das Märchen vom Mann im Monde.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute ſich Holz ab, eine großmächtige Welle, band ſie, ſteckte einen Staffelſtock hinein, buckte die Welle auf und trug ſie nach Hauſe zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübſcher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb ſtehen, redete den Wellenträger an und ſagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag iſt, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Thiere und Menſchen geſchaffen? Weißt du nicht, daß geſchrieben ſteht im dritten Gebot, du ſollſt den Feiertag heiligen?“ Der Fragende aber war der liebe Gott ſelbſt; jener Holzhauer jedoch war ganz verſtockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?“

„So ſollſt du deine Reiſſigwelle tragen ewiglich!“ ſprach der liebe Gott, und weil der Sonntag auf Erden dir ſo gar unwerth iſt, ſo ſollſt du fürder ewigen Montag haben, und im Mond ſtehen, ein Warnungsbild für Die, welche den Sonntag mit Arbeit ſchänden!“

Von der Zeit an ſteht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel, und wird wohl auch ſo ſtehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

Der König im Bade.

Es war einmal ein König, dem waren viele Lande deutscher und wälscher Zunge unterthan, darob wurde sein Herz übermüthig, und er glaubte, es gäbe in der Welt keinen mächtigen Herrn, außer ihm allein. Nun geschah es, daß er eines Abends in die Vesper ging, und hörte den Priester die Worte lesen: **Deposuit potentes de sede, et exaltavit humiles.** Da fragte er, weil er kein Latein verstand, die gelehrten Männer, die um ihn waren, was diese Worte bedeuteten? Und da wurde ihm die Deutung: Gott der Herr wirft die Mächtigen vom Throne, und erhöhet die Niedrigen. Der König erschrak über diesen Spruch und wurde zornig, und gab ein Gebot, daß dieser Ausspruch des Evangelisten Lucas fürder nicht mehr solle gelesen werden, auch solle Nie-

mand ihn hören und er solle ganz und gar vertilgt werden aus den heiligen Büchern. Das Gebot trugen des Königs Sendboten in alle Lande und zu allen Geistlichen und in alle Klöster. Die Bücher aber, darin diese Schriftstelle stehen blieb, die sollten verbrannt werden. Also wurden jene Worte vielfach zerstört und ausgetilgt, und wurden öffentlich in den Kirchen nicht mehr gelesen oder gesungen.

Nun geschah es zu einer Zeit, daß der König in ein Bad ging; da sandte Gott, auf daß er büße für den Frevel am heiligen Wort des Evangeliums, einen Engel, der nahm des Königs Gestalt an, und schlug die Augen Aller mit Blindheit, daß sie ihn für den König hielten, den König selbst aber nicht als solchen, der er war, erkannten. Als der König aus dem Bade trat, setzte er sich auf eine Bank, auf welcher der Engel schon saß. Da hieß ihn der Bader aufstehen und sich anderswo hinsetzen. „Bist du trunken, Bader?" fragte der König: „daß du also schmachvoll zu mir redest? Ich bins, der König, dein Gebieter!" — „Ein Narr mögt ihr sein!" antwortete der Bader. „Mein Herr, der König sitzt ja hier; wessen König seid ihr denn? Und wo ist das Reich eurer Majestät? Wohl Narragonia?"

„Böswicht!" schrie der König voller Zorn, nahm einen Kübel und warf den an des Baders Kopf. Da hörte das Badegesinde den Lärm, eilte herzu,

und salbte den König mit Faustöl, bis der Engel als König dazwischen trat, und ihn aus den Händen des Gesindes befreite. Dann aber verließ er ihn,

trat aus der Badeſtube, und da legten ihm des Königs Diener, die den Engel für ihren Herrn halten mußten, jenes köſtliche Gewand an, und geleiteten ihn auf ſtolzen Roſſen in allem Glanze nach der Hofburg. Den König aber warfen der Bader und ſeine Geſellen nackt und bloß aus dem Hauſe, und da ſtand er vor der Thüre, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Und das Volk ſammelte ſich um ihn, und ſpottete über ihn, dazu ſein eignes Geſinde, denn es kannte ihn Keiner mehr. Und er eilte nackend, wie er war und mit großer Scham von den Leuten hinweg, die ihm aber nachliefen, wie einem Thoren, zum Hauſe ſeines Schänken und viel treuen Rathes.

Es war nach der Zeit des Mittagsimbiſſes, und der Schänk ſaß und pflegte der Mittagsraſt, als der König am Thore ſchellte und Einlaß begehrte. Der Pförtner fragte, wer er ſei und was er begehre? und jener ſagte: „Ich, der König!"

„Ei Pfui dich!" rief der Pförtner „So ſchandbar hab' ich noch keinen König geſehn. Du kommſt mit nichten herein!" Da ſchrie und lärmte der König ungethümlich, daß der Schänk es hörte, und fragte, was es gebe. Der Pförtner ſprach: „Herr, es ſtehet ein Mann draußen, der iſt nackt und blos, und ſagt, er ſei dein Herr und König, und das Volk iſt hinter ihm, und hat ſeinen Narren an dem Affen."

„Laßt ihn herein!" ſprach mitleidvoll der Schänk, „und reicht ihm ein nothdürftig Gewand, auf daß er ſeine Blöße bedecke." Dies geſchah, und dann trat der König herein zu dem Schänken, der ihn auch nicht als ſeinen Herrn zu erkennen vermochte, und ſprach: „O mein Freund, du wirſt und mußt mich erkennen, daß ich dein König bin, obſchon mich heut ein wunderlich Verhängniß heimſucht, und von Ehren und Gute mich vertreibt. Denke der Reden, die wir geſtern früh vertraulich mit einander pflogen, als ich euch, meinen Räthen, einen Befehl gab, den ich erfüllt ſehen wollte, und ihr mir es ausredetet, als eines Fürſten nicht würdig." Und ſolcher Heimlichkeiten ſagte der König zum Schänken noch mehr, der aber begann zu lachen und ſprach: „Die Wahrheit ſagt ihr, ja, aber euch muß ſie der Teufel ins Ohr geblaſen haben!" Und der König ſprach: „Womit ich auch das Unglück verdient, das mich ſchlägt, mein Herz ſagt mir, daß ich ein gerechter und wahrhafter König bin."

Der Schänke mochte nicht widerſprechen, weil das die Narren aufzubringen pflegt, und bei Klugen auch nicht für ein Zeichen von guter Lebensart gilt, aber er gebot, dem Fremden Speiſe aufzutragen, und dachte bei ſich: ich will dieſen ſeltnen Fall doch dem König als Neuigkeit hinterbringen. Er, der

Schänke, galt bei Hof ſo viel durch ſeine weiſen Rathſchläge, daß er zu jeder Zeit freien Zutritt hatte, und ſo machte er ſich gleich auf zur Königsburg, trat vor den Engel und verkündete ihm die Mär von ſeinem wunderlichen Gaſt. Der gebot ihm, den König zu Hofe zu führen, und es ſammelte ſich in einem großen Saale der ganze Hofſtaat, und das Geſinde erfüllte alle Treppen und Gallerien. Wie nun der Schänk den gedemüthigten König brachte, ſchrie alles ſpöttiſch: „Grüß Gott, Herr König ohne Land!“

Der Engel ſaß in reicher Pracht neben der ſchönen Königin auf dem Throne, und grüßte ſeinen Doppelgänger, deſſen Herz in Haß aufwallte, als er den vermeinten Feind bei ſeiner eignen Gemahlin ſitzen ſah. Der Engel ſprach: „Sagt an, iſt das wahr, ſeid ihr hier König?“ und der König antwortete: „Wohl ſah ich den Tag, da ich hier gewaltig war, wo meine Gemahlin noch mich empfing als ihren König und Herrn, deren gütlichen Gruß ich nun ganz entbehre, der mir doch ſonſt nie verſagt ward, bis heute an dieſem Tag meiner Schmach und meines Leides. O wie freundlich ſchied ich noch heute Morgen aus ihren minniglichen Armen!“

Die Königin ward ob dieſer Rede ganz ſchamroth, daß ſie ſollte den fremden Mann umfangen haben und ſprach zum Engel: „Mein königlicher Herr und Gemahl, dieſer Mann iſt wohl unſinnig!?“ und ein alter Hof-Ritter rief: „Schweige, Böſewicht! Dich müſſe man auf einer Kuhhaut zum Galgen ſchleifen!“ und die jungen Lecker am Hofe wollten ſchon ſich Gunſt machen und ihren Heldenmuth ſehen laſſen, und griffen nach dem König', hätten ihm auch übel genug mitgeſpielt, aber der Engel wehrte ſie ab, und führte den König mit ſich hinweg in ein ſchönes einſames Gemach. Dort ſprach er zu ihm: „Sag' an, glaubſt du oder glaubſt du nicht, daß Gott Gewalt habe über alle Geſchöpfe? Siehe, wie ſeine allmächtige Kraft dich in den Staub tritt! Was hilft dir dein mächtiges Kriegsheer? Wer gehorcht deinem Rufe und Gebote? Noch lebt die Wahrheit: **Deposuit potentes de sede**, und du und deines Gleichen werdet ſie ewig nicht unterdrücken!“

So ſprach der Engel zum König, und dieſer fragte erbebend: „Mann, wer ſeid ihr? Seid ihr Gott der Allmächtige, von dem ihr redet, ſo erbarme ſich eure Gnade über mich armen, bethörten Mann!“

„Ich bin nicht Gott!“ ſprach darauf der Engel: „aber ſeiner Boten einer bin ich, und des wahren Chriſtus Diener. Der ſandte mich, und dir ſandte er die Strafe deiner Hoffahrt. Gott erhöhet und erniedrigt, wen er will! Warum verfolgſt du dieſe Wahrheit?“

Da fiel der König hin zu des Engels Füßen und bat um Gottes Huld

und Verzeihung. Der Engel hieß ihn aufstehen, und sprach: „Du mußt Glauben haben an das Wort der Schrift aus der Priester Munde! Du mußt barmherzig sein, gegen die, so dir ihren Kummer klagen! Du mußt gerecht sein gegen den Kleinen, wie gegen den Großen! Willst du das, so sollst du wieder einnehmen den Stuhl deiner Macht und deiner Ehren."

Da demüthigte sich aufs Neue der König vor dem Boten des Herrn, neigete sich, kniete nieder und sprach: „Ich folge dir gerne, gewähre mir durch Gott Gnade! Da bot ihm der Engel seine Hand, und reichte ihm die Königsgewande und verlieh ihm die Königsgestalt wieder, und der König legte das dürftige Röcklein ab, das der Schänk ihm geben ließ. Der Engel aber verschwand vor den Augen des Königs und flog wieder auf gen Himmel, in die Heimath der Seelen, in das Reich des ewigen Vaters.

Der König sprach: „Gelobt sei der süße Christ, der Gewaltige. Was der Engel mir sagte, das ist die rechte Wahrheit." Und ging hervor aus dem Gemach wie einer, dem nie ein Leid widerfahren. Da fragten ihn die Dienstmannen ehrfurchtsvoll: Herr, wo ist der Narr geblieben?" Er aber berief die Königin und alle die Seinen um sich her, und erzählte ihnen alles, wie es sich begeben und was er erlitten; seinen Streit mit dem Bader, und alles Andere, und zeigte ihnen das dürftige Röcklein. Deß erschraken die Schranzen und schämten sich, daß sie den Herrn also gekränkt und mißkannt, und meinten ihrer Viele, es werde ihnen nunmehr an Leib und Gut gehen. Selbst die Königin bat den Gemahl um Huld und Gnade, und versicherte heilig und theuer, daß sie ihn nicht erkannt habe. Er schloß sanft ihre Hände in seine Hand, und sprach: „Frau, schweiget stille! Gott hat es so gewollt! Kannte ich doch zuletzt mich selbst nicht mehr." —

Dann hieß er den Spruch **Depoſuit** wieder in alle Bücher schreiben, wo er ausgelöscht worden, und ließ ihn wieder in den Kirchen lesen, und ward gar ein demüthiger Herrscher. Und wer diese Mär lieſet, der demüthige sein Herz vor Gott, und bitte, daß er ihn vor Hoffahrt und Uebermuth gnädiglich bewahren wolle.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein armer Korbmacher, der hatte mit seiner Frau sieben Jungen, da war immer einer kleiner als der andere, und der jüngste war bei seiner Geburt nicht viel über Fingers Länge, daher nannte man ihn Däumling. Zwar ist er hernach noch in etwas gewachsen, doch nicht gar zu sehr, und den Namen Däumling hat er behalten. Doch war es ein gar kluger und pfiffiger kleiner Knirps, der an Gewandtheit und Schlauheit seine Brüder alle in den Sack steckte.

Den Aeltern ging es erst gar übel, denn Korbmachen und Strohflechten ist keine so nahrhafte Profession, wie Semmelbacken und Kälberschlachten, und als vollends eine theure Zeit kam, wurde dem armen Korbmacher und seiner Frau bammelangst, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten, die alle mit äußerst gutem Appetit gesegnet waren. Da berathschlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Aeltern mit einander, was sie anfangen wollten, und wurden Rathes, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht schlief, wie seine Brüder.

und ſchrieb ſich der Aeltern übeln Rathſchlag hinter die Ohren. Simulirte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge doch kein Auge zuthun konnte, wie er es machen ſollte, ſich und ſeinen Brüdern zu helfen.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, ſuchte die kleinen Taſchen voll weiße Kieſel, und ging wieder heim. Seinen Brüdern ſagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten ſich die Aeltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieſelſteinchen nach dem andern auf den Weg fallen, das ſah Niemand, weil er, als der jüngſte, kleinſte und ſchwächſte, ſtets hintennach trottelte. Das wußten die Alten ſchon nicht anders.

Im Wald machten ſich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren ſie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben ſie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeſchrei. Däumling lachte und ſprach zu ſeinen Brüdern: „Heult und ſchreit nicht ſo jämmerlich! Wollen den Weg ſchon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete ſich genau nach den weißen Kieſelſteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Aeltern heim kamen, beſcheerte ihnen Gott Geld ins Haus; eine alte Schuld, auf die ſie nicht mehr gehofft hatten, wurde von einem Nachbar an ſie abbezahlt, und nun wurden Eßwaaren gekauft, daß ſich der Tiſch bog. Aber nun kam auch das Neuelein, daß die Kinder verſtoßen worden waren, und die Frau begann erbärmlich zu lamentiren: „Ach du lieber, allerlieber Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelaſſen hätten! Ach, jetzt könnten ſie ſich dickſatt eſſen, und ſo haben die Wölfe ſie vielleicht ſchon im Magen! Ach, wären nur unſre liebſten Kinder da!“ — „Mutter, da ſind wir ja!“ ſprach ganz geruhig der kleine Däumling, der bereits mit ſeinen Brüdern vor der Thüre angelangt war, und die Wehklage gehört hatte; öffnete die Thüre und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben. Ihren guten Appetit hatten ſie wieder mitgebracht, und daß der Tiſch ſo reichlich gedeckt war, war ihnen ein gefundenes Eſſen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, ſo lange das Geld reichte, in Freuden gelebt, dies iſt armer Handarbeiter Gewohnheit.

Nicht gar lange währte es, ſo war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeiſter und ein Kellermeiſter mangelte ohnehin, und es erwachte aufs Neue der Vorſatz, die Kinder im Walde ihrem Schickſal zu überlaſſen. Da der Plan wieder als lautes Abendgeſpräch zwiſchen Vater und

Mutter verhandelt wurde, ſo hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Geſpräch, Wort für Wort und nahm ſich's zu Herzen.

Am andern Morgen wollte Däumling abermals aus dem Häuschen ſchlüpfen, Kieſelſteine aufzuleſen, aber o weh, da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können, da gedachte er ſich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, ſteckte Däumling Brod ein, und ſtreute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab ſich wie das Erſtemal, nur mit dem Unterſchied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein aufgefreſſen hatten. Nun war guter Rath theuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten ſie durch den Wald, bis es ganz finſter wurde, und fürchteten ſich über die Maßen, bis auf Däumling, der ſchrie nicht und fürchtete ſich nicht. Unter dem ſchirmenden Laubdach eines Baumes auf weichem Moos ſchliefen die ſieben Brüder, und als es Tag war, ſtieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erſt ſah er nichts als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschens, merkte ſich die Richtung, rutſchte vom Baume herab und ging ſeinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Diſteln ſahen alle das Häuschen durch die Büſche blicken, und ſchritten gutes Muthes darauf los, klopften auch ganz beſcheidentlich an der Thüre an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar ſchön, ſie doch einzulaſſen, ſie hätten ſich verirrt, und wüßten nicht wohin? Die Frau ſagte: „Ach, ihr armen Kinder!“ und ließ den Däumling mit ſeinen Brüdern eintreten, ſagte ihnen aber auch gleich, daß ſie im Hauſe des Menſchenfreſſers wären, der beſonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine ſchöne Zuverſicht! Die Kinder zitterten wie Eſpenlaub, als ſie dieſes hörten, hätten gern lieber ſelbſt etwas zu eſſen gehabt, und ſollten nun ſtatt deſſen gegeſſen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu eſſen. Bald darauf hörte man Tritte und es klopfte ſtark an der Thüre; das war kein Andrer, als der heimkehrende Menſchenfreſſer. Dieſer ſetzte ſich an den Tiſch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen, und ſchnüffelte, als wenn er etwas röche, dann rief er ſeiner Frau zu: „Ich wittre Menſchenfleiſch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging ſeinem Geruch nach, und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entſetzen. Schon wetzte er ſein langes Meſſer, die Kinder zu ſchlachten, und nur allmählig gab er den Bitten ſeiner Frau nach,

ſie noch ein wenig am Leben zu laſſen, und aufzufüttern, weil ſie doch gar zu dürr ſeien, beſonders der kleine Däumling. So ließ der böſe Mann und Kinderfreſſer ſich endlich beſchwichtigen. Die Kinder wurden zu Bette gebracht, und zwar in derſelben Kammer, wo ebenfalls in einem großen Bette Menſchenfreſſers ſieben Töchter ſchliefen, die ſo alt waren, wie die ſieben Brüder. Sie waren von Angeſicht ſehr häßlich, jede hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr worden, machte ſich ganz ſtill aus dem Bette, nahm ſeine und ſeiner Brüder Nachtmützen, ſetzte dieſe Menſchenfreſſers Töchtern auf, und deren Krönlein ſich und ſeinen Brüdern.

Der Menſchenfreſſer trank vielen Wein, und da kam ihm ſeine böſe Luſt wieder an, die Kinder zu morden, nahm ſein Meſſer und ſchlich ſich in die Schlafkammer, wo ſie ſchliefen, Willens, ihnen die Hälſe abzuſchneiden. Es war aber ſtockdunkel in der Kammer, und Menſchenfreſſer tappte blind umher, bis er an ein Bette ſtieß, und fühlte nach den Köpfen der darin Schlafenden.

Da fühlte er die Krönchen, und sprach: „Halt da! Das sind deine Töchter. Bald hättest du betrunkenes Schaaf einen Eselsstreich gemacht!“

Nun tappelte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen, und schnitt seinen sieben Töchtern die Hälse ab, einer nach der andern. Dann legte er sich nieder und schlief seinen Rausch aus. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder, schlich sich mit ihnen aus dem Hause, und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg noch Steg, und liefen in der Irre herum voll Angst und Sorge, nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser, und sprach zu seiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die gestrigen!“ Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als sie nun sah, was geschehen war; sie fiel gleich in Ohnmacht, über diesen schrecklichen Anblick, den sie da hatte. Als sie nun dem Menschenfresser zu lange blieb, ging er selbst hinauf, und da sah er, was er angerichtet. Seine Wuth, in die er gerieth, ist nicht zu beschreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenstiefeln an, die er hatte, das waren Stiefeln, wenn man damit sieben Schritte that, so war man eine Meile gegangen, das war nichts kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Thäler schreiten und waren sehr in Sorgen, doch Däumling versteckte sich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschenfresser an diesen Felsen kam, setzte er sich darauf, um ein wenig zu ruhen, weil er müde geworden war, und bald schlief er ein, und schnarchte, daß es war, als brause ein Sturmwind. Wie der Menschenfresser so schlief und schnarchte, schlich sich Däumling hervor wie ein Mäuschen aus seinem Loch und zog ihm die Meilenstiefeln aus, und zog sie selber an. Zum Glück hatten diese Stiefeln die Eigenschaft, an jeden Fuß zu passen, wie angemessen und angegossen. Nun nahm er an jede Hand einen seiner Brüder, diese faßten wieder einander an den Händen, und so ging es, hast du nicht gesehen, mit Siebenmeilenstiefelschritten nach Hause. Da waren sie alle willkommen. Däumling empfahl seinen Aeltern ein sorglich Auge auf die Brüder zu haben, er wolle nun mit Hülfe der Stiefeln schon selbst für sein Fortkommen sorgen, und als er das kaum gesagt, so that er einen Schritt und er war schon weit fort, noch einen und er stand über eine halbe Stunde auf einem Berge, noch einen, und er war den Aeltern und Brüdern aus den Augen.

Nach der Hand hat der Däumling mit seinen Stiefeln sein Glück gemacht, und viele große und weite Reisen, hat vielen Herren gedient, und

wenn es ihm wo nicht gefallen hat, ist er spornstreichs weiter gegangen. Kein Verfolger zu Fuß noch zu Pferd konnte ihn einholen, und seine Abenteuer, die er mit Hülfe seiner Stiefeln bestand, sind nicht zu beschreiben.

Der Zauber-Wettkampf.

Einstmals ging ein junger Buchbinder-Geselle in die Fremde, und wanderte, bis kein Kreuzerlein mehr in seiner Tasche klimperte. Da endlich nöthigte ihn sein gespanntes Verhältniß mit dem schlaff gewordenen Geldbeutel ernstlich der Arbeit nachzufragen, und bald ward er auch von einem Meister angenommen, und bekam es sehr, sehr gut. Sein Meister sprach zu ihm: „Gesell, du wirst es gut bei mir haben; die Arbeit, die du täglich zu thun hast, ist ganz geringe. Du kehrst nur die Bücher hier alle Tage recht säuberlich ab, und stellst sie dann nach der Ordnung wieder auf. Aber dieses eine Büchlein, welches hier apart steht, darfst du nicht anrühren, vielweniger hineinsehen, sonst ergeht dir's schlimm, Bursche, merke dir's. Dagegen kannst du in den andern Büchern lesen, so viel du nur magst."

Der Geselle beherzigte die Worte seines Meisters sehr wohl und hatte zwei Jahre lang die besten Tage, indem er täglich nur die Bücher säuberte, dann in manchem derselben las, und dabei die vortrefflichste Kost hatte — jenes verbotene Büchlein ließ er gänzlich unangerührt. Dadurch erwarb er sich das volle Vertrauen seines Herrn, so daß dieser öfters tagelang vom Hause entfernt blieb, und auch zuweilen eine Reise unternahm. Aber wie stets dem Menschen nach Verbotenem gelüstet, so regte sich einstmals, als der Meister auf mehrere Tage verreist war, in dem Gesellen eine mächtige Begierde, endlich doch zu wissen, was in dem Büchlein stehe, das immer ganz heilig an seinem

bestimmten Orte lag. — Denn alle andern Bücher hatte er bereits durchgelesen. Zwar sträubte sich sein Gewissen, das Verbotene zu thun, aber die Neugierde war mächtiger; er nahm das Büchlein, schlug es auf und fing an darinnen zu lesen. In dem Büchlein standen die größesten kostbarsten Geheimnisse, die größesten Zauberformeln waren darinnen enthalten, und es stellte sich dem staunenden, höchst verwunderten Gesellen nach und nach alles so sonnenklar heraus, daß er schon anfing, Versuche im Zaubern zu machen. Alles gelang. Sprach der Bursche ein kräftiges Zauberspröchlein aus diesem Büchlein, so lag im Nu das Gewünschte vor ihm da. Auch lehrte das Büchlein jede menschliche Gestalt in eine andere zu verwandeln. Nun probirte er mehr und mehr, und zuletzt machte er sich zu einer Schwalbe, nahm das Büchlein und flog im schnellsten Fluge seiner Heimath zu. Sein Vater war nicht wenig erstaunt, als eine Schwalbe zu seinem Fenster einflog, und plötzlich dann aus ihr sein Sohn wurde, den er zwei Jahre lang nicht gesehen. Der Bursche aber drückte den Alten herzlich an seine Brust und sprach: „Vater, nun sind wir glücklich und geborgen, ich bringe ein Zauberbüchlein mit, durch welches wir die reichsten Leute werden können.“ Das gefiel dem Alten wohl, denn er lebte sehr dürftig. Bald darauf machte sich der junge Zauberer zu einem überaus großen, fetten Ochsen, und sprach zu seinen Vater: „Nun führet mich zum Markt, und verkaufst mich, aber fordert ja viel, recht viel, man wird mich theuer bezahlen, und vergesset ja nicht das kleine Stricklein, welches um

meinen linken Hinterfuß gebunden ist, abzulösen, und wieder mit heim zu nehmen, sonst bin ich verloren."

Das machte der Vater Alles so; er verkaufte den Ochsen für ein schweres Geld, denn als er nun mit ihm auf dem Markte erschien, versammelte sich gleich ein Haufen Volkes um ihn, alles bewunderte den Raritäts-Ochsen und Christen und Juden schlugen sich darum, ihn zu kaufen. Der Käufer aber, der das höchste Gebot that und bezahlte, und den Ochsen im Triumph von dannen führte, hatte am andern Morgen statt des herrlichen Ochsens ein Bündlein Stroh in seinem Stalle liegen. Und der Buchbindergeselle — der war wohlgemuth wieder daheim bei seinem Vater, und lebte mit ihm herrlich und in Freuden von dem Gelde. Manch einer macht sich auch zu einem großen fetten Ochsen, aber keiner kauft ihn theuer.

Bald darauf verzauberte der Bursch sich wieder in einen prächtigen Rappen, und ließ sich von seinem Vater auf den Roßmarkt führen und verkaufen. Da lief wieder das Volk zusammen, um das wunderschöne glänzend schwarze Roß zu sehen. — Jener Meister Buchbinder aber, als er nach Hause zurückgekehrt war, hatte gleich gesehen, was vorgegangen, und da er eigentlich kein Buchbinder, sondern ein mächtiger Zauberer war, der nur zum Schein diese Beschäftigung trieb, so wußte er auch gleich, wie viel es geschlagen hatte, und setzte dem Entflohenen nach. Auf jenem Roßmarkt nun war der Meister unter den Käufern, und da er alle Stücklein des Zauberbüchelchens kannte so merkte er alsobald, was es für eine Bewandtniß mit dem Pferd habe, und dachte: Halt, jetzt will ich dich fangen. Und so suchte er für jeden Preis das Pferd zu kaufen, was ihm auch ohne große Mühe gelang, weil er es gleich um den ersten Kaufpreis annahm. Der Vater kannte den Käufer nicht, aber das Pferd fing an heftig zu zittern und zu schwitzen, und gebehrdete sich äußerst scheu und ängstlich, doch es konnte der Vater die nun so gefährliche Lage seines Sohnes nicht ahnen. Als das Pferd des neuen Eigenthümers eingeführt und an den für dasselbe bestimmten Platz gestellt war, wollte der Vater wieder das Stricklein ablösen; aber der Käufer ließ dieses durchaus nicht zu, da er sehr wohl wußte, daß es dann um seinen Fang geschehen wäre. So mußte denn der Vater ohne Stricklein abziehen, und dachte in seinem Sinn: er wird sich schon selbst helfen, kann er so viel, daß er sich zu einem Pferde macht, kann er sich gewiß auch wieder durch seine Zauberkunst dort in dem Stall losmachen und heim kommen.

In jenem Pferdestall aber war ein mächtiges Gedränge von Menschen; Groß und Klein, Alt und Jung — Alles wollte das ausgezeichnet schöne

Roß beſchauen. Ein kecker Knabe wagte ſogar das Pferd zu ſtreicheln und liebkoſend zu klopfen, und es ließ ſich dieſes, wie es ſchien, gar gerne gefallen, und als dieſer Knabe ſich immer vertraulicher näherte und das Pferd am Kopf und am Hals ſtreichelte, da flüſterte es dem Knaben ganz leiſe zu: „Liebſter Junge, haſt du kein Meſſerchen einſtecken?“ Und der froh verwunderte Knabe antwortete: „O ja, ich habe ein recht ſcharfes.“ Da ſprach der Rappe wieder ganz leiſe: „Schneide einmal das Stricklein an meinem linken Hinterfuß ab,“ und ſchnell ſchnitt es der Knabe entzwei. Und in dieſem Augenblicke fiel das ſchöne Roß vor aller Augen zuſammen und ward ein Bündlein Streh, und daraus flog eine Schwalbe hervor, und aus dem Stall empor in die hohen blauen Lüfte. Der Meiſter hatte das Roß nur einen Augenblick außer Acht gelaſſen, jetzt war keine Zeit zu verlieren. Er brauchte ſeine Kunſt, verwandelte ſich raſch in einen Geier, und ſchoß der flüchtigen Schwalbe nach. Es bedurfte nur noch einer kleinen Weile, ſo hatte der Geier die Schwalbe in ſeinen Klauen, aber das Schwälblein merkte den Feind, blickte nieder auf die Erde, und ſah da gerade unter ſich ein ſchönes Schloß und vor dem Schloß ſaß eine Prinzeſſin und flugs verwandelte ſich das Schwälblein in einen goldnen Fingerreif, fiel nieder, und gerade der holden Prinzeſſin auf den Schooß. Die wußte nicht, wie ihr geſchah, und ſteckte das Ringlein an den Finger. Aber die ſcharfen Augen des Geiers hatten alles geſehen, und raſch verwandelte ſich der Zauber-Meiſter aus einem Geier in einen ſchmucken Junker und trat heran zur Prinzeſſin und bat ſie höflichſt und unterthänigſt, dieſes Ringlein, mit welchem er ſoeben ein Kunſtſtück gemacht habe, ihm wieder einzuhändigen. Die ſchöne Prinzeſſin lächelte erröthend, zog das Ringlein vom Finger, und wollte es dem Künſtler überreichen, doch ſiehe, da entfiel es ihren zarten Fingern und rollte als ein winziges Hirſekörnlein in eine Steinritze. Im Augenblicke verwandelte ſich der Junker und wurde ein ſtolzer Gückelhahn, der mit ſeinem Schnabel emſig in der Steinritze nach dem Hirſekörnlein pickte, aber gleich darauf wurde aus dem Hirſekörnlein ein Fuchs, und dieſer biß dem Gückel den Kopf ab. Und ſomit war der Zauber-Meiſter beſiegt. Jetzt aber nahm der junge Geſelle wieder ſeine Geſtalt an, ſank der Prinzeſſin zu Füßen, und pries ſie dankend, daß ſie ihn an ihrem Finger getragen und ſich ſo mit ihm verlobt habe. Die Prinzeſſin war über alles, was vorgegangen war, mächtig erſchrocken, denn ſie war noch ſehr jung und unerfahren und ſchenkte ihm ihr Herz und ihre Hand, doch unter der Bedingung, daß er fortan aller Verwandlung entſage, und ihr unwandelbar treu bleibe. Dies gelobte der Jüngling und opferte ſein Zauber-

büchlein den Flammen, woran er indeß sehr übel that, denn er hätte es ja dir, lieber Leser, oder mir schenken und vermachen können; in Ochsen hätten wir zwei uns gewißlich nicht verwandelt.

Oda und die Schlange.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Töchter, von denen hieß die jüngste Oda. Nun wollte der Vater dieser drei einmal zu Markte fahren, und fragte seine Töchter, was er ihnen mitbringen sollte. Da bat die Aelteste um ein goldnes Spinnrad, die zweite um eine goldne Weise, Oda aber sagte: „Bringe mir das mit, was unter deinem Wagen wegläuft, wenn du auf dem Rückweg bist. „Da kaufte denn nun der Vater auf dem Markt ein, was sich die älteren Mädchen gewünscht, und fuhr heim, und siehe, da lief eine Schlange unter den Wagen, die fing der Mann und brachte sie Oda mit. Er warf sie untenhin in den Wagen, und nachher vor die Hausthür, wo er sie liegen ließ. Wie nun Oda heraus kam, da fing die Schlange an zu sprechen: „Oda! liebe

Oda! Soll ich nicht hinein auf die Diele?" (In die Hausflur). — „Was?" ſagte Oda: „Mein Vater hat dich bis an unſere Thüre mitgenommen, und du willſt auch herein auf die Diele?" Aber ſie ließ ſie doch ein. Da nun Oda nach ihrer Kammer ging, ſo rief die Schlange wieder: „Oda, liebe Oda! Soll ich nicht vor deiner Kammerthüre liegen?" — „Ei ſeht doch!" ſagte Oda, „mein Vater hat dich bis an die Hausthür gebracht, ich habe dich hereingelaſſen auf die Diele, und nun willſt du auch noch vor meiner Kammerthür liegen? Doch es mag drum ſein!" — Wie nun Oda in ihre Schlafkammer eingehen wollte, und die Kammerthür öffnete, da rief die Schlange wieder: „Ach Oda, liebe Oda! Soll ich nicht in deine Kammer?" — „Wie?" rief Oda, „hat dich mein Vater nicht bis an die Hausthür mitgenommen? Hab' ich dich nicht auf die Diele gelaſſen, und vor meine Kammerthür? Und nun willſt du auch noch mit in die Kammer? — Aber, wenn du nun zufrieden ſein willſt, ſo komm nur herein, lieg aber ſtille, das ſag' ich dir!" Damit ließ Oda die Schlange ein, und fing an ſich auszukleiden. Wie ſie nun ihr Bettchen beſteigen wollte, ſo rief die Schlange doch wieder: „Ach Oda, liebſte Oda! Soll ich denn nicht mit in dein Bette?" — „Nun wird es aber zu toll!" rief Oda zornig aus. „Mein Vater hat dich bis an die Hausthür mitgenommen, ich habe dich auf die Diele gelaſſen, nachher vor die Kammerthür, nachher herein in die Kammer — und nun willſt du gar noch bei mich ins Bett? Aber du biſt wohl erfroren? Nun ſo komm mit herein und wärme dich, du armer Wurm!" Und da ſtreckte die gute Oda ſelbſt ihre weiche warme Hand aus und hob die kalte Schlange zu ſich herauf in ihr Bette. Da mit einemmale verwandelte ſich die Schlange, die eine lange Zeit verzaubert geweſen war, und die nur erlöſt werden konnte, wenn alles das geſchah, was mit ihr ſich zugetragen hatte — in einen jungen und ſchönen Prinzen, der alſobald die gute Oda zu ſeiner Frau nahm.

Das Kätzchen und die Stricknadeln.

Es war einmal eine arme Frau, die in den Wald ging, um Holz zu leſen. Als ſie mit ihrer Bürde auf dem Rückwege war, ſah ſie ein krankes Kätzchen hinter einem Zaun liegen, das kläglich ſchrie. Die arme Frau nahm es mitleidig in ihre Schürze und trug es nach Hauſe zu. Auf dem Wege kamen ihre beiden Kinder ihr entgegen und wie ſie ſahen, daß die Mutter etwas trug,

fragten ſie: „Mutter, was trägſt du?“ und wollten gleich das Kätzchen haben; aber die mitleidige Frau gab den Kindern das Kätzchen nicht, aus Sorge, ſie möchten es quälen, ſondern ſie legte es zu Hauſe auf alte weiche Kleider und gab ihm Milch zu trinken. Als das Kätzchen ſich gelabt hatte und wieder geſund war, war es mit einem Male fort und verſchwunden. Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald, und als ſie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo das kranke Kätzchen gelegen hatte, da ſtand eine ganz vornehme Dame dort, winkte die arme Frau zu ſich und warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wußte nicht recht, was ſie denken ſollte, und dünkte dieſe abſonderliche Gabe ihr gar zu gering; doch nahm ſie die fünf Stricknadeln des Abends auf den Tiſch. Aber als die Frau des andern Morgens ihr Lager verließ, da lag ein Paar neue fertig geſtrickte Strümpfe auf dem Tiſch. Das wunderte die arme Frau über alle Maßen und am nächſten Abend legte ſie die Nadeln wieder auf den Tiſch, und am Morgen darauf lagen neue Strümpfe da. Jetzt merkte ſie, daß zum Lohn ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen ihr dieſe fleißigen Nadeln beſcheert waren, und ließ dieſelben nun jede Nacht ſtricken, bis ſie und die Kinder genug hatten. Dann verkaufte ſie auch Strümpfe und hatte genug bis an ihr ſeliges Ende.

Tiſchlein deck dich, Eſel ſtreck dich, Knüppel aus dem Sack.

In einem kleinen Städtchen lebte ein ehrlicher Schneider mit ſeiner Familie, die fünf Häupter zählte: Vater, Mutter und drei Söhne. Letztere wurden ſowohl von den Aeltern, als auch von ſämmtlichen Einwohnern des Städtchens nicht nach ihren Taufnamen genannt, ſondern ſchlechtweg nur der Lange, der Dicke, der Dumme. So folgten ſie der Aelte nach aufeinander. Der Lange wurde ein Schreiner, der Dicke ein Müller, der Dumme ein Drechsler. Als nun der Lange aus der Lehre kam, wurde ſein Bündel geſchnürt, und er in die Fremde geſchickt, und er zog wohlgemuth mit langen Schritten zum Thore des heimathlichen Städtchens hinaus. Lange Zeit wanderte der Burſche von Ort zu Ort, und konnte keine Arbeit bekommen; da nun ſein ohnehin knappes Reiſegeld ſehr zu Ende ging, und er keine frohe Ausſicht hatte zu Arbeit und Verdienſt, ſo wurde er traurig, und ging kopfhängerig und ſachte auf ſeinem Wege weiter. Dieſer führte juſt durch einen ſtillen, ſchönen Wald, und wie

der Bursche so eine Strecke hinein war, begegnete ihm ein kleiner, etwas wohlbeleibter Mann, der ihn gar freundlich grüßte, stehen blieb und fragte: „Na, Bürschlein, wo hinaus denn? siehst ja gar traurig aus, was fehlt dir denn?“ — „Mir fehlt Arbeit“ sprach der Bursche treuherzig. „Das ist meine ganze Trauer — bin schon lange gewandert — hab' kein Geld mehr.“ — „Was kannst du denn für ein Handwerk?“ forschte das Männlein weiter. — „Ich bin ein Schreiner.“ — „O so komm doch mit mir,“ rief der Kleine fröhlich aus „ich will dir Arbeit geben! Sieh ich wohne hier in diesem Wald — ja ja, komm nur mit, du wirst's gleich sehen.“ Und kaum hundert Schritte weiter lag ein schönes Haus, und rings herum war ein dichter frischgrüner Tannenzaun, anzusehen wie eine Schutzmauer, und vorne am Eingang standen zwei hohe Tannen, gleich wie riesige Schildwachen. Da hinein führte das Männlein den Schreinergesellen, der nun alsbald seine Traurigkeit fahren ließ, und mit vergnügten Mienen in das trauliche Zimmer des einsamen Meisters einschritt. „Willkommen!“ rief da aus der Ecke hinterm Ofen ein ältliches Mütterlein, und trippelte auf den Burschen zu, um ihn seines Felleisens entledigen zu helfen. Der Meister plauderte den Abend noch gar lange mit dem Burschen, und das Mütterlein trug Speisen auf und stellte auch ein Krüglein auf den Tisch, worin etwas weit besseres war, als Wasser oder Kovent.

Dem jungen Schreiner gefiel es ganz wohl bei seinem Meister; er bekam nicht allzuviel zu thun, arbeitete fleißig und hielt sich auch sonst brav und ordentlich, so daß keine Klage über ihn geführt wurde. Doch nach etlichen Monaten sprach das alte Männlein: „Lieber Gesell, ich kann dich nun nicht länger brauchen, sondern muß dir Feierabend geben. Und mit Geld kann ich dir deine Arbeiten, die du mir gethan, auch nicht belohnen; aber ich will dir ein schönes Andenken geben, das dir mehr helfen wird, als Gold und Silber.“ Dabei reichte er ihm ein allerliebstes kleines Tischchen, und sprach weiter: „So oft du dieses „Tischlein deck' dich“ hinstellen wirst, und dreimal sprechen: „Tischlein decke dich“, so oft wird es dir diejenigen Speisen und Getränke zum Mahle darbieten, die du nur wünschen magst. Und nun lebe wohl und gedenke fein deines alten Meisters.“ Ungern verließ der Geselle seine bisherige Werkstätte, er nahm betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tischlein aus den Händen des Gebers, und zog, noch vielmals dankend, ab und lenkte seine Schritte der lieben Heimath wieder zu. Unterwegs bot ihm das Tischlein, so oft der Bursche die Zauberformel nur sprach, seine reichen Genüsse, da standen im Nu die feinsten Gerichte, die edelsten Weine darauf und alle Gefäße waren von Silber, und darunter glänzte das feinste schneeweiße Tisch-

gedeck. Natürlich hielt der Geselle sein Tischlein decke dich sehr hehr; auf seiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es noch seinem Wirth aufzuheben. Da er aber vorher nichts im Wirthshaus gezehrt, sondern sich mit dem Tischchen eingeschlossen hatte, so hatte der Wirth ihn belauscht durch eine Klinse in der Bretterthür, und hatte des Tischleins Geheimniß entdeckt. Daher war er über alle Maßen froh, daß er das Tischlein in seine Verwahrung bekam, freute sich mächtig über die herrliche Eigenschaft desselben. Er ließ sich's ganz trefflich behagen vor der kleinen Tafel, und sann dabei nach, wie er sich auf die beste Weise das Tischchen aneignen möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ganz ähnliches Tischchen, obschon kein Tischchen decke dich besitze. Der schlaue Wirth versteckte daher das ächte Tischlein, und stellte das andere, unächte, am andern Morgen dem Gesellen zu, der sich ohne Bedenken damit beiud, und nun fröhlich seiner Heimath zueilte. Mit Freude grüßte der lange Schreiner daheim die Seinen, und entdeckte sogleich seinem Vater die köstliche Bewandtniß, die es mit dem Tischchen habe. Der Vater zweifelte stark, der Sohn aber stellte es vor sich hin, sprach dreimal: „Tischlein decke dich" — aber es deckte sich nicht, und der ehrliche Schneidermeister sprach zu seinem Sohne: „Du dummer Hans, bist du darum in der Fremde gewesen, deinen alten Vater zu huzen? Geh, laß dich nicht auslachen!" Der lange Schreiner wußte in der Welt keinen Rath, wie es nun so einmal mit dem Tischchen die Quere gehe? Er probirte noch allerlei, aber es deckte sich nicht wieder, und der Lange mußte wieder zum Hobel greifen, und arbeiten, daß die Schwarte knackte.

Unterdessen war der dicke Müller auch aus der Lehre gekommen, und wanderte fort in die Fremde. Und es fügte sich, daß dieser ebenfalls denselben Weg nahm, auch das nämliche kleine Männlein fand, und von ihm in Arbeit genommen wurde. Das Waldhaus war aber jetzt eine Mühle. Als der junge Mühlknappe eine Zeitlang brav, treu und fleißig in Arbeit gestanden hatte, schenkte ihm sein Meister zum Andenken einen schönen Müllerlöwen und sprach: „Nimm zum Abschied noch eine kleine Gabe, die dir, obgleich ich dir deine Arbeiten nicht mit Geld belohnen kann, doch mehr nützen wird, als Gold und Silber. So oft du zu diesem Eselein sprechen wirst: „Eselein strecke dich!" so oft wird es dir Ducaten — niesen."

Fast öfter, als der Lange unterwegs gesprochen hatte: „Tischlein decke dich" sprach jetzt der Dicke: „Eselein strecke dich" und da streckte sich's, und ließ Ducaten fallen, daß es rasselte und prasselte. Es war eine allerliebste Sache — die blanken Goldstücke. — Aber auch der Müllergeselle kam mit seinem Esel in die Herberge des betrüglichen und schlauen Wirthes, ließ auf-

tafeln, bewirthete, wer nur bewirthet sein wollte, und als der Wirth die Zeche forderte, sprach er: „Harret ein wenig, ich will nur erst Geld holen.“ Nahm das Tischtuch mit, ging in den Stall, breitete es über das Stroh, darauf der Esel stand, und sprach: „Eselein strecke dich!“ — da streckte sich der Esel und nieste und es klingelten Ducaten auf dem Tuche, draußen aber stand der Wirth, sah durch ein Astloch in der Thüre und merkte sich die Sache. Am andern Morgen stand zwar ein Esel da, aber nicht der rechte, und der Dicke, keinen Betrug ahnend, setzte sich heiter auf und ritt fort. Als er zu seinem Vater kam, verkündete er ihm auch sein Glück, und sprach, als alle

die Seinen froh verwundert den Esel umstanden: „Nun habt Achtung!“ und zum Esel sich wendend: „Eselein, strecke dich!“ Das fremde Eselein streckte sich zwar auch, aber was selbiges fallen ließ, das waren nichts weniger als Goldstücke. Der Dicke wurde von Allen, denen er die Kunst hatte wollen sehen lassen, fürchterlich ausgelacht; er schlug den Esel windelweich, schlug ihm dennoch keine Ducaten aus der Haut und mußte fortan wieder arbeiten, und im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen.

Es war nun wieder ein Jahr verflossen, und auch der Dumme hatte seine Lehrzeit überstanden und zog als ein wackrer Drechsler in die Fremde. Recht mit Fleiß nahm er denselben Lauf wie seine Brüder und wünschte sehr, bei jenem kleinen Männlein auch in Arbeit zu kommen, da dasselbe, wie die Brüder erzählt hatten, in allen Fächern bewandert war, in Handwerken, wie in Gelehrtheit und Weisheit, und so schöne Sachen zu verschenken hatte. Richtig gelangte auch der Drechslergeselle in den gewissen Wald, fand die einsame Wohnung des Männleins, und auch ihn nahm es als einen fleißigen Burschen gerne in Arbeit. Nach etlichen Monaten hieß es jedoch wieder: „Lieber Gesell, ich kann dich nun nicht länger behalten, du hast Feierabend.“ Zum Abschied sprach das Männlein: „Ich schenkte dir gerne auch, wie deinen Brüdern, ein schönes Andenken, aber was würde dir das helfen, da sie dich den Dummen nennen? Dein langer Bruder und dein dicker Bruder sind durch

ihre Dummheit um die Gaben gekommen, was würde es erst bei dir werden? Doch nimm dieses schlichte Säcklein; es kann dir sehr nützlich werden. So oft du zu ihm sagen wirst: Knüppel aus dem Sack! — so oft wird ein darin steckender wohlgedrechter Prügel herausfahren zu deinem Schutz, deiner Wehr und Hülfe, und dieser wird so lange ausprügeln, bis du gebieten wirst: Knüppel in den Sack!"

Der Drechsler bedankte sich schön und zog mit seinem Säcklein heimwärts; er bedurfte jedoch auf seiner Reise der Schutzwehr erst lange nicht, denn Jedermann ließ ihn, der leicht und lustig seine Straße zog, ungehindert fürbaß wandern. Nur manchmal einem gestrengen Herrn Bettelvogt gab er einiges aus dem Säcklein zu kosten, oder den Dorfhunden, die aus allen Höfen herausfahren und den Wanderer an- und nachbellen. So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirth seine Brüder um das Ihrige betrogen hatte, und jetzt herrlich und in Freuden lebte, aber dennoch immer ein Gelüst hatte, sich vom Gut der Reisenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirth den Sack in Verwahrung, und warnte ihn, er möge ja nicht zu diesem Säcklein sagen: „Knüppel aus dem Sack!" denn damit habe es eine besondere Bewandtniß, und könne einer, wenn er das sage, wohl etwas davon tragen. Jedoch dem Wirth gefiel sein Tischlein und Eselein zu wohl, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenständlein hätte so heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gast sich zur Ruhe gelegt hatte, um zu sprechen: „Knüppel aus dem Sack!" Und im Nu fuhr der Knüppel heraus, und wirbelte wie ein Trommelschläger auf des Wirthes Rücken, prügelte fort und fort, und

prügelte den Wirth dermaßen braun und blau, daß dieser ein jämmerliches Geschrei erhub, und heulend den Drechslergesellen munter rief. Dieser sagte:

„Wirth, das geſchieht dir recht! Ich warnte dich ja. Du haſt meinen Brüdern das Tiſchlein decke dich, und das Eſelein ſtrecke dich geſtohlen.“ Der Wirth kreiſchte: „Ach helft mir nur um Gottes Willen! Ich werde umgebracht!“ (Denn der Knüppel arbeitete noch immer raſtlos auf des Wirths Rücken.)

„Ich will Alles wieder herausgeben, das Tiſchlein und das Eſelein! Ach, ich falle um und bin todt!“

Jetzt gebot der Geſelle: „Knüppel in den Sack!“ und da kroch das Prügelein im Nu wieder in den Sack. Und der Wirth war nur froh, daß er ſein Leben davon gebracht, und gab willig das Tiſchlein und das Eſelein wieder heraus. Da packte der Drechsler ſeinen Kram zuſammen, lud ſein Bündel, und ſich ſelbſt auf den Eſel und trabte dem Heimathſtädtlein zu. Da war

keine geringe Freude bei den Brüdern, als ſie die überaus werthvollen Geſchenke und Andenken wieder gewonnen ſahen, die jetzt gerade noch ſo herrlich ihre Wunder thaten, wie ehemals. — wieder gewonnen durch den, den ſie immer den Dummen geſcholten hatten, und der doch klüger war, wie ſie.

Und die Brüder blieben zuſammen bei den Aeltern, und brauchten nicht mehr zu arbeiten, um vom Verdienſt das tägliche Brod zu ſchaffen, denn ſie hatten von nun an von Allem, was das menſchliche Leben bedarf, die Hülle und die Fülle.

Siebenſchön.

Es waren einmal in einem Dorfe ein paar arme Leute, die hatten ein kleines Häuschen und nur eine einzige Tochter, die war wunderſchön und gut über alle Maßen. Sie arbeitete, fegte, wuſch, ſpann und nähte für ſieben, und war ſo ſchön wie ſieben zuſammen, darum ward ſie Siebenſchön geheißen. Aber weil ſie ob ihrer Schönheit immer von den Leuten angeſtaunt wurde, ſchämte ſie ſich, und nahm Sonntags, wenn ſie in die Kirche ging — denn Siebenſchön war auch frömmer wie ſieben andre, und das war ihre größte Schönheit, — einen Schleier vor ihr Geſicht. So ſah ſie einſtens der Königsſohn, und hatte ſeine Freude über ihre edle Geſtalt, ihren herrlichen Wuchs, ſo ſchlank wie eine junge Tanne, aber es war ihm leid, daß er vor dem Schleier nicht auch ihr Geſicht ſah, und fragte ſeiner Diener einen: „Wie kommt es, daß wir Siebenſchöns Geſicht nicht ſehen?“ — „Das kommt daher“ — antwortete der Diener: „weil Siebenſchön ſo ſittſam iſt.“ Darauf ſagte der Königsſohn: „Iſt Siebenſchön ſo ſittſam zu ihrer Schönheit, ſo will ich ſie lieben mein lebenlang und will ſie heirathen. Gehe du hin und bringe ihr dieſen goldnen Ring von mir und ſage ihr, ich habe mit ihr zu reden, ſie ſolle Abends zu der großen Eiche kommen.“ Der Diener that wie ihm befohlen war, und Siebenſchön glaubte, der Königsſohn wolle ein Stück Arbeit bei ihr beſtellen, ging daher zur großen Eiche und da ſagte ihr der Prinz, daß er ſie lieb habe um ihrer großen Sittſamkeit und Tugend Willen, und ſie zur Frau nehmen wolle; Siebenſchön aber ſagte: „Ich bin ein armes Mädchen und du biſt ein reicher Prinz, dein Vater würde ſehr böſe werden, wenn du mich wollteſt zur Frau nehmen. Der Prinz drang aber noch mehr in ſie, und da ſagte ſie endlich, ſie wolle ſich's bedenken, er ſolle ihr ein paar Tage Bedenkzeit gönnen. Der Königsſohn konnte aber unmöglich ein paar Tage warten, er ſchickte ſchon am folgenden Tage Siebenſchön ein Paar ſilberne Schuhe und ließ ſie bitten, noch einmal unter die große Eiche zu kommen. Da ſie nun kam, ſo fragte er ſchon, ob ſie ſich beſonnen habe? ſie aber ſagte, ſie habe noch keine Zeit gehabt ſich zu beſinnen, es gebe im Haushalt gar viel zu

thun, und sie sei ja doch ein armes Mädchen und er ein reicher Prinz, und sein Vater werde sehr böse werden, wenn er, der Prinz, sie zur Frau nehmen wolle. Aber der Prinz bat von neuem und immermehr, bis Siebenschön versprach, sich gewiß zu bedenken und ihren Eltern zu sagen, was der Prinz im Willen habe. Als der folgende Tag kam, da schickte der Königssohn ihr ein Kleid, das war ganz von Goldstoff, und ließ sie abermals zu der Eiche bitten. Aber als nun Siebenschön dahin kam, und der Prinz wieder fragte, da mußte sie wieder sagen und klagen, daß sie abermals gar zu viel und den ganzen Tag zu thun gehabt, und keine Zeit zum Bedenken, und daß sie mit ihren Eltern von dieser Sache auch noch nicht habe reden können, und wiederholte auch noch einmal, was sie dem Prinzen schon zweimal gesagt hatte, daß sie arm, er aber reich sei, und daß er seinen Vater nur erzürnen werde. Aber der Prinz sagte ihr, das alles habe nichts auf sich, sie solle nur seine Frau werden, so werde sie später auch Königin, und da sie sah, wie aufrichtig der Prinz mit ihr es meinte, so sagte sie endlich ja, und kam nun jeden Abend zu der Eiche und zu dem Königssohne — auch sollte der König noch nichts davon erfahren. Aber da war am Hofe eine alte häßliche Hofmeisterin, die lauerte dem Königssohn auf, kam hinter sein Geheimniß und sagte es dem Könige an. Der König ergrimmte, sandte Diener aus und ließ das Häuschen, worin Siebenschöns Aeltern wohnten, in Brand stecken, damit sie darin anbrenne. Sie that dies aber nicht, sie sprang als sie das Feuer merkte heraus und alsbald in einen leeren Brunnen hinein, ihre Aeltern aber, die armen alten Leute verbrannten in dem Häuschen.

Da saß nun Siebenschön drunten im Brunnen und grämte sich und weinte sehr, konnt's aber zuletzt doch nicht auf die Länge drunten im Brunnen aushalten, krabbelte herauf, fand im Schutt des Häuschens noch etwas Brauchbares, machte es zu Geld und kaufte dafür Mannskleider, ging als ein frischer Bub an des Königs Hof und bot sich zu einem Bedienten an. Der König fragte den jungen Diener nach dem Namen, da erhielt er die Antwort: „Unglück!" und dem König gefiel der junge Diener also wohl, daß er ihn gleich annahm, und auch bald vor allen andern Dienern gut leiden konnte.

Als der Königssohn erfuhr, daß Siebenschöns Häuschen verbrannt war, wurde er sehr traurig, glaubte nicht anders, als Siebenschön sei mit verbrannt, und der König glaubte das auch, und wollte haben, daß sein Sohn nun endlich eine Prinzessin heirathe, und mußte dieser nun eines benachbarten Königs Tochter freien. Da mußte auch der ganze Hof und die ganze Dienerschaft mit zur Hochzeit ziehen, und für Unglück war das am traurigsten, es

lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Er ritt auch mit hintennach der Letzte im Zuge, und ſang wehklagend mit klarer Stimme:

„Siebenſchön war ich genannt,
Unglück iſt mir jetzt bekannt.“

Das hörte der Prinz von weitem, und fiel ihm auf und hielt und fragte: „Ei wer ſingt doch da ſo ſchön?“ — „Es wird wohl mein Bedienter, der Unglück ſein,“ antwortete der König, „den ich zum Diener angenommen habe.“ Da hörten ſie noch einmal den Geſang:

„Siebenſchön war ich genannt,
Unglück iſt mir jetzt bekannt.“

Da fragte der Prinz noch einmal, ob das wirklich Niemand anders ſei, als des Königs Diener? und der König ſagte er wiſſe es nicht anders.

Als nun der Zug ganz nahe an das Schloß der neuen Braut kam, erklang noch einmal die schöne klare Stimme:

„Siebenschön war ich genannt,
Unglück ist mir jetzt bekannt."

Jetzt wartete der Prinz keinen Augenblick länger, er spornte sein Pferd und ritt wie ein Offizier längs des ganzen Zugs in gestrecktem Galopp hin, bis er an Unglück kam, und Siebenschön erkannte. Da nickte er ihr freundlich zu und jagte wieder an die Spitze des Zuges, und zog in das Schloß ein. Da nun alle Gäste und alles Gefolge im großen Saal versammelt war und die Verlobung vor ich gehen sollte, so sagte der Prinz zu seinem künftigen Schwiegervater: „Herr König, ehe ich mit Eurer Prinzessin Tochter mich feierlich verlobe, wollet mir erst ein kleines Räthsel lösen. Ich besitze einen schönen Schrank, dazu verlor ich vor einiger Zeit den Schlüssel, kaufte mir also einen neuen; bald darauf fand ich den alten wieder, jetzt saget mir Herr König, wessen Schlüssel ich mich bedienen soll?" — „Ei natürlich des alten wieder!" antwortete der König, „das Alte soll man in Ehren halten, und es über Neuem nicht hintansetzen." — „Ganz wohl Herr König" antwortete nun der Prinz, „so zürnt mir nicht, wenn ich eure Prinzessin Tochter nicht freien kann, sie ist der neue Schlüssel, und dort steht der alte." Und nahm Siebenschön an der Hand und führte sie zu seinem Vater, indem er sagte: „Siehe Vater, das ist meine Braut." Aber der alte König rief ganz erstaunt und erschrocken aus: „Ach lieber Sohn, das ist ja Unglück, mein Diener! — Und viele Hofleute schrieen: „Herr Gott, das ist ja ein Unglück!" — „Nein!" sagte der Königssohn, „hier ist gar kein Unglück, sondern hier ist Siebenschön, meine liebe Braut." Und nahm Urlaub von der Versammlung und führte Siebenschön als Herrin und Frau auf sein schönstes Schloß.

Die drei Musikanten.

Es zogen einmal drei junge Musikanten aus ihrer Heimath in die Fremde; sie hatten alle drei bei einem Meister die Musik gelernt, und wollten nun auch vereint bleiben und ihr Glück in fremden Landen versuchen. Von Ort zu Ort wanderten sie fröhlich dahin, spielten auf zu Kirmes- und Festtagtänzen, und gewannen durch ihre lustigen Musikstücklein gar manchen schweren Batzen, neben dem stillen und lauten Beifall. So kamen sie denn auch einmal in ein Städtchen, und belustigten am Abend die Gesellschaft mit schöner Musik. Endlich hörten sie auf aufzuspielen, sondern tranken eins, thaten Manchem Bescheid und gaben auch zum Gespräch der Gäste ihren Theil. Da ward mancherlei Verwunderliches durch einander geplaudert und erzählt. Zunächst ging die Rede von einem Zauberschloß, welches sich in der Nähe des Städtchens

befände, und von welchem eben so viel Wunderschönes als Wunderbares erzählt wurde. Bald hieß es: ja, dort sind ungeheure Schätze, dort ist stets Ueberfluß an den köstlichsten Lebensmitteln, obgleich keine Menschenseele darinnen wohnt. — bald hieß es wieder: aber dort ist ein schrecklicher Gespensterspuk. Wer seinen Buckel weiß hinein trägt, bringt ihn braun und blau gefärbt wieder heraus, ohne die Schätze gehoben oder den Zauber gelöst zu haben. Dies und vieles andere wurde hin und her geredet über das verzauberte Schloß. Die drei Musikanten waren nicht sobald allein in ihrem Schlafkämmerlein, als sie sich lange unterredeten und zugleich den Gedanken erfaßten, das räthselhafte Schloß sich näher zu besehen, ja, sogar sich hinein zu wagen, um möglicher Weise die dort verborgenen und verzauberten Schätze zu heben. Nun wurden sie einig unter sich, daß ein Jeder einzeln, einer nach dem Andern, sich hinein wagen sollte, je nach der Aelte, und daß einem Jeden ein ganzer Tag dazu vergönnt sein sollte, sein Abenteuer zu bestehen. Der erste Glücksversuch fiel dem Geiger zu. Der machte sich muthvoll und ohne Säumen auf das Schloß, und fand, als er dort anlangte, die Eingangspforten schon offen, als ob man seiner geharrt hätte; doch als er über die Schwelle geschritten war, schlug hinter ihm die schwere Thüre zu, und es sprang ein riesiger Eisenriegel vor, obgleich kein lebendes Wesen zu erblicken war, doch als wenn ein strenger Pförtner hier sein Amt verrichte, und Wache halte — und dem Geiger kam ein Grausen an, so daß sein Haar sich auf dem Wirbel sträubte. Aber er konnte weder umkehren noch verweilen, und es kräftigte ihn wieder der Gedanke an das zu hoffende Glück, an Gold und Schätze. Treppe auf Treppe ab wanderte der Jüngling, durch herrliche Zimmer, kostbare Säle, trauliche Kabinetchen — alles prachtvoll ausgestattet, und in der schönsten Sauberkeit erhalten. Aber überall war eine Todtenstille, auch nicht das kleinste Mückchen lebte und wohnte hier. Doch dem Jüngling wuchs der Muth aufs Neue, zumal als er den untern Räumen, Küche und Gewölben, sich zuwandte, wo in Fülle die seltensten und köstlichsten Speisevorräthe vorhanden waren, in den Gewölben die Weinflaschen hoch aufgespeichert lagen, und alle Sorten süßer eingemachter Früchte in großen Gläsern nach der Reihe standen. In der schönen blanken Küche kniserte vertraulich ein helles Feuerlein, und darüber ward von unsichtbarer Hand ein Bratrost gesetzt, und ein ausgesuchtes Wildpretfleisch tanzte aus dem Gewölbe herein in die Küche, und auf den Rost; und viele andre Speisen, feine Gemüse und Pasteten und köstliches Backwerk wurde eben so schnell, als kostbar von unsichtbaren Händen zubereitet und dann in eins der schönsten Zimmer, wohin

ſich der Jüngling begeben hatte, ihm nachgetragen und auf einer gedeckten Tafel vor ihm ausgeſetzt. Der Jüngling ergriff zuerſt ſein Inſtrument und ließ klangvoll ſeine ſchönen Melodien durch die ſtillen Räume ſchallen, worauf er ſich dann ohne Zaudern zur einladenden Tafel ſetzte und zu ſchmauſen anfing. Doch nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre und es trat ein Männlein herein, etwa drei Ellenbogen hoch, mit einem Scharlachröcklein angethan, mit verwelktem Geſichtlein und einem grauen Bart, der bis auf die großen ſilbernen Schuhſchnallen reichte. Und das Männlein ſetzte ſich ſchweigend neben den Geiger und ſchmauſete mit. Als nun die Reihe an den ſchönen Wildpretbraten kam, nahm der Geiger die Schüſſel, und nickte dem Männlein zu, doch zuerſt zuzulangen, und dieſes ſpießte lächelnd ein Stück Fleiſch an die Gabel und nickte wieder und ließ dabei das Bratenſtückchen unter den Tiſch fallen. Gefällig bückte ſich da gleich der gute Geiger, um es wieder aufzuheben; aber im Nu ſaß ihm ſchon das Bartmännlein auf dem Rücken und bläute ſo unbarmherzig auf ihn los, als ob es ihm das Lebenslicht ausblaſen wolle. Und auch des Geigers Mund wurde zugehalten, bis unter unaufhörlichen Prügeln derſelbe endlich zur großen Eingangspforte hinausgeſchoben ward. Draußen ſchöpfte der halbtodte Geiger friſchen Odem, und ſchlich dann ächzend dem Gaſthof zu, wo die Kameraden geblieben waren. Es war ſchon Nacht, als er ihn erreichte und jene beiden ſchliefen bereits. Am andern Morgen ſahen ſie ganz erſtaunt den Geiger ebenfalls im Bette liegen, und beſtürmten ihn bald mit vielen Fragen; doch er kraute ſich Kopf und Rücken, gab ſehr kurze Antworten und ſprach: „Gehet hin und ſehet ſelber zu! Es iſt eine kitzliche Sache.“

Der zweite Muſiker, ein Trompeter, trat nun den Gang nach dem Zauberſchloß an, fand alles eben ſo wie das geblaute Geigerlein, und wurde auch eben ſo bewirthet mit Paſteten und Prügeln, ſo daß er am folgenden Morgen ebenfalls wie ein gepreßter Fuchs auf ſeinem Lager lag, und klagte, es ſei ihm abſonderlich aufgeſpielt worden, aus grober Tonart. Dennoch hatte der Dritte, ein Flötenbläſer, noch Muth genug, um ſein Heil im Zauberſchloß zu verſuchen. Er war der pfiffigſte. Furchtlos durchwanderte er das ganze Schloß, es däuchte ihm recht angenehm, dieſe ſchönen Räume für immer zu beſitzen, in Küche und Keller war ja Vorrath an Lebensmitteln die Hülle und Fülle. Bald ward auch für ihn eine koſtbare Tafel gedeckt, und als er lange genug fröhlich ſingend und flöteblaſend herum gewandert war, nahm er Platz und ließ es ſich behagen. Da trat wieder das Bartmännlein herein und ſetzte ſich neben den Gaſt. Und der unerſchrockene Muſikant ließ ſich mit

ihm in ein Gespräch ein, und that gerade, als ob er ihn schon hundertmal hier getroffen, doch war das Männlein nicht sehr redselig. Endlich kam es wieder an den Braten, und das Männlein ließ wieder mit Absicht sein Stück fallen; gutmüthig war eben der Flötenbläser im Begriff es aufzunehmen, als er gewahrte, daß das Zwerglein flugs auf seinem Rücken springen wollte. Da wandte er sich alsbald rasch um, riß es von sich, und packte und schüttelte das Männlein an seinem Bart so derb, bis er denselben zuletzt ganz herausriß und der kleine Alte ächzend niederstürzte. Aber so wie der Jüngling den Bart in seinen Händen hatte, überkam ihn eine außerordentliche Kraft, und er erschaute im Schloß noch viel wunderbarere Dinge wie vorher; dagegen hatte das Männlein fast alles Leben verloren; es winselte und flehte: „Gieb, o gieb mir meinen Bart wieder, so will ich dir allen Zauber, der dieses Schloß umfaßt, kund thun, und dir dazu verhelfen, den Zauber zu lösen, so daß du dadurch reich und ewig glücklich werden wirst." Der kluge Flötenbläser aber sprach: „Deinen Bart sollst du wieder haben, doch mußt du mir zuvor Alles dies kund thun, sonst bist du ein Schalk. Und eher gebe ich den Bart nicht aus meinen Händen." Da mußte der Alte sich bequemen, erst sein Versprechen zu erfüllen, ob er es gleich nicht Willens gewesen war, sondern nur mit List seinen Bart wieder an sich bringen wollte. Der Jüngling mußte ihm nun folgen, durch dunkle geheime Gänge, unterirdische Gewölbe und grauliche Felsklüfte, bis sie endlich auf ein freies Gefilde kamen, das gänzlich aussah wie eine viel schönere Welt als die unsrige. Und an einen Strom kamen sie, der brauſete wild; doch das Männlein zog einen kleinen Stab hervor und schlug ins Wasser, worauf alsobald die Fluth auseinandertrat und stille stand, bis beide trockenen Fußes hinüber waren. Drüben war es eine Pracht! — da ging es weiter durch grüne, herrliche Laubgänge, überall Blumen, Vöglein mit Silber- und Goldfedern, die sangen wundersam, und glänzende Käfer und Schmetterlinge gaukelten und tanzten herum, und andere niedliche Thiere schäkerten in Büschen und Hecken; und der Himmel über ihnen sah nicht blau, sondern wie pure Goldstrahlen, und die Sterne waren viel größer und kreiseten wie in verschlungenen Tänzen durcheinander.

Der Jüngling staunte, und staunte noch mehr, als er von dem grauen Zwerglein in ein noch weit prachtvolleres Gebäude, als das Wunderschloß, geführt wurde. Auch hier herrschte neben aller Herrlichkeit die tiefste Stille in den Gemächern, und als sie deren viele durchwandert, kamen sie in eins, welches ganz mit Schleiern behangen war, wo in der Mitte des Zimmers ein dicht verhülltes Bette stand, darüber ein schöner Vogelbauer hing mit einem

Vöglein, welches gar helle Lieder durch die einsame Stille schmetterte. Das graue Männlein hub die Schleier und Hüllen vom Bette und führte den Jüngling näher; dieser sah hier auf weichen seidenen Kissen, die reich mit Goldtroddeln behangen waren, ein gar liebliches Mädchen schlafend daliegen, das war so schön wie ein Engel, hatte ein weißes Kleidchen an und über ihre Brust und Schultern wallten die goldnen Locken herab, und auf dem Haupte

blitzte eine demant'ne Krone; aber ein tiefer todtenähnlicher Schlaf hielt die sanften Züge gefangen, und kein Geräusch vermochte die holde Schläferin zu erwecken. Da sprach das Männlein zu dem verwunderten Jüngling: „Siehe hier dieses schlafende Kind! Es ist eine hohe Prinzessin. Dieses schöne Schloß und dieses gesegnete Land ist ihr Erbgut, wann sie erlöset ist; aber seit Jahrhunderten schläft sie den festen Zauberschlaf, und auch seit Jahrhunderten fand noch keine menschliche Seele den Weg, der hierher führt, den nur ich täglich zurücklegte, um dort im Schloß, welches meine Wohnung ist, zu speisen, und etwa die goldbegierigen Menschen, die sich einfanden, mit einem Gericht Prügel zu bedienen. Ich bin der Wächter über diese Schläferin, und mußte sorgfältig verhüten, daß kein Fremder hier eindringe, und dazu ward mir mein Bart, in welchem solche übermäßige Kräfte wohnen, daß auch ich ebenfalls seit Jahrhunderten diesen Zauber zu üben vermag. Doch nun, wo mir der Bart entrissen, bin ich kraftlos, und muß dieses überschwengliche Glück lassen, welches mit der holden Prinzessin erwacht, dir entdecken und überlassen. Und so schicke dich rasch zur Ausführung des Erlösungswunders.

Nimm diesen Vogel, der über der Prinzessin hängt, und der sie einst in den Zauberschlummer gesungen hat, und seitdem jene Melodien auch immerfort singen mußte, — nimm ihn, schlachte ihn, und schneide ihm das kleine Herz aus, brenne es dann zu Pulver und gieb dieses der Prinzessin in den Mund, alsobald wird sie davon erwachen und wird dich beglücken mit Hand und Herz, mit Land und Schloß und allen ihren Schätzen." Das Männlein schwieg erschöpft, und der Jüngling säumte nicht an das Werk der Erlösung zu gehen. Schnell und gut wurde alles getreu nach der Angabe des kleinen Alten ausgeführt, und das Pülverlein bereitet. Nach wenigen Minuten, als es der Prinzessin gegeben war, schlug sie frisch und lächelnd die Augen auf, und hob sich vom Lager empor und sank dem glücklichen Jüngling an die Brust, liebkoſete und dankte ihm und nahm ihn zu ihrem Gemahl an. Und in demselben Moment zog ein Donnern und Krachen durch das Schloß, auf allen Treppen wurde es laut, und in allen Zimmern wurde es geräuschvoll. Und endlich kam eine Schaar Diener und Dienerinnen mit freundlichen Gesichtern in das Zimmer getreten, in welchem das glückliche Paar weilte und alle freuten sich, und flogen dann flink und froh in die Küchen und Kellerräume, in Zimmer und Säle und Gänge an ihre Arbeit, und waren alle wie neugeboren.

Das graue Zwerglein aber beſichte nun streng seinen Bart von dem Jüngling, und gedachte immer noch in seinem boshaften Herzen dem Glücklichen einen Poſſen zu spielen. Denn, wenn ihm der Bart erſt wieder am Kinn saß, hatte er Macht, alle Sterbliche zu überwältigen. Allein der kluge Flötenbläſer gebrauchte noch immer Vorsicht mit dem tückiſchen Männlein, er sprach: „O, deinen Bart sollſt du wieder haben, sei nicht bange, ich will ihn dir zum Abſchied überreichen, aber erlaube, daß wir Beide, meine holde Braut und ich, dich eine kleine Strecke begleiten dürfen." Das konnte das Männlein nicht verweigern. Sie gingen nun weit durch schöne Laubgänge und Blumenbeete mit dem Zwerg, und kamen endlich an das ungeheuer tiefe, rauſchende Waſſer, welches viele viele Meilen weit in der Runde um das Land der Prinzeſſin ſtrömte und gleichſam die Grenzſcheidung bildete. Keine Brücke und kein Nachen war rings vorhanden, worauf Menſchen das jenſeitige Ufer erreichen konnten; auch kein kühner Schwimmer hätte es errungen, denn die Wellenfluth war zu toſend und wild. Da ſprach der Jüngling zu dem Männlein: „Gieb mir deinen Stab, auf daß ich dir diesmal noch zur Ehre das Waſſer auseinander ſcheide." Und das Männlein mußte gehorchen, weil es ſeine Bartkräfte noch nicht wieder hatte, und dachte auch im

Stillen noch in hämiſcher Freude: wenn er mir drüben über dem Waſſer, den Bart überreicht, ſo bekomme ich ihn doch in meine Gewalt, nehme ihn dann den Stab wieder ab, und Beide können ihr wunderſchönes Land nie betreten. Aber nicht alſo gingen des Zwerges boshafte Gedanken aus. Der kluge, glückliche Jüngling ſchlug mit dem Stab ins Waſſer, es theilte ſich behende und ſtand ſtille, und der Zwerg ging voran und ging hinüber, und ſchnell hinter ihm brauſete die Fluth zuſammen; aber der Jüngling war mit ſeiner lieben Braut am andern Ufer zurückgeblieben, er behielt den Zauberſtab und ſchleuderte nur den Bart über's Waſſer hinüber, ſo daß ihn der Zwerg drüben auffing, und ſich ihn wieder anſetzte; und ſo ward der Alte doch um ſeinen Zauberſtab betrogen, und durfte hinfort nimmer wieder das herrliche Gebiet betreten. Und der glückliche Jüngling kehrte zurück ins Schloß mit ſeiner Holden, zu ſteter Freude und Glückſeligkeit; und keine Sehnſucht kam ihn in ſein Herz, je wieder zu ſeinen Kameraden zurückzukehren. Die ſaßen lange im Wirthshaus, und als jener nicht wieder kam, ſprachen ſie: „Der iſt flöten gegangen," — und das iſt hernach zum Sprichwort geworden, wenn Einer oder eine Sache abhanden und nicht wieder kommt.

Der Müller und die Nixe.

Es war einmal ein Müller, der war reich an Geld und Gut und führte mit ſeiner Frau ein vergnügtes Leben. Aber Unglück kommt über Nacht; der Müller wurde arm und konnte zuletzt kaum noch die Mühle, in der er ſaß ſein eigen nennen. Da ging er am Tage voll Kummer umher, und wenn er Abends ſich niederlegte, fand er keine Ruhe, ſondern verwachte die ganze Nacht in traurigen Gedanken. Eines Morgens ſtand er früh vor Tage auf und ging ins Freie; er dachte es ſollte ihm leichter ums Herz werden. Als er nun auf dem Damme an ſeinem Mühlteiche ſorgenvoll auf und nieder ging, hörte er es auf einmal in dem Weiher rauſchen, und als er hinſah, da ſtieg eine weiße Frau daraus empor. Da erkannte er, daß es die Nixe des Weihers ſein müſſe und vor großer Furcht wußte er nicht, ob er davon gehen, oder ſtehen bleiben ſollte. Indem er ſo zauderte, erhob die Nixe ihre Stimme, nannte ihn bei Namen und fragte ihn, warum er ſo traurig wäre? Als der Müller die freundlichen Worte hörte, faßte er ſich ein Herz und erzählte ihr, wie er ſonſt ſo reich und glückſelig geweſen wäre und jetzt ſei er ſo arm, daß er

ſich vor Noth und Sorgen nicht zu rathen wiſſe. Da redete ihm die Nixe mit tröſtlichen Worten zu und verſprach ihm, ſie wolle ihn noch reicher machen, als er je geweſen ſei, wenn er ihr dagegen das gebe, was eben in ſeinem Hauſe jung geworden ſei. Der Müller dachte, ſie wolle ein Junges von ſeinem Hunde oder ſeiner Katze haben, ſagte ihr alſo zu, was ſie verlangte und eilte gutes Muthes nach ſeiner Mühle. Aus der Hausthür trat ihm ſeine Magd mit freudiger Geberde entgegen und rief ihm zu, ſeine Frau habe ſo eben einen Knaben geboren. Da ſtand nun der Müller und konnte ſich über die Geburt ſeines Kindes, die er nicht ſo bald erwartet hatte, nicht freuen. Traurig ging er ins Haus und erzählte ſeiner Frau und ſeinen Verwandten, die herbei kamen, was er der Nixe gelobet hatte. „Mag doch alles Glück, das ſie mir verſprochen hat, verfliegen“ ſprach er, „wenn ich nur mein Kind retten kann.“ Aber Niemand wußte andern Rath, als daß man das Kind ſorgfältig in Acht nehmen müſſe, damit es niemals dem Weiher zu nahe käme.

Der Knabe wuchs fröhlich auf und unterdeſſen kam der Müller nach und nach zu Geld und Gut, und es dauerte nicht lange, ſo war er reicher als er je geweſen war. Aber er konnte ſich ſeines Glückes nicht recht freuen, da er immer ſeines Gelübdes gedachte und fürchtete, die Nixe werde über kurz oder lang auf die Erfüllung dringen. Aber Jahr auf Jahr verging, der Knabe wurde groß und lernte die Jägerei, und weil er ein ſchmucker Jäger war, nahm ihn der Herr des Dorfes in ſeinen Dienſt, und der Jäger freite ſich ein junges Weib und lebte friedlich und in Freuden.

Einſtmals verfolgte er auf der Jagd einen Haſen, der endlich auf das freie Feld ausbog. Der Jäger ſetzte ihm eifrig nach und ſtreckte ihn mit einem Schuſſe nieder. Sogleich machte er ſich ans Ausweiden und achtete nicht darauf, daß er ſich in der Nähe des Weihers befand, vor dem er ſich von Kind auf hatte hüten müſſen. Mit dem Ausweiden war er bald fertig und ging nun an das Waſſer, um ſeine blutigen Hände zu waſchen. Kaum hatte er ſie in den Weiher getaucht, als die Nixe emporſtieg, ihn mit naſſen Armen umfing und ihn mit ſich hinabzog, daß die Wellen über ihm zuſammenſchlugen.

Als der Jäger nicht heimkehrte, gerieth ſeine Frau in große Angſt, und als man nach ihm ſuchte und am Mühlteiche ſeine Jagdtaſche liegen fand, da zweifelte ſie nicht mehr daran, wie es ihm ergangen ſei. Ohne Raſt und Ruhe irrte ſie an dem Weiher umher und rief wehklagend Tag und Nacht ihren Mann. Endlich fiel ſie vor Müdigkeit in einen Schlaf, darinnen es ihr träumte, wie ſie durch eine blühende Flur zu einer Hütte wanderte, worin

eine Zauberin wohnte, die ihr ihren Mann wieder zu ſchaffen verſprach. Als ſie am Morgen erwachte, beſchloß ſie der Eingebung zu folgen und die Zauberin aufzuſuchen. So wanderte ſie aus und kam bald zur blühenden Flur und dann zu der Hütte, worin die Zauberin wohnte. Sie erzählte ihren Kummer und daß ein Traum ihr Rath und Hülfe von ihr verſprochen habe. Die Zauberin gab ihr zum Beſcheid: ſie ſolle beim Vollmond an den Weiher gehen und dort mit einem goldnen Kamme ihre ſchwarzen Haare ſtrählen und dann den Kamm ans Ufer legen. Die junge Jägersfrau beſchenkte die Zauberin reichlich und begab ſich auf den Heimweg.

Die Zeit bis zum Vollmonde verging ihr langſam; als es aber endlich Vollmond war, ging ſie zum Weiher und ſtrählte ſich mit einem goldnen Kamme ihre ſchwarzen Haare und als ſie fertig war, legte ſie den goldnen Kamm am Ufer nieder und ſah dann ungeduldig in das Waſſer: Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte den goldnen Kamm vom Ufer und es dauerte nicht lange, ſo erhob ihr Mann den Kopf aus dem Waſſer und ſah ſie traurig an. Aber bald kam wiederum eine Welle gerauſcht und der Kopf verſank, ohne ein Wort geſprochen zu haben. Der Weiher lag wieder ruhig wie zuvor und glänzte im Mondſcheine und die Jägersfrau war um nichts beſſer daran als vorher.

Troſtlos durchwachte ſie Tage und Nächte, bis ſie wieder ermüdet in Schlaf ſank, und derſelbe Traum, der ſie an die Zauberin gewieſen hatte, wieder über ſie kam. Abermals ging ſie am Morgen nach der blühenden Flur und nach der Hütte und klagte der Zauberin ihren Kummer. Die Alte gab ihr zum Beſcheid: ſie ſolle beim Vollmond an den Weiher gehen, auf einer goldnen Flöte blaſen und dann die Flöte an das Ufer legen.

Als es Vollmond geworden war, ging die Jägersfrau zum Weiher, blies auf einer goldnen Flöte und legte ſie dann ans Ufer. Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte die Flöte vom Ufer und bald erhob der Jäger den Kopf über das Waſſer und tauchte immer höher empor, bis über die Bruſt, und breitete ſeine Arme nach ſeiner Frau aus. Da kam wieder eine rauſchende Welle und zog ihn in die Tiefe zurück. Die Jägersfrau hatte voller Freude und Hoffnung am Ufer geſtanden und verſank in tiefen Gram, als ſie ihren Mann in dem Waſſer verſchwinden ſah.

Aber zum Troſte erſchien ihr wiederum der Traum, der ſie zu der blühenden Flur und zu der Hütte der Zauberin verwies. Die Alte gab diesmal den Beſcheid: ſie ſolle, ſo bald es Vollmond ſein werde, an den Weiher gehen, dort auf einem goldnen Rädchen ſpinnen und dann das Rädchen ans Ufer ſtellen. Als der Vollmond kam, befolgte die Jägersfrau das Geheiß, ging an den Weiher, ſetzte ſich nieder und ſpann auf einem goldenen Rädchen und ſtellte dann das Rädchen ans Ufer. Da rauſchte es und brauſte es aus der Tiefe und eine Welle ſpülte das goldne Rad vom Ufer, und bald erhob der Jäger den Kopf über das Waſſer und tauchte immer höher empor, bis er endlich an das Ufer ſtieg und ſeiner Frau um den Hals fiel. Da fing das Waſſer an zu rauſchen und zu brauſen und überſchwemmte das Ufer weit und breit und riß beide, wie ſie ſich umfaßt hielten, mit ſich hinab. In ihrer Herzensangſt rief die Jägerin den Beiſtand der Alten an und auf einmal war die Jägerin in eine Kröte und der Jäger in einen Froſch verwandelt. Aber ſie konnten nicht beiſammen bleiben, das Waſſer riß ſie nach verſchiedenen Seiten hin, und als die Ueberſchwemmung vergangen war, da waren zwar beide wieder zu Menſchen geworden, aber der Jäger und die Jägerin waren jedes in einer fremden Gegend und ſie wußten nichts von einander.

Der Jäger entſchloß ſich als Schäfer zu leben, und auch die Jägerin ward eine Schäferin. So hüteten ſie lange Jahre ihre Heerden, eines vom andern entfernt.

Einſtmals aber trug es ſich zu, daß der Schäfer dahin kam, wo die Schäferin lebte. Die Gegend gefiel ihm und er ſah, daß ſie recht fruchtbar

gelegen ſei zur Weide ſeiner Heerde. Er brachte alſo ſeine Schaafe dorthin und hütete ſie wie zuvor. Schäfer und Schäferin wurden gute Freunde, aber ſie erkannten einander nicht.

An einem Abende aber ſaßen ſie im Vollmond bei einander, ließen ihre Heerden graſen und der Schäfer blies auf ſeiner Flöte. Da gedachte die Schäferin jenes Abends, wo ſie am Weiher bei Vollmond auf der goldenen Flöte geblaſen; ſie konnte ſich nicht länger halten und brach in lautes Weinen aus. Der Schäfer fragte ſie, was ſie ſo weine und klage? — bis ſie ihm erzählte, was ihr alles widerfahren ſei. Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Schäfers, er erkannte ſeine Jägerin und gab ſich ihr zu erkennen. Nun kehrten ſie fröhlich in ihre Heimath zurück und lebten zuſammen ungeſtört und in Frieden.

Goldener.

Vor langen Jahren hat einmal in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte ſich ein breternes Häuschen mitten im Wald erbaut, darin wohnte er mit ſeinem Weib und ſechs Kindern, die waren alle Knaben. Ak dem Hauſe war ein Ziehbrunnen und Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh fütterte, ſo gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Den jüngſten Knaben riefen die Aeltern nur: „Goldener,“ denn ſeine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngſte, ſo war er doch der ſtärkſte von allen und auch der größte. So oft die Kinder hinaus in die Flur gingen, ſo ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keins gehen, denn

jedes fürchtete ſich, zuerſt auf ein Abenteuer zu ſtoßen; ging aber Goldener voran, ſo folgten ſie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelſte Dickicht, und wenn auch ſchon der Mond über dem Gebirge ſtand.

Eines Abends ergötzten ſich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Walde, und Goldener hatte ſich vor allen ſo ſehr im Spiele ereifert, daß er ſo hell ausſah, wie das Abendroth. „Laßt uns zurückgehen!“ ſprach der Aelteſte — „es ſcheint dunkel zu werden.“ — „Seht da, der Mond!“ ſprach der Zweite. Da kam es auf einmal licht zwiſchen den dunklen Tannen hervor und eine Frauengeſtalt, leuchtend wie der Mond, ſetzte ſich auf einen

der moosigen Steine, spann mit einer krystallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink, die goldne Ros',
Die Königin im Meeresschooß!"

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden und sie erlosch, wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eins das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte auch Goldener in dem dicken Wald umher, fand aber weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen, denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Brombeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage — Andere sagen gar erst am sechsten oder siebenten Tage — wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener zuletzt hinaus auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht um das Herz und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fing Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug sie in die Stadt zum Kaufe.

„Solch ein Bursche ist mir gerade von nöthen," dachte der Vogelsteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wiese nah' an den Garnen stand und in den weiten blauen Himmel hineinsah und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne ganz erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen" — sprach der Vogelsteller laut lachend, — „deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs? Bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!"

Goldener war gleich dabei, ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

„Laß erproben, was du gelernt hast," sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken.

„Packe dich mit dieſem weißen Finken!“ ſchrie der Vogelſteller, — „du haſt es mit dem Böſen zu thun!“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft von der Wieſe, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünſchungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelſtellers nicht begreifen, er ging traurig, doch getroſt, wieder in den Wald zurück und nahm ſich noch einmal vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen. Tag und Nacht lief er über Felſenſteine und alte gefallene Baumſtämme, fiel auch gar oft über die ſchwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald endlich wieder heller, und da kam er hinaus in einen ſchönen lichten Garten, der war voll der lieblichſten Blumen und weil Goldener dergleichen noch keine erblickt, blieb er voll Bewunderung ſtehen. Der Gärtner im Garten erblickte ihn nicht ſobald, — denn Goldener ſtand unter den Sonnenblumen und ſeine Haare glänzten im Sonnenſchein nicht anders, als ſo eine Blume — als er ſprach: „Ha! ſolch einen Burſchen hab' ich gerade von nöthen!“ und das Thor des Gartens ſchloß. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal da er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden.

„Fort in den Wald!“ ſprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol' mir einen wilden Roſenſtock, damit ich zahme Roſen darauf pflanze!“ Goldener ging und kam mit einem Stock der ſchönſten goldfarbenen Roſen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte ſie der geſchickteſte Goldſchmied für die Tafel eines Königs geſchmiedet.

„Packe dich mit diesen goldnen Rosen!“ schrie der Gärtner, — „du hast es mit dem Bösen zu thun,“ und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen, doch ging er getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tage endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus in das blaue Meer; das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm, die Sonne spiegelte sich eben in der krystallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schön geschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln. Einige Fischer hielten in einer zierlichen Barke am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

„Ein solcher Bursch ist uns gerade von nöthen,“ sprachen die Fischer, und husch stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!“ sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte — eine Krone von hellem Golde.

„Triumph!“ — rief der alte Fischer und fiel Goldener zu Füßen, — „ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keine Erben hatte, sterbend seine Krone in das Meer, und so lange, bis irgend einem Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.“

„Heil unserm König!“ riefen die Fischer und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen besetzt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; diese begrüßten mit lautem Jubel alle das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffs und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meer erlosch. Im Abendwinde wehten seine goldnen Locken.

Des kleinen Hirten Glückstraum.

Es war einmal ein sehr armer Bauersmann, der war in einem Dörflein Hirte, und das schon seit vielen Jahren. Seine Familie war klein, er hatte ein Weib und nur ein einziges Kind, einen Knaben. Doch diesen hatte er sehr frühzeitig mit hinaus auf die Weide genommen und ihm die Pflichten eines treuen Hirten eingeprägt, und so konnte er, als nur einigermaßen der Knabe herangewachsen war, sich ganz auf denselben verlassen, konnte ihm die Heerde allein anvertrauen, und konnte unterdessen daheim noch einige Dreier mit Körbeflechten verdienen. Der kleine Hirte trieb seine Heerde munter hinaus auf die Triften und Raine; er pfiff oder sang manch helles Liedlein, und ließ dazwischen gar laut seine Hirtenpeitsche knallen; dabei wurde ihm keine Zeit lang. Des Mittags lagerte er sich gemächlich neben seine Heerde, aß sein Brod und trank aus der Quelle dazu, und dann schlief er auch wohl ein Weilchen, bis es Zeit war weiter zu treiben. Eines Tages hatte sich der kleine Hirte unter einen schattigen Baum zur Mittagsruhe gelagert, schlief ein und träumte einen gar wunderlichen Traum: Er reise fort, gar unendlich weit fort, — ein lautes Klingen, wie wenn unaufhörlich eine Masse Münzen zu

Boden fielen — ein Donnern, wie wenn unaufhörliche Schüſſe knallten — eine endloſe Schaar Soldaten, mit Waffen und in blitzenden Rüſtungen — das alles umkreiſete, umſchwirrte, umtoſete ihn. Dabei wanderte er immer zu und ſtieg immer bergan, bis er endlich oben auf der Höhe war, wo ein Thron aufgebaut war, darauf er ſich ſetzte, und neben ihm war noch ein Platz, auf dem ein ſchönes Weib, welches plötzlich erſchien, ſich niederließ. Nun richtete ſich im Traum der kleine Hirte empor, und ſprach ganz ernſt und feierlich: „Ich bin König von Spanien.“ Aber in demſelben Augenblick wachte er auf. Nachdenklich über ſeinen ſonderbaren Traum trieb der Kleine ſeine Heerde weiter, und des Abends erzählte er daheim ſeinen Aeltern, die vor der Thüre ſaßen und Weiden ſchnitzten, und wo er ihnen auch half, — ſeinen wunderlichen Traum, und ſprach zum Schluß: „Wahrlich, wenn ich noch einmal ſo träume, gehe ich fort nach Spanien, und will doch einmal ſehen, ob ich nicht König werde!“ — „Dummer Junge,“ murmelte der alte Vater: „dich macht man zum König, laß dich nicht auslachen!“ Und ſeine Mutter kicherte weidlich, und klatſchte in die Hände, und wiederholte ganz verwundert: „König von Spanien, König von Spanien!“ — Am andern Tag zu Mittag lag der kleine Hirte zeitig unter jenem Baume, und o Wunder! derſelbe Traum umfing wieder ſeine Sinne. Kaum hielt es ihn bis zum Abend auf der Huth, er wäre gern nach Hauſe gelaufen, und wäre aufgebrochen zur Reiſe nach Spanien. Als er endlich heimtrieb, verkündete er ſeinen abermaligen Traum, und ſprach: „Wenn mich aber noch einmal ſo träumt, ſo gehe ich auf der Stelle fort, gleich auf der Stelle.“ — Am dritten Tage lagerte er ſich denn wieder unter jenen Baum, und ganz derſelbe Traum kam zum dritten Male wieder. Der Knabe richtete ſich im Traume empor und ſprach: „Ich bin König von Spanien,“ und darüber erwachte er wieder, raffte aber auch ſogleich Hut und Peitſche und Brodſäcklein von dem Lager auf, trieb die Heerde zuſammen und geraden Wegs nach dem Dorfe zu. Da fingen die Leute an mit ihm zu zanken, daß er ſobald und ſo lange vor der Vesperzeit eintreibe, aber der Knabe war ſo begeiſtert, daß er nicht auf das Schelten der Nachbarn und der eignen Aeltern hörte, ſondern ſeine wenigen Kleidungsſtücke, die er des Sonntags trug, in einen Bündel ſchnürte, denſelben an ein Nußholzſtöcklein hing, über die Achſel nahm und ſo mir nichts dir nichts fortwanderte. Gar flüchtig war der Knabe auf den Beinen; er lief ſo raſch, als ſollte er noch vor Nachts in Spanien eintreffen. Doch erreichte er nur an dieſem Tage einen Wald, nirgends war ein Dorf oder ein einzelnes Haus; und er beſchloß, in dieſem Wald in einem dichten Buſch ſein Nachtlager zu ſuchen. Kaum hatte er aber

zur Ruhe ſich niedergelegt und war entſchlummert, als ein Geräuſch ihn wieder erweckte: es zog eine Schaar Männer in lautem Geſpräch an dem Buſch vorüber, in welchen er ſich gebettet. Leiſe machte der Knabe ſich hervor und ging den Männern in einer kleinen Entfernung nach, und dachte, vielleicht findeſt du doch noch eine Herberge; wo dieſe Männer heute ſchlafen, kannſt du gewiß auch ſchlafen. — Gar nicht lange waren ſie weiter gewandert, als ein ziemlich anſehnliches Haus vor ihnen ſtand, aber ſo recht mitten im dunkeln Wald. Die Männer klopften an, es wurde aufgethan und neben den Männern ſchlüpfte auch der Hirtenknabe mit hinein in das Haus. Drinnen öffnete ſich wieder eine Thüre, und alle traten in ein großes, ſehr ſpärlich erhelltes Zimmer, wo auf dem Fußboden umher viele Strohbunde, Betten und Deckbetten lagen, die zum Nachtlager der Männer bereit gehalten ſchienen. Der kleine Hirtenbub verkroch ſich ſchnell unter einen Strohhaufen, welcher nahe an der Thüre aufgeſchichtet war, und lauſchte nun auf alles, was er nur aus ſeinem Verſteck hören und wahrnehmen konnte. Bald kam er dahinter, denn er war ohnehin klug und aufgeweckt, daß dieſe Männerſchaar eine Räuberbande ſei, deren Hauptmann der Herr dieſes Hauſes war. Dieſer beſtieg, als die neu angelangten Mitglieder der Bande ſich hingelagert hatten, einen etwas erhöhten Sitz und ſprach mit tiefer Baßſtimme: „Meine braven Genoſſen, thut mir Bericht von eurem heutigen Tagewerk, wo ihr eingeſprochen ſeid, und was ihr erbeutet habt!“ Da richtete ſich zuerſt ein langer Mann mit kohlſchwarzem Bart empor, und antwortete: „Mein lieber Hauptmann, ich habe heute früh einen reichen Edelmann ſeiner ledernen Hoſe beraubt, dieſe hat zwei Taſchen, und ſo oft man ſie unterſt oberſt kehrt und tüchtig ſchüttelt, ſo oft fällt ein Häuflein Ducaten heraus auf den Boden.“ — „Das klingt ſehr gut!“ ſprach der Hauptmann. Ein anderer der Männer trat auf und berichtete: „Ich habe heute einem General ſeinen dreieckigen Hut geſtohlen; dieſer Hut hat die Eigenſchaft, wenn man ihn auf dem Kopf dreht, daß unaufhörlich aus den drei Ecken Schüſſe knallen.“ — „Das läßt ſich hören!“ ſprach der Hauptmann wieder. Und ein dritter richtete ſich auf und ſprach: „Ich habe einen Ritter ſeines Schwertes beraubt; ſo man daſſelbe mit der Spitze in die Erde ſtößt, erſteht augenblicklich ein Regiment Soldaten.“ — „Eine tapfere That!“ belobte der Hauptmann. Ein vierter Räuber erhob ſich nun und begann: „Ich habe einem ſchlafenden Reiſenden ſeine Stiefeln abgezogen, und wenn man dieſe anzieht, legt man mit jedem Schritt ſieben Meilen zurück.“ — „Raſche That lobe ich!“ ſprach der Hauptmann zufrieden, hänget eure Beute an die Wand, und dann eſſet und trinket und

ſchlafet wohl." Somit verließ er das Schlafzimmer der Räuber; dieſe zechten noch weidlich und fielen dann in feſten Schlaf. Als alles ſtille und ruhig war, und die Männer alleſammt ſchliefen, machte ſich der kleine Hirte hervor, zog die ledernen Hoſen an, ſetzte den Hut auf, gürtete das Schwert um, fuhr in

die Stiefeln und ſchlich dann leiſe aus dem Haus. Draußen aber zeigten die Stiefeln zur Freude des Kleinen ſchon ihre Wunderkraft, und es währte gar nicht lange, ſo ſchritt das Bürſchchen zur großen Reſidenzſtadt Spaniens hinein; ſie heißt Madrid.

Hier fragte er den Erſten Beſten, der ihm aufſtieß, nach dem größeſten Gaſthof, aber er erhielt zur Antwort: „Kleiner Wicht, geh' du hin, wo deines Gleichen einkehrt, und nicht, wo reiche Herren ſpeiſen." Doch ein blankes Goldſtück machte jenen gleich höflicher, ſo daß er nun gerne der Führer des kleinen Hirten wurde, und ihm den beſten Gaſthof zeigte. Dort angelangt, miethete der Jüngling ſogleich die ſchönſten Zimmer, und fragte freundlich ſeinen Wirth: „Nun, wie ſteht es in eurer Stadt? Was giebt es hier Neues?" Der Wirth zog ein langes Geſicht und antwortete: „Herrlein, ihr ſeid hier zu Land wohl fremd? Wie es ſcheint, habt ihr noch nicht gehört, daß unſer König, Majeſtät, ſich rüſtet mit einem Heer von zwanzigtauſend Mann? Seht wir haben Feinde; o es iſt gar eine ſchlimme Zeit! Herrlein, wollt ihr auch etwa unter's Militair gehen?" — „Freilich, freilich, ſprach der zarte Jüngling, und ſein Geſicht glänzte vor Freude. Als der Wirth ſich entfernt hatte, zog er flugs ſeine ledernen Hoſen aus, ſchüttelte ſich ein Häuflein Goldſtücke, und kaufte ſich koſtbare Kleider und Waffen und Schmuck, that alles an und ließ dann beim König um eine Audienz bitten. Und wie er in das Schloß kam, und von zwei Kammerherren durch einen großen herrlichen Saal geführt wurde, begegnete ihnen eine wunderliebliche junge Dame, die

ſich anmuthig vor dem ſchönen Jüngling, der in der Mitte der Herren ging und ſie zierlich grüßte, verneigte, und die Herren flüſterten: „Das iſt die Prinzeſſin Tochter des Königs.“ Der junge Mann war nicht wenig von der Schönheit der Königstochter entzückt, und ſeine Entzückung und Begeiſterung ließen ihn keck und muthvoll vor dem Könige reden. Er ſprach: „Königliche Majeſtät! Ich biete hiermit unterthänigſt meine Dienſte als Krieger an. Mein Heer, das ich euch zuführe, ſoll euch den Sieg erfechten, mein Heer ſoll alles erobern, was mein König zu erobern befiehlt. Aber eine Belohnung bitte ich mir aus, daß ich, wofern ich den Sieg davon trage, eure holde Tochter als Gemahlin heimführen dürfe. Wollt ihr das, mein gnädigſter König?“ Und der König erſtaunte ob der kühnen Rede des Jünglings und ſprach: „Wohl, ich gehe in deine Forderung ein; kehrſt du heim als Sieger, ſo will ich dich als meinen Nachfolger einſetzen und dir meine Tochter zur Gemahlin geben.“

Jetzt begab ſich der ehemalige Hirte ganz allein hinaus auf das freie Feld und begann ſein Schwert drauf und drein in die Erde zu ſtoßen, und in wenigen Minuten ſtanden viele Tauſende kampfgerüſteter Streiter auf dem Platz, und der Jüngling ſaß als Feldherr koſtbar gewaffnet und geſchmückt auf einem herrlichen Roß, welches mit goldgewirkten Decken behangen war; der Zaum blitzte von Edelſteinen, und der junge Feldherr zog aus, und dem Feind entgegen, da gab es eine große blutige Schlacht; aus dem Hut des Feldherrn donnerten unaufhörlich tödtliche Schüſſe, und das Schwert deſſelben rief ein Regiment nach dem andern aus der Erde hervor, ſo daß in wenigen Stunden der Feind geſchlagen und zerſtreut war, und die Siegesfahnen wehten. Der Sieger aber folgte nach, und nahm dem Feinde auch noch den beſten Theil ſeines Landes hinweg. Siegreich und glorreich kehrte er dann zurück nach Spanien, wo ihn das holdeſte Glück noch erwartete. Die ſchöne Königstochter war nicht minder entzückt von dem ſchmucken Jüngling geweſen, wie ſie ihm im Saale begegnet war, als er von ihr; und der gnädigſte König wußte die ſehr großen Verdienſte des tapfern Jünglings auch gebührend zu ſchätzen, hielt ſein Wort, gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin und machte ihn zu ſeinem Nachfolger und Thronerben.

Die Hochzeit wurde prunkvoll und glänzend vollzogen, und der ehemalige Hirte ſaß ganz im Glück. Bald nach der Hochzeit legte der alte König Krone und Scepter in die Hände ſeines Schwiegerſohns, der ſaß ſtolz auf dem Thron und neben ihm ſeine holde Gemahlin, und es wurde ihm, als dem neuen König, von ſeinem Volke Huldigung gebracht. Da gedachte er ſeines ſo ſchön erfüllten Traumes, und gedachte ſeiner armen Aeltern, und

ſprach, als er wieder allein bei ſeiner Gemahlin war: „Meine Liebe, ſieh, ich habe noch Aeltern, aber ſie ſind ſehr arm, mein Vater iſt Dorfhirte, weit von hier, und ich ſelbſt habe als Knabe das Vieh gehütet, bis mir durch einen wunderbaren Traum offenbart wurde, daß ich noch König von Spanien werde. Und das Glück war mir hold, ſieh, ich bin nun König, aber meine Aeltern möcht ich auch gern noch glücklich ſehen, daher ich mit deiner gütigen Zuſtimmung nach Hauſe reiſen und die Aeltern holen will." Die Königin war's gerne zufrieden, und ließ ihren Gemahl ziehen, der ſehr ſchnell zog, weil er die Siebenmeilenſtiefeln anhatte. Unterwegs ſtellte der junge König die Wunderdinge, die er den Räubern abgenommen, ihren rechtmäßigen Eigenthümern wieder zu, bis auf die Stiefeln, holte ſeine armen Aeltern, die vor Freude ganz außer ſich waren, und dem Eigenthümer der Stiefeln gab er für dieſelben ein Herzogthum. Dann lebte er glücklich und würdiglich als König von Spanien bis an ſein Ende.

Des Königs Münſter.

Es war einmal ein König, der erbaute ein prachtvolles Münſter zur Ehre und zum Lobe Gottes und durfte Niemand zu dieſem Bau einen Heller beiſteuern, nach des Königs ausdrücklichem Gebot, ſondern er wollte es ganz aus dem eignen Schatz erbauen. Und ſo geſchah es auch und das Münſter war vollendet, ſchön und würdig, mit aller Pracht und aller Zier. Und da ließ der König eine große marmorne Tafel zurichten, in dieſe ließ er mit goldnen Buchſtaben eine Schrift graben, daß er, der König, allein den Dom erbaut habe, und Niemand habe dazu beigeſteuert. Aber als die Tafel einen Tag und eine Nacht lang aufgerichtet war, ſo war in der Nacht die Schrift verändert, und ſtatt des Königs Namen ſtand ein anderer Name darauf, und zwar der Name einer armen Frau, ſo daß es nun lautete, als habe ſie das ganze prächtige Münſter erbaut. Das verdroß den König mächtig; er ließ den Namen austilgen, und den ſeinigen wieder einſchreiben. Aber über Nacht ſtand wieder der Name jener armen Frau auf der Tafel, und Jedermann las, daß ſie des Münſters Stifterin ſei. Und zum dritten Male ward des Königs Name auf die Tafel geſchrieben, und zum dritten Male verſchwand er, und jener kam zum Vorſchein. Da merkte der König, daß hier Gottes Finger ſchreibe, demüthigte ſich, und ließ nach der Frau forſchen und ſie vor ſeinen

Thron heiſchen. Voll Angſt und erſchrocken trat ſie vor den König, der ſprach zu ihr: „Frau, es geben ſich wunderliche Dinge, ſage mir bei Gott und deinem Leben die Wahrheit! Haſt du mein Gebot nicht vernommen, daß Niemand zu dem Münſter geben ſolle? Oder haſt du doch dazu gegeben?“

Da fiel das Weib dem Könige zu Füßen und ſprach: „Gnade, mein Herr und König! Ich will alles auf deine Gnade bekennen! Ich bin ein ganz armes Weib; ich muß mich kümmerlich mit Spinnen ernähren, daß mich der Hunger nicht ertödtet, und da hatte ich doch ein Hellerlein erübrigt, das mocht' ich gar zu gerne darbringen zu deinem Tempelbau und Gott zu Ehren, aber ich fürchtete, o Herr, deinen Bann und deine harte Bedräuung, und da kaufte ich um das Hellerlein ein Bündelein Heu, das ſtreute ich auf die Straße den Ochſen hin, welche die Steine zu deinem Münſter zogen, und ſie fraßen es. So that ich nach meinem Willen und ohne dein Gebot zu verletzen.“

Da ward der König mächtiglich bewegt von der Frauen Rede, und ſah, wie Gott der Herr ihren reinen Sinn gewürdigt und ihn als höheres Opfer angenommen, wie des Königs reichen Schatz. Und der König begabte die arme Frau reichlich und nahm ſich die Strafe ſeiner Eitelkeit wohl zu Herzen.

Die Hexe und die Königskinder.

Mitten in einem Walde wohnte eine alte ſchlimme Hexe ganz allein mit ihrer Tochter, welche letztere ein gutes, mildes Kind war, und bei der das Sprüchwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, nicht zutraf. Der Stamm nämlich war über alle Maßen knorrig, ſtachlich und häßlich, wer die Alte ſah, ging ihr aus dem Wege, und dachte: Weit davon iſt gut vorm Schuß. Die Alte trug beſtändig eine grüne Brille, und über ihrem Zottelhaar, das ungekämmt ihr vom Kopfe weit herunter hing, einen rothen Tuchlappen, und ging gern in kurzen Aermeln, daß ihre dürren wettergebräunten Arme weit aus dem ſie umſchlotternden Gewand hervorragten. Auf dem Rücken trug ſie für gewöhnlich einen Sack mit Zauberkräutern, die ſie im Walde ſammelte, und in der Hand einen großen Topf, darin ſie dieſelben kochte, und damit Ungewitter, Hagel und Schloſſen, Reif und Froſt zu Wege brachte, ſo oft es ihr beliebte.

Am Finger trug ſie einen Hexenreif von Golde mit einem glührothen Karfunkelſtein, mit dem ſie Menſchen und Thiere bezaubern konnte. Dieſer Ring machte die Alte rieſenſtark und lebenskräftig, und machte ſie, wenn ſie wollte, auch ganz und gar unſichtbar; da konnte ſie hingehen wohin ſie wollte, und nehmen was ſie wollte — und das that ſie auch, und im Walde ſuchte ſie die Hirſchkühe auf, und wenn die Thiere den Ring ſahen und ſahen den Stein funkeln, da mußten ſie an eine Stelle gebannt ſtehen bleiben, und dann ging die Alte zu den Hirſchkühen und molk deren Milch in ihren Topf, und trank ſie mit ihrer Tochter. Dieſe Tochter hieß Käthchen, und hatte es nicht gut bei ihrer böſen Mutter, doch trug ſie geduldig alles Leid. Am ſchmerzlichſten war ihr, daß ihre Mutter mancheſmal Kinder mitbrachte, mit denen Käthchen gern geſpielt hätte, allein die Alte nahm immer den Kindern ihre Kleider, ſperrte die Kinder ein und fütterte ſie mit Hirſchmilch, daß ſie fett wurden, und was ſie dann mit ihnen vornahm, iſt gruſelig zu erzählen; ſie verwandelte ſie nämlich in Hirſchkälbchen und verkaufte dieſe an Jäger. Die Jäger aber ſchoſſen die armen verwandelten und verkauften Hirſchkälbchen todt, und lieferten ſie in die Stadt, wo die Leute das junge Wildpret gar gern eſſen. So ſchlimm und böſe war die häßliche Alte, und da ſie den ganzen Tag nichts that, als zaubern und böſe Ränke erſinnen, und dabei oft und viel laut vor ſich hin murmelte, ſo lernte ihre Tochter Käthchen ihr unvermerkt einige Zauberſtücklein ab, die ſie ganz im Stillen für ſich behielt.

Da brachte eines Abends die Alte wieder zwei wunderſchöne Kinder geführt, einen Knaben und ein Mädchen, denen ſah man an, daß es Geſchwiſter waren, und reicher Leute Kinder; beide hatten ſich im Walde verirrt, waren von der Alten gefunden, und nach ihrem Hauſe mitgenommen worden, und ſie hatte ihnen geſagt, ſie wolle ſie zurück zu den Aeltern bringen. Die Kinder ſahen ſich ſchrecklich getäuſcht, als die Alte ihnen ihre ſchönen Kleider auszog, ihnen dafür Lumpen anlegte, und ſie in ein dunkles Kämmerchen einſperrte. Doch bekamen ſie einen ganzen Topf voll Hirſchmilch zu eſſen, welche gut ſchmeckte, und ein Stück ſchwarzes Brot dazu, welches weniger gut ſchmeckte, aber endlich doch auch verzehrt wurde.

Am andern Morgen humpelte die Alte ſchon frühzeitig in den Wald, und winkte den Hirſchkühen. Da war eine Hirſchfamilie, welche die Alte beſonders gut kannte und ſchätzte, beſtehend aus dem Herrn Hirſch, der Frau Hirſchin und zwei jungen Kälbchen, die hielten ſich immer treulich im Walde zuſammen, waren aber doch in ſteter Furcht vor der böſen Alten, welche machen konnte, daß ſie alle ſtill ſtehen mußten, und mußten ſich von der böſen Hexe die

Muttermilch nehmen lassen, so daß die Kälbchen sich nicht satt trinken und nicht fett werden konnten. Könnt ich dir nur einmal mein Geweih durch den dürren Leib rennen! dachte oft der Hirsch, und die Hirschin hatte auch keine guten Wünsche für die Alte — es half aber ihr Wünschen allen beiden nichts. Während die Alte im Walde war, schlich Käthchen zu dem Kämmerlein, und sah durch eine Ritze in der Thür die armen gefangenen Kinder, welche seufzten und weinten, in großem Herzeleid. Da fragte Käthchen: „Wer seid ihr denn, ihr armen Kinder?" — „Wir sind eines Königs Kinder! O mache uns frei, mein Vater wird es dir lohnen!" — sprach der Königsprinz. „Und meine Mutter auch" — sagte die kleine Prinzessin, indem sie hinzufügte: „Du sollst auch unsre gute Schwester sein, und sollst bei mir im seidnen Bettchen schlafen, und ich will dir gar schöne goldne Kleider geben, hilf uns, hilf uns nur!" — Da sagte Käthchen: „Seid nur geduldig, liebe Königskinder; ich will schon zusehen, und darauf sinnen, daß ich euch befreie." —

Am andern Morgen in aller Frühe machte das gute Käthchen ein Zauberstück. Sie verließ eilig ihr Lager, hauchte hinein, und sagte leise:

„Liebes Bettchen, sprich für mich,
Bin ich weg, sei du mein Ich!"

So auch hauchte sie auf ihre Lade, auf die Treppe, und auf den Heerd in der Küche, und sprach das nämliche Sprüchlein. Darauf ging sie an das wohlverwahrte Kämmerlein der Königskinder, hielt eine Springwurzel, welche die Alte auf dem Kammrück liegen hatte, an das Schloß und sagte:

„Riegel, Riegel, Riegelein,
Oeffne dich, laß aus und ein!" —

Da sprangen gleich Schloß und Riegel auf, und Käthchen führte alsbald die Königskinder hinweg und in den Wald hinein.

Als die Alte aufwachte, rief sie: „Käthchen, stehe auf und schüre Feuer an!" — da rief es aus dem Bettchen:

„Ich bin schon auf und munter!
Ich komme gleich in die Küche hinunter!"

Die Alte blieb nun noch liegen, doch da sie nach einer Weile nichts hörte, rief sie wieder: „Käthchen! Wo bleibt denn das faule Ding?" — „Gleich!" rief es von der Lade:

„Ich sitze auf der Lade
Und binde das Strumpfband über die Wade!"

Da nun wieder eine Weile verging, und sich im Hause nichts rührte noch regte, so ward die Alte böse, und schrie: „Käthe! Balg! Wo bleibst du denn?“ Da scholl eine Stimme von der Treppe:

„Ich komme schon, ich fliege!
Ich bin ja schon leibhaftig auf der Stiege!“

Die Alte beruhigte sich noch einmal — aber nicht gar lange, denn da wieder alles still blieb, so fuhr sie auf und schalt und fluchte. Da rief es vom Heerde her:

„Wegn die bösen Flüche?
Ich bin ja schon am Heerd und in der Küche!“

gleichwohl blieb es in der Küche und im ganzen Hause todtenstill. Jetzt riß der Alten völlig der Geduldsfaden, sie sprang aus ihrem Bett, fuhr in die Kleider und nahm einen Besenstiel, Willens Käthchen unbarmherzig durchzuprügeln. Aber wie sie hinauskam, war kein Käthchen da, nicht zu sehen, nicht zu hören, und was das Schönste, für die Alte aber das Schlimmste war, auch die Königskinder waren fort. Jetzt hättet ihr sollen die Hexensprünge sehen, welche das zornige böse alte Weib machte. Ihr Ring zeigte ihr sogleich die Richtung an, nach welcher Käthchen mit den Kindern geflohen war, und sie raste nun wild hinter ihnen her. Die Kinder aber, als sie in den Wald gekommen waren, hatten dort den Herrn von Edelhirsch nebst Gemahlin, Sohn und Tochter, angetroffen, und dieser Familie in aller Eile ihr Unglück und ihre Flucht erzählt und ihre edlen Herzen mächtig gerührt, so daß sie sich bereit zeigten, ihnen alle mögliche Hülfe angedeihen zu lassen. Die gute Dame Hirsch bot den Kindern ihren Rücken dar, sie alle drei nach dem Königsschlosse zu tragen, das jenseit des Waldes lag, und der Gemahl befahl seinen Kindern, sich in das Dickigt zurückzuziehen, er selbst stellte sich hinter dichtes Laubgebüsch nahe am Weg, willens die Alte, wenn sie vorbeirenne, und er ihren Ring nicht sehe, über den Haufen zu stoßen.

Es währte auch gar nicht lange, so kam die Alte in großen Sprüngen gesetzt; in ihrem Zorn und Eifer vergaß sie ganz, unsichtbar sein zu wollen, hielt auch den Finger mit dem Ring nicht empor, und so geschah es, daß plötzlich ein großes und stattliches Hirschgeweih mit ihr in eine sehr verwickelte Berührung kam, bei welcher eines der Enden des Geweihes mit Gewalt den Finger der Alten so streifte, daß der Zauberring vom Finger herabging und sich auf dem Ende feststeckte, und ehe sich's einer versah, so hatte der Hirsch die alte Hexe aufgegabelt, die nun durch des Ringes Kraft selbst starr und steif wurde, und trug sie in gestrecktem Lauf der Fährte nach, welche die gute

Hinde, seine Gemahlin, im thauigen Grase zurückgelassen. Diese war indeß mit den drei Kindern bereits im Königsschloß angekommen, und von dem König und der Königin waren die verlorenen Kinder und das gute Käthchen, das sie gerettet, mit großer Freude empfangen worden — als sie plötzlich alle mit großer Verwunderung die Alte auf dem Geweih des stattlichen Edelhirsches sitzend und getragen daher schweben sahen. Der Hirsch aber sprang ohne Säumen in den Schloßteich, und tauchte mit dem Kopfe unter. Als er wieder auftauchte, war sein Geweih frei von der Last. Aber auch der Zauberring blieb im Grunde. Hirsch und Hirschin kehrten zu ihrem Walde und zu ihren Kindern zurück, und waren sehr froh, daß ihnen nun niemand mehr ihre Milch nahm; Käthchen aber blieb bei den Königskindern, und schlief in einem seidnen Bettchen und trug goldne Kleidchen und wurde selbst gehalten, wie ein Königskind.

Der Mönch und das Vögelein.

Es war in einem Kloster ein junger Mönch, des Namens Urbanus, gar fromm und fleißig, dem war der Schlüssel zur Bücherei des Klosters anvertraut, und er hütete sorglich diesen Schatz, schrieb selbst manches schöne Buch und studirte viel in den andern Büchern und in der heiligen Schrift. Da fand er auch einen Spruch des Apostels Petrus, der lautet: Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag und wie eine Nachtwache. Das dünkte dem jungen Mönch schier unmöglich, mocht' und konnte es nicht glauben, und quälte sich darob mit schweren Zweifeln. Da geschah es eines Morgens, daß der Mönch herunter ging aus dem dumpfen Bücherzimmer in den hellen schönen Klostergarten, da saß ein kleines buntes Waldvögelein im Garten, das suchte Körnlein, flog auf einen Ast und sang schön wie eine Nachtigall. Es war auch dieses Vögelein gar nicht scheu, sondern ließ den Mönch nahe an

sich heran kommen und er hatte es gern gehascht, doch entfloh es, von einem Ast zum andern, und der Mönch folgte ihm eine gute Weile nach, dann sang es wieder mit lauter und heller Stimme, aber es ließ sich nicht fangen, obschon der junge Mönch das Vögelein aus dem Klostergarten heraus in den Wald noch eine gute Weile verfolgte. Endlich ließ er ab, und kehrte zurück nach dem Kloster, aber ein anderes dünkte ihm Alles, was er sah. Alles war weiter, größer und schöner geworden, die Gebäude, der Garten, und statt des niedern alten Klosterkirchleins stand jetzt ein stolzes Münster da, mit drei Thürmen. Das dünkte dem Mönch sehr seltsam, ja zauberhaft. Und als er an das Klosterthor kam und mit Zagen die Schelle zog, da trat ihm ein ihm gänzlich unbekannter Pförtner entgegen, der sich bestürzt zurück vor ihm. Nun wandelte der Mönch über den Klosterkirchhof, auf dem waren so viele viele Denksteine, die er gesehen zu haben sich nicht erinnern konnte. Und als er nun zu den Brüdern trat, wichen sie alle vor ihm aus, ganz entsetzt. Nur der Abt, aber nicht sein Abt, sondern ein andrer, junger, hielt ihm Stand, streckte ihm aber auch gleich ein Crucifix entgegen und rief: „Im Namen des Gekreuzigten, Gespenst, wer bist du? Und was suchst du, der den Höhlen der Todten entflohen, bei uns, den Lebenden?“

Da schauerte der Mönch zusammen, und wankte wie ein Greis wankt, und senkte den Blick zur Erden. Siehe, da hatte er einen langen silberweißen Bart bis über den Gürtel herab, an dem noch der Schlüsselbund hing zu den vergitterten Bücherschreinen. Den Mönchen dünkte der Mann ein wunderbarer Fremdling, und sie leiteten ihn mit scheuer Ehrfurcht zum Sessel des Abtes. Dort gab er einem jungen Mönch die Schlüssel zu dem Büchersaal, der schloß auf, und brachte ein Chronikbuch getragen, darin stand zu lesen, daß vor dreihundert Jahren der Mönch Urban spurlos verschwunden, Niemand wisse, ob entflohen oder verunglückt. „O Waldvögelein, war das dein Lied?“ fragte der Fremdling mit einem Seufzer. „Kaum drei Minuten lang folgte ich dir und horchte deinem Gesang, und drei Jahrhunderte vergingen seitdem! Du hast mir das Lied von der Ewigkeit gesungen, die ich nicht fassen konnte! Nun fasse ich sie und bete Gott an im Staube, selbst ein Staub!“ Sprach's und neigte sein Haupt, und sein Leib zerfiel in ein Häuflein Asche.

Die sieben Geislein.

Es ist einmal eine alte Geis gewesen, die hatte sieben junge Zicklein, und wie sie einmal fort in den Wald wollte, hat sie gesagt: „Ihr lieben Zicklein, nehmt euch in Acht vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, sonst seid ihr alle verloren.“ Darnach ist sie fortgegangen.

In einer Weile rappelt was wieder an der Hausthüre und ruft: „Macht auf, macht auf, liebe Kinder! Euer Mütterlein ist aus dem Wald gekommen!“ Aber die sieben Geislein erkannten's gleich an der groben Stimme, daß das ihr Mütterlein nicht war, und haben gerufen: „Unser Mütterlein hat keine so grobe Stimme!“ Und haben nicht aufgemacht.

Nach einer Weile rappelt's wieder an der Thüre, und ruft ganz fein und leise: „Macht auf, macht auf, ihr lieben Kinder! Euer Mütterlein ist aus dem Walde kommen!“

Aber die jungen Geislein guckten durch die Thürspalte, und haben ein Paar schwarze Füße gesehen, und gerufen: „Unser Mütterlein hat keine so schwarzen Füße!“ Und haben nicht aufgemacht.

Wie das der Wolf, denn er war es, gehört hat, ist er geschwind hin in die Mühle gelaufen, und hat die Füße ins Mehl gesteckt, daß sie ganz weiß

worden sind. Danach ist er wieder vor die Thüre gekommen, hat die Füße zur Spalte hinein gesteckt, und hat wieder ganz leise gerufen: „Macht auf, macht auf ihr lieben Kinder! Euer Mütterlein ist aus dem Walde kommen!“

Und wie die Gaislein die weißen Füße gesehen haben, und die leise Stimme gehört, da haben sie ja gemeint, ihr Mütterlein sei's, und haben geschwind aufgemacht. Aber kaum haben sie aufgemacht gehabt, so ist der Wolf hereingesprungen. Ach wie sind da die armen Gaislein erschrocken und haben sich verstecken wollen! eins ist unter's Bett, eins unter den Tisch, eins hinter den Ofen, eins hinter einen Stuhl, eins hinter einen großen Milchtopf, und eins in den Uhrkasten gesprungen. Aber der Wolf hat sie alle gefunden und zusammengebracht. Hernach ist er fortgegangen, hat sich in den Garten unter einen Baum gelegt, und hat angefangen zu schlafen.

Wie hernach die alte Gais aus dem Walde zurückgekommen ist, hat sie das Haus offen gefunden, und die Stube leer, da hat sie gleich gedacht, jetzt ist's nicht geheuer, und hat angefangen ihre lieben Zicklein zu suchen, sie hat sie aber nicht finden können, wo sie auch gesucht hat, und so laut sie auch gerufen hat, es hat keins Antwort gegeben. Endlich ist sie in den Garten gegangen, da hat der Wolf noch gelegen unterm Baum und hat geschlafen, und hat geschnarcht, daß alle Aeste gezittert haben; und wie sie näher zu ihm gekommen ist, hat sie gesehen, daß etwas in seinem Bauch gezappelt hat. Da hatte sie eine Freude und dachte, ihre Gaislein leben wohl noch. Jetzt ist sie geschwind hinein ins Häuslein gesprungen, hat eine Scheere geholt und hat dem Wolf den Bauch aufgeschnitten, da sind ihre sieben Gaislein eins nach dem andern heraus gesprungen, und haben alle noch gelebt. Darnach hat die Alte geschwind sieben Wackelsteine*) geholt, hat sie in den Wolf seinen Bauch gesteckt, und hat den wieder zugenäht.

Wie der Wolf munter wurde, hatte er Durst und ist an den Brunnen gegangen, um zu trinken, aber wie er einen Schritt gegangen ist, da haben die Wackelsteine in seinem Bauch angefangen, zusammen zu schlagen, und da hat er gesagt:

„Was rumpelt,
Was pumpelt
In meinem Bauch?
Ich hab' gemeint, ich hab' junge Gaislein drein,
Und jetzt sind's nichts als Wackelstein'!“

*) Wackelsteine, oder Wackersteine, rundliche Basalttrümmer.

und wie nun der Wolf an den Brunnen gekommen ist, und hat trinken wollen, so haben ihn die Wackelsteine hineingezogen, und er ist ersoffen. Und die alte Gais ist mit ihren Zicklein vor Freude um den Brunnen herumgetanzt.

Des Hundes Noth.

Es war ein Hund, der lag hungrig und kummervoll auf dem Felde, da sang über ihm eine Lerche ihr wonniglichs Liedlein mit süßem Ton. Als der Hund das hörte, da sprach er: „O du glückliches Vögelein, wie froh du bist, wie süß du singest, wie hoch du dich aufschwingst! Aber ich — wie soll ich mich freuen? Mich hat mein Herr verstoßen, seine Thüre hinter mir gesperrt, ich bin lahm, bin krank, kann kein Essen erjagen, und muß hier Hungers sterben!"

Wie die Lerche den hungrigen Hund also klagen hörte, flog sie nahe zu ihm, und sprach: „O du armer Hund! Mich bewegt dein Leiden, wirst du mir es auch Dank wissen, wenn ich dir helfe, daß du satt wirst?"

„Womit, Frau Lerche?" fragte der Hund mit matter Stimme, und die Lerche antwortete: „Sieh, dort kommt ein Kind gegangen, das trägt Speise zu jenem Ackersmann; ich will machen, daß es die Speise niederlegt und mir nachläuft, indeß gehst du hinzu und ißest den Käse und das Brod, und stillest deinen Hunger!"

Der Hund bedankte sich dieses freundlichen Anerbietens, und die Lerche flog nun dem Kind entgegen, und begann es zu äffen. Bald lief sie vor ihm, bald flatterte sie auf dieser, bald auf jener Seite, bis das Kind dachte: die Lerche muß ich fangen, und zumal stellte die Lerche sich flügellahm, und ließ einen ihrer kleinen Fittige hangen wie gebrochen. Das Kind griff oft nach ihr, aber es haschte vergebens mit der einen Hand, und da legte es sein Tüchlein

nieder, darin es das Essen trug, und lief der Lerche nach, die immer voran in einen Grund flog; indessen erhob sich der Hund, hinkte nach dem Tuche und schnüffelte hinein, da lag ein Stück Brod, ein Quarkkäse und vier gute Eier, die fraß er ungesotten und ungeschält, und den Käse untranchirt, und das Brod nahm er mit von dannen, als er fortkroch und sich in das Korn versteckte.

Die Lerche, als sie merkte, daß der Hund sein Theil hatte, flog in die Lüfte und sang lustig," das geäffte Kind aber verwünschte sie, und noch viel mehr, als es sein Tüchlein leer fand. Weinend ging es zurück zu seiner

Mutter, und ob es Schläge bekommen hat, weiß ich nicht; es wird aber wohl etwas dergleichen abgefallen sein.

Die Lerche flog zum Hunde hin, und fragte ihn, wie er sich jetzt befinde? Er sagte ihr schönen Dank, und nie sei ihm wohler gewesen. „Nur eine Bitte, herzliebe Frau Lerche, habe ich noch auf dem Herzen," sprach er: „wer satt ist, der ist gern froh. O bitte, erzählet mir noch etwas, davon ich ein wenig lachen und lustig werden mag."

„Wohlan!" sprach die Lerche, „folge mir." Und da flog die Lerche voran und der Hund folgte ihr zu einer Scheuer, auf deren Dachboden man von der Erde leicht gelangen konnte; da hinauf hieß die Lerche den Hund steigen, und

hinunter ſehen, denn der Boden war ſchadhaft und durchgebrochen. Unten auf der Tenne ſtanden zwei Kahlköpfe die draſchen; da ſetzte ſich flugs die Lerche dem Einen auf die Glatze, und flugs klappſte der Andre mit der Hand drauf, vermeinend die Lerche zu fangen; das kluge Vöglein war aber ſchneller als er, und flog zur Seite.

„Nun, Geſelle, was ſoll das? Was ſchlägſt du mich?“ fragte der erſte Kahlkopf den andern. Der entſchuldigte ſich, daß ein Vöglein ſich jenem auf den Kopf geſetzt, dieſes habe er erhaſchen wollen; habe der Klapps weh gethan, ſei es ihm leid. Indem ſetzte ſich die Lerche auf die Glatze deſſen, der eben ſprach, und da ſchlug gleich der andre hin mit einem ſo harten Schmitz, daß der Kopf gewiß zerſprungen, wenn er von Glas geweſen wäre, wenigſtens brummte er dem Geſchlagenen tüchtig und nun ging gleich das Schelten los, und beide Dreſcher warfen ihre Flegel hin, und wollten einander in die Haare. Weil ſie nun keine Haare hatten, ſo konnte Keiner dem andern welche ausraufen, und ſo kratzten ſie einander auf die Glatzen, ſtatt des Raufens, daß das Blut danach lief, und ſtießen ſich hart; da ging es Glatz wider Glatz und Kratz wider Kratz, auch zerrten ſie ſich an den Ohren, und darüber mußte der

Hund ſo unbändig lachen, daß ihm ganz weh ward, und er weder liegen noch ſtehen konnte, und da purzelte er vor Lachen von dem Boden hoch herunter, den Dreſchern gerade auf die Kahlköpfe, daß ſie ſtutzten, denn der Hund war ſchwer und dieſe Art, Haare auf den Kopf zu bekommen, kam ihnen ſpaniſch vor. Sie wandten ihren Zorn gleich vereint gegen den Hund, und da ſie Dreſcher waren, ſo draſchen ſie ihn ſo lange, bis er mit Ach und Krach durch ein Loch in der Scheuerwand und durch den Zaun fuhr, wobei ihm nicht nur das Lachen, ſondern ſchier Hören und Sehen verging. Ganz mürb und marode legte er ſich in das Gras hinter den Zaun, und da kam die Lerche geflogen, und fragte: „Edler Herr, wie befinden ſie ſich?“

„Ei, Frau Lerche," ächzte der Hund, „ich habe vollauf genug. Ich bin ein ganz geſchlagener Mann! Ich glaube meiner Treu, ich habe gar keinen Rücken mehr, die Dreſcher haben mir das Fell bei lebendigem Leibe abgeſchunden und gegerbt. Ach, ſoll ich länger leben, ſo muß ich einen Wundarzt haben!"— „Wohl und getroſt! Ich hole dir auch den, ſo es irgend möglich iſt," ſprach die Lerche und flog von dannen. Bald fand ſie einen Wolf, den redete ſie an: „Herr Wolf? Ihr habt wohl gar keinen Appetit?"

„Ach, Frau Lerche," ward ihr zur Antwort: „was das betrifft, ſo kann ich mit Wolfshunger dienen."

„Nun, wenn ihr mir es danken wollt," ſprach die Lerche weiter: „ſo wollte ich euch wohl weiſen, wo ein feiſter Hund liegt, der euch kaum entrinnen wird!"

„O meine edle Königin, wie gnädig ihr ſeid!" ſchmeichelte und ſchmunzelte der Wolf, und leckte ſich die Zähne. Die Lerche flog vor ihm her, und er folgte ihr, und wie ſie zu dem Hund kam, redete ſie ihn an: „Nun Geſelle? Schläfſt du? Willſt du nicht den Arzt ſehen? Richte dich auf, dort kommt der Doctor?" —

„Wo? Frau Lerche, wo?" fragte der Hund ganz müde; aber als er den Wolf ſah, da ſchrie er: „Nein, Frau Lerche, nein! dieſen Doctor nicht! Haltet ihn zurück! Ich bin geſund!" Und mit einem Satze war der Hund auf den Beinen, und fort, als flögen wir davon, daß ihm kein Zaun zu hoch und kein Graben zu breit war.

Die drei Hunde.

Ein Schäfer hinterließ ſeinen beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nichts als drei Schafe und ein Häuschen, und ſprach auf ſeinem Todtenbette: „Theilt euch geſchwiſterlich darein, daß nicht Hader und Zank zwiſchen euch entſtehe." Als der Schäfer nun geſtorben war, fragte der Bruder die Schweſter, welches ſie lieber wolle, die Schafe oder das Häuschen? Und als ſie das Häuschen wählte, ſagte er: „So nehm' ich die Schafe und gehe in die weite Welt: es hat ſchon mancher ſein Glück gefunden und ich bin ein Sonntagskind." Er ging darauf mit ſeinem Erbtheil fort; das Glück wollte ihm jedoch lange nicht begegnen. Einſt ſaß er recht verdrießlich an einem Kreuzweg, unge-

wiß, wohin er ſich wenden wollte; auf einmal ſah er einen Mann neben ſich, der hatte drei ſchwarze Hunde, von denen der Eine immer größer als der Andre war. „Ei, junger Geſell," ſagte der Mann, „ihr habt da drei ſchöne Schafe. Wißt ihr was, gebt mir die Schafe, ich will euch meine Hunde dafür geben." Trotz ſeiner Traurigkeit mußte Jener lachen. „Was ſoll ich mit euren Hunden thun?" fragte er; „meine Schafe ernähren ſich ſelbſt, die Hunde aber wollen gefüttert ſein." — „Meine Hunde ſind von abſonderlicher Art," antwortete der Fremde; ſie ernähren euch, ſtatt ihr ſie und werden euer Glück machen. Der Kleinere da heißt: „bring Speiſen," der Zweite „zerreiß'n," und der große Starke „brich Stahl und Eiſen." Der Schäfer ließ ſich endlich beſchwatzen und gab ſeine Schafe hin. Um die Eigenſchaft ſeiner Hunde zu prüfen, ſprach er: „Bring Speiſen!" und alsbald lief der eine Hund fort und kam zurück mit einem Korb voll der herrlichſten Speiſen. Den Schäfer gereuete nun der Tauſch nicht; er ließ ſich's wohl ſein und zog lange im Lande umher.

Einſt begegnete ihm ein Wagen mit zwei Pferden beſpannt und ganz mit ſchwarzen Decken bekleidet und auch der Kutſcher war ſchwarz angethan. In dem Wagen ſaß ein wunderſchönes Mädchen in einem ſchwarzen Gewande, das weinte bitterlich. Die Pferde trabten traurig und langſam und hingen die

Köpfe. „Kutſcher, was bedeutet das?“ fragte der Schäfer. Der Kutſcher antwortete unwirſch, jener aber ließ nicht nach zu fragen, bis der Kutſcher erzählte, es hauſe ein großer Drache in der Gegend, dem habe man, um ſich vor ſeinen Verwüſtungen zu ſichern, eine Jungfrau als jährlichen Tribut verſprechen müſſen, die er mit Haut und Haar verſchlinge. Das Loos entſcheide allemal unter den vierzehnjährigen Jungfrauen und diesmal habe es die Königstochter betroffen. Darüber ſei der König und das ganze Land in tiefſter Betrübniß und doch müſſe der Drache ſein Opfer erhalten. Der Schäfer fühlte Mitleid mit dem ſchönen jungen Mädchen und folgte dem Wagen. Dieſer hielt endlich an einem hohen Berge. Die Jungfrau ſtieg aus und ſchritt langſam ihrem ſchrecklichen Schickſal entgegen. Der Kutſcher ſah nun, daß der fremde Mann ihr folgen wollte, und warnte ihn, der Schäfer ließ ſich jedoch nicht abwendig machen. Als ſie die Hälfte des Berges erſtiegen hatten; kam vom Gipfel herab ein ſchreckliches Unthier mit einem Schuppenleib, Flügeln und ungeheuren Krallen an den Füßen; aus ſeinem Rachen loderte ein glühender Schwefelſtrom und ſchon wollte es ſich auf ſeine Beute ſtürzen, da rief der Schäfer: „Zerreiß'n!“ und der zweite ſeiner Hunde ſtürzte ſich auf den Drachen, biß ſich in der Weiche deſſelben feſt, und ſetzte ihm ſo zu, daß das Ungeheuer endlich niederſank und ſein giftiges Leben aushauchte, der Hund aber fraß ihn völlig auf, daß nichts übrig blieb als ein Paar Zähne, die ſteckte der Schäfer zu ſich. Die Königstochter war ganz ohnmächtig vor Schreck und vor Freude, der Schäfer erweckte ſie wieder zum Leben und nun ſank ſie ihrem Retter zu Füßen und bat ihn flehentlich, mit zu ihrem Vater zu kommen, der ihn reich belohnen werde. Der Jüngling antwortete, er wolle ſich erſt in der Welt umſehen, nach drei Jahren aber wieder kommen. Und bei dieſem Entſchluß blieb er. Die Jungfrau ſetzte ſich wieder in den Wagen und der Schäfer ging eines andern Weges fort.

Der Kutſcher aber war auf böſe Gedanken gekommen. Als ſie über eine Brücke fuhren, unter der ein großer Strom floß, hielt er ſtill, wandte ſich zur Königstochter und ſprach: „Euer Retter iſt fort und begehrt eures Dankes nicht. Es wäre ſchön von euch, wenn ihr einen armen Menſchen glücklich machtet. Saget deshalb eurem Vater, daß ich den Drachen umgebracht habe; wollt ihr aber das nicht, ſo werf' ich euch hier in den Strom und Niemand wird nach euch fragen, denn es heißt, der Drache habe euch verſchlungen.“ Die Jungfrau wehklagte und flehte, aber vergeblich; ſie mußte endlich ſchwören, den Kutſcher für ihren Retter auszugeben und keiner Seele das Geheimniß zu verrathen. So fuhren ſie in die Stadt zurück, wo Alles außer ſich vor Ent-

zücken war; die ſchwarzen Fahnen wurden von den Thürmen genommen und bunte darauf geſteckt, und der König umarmte mit Freudenthränen ſeine Tochter und ihren vermeintlichen Retter. „Du haſt nicht nur mein Kind, ſondern das ganze Land von einer großen Plage errettet," ſprach er. „Darum iſt es auch billig, daß ich dich belohne. Meine Tochter ſoll deine Gemahlin werden; da ſie aber noch allzu jung iſt, ſo ſoll die Hochzeit erſt in einem Jahre ſein." Der Kutſcher dankte, ward prächtig gekleidet, zum Edelmanne gemacht und in allen ſeinen Sitten, die ſein nunmehriger Stand erforderte, unterwieſen. Die

Königstochter aber erſchrack heftig und weinte bitterlich als ſie dies vernahm und wagte doch nicht, ihren Schwur zu brechen. Als das Jahr um war, konnte ſie nichts erreichen, als die Friſt noch eines Jahres. Auch dies ging zu Ende und ſie warf ſich dem Vater zu Füßen und bat um noch ein Jahr, denn ſie dachte an das Verſprechen ihres wirklichen Erretters. Der König konnte ihrem Flehen nicht widerſtehen und gewährte ihr die Bitte, mit dem Zuſatz jedoch, daß dies die letzte Friſt ſei, die er ihr geſtatte. Wie ſchnell verran die Zeit! Der Trauungstag war nun feſtgeſetzt, auf den Thürmen wehten rothe Fahnen und das ganze Volk war im Jubel.

An demſelben geſchah es, daß ein Fremder mit drei Hunden in die Stadt kam. Der fragte nach der Urſache der allgemeinen Freude und erfuhr, daß die Königstochter eben mit dem Manne vermählt werde, der den ſchrecklichen Drachen erſchlagen. Der Fremde ſchalt dieſen Mann einen Betrüger, der ſich mit fremden Federn ſchmücke. Aber er wurde von der Wache ergriffen und in ein enges Gefängniß mit eiſernen Thüren geworfen. Als er nun ſo auf ſeinem Strohbündel lag und ſein trauriges Geſchick überdachte, glaubte er plötzlich draußen das Winſeln ſeiner Hunde zu hören; da dämmerte ein lichter Gedanke in ihm auf. „Brich Stahl und Eiſen!“ rief er ſo laut er konnte und alsbald ſah er die Tatzen ſeines größten Hundes an dem Gitterfenſter, durch welches das Tageslicht ſpärlich in ſeine Zelle fiel. Das Gitter brach und der Hund ſprang in die Zelle und zerbiß die Ketten, mit denen ſein Herr gefeſſelt war; darauf ſprang er wieder hinaus und ſein Herr folgte ihm. Nun war er zwar frei, aber der Gedanke ſchmerzte ihn ſehr, daß ein Anderer ſeinen Lohn ärndten ſolle. Es hungerte ihn auch und er rief ſeinen Hund an: „Bring Speiſen!“ Bald darauf kam der Hund mit einer Serviette voll köſtlicher Speiſen zurück; in die Serviette war eine Königskrone geſtickt.

Der König hatte eben mit ſeinem ganzen Hofſtaat an der Tafel geſeſſen, als der Hund erſchienen war und der bräutlichen Jungfrau bittend die Hand geleckt hatte. Mit freudigem Schreck hatte ſie den Hund erkannt und ihm die eigne Serviette umgebunden. Sie ſah dies als einen Wink des Himmels an, bat den Vater um einige Worte und vertraute ihm das ganze Geheimniß. Der König ſandte einen Boten dem Hunde nach, der bald darauf den Fremden in des Königs Kabinet brachte. Der König führte ihn an der Hand in den Saal; der ehemalige Kutſcher erblaßte bei ſeinem Anblick und bat knieend um Gnade. Die Königstochter erkannte den Fremdling als ihren Retter, der ſich noch überdies durch die Drachenzähne, die er noch bei ſich trug, auswies. Der Kutſcher ward in einen tiefen Kerker geworfen und der Schäfer nahm ſeine

Stelle an der Seite der Königstochter ein. Diesmal bat sie nicht um Aufschub der Trauung.

Das junge Ehepaar lebte schon eine geraume Zeit in wonniglichem Glück, da gedachte der ehemalige Schäfer seiner armen Schwester und sprach den Wunsch aus, ihr von seinem Glück mitzutheilen. Er sandte auch einen Wagen fort sie zu holen und es dauerte nicht lange, so lag sie an der Brust ihres Bruders. Da begann einer der Hunde zu sprechen und sagte: „Unsere Zeit ist nun um; du bedarfst unser nicht mehr. Wir blieben nur so lange bei dir, um zu sehen, ob du auch im Glück deine Schwester nicht vergessen würdest." Darauf verwandelten sich die Hunde in drei Vögel und verschwanden in den Lüften.

Das Märchen vom Schlaraffenland.

Hört zu, ich will euch von einem guten Lande sagen, dahin würde Mancher auswandern, wüßte er, wo selbes läge und eine gute Schiffsgelegenheit. Aber der Weg dahin ist weit für die Jungen und für die Alten, denen es im Winter zu heiß ist und zu kalt im Sommer. Diese schöne Gegend heißt Schlaraffenland, auf Wälsch Cucagna. Da sind die Häuser gedeckt mit Eierfladen, und Thüren und Wände sind von Lebzelten, und die Balken von Schweinebraten. Was

man bei uns für einen Ducaten kauft, kostet dort nur einen Pfennig. Um jedes Haus steht ein Zaun, der ist von Bratwürsten geflochten und von bayerschen Würsteln, die sind theils auf dem Rost gebraten, theils frisch gesotten, je nach dem sie einer so oder so gern ißt. Alle Brunnen sind voll Malvasier und andre süße Weine, auch Champagner, die rinnen einem nur so in das Maul hinein, wenn er es an die Röhren hält. Wer also gern solche Weine trinkt, der eile sich, daß er in das Schlaraffenland hineinkomme. Auf den

Birken und Weiden da wachsen die Semmeln frischbacken, und unter den Bäumen fließen Milchbäche; in diese fallen die Semmeln hinein und weichen sich selbst ein für die, so sie gern einbrocken; das ist etwas für Weiber und für Kinder, für Knechte und Mägde! Holla Grethel, holla Steffel! Wollt ihr nicht mit auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach, und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen.

Die Fische schwimmen in dem Schlaraffenlande obendrauf auf dem Wasser, sind auch schon gebacken oder gesotten, und schwimmen ganz nahe am Gestade; wenn aber Einer gar zu faul ist und ein ächter Schlaraff, der darf nur rufen bst! bst! — so kommen die Fische auch heraus aufs Land spaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, daß er sich nicht zu bücken braucht.

Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten in der Luft herum fliegen, Gänse und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Krammetsvögel, und wenn es zu viel Mühe macht, die Hand darnach auszustrecken.

dem fliegen ſie ſchnurſtracks ins Maul hinein. Die Spanferkel gerathen dort alle Jahr überaus trefflich; ſie laufen gebraten umher und jedes trägt ein

Tranſchirmeſſer im Rücken, damit, wer da will, ſich ein friſches ſaftiges Stück abſchneiden kann.

Die Käſe wachſen in dem Schlaraffenlande wie die Steine, groß und klein, die Steine ſelbſt ſind lauter Taubenkröpfe mit Gefülltem, oder auch kleine Fleiſchpaſtetchen. Im Winter, wenn es regnet, ſo regnet es lauter Honig in ſüßen Tropfen, da kann Einer lecken und ſchlecken, daß es eine Luſt iſt, und wenn es ſchneit, ſo ſchneit es klaren Zucker, und wenn es hagelt, ſo hagelt es Würfelzucker, untermiſcht mit Feigen, Roſinen und Mandeln.

Im Schlaraffenland legen die Roſſe keine Roßäpfel, ſondern Eier, große, ganze Körbe voll, und ganze Haufen, ſo daß man tauſend um einen Pfennig kauft. Und das Geld kann man von den Bäumen ſchütteln, wie Käſten (gute Kaſtanien). Jeder mag ſich das Beſte herunterſchütteln und das minder Werthe liegen laſſen.

In dem Lande hat es auch große Wälder, da wachſen im Buſchwerk und auf Bäumen die ſchönſten Kleider: Röcke, Mäntel, Schauben, Hoſen und Wämmſer von allen Farben, ſchwarz, grün, gelb, (für die Poſtillons) blau oder roth, und wer ein neues Gewand braucht, der geht in den Wald, und wirft es mit einem Stein herunter, oder ſchießt mit dem Bolzen hinauf. In der Haide wachſen ſchöne Damenkleider von Sammet, Atlas, Gros de Naples, Barège, Madras, Tafft, Nanking u. ſ. w. Das Gras beſteht aus Bändern von allen Farben, auch embrirt. Die Wachholderſtöcke tragen Brochen und

goldne Chemiſett- und Mantelettnadeln und ihre Beeren ſind nicht ſchwarz, ſondern ächte Perlen. An den Tannen hängen Damenuhren und Chatelaines ſehr künſtlich. Auf den Stauden wachſen Stiefeln und Schuhe, auch Herren- und Damenhüte, Reisſtrohhüte und Marabouts und allerlei Kopfputz mit Paradiesvögeln, Kolibris, Brillantkäfern, Perlen, Schmelz und Goldborten verziert.

Dieſes edle Land hat auch zwei große Meſſen und Märkte mit ſchönen Freiheiten. Wer eine alte Frau hat und mag ſie nicht mehr, weil ſie ihm nicht mehr jung genug und hübſch iſt, der kann ſie dort gegen eine junge und ſchöne vertauſchen und bekommt noch ein Draufgeld. Die alten und garſtigen (denn ein Sprüchwort ſagt: wenn man alt wird, wird man garſtig) kommen in ein Jungbad, damit das Land begnadigt iſt, das iſt von großen Kräften; darin baden die alten Weiber etwa drei Tage oder höchſtens vier, da werden ſchmucke Dirnlein daraus von ſiebzehn oder achtzehn Jahren.

Auch viel und mancherlei Kurzweil giebt es in dem Schlaraffenlande. Wer hier zu Lande gar kein Glück hat, der hat es dort im Spiel und Luſtſchießen, wie im Geſellenſtechen. Mancher ſchießt hier alle ſein Lebtag neben-aus und weit vom Ziel, dort aber trifft er, und wenn er der allerweiteſte davon wäre, doch das Beſte. Auch für die Schlafſäcke und Schlafpelze, die hier von ihrer Faulheit arm werden, daß ſie Bankrott machen und betteln gehen müſſen, iſt jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden ein, und jedesmal Gähnen einen Doppelthaler. Wer im Spiel verliert, dem fällt ſein Geld wieder in die Taſche. Die Trinker haben den beſten Wein umſonſt, und von jedem Trunk und Schlunk drei Batzen Lohn, ſowohl Frauen als Männer. Wer die Leute am beſten necken und aufziehen kann, bekommt jeweil einen Gulden. Keiner darf etwas umſonſt thun, und wer die größte Lüge macht der hat allemal eine Krone dafür.

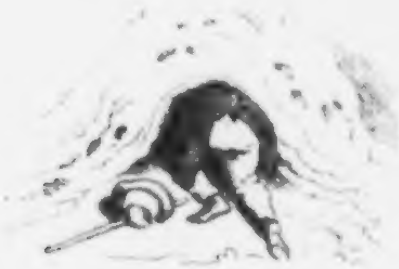
Hier zu Lande lügt ſo Mancher drauf und drein, und hat nichts für dieſe ſeine Mühe; dort aber hält man Lügen für die beſte Kunſt, daher lügen ſich wohl in das Land allerlei Procura-, Doc- und andre toren, Roßtäuſcher und die ***r Handwerksleute, die ihren Kunden ſtets aufreden und nimmer Wort halten.

Wer dort ein gelehrter Mann ſein will, muß auf einen Grobian ſtudiert haben. Solcher Studenten giebts auch bei uns zu Lande, haben aber keinen Dank davon und keine Ehren. Auch muß er dabei faul und gefräßig ſein, das ſind drei ſchöne Künſte. Ich kenne Einen, der kann alle Tage Profeſſor werden.

Wer gern arbeitet, Gutes thut und Böſes läßt, dem iſt Jedermann dort abhold, und er wird Schlaraffenlandes verwieſen. Aber wer tölpiſch iſt, gar nichts kann, und dabei doch voll dummen Dünkels, der iſt dort als ein Edelmann angeſehen. Wer nichts kann, als ſchlafen, eſſen, trinken, tanzen und ſpielen, der wird zum Grafen ernannt. Dem aber, welchen das allgemeine Stimmrecht als den faulſten und zu allem Guten untauglichſten erkannt, der wird König über das ganze Land, und hat ein großes Einkommen.

Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art und Eigenſchaft. Wer ſich alſo aufthun und dorthin eine Reiſe machen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer iſt gut dazu, denn der ſagt ihm gewiß keinen falſchen Weg.

Um das ganze Land herum iſt aber eine berghohe Mauer von Reisbrei. Wer hinein oder heraus will, muß ſich da erſt überzwerg durchfreſſen.



Schneeweißchen.

Es war einmal eine Königin, die hatte keine Kinder und wünschte sich eins, weil sie so ganz einsam war. Da sie nun eines Tages an einer Stickerei saß, und den Rahmen von schwarzem Ebenholz betrachtete, während es schneite und Schneeflocken vom Himmel fielen, war sie in so tiefen Gedanken, daß sie sich heftig in die Finger stach, so daß drei Blutstropfen auf den weißen Schnee fielen; und da mußte sie wieder daran denken, daß sie kein Kind hatte. „Ach!“ seufzte die Königin, „hätte ich doch ein Kind, so roth wie Blut, so weiß wie Schnee, so schwarz wie Ebenholz!“

Und nach einer Zeit bekam diese Königin ein Kind, ein Mägdlein. Das war so weiß wie Schnee an seinem Leibe, und seine Wangen blüheten wie blutrothe Röselein, und seine Haare waren so schwarz wie Ebenholz. Die Königin freute sich, nannte das Kind Schneeweißchen, und bald darauf starb sie. Da der König nun ein Wittwer geworden war und kein Wittwer bleiben wollte, so nahm er sich eine andre Gemahlin, das war ein stattliches Weib voll hoher Schönheit, aber auch voll unsaglichen Stolzes, und auch so eitel, daß sie sich für die schönste Frau in der ganzen Welt hielt. Dazu war sie zumal durch einen Zauberspiegel verleitet, der sagte ihr immer, wenn sie hineinsah und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"
„„Ihr, Frau Königin, seid die Schönst' im Land.""

Und der Spiegel schmeichelte doch nicht, sondern sagte die Wahrheit wie jeder Spiegel.

Das kleine Schneeweißchen, der Königin Stieftochter, wuchs heran und wurde die schönste Prinzessin, die es nur geben konnte, und wurde noch viel schöner wie die schöne Königin. Diese fragte, als das Schneeweißchen sieben Jahre alt war, einmal wieder ihren treuen Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?"

aber da antwortete der Spiegel nicht wie sonst, sondern er antwortete:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneeweißchen ist tausendmal schöner als ihr."

Darüber erschrak die Königin zum Tode, und war ihr, als kehre sich ihr ein Messer im Busen um, und da kehrte sich auch ihr Herz um gegen das unschuldige Schneeweißchen, das nichts zu seiner übergroßen Schönheit konnte. Und weil sie weder Tag noch Nacht Ruhe hatte vor ihrem bösen neidischen Herzen, so berief sie ihren Jäger zu sich und sprach: „Dieses Kind, das Schneeweißchen, sollst du in den dichten Wald führen und es tödten. Bringe mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen, daß du mein Gebot vollzogen!"

Und da mußte das arme Schneeweißchen dem Jäger in den wilden Wald folgen, und im tiefsten Dickicht zog er seine Wehr und wollte das Kind durchstoßen. Das Schneeweißchen weinte jämmerlich und flehte, es doch leben zu lassen, es habe ja nichts verbrochen, und die Thränen und der Jammer des

unſchuldigen Kindes rührten den Jäger auf das Innigſte, ſo daß er bei ſich dachte: Warum ſoll ich mein Gewiſſen beladen, und dies ſchöne unſchuldige Kind ermorden? Nein, ich will es lieber laufen laſſen! Freſſen es die wilden Thiere, wie ſie wohl thun werden, ſo mag das die Frau Königin vor Gott verantworten. Und da ließ er Schneeweißchen laufen, wohin es wollte, fing ein junges Wild, ſtach es ab, und weidete es aus, und brachte Lunge und Leber der böſen Königin. Die nahm beides und briet es in Salz und Schmalz und verzehrte es, und war froh, daß ſie, wie ſie vermeinte, nun wieder allein die Schönſte ſei im ganzen Lande. Schneeweißchen im Walde wurde bald angſt und bange, wie es ſo mutterſeelenallein durch das Dickicht ſchritt, und wie es zum erſten Male die harten ſpitzen Steine fühlte, wie die Dornen ihm das Kleid zerriſſen, und vollends, als es zum erſten Male wilde Thiere ſah. Aber die wilden Thiere thaten ihm gar nichts zu Leide; ſie ſahen Schneeweißchen an, und fuhren in die Büſche. Und das Mägdlein ging den ganzen Tag und ging über ſieben Berge.

Des Abends kam Schneeweißchen an ein kleines kleines Häuschen mitten im Walde, da ging es hinein, ſich auszuruhen, denn es war ſehr müde, war auch ſehr hungrig und ſehr durſtig. Darinnen in dem kleinen kleinen Häuschen war alles gar zu niedlich und zierlich und dabei ſehr ſauber. Es ſtand ein kleines Tiſchlein in der Stube, das war ſchneeweiß gedeckt, und darauf ſtanden und lagen ſieben Tellerchen, auf jedem ein wenig Gemüſe und Brot, ſieben Löffelchen, ſieben Paar Meſſerchen und Gäbelchen, ſieben Becherchen. Und an der Wand ſtanden ſieben Bettchen, alle blüthenweiß überzogen. Da aß nun das hungrige Schneeweißchen von den ſieben Tellerchen, nur ein Kleinwenig von jedem, und trank aus jedem Becherchen ein Tröpflein Wein. Dann legte es ſich in eins der ſieben Bettchen, um zu ruhen, aber das Bettchen war zu klein, und ſie mußte es in einem andern probiren, doch wollte keins recht paſſen, bis zuletzt das ſiebente, das paßte, da hinein ſchlüpfte Schneeweißchen, deckte ſich zu, betete zu Gott und ſchlief ein, tief und feſt wie fromme Kinder, die gebetet haben, ſchlafen.

Derweil wurde es Nacht, und da kamen die Häuschensherren, ſieben kleine Bergmännerchen, jedes mit einem brennenden Grubenlichtchen vorn am Gürtel, und da ſahen ſie gleich, daß Eins dageweſen war. Der erſte fing an zu fragen: „Wer hat auf meinem Stühlchen geſeſſen?“ Der Zweite fragte: „Wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?“ Der Dritte fragte: „Wer hat von meinem Brötchen gebrochen?“ Der Vierte: „Wer hat von meinem Gemüslein geleckt?“ Der Fünfte: „Wer hat mit meinem Meſſerchen geſchnitten?“ Der

Sechste: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ und der Siebente fragte: „Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?“ Wie die Zwerglein also gefragt hatten, sahen sie sich nach ihren Bettchen um, und fragten: „Wer hat in unsern Bettchen gelegen?“ bis auf den Siebenten, der fragte nicht so, sondern: „Wer liegt in meinem Bettchen?“ denn da lag das Schneeweißchen darin. Da leuchteten die Bergmännerchen mit ihren Lämpchen alle hin, und sahen mit Staunen das schöne Kind, und störten es nicht, sondern sie ließen den Siebenten in ihren Bettchen liegen, in jedem ein Stündchen, bis die Nacht herum war. Da nun der Morgen mit seinen frühen Strahlen in das kleine kleine Häuschen der Zwerglein schien, wachte Schneeweißchen auf und fürchtete sich vor den Zwergen. Die waren aber ganz gut und freundlich und sagten, es solle sich nicht fürchten, und fragten, wie es heiße? Da sagte und erzählte nun Schneeweißchen alles, wie es ihm ergangen sei. Darauf sagten die Zwergmännchen: „Du kannst bei uns in unserm Häuschen bleiben, Schneeweißchen, und kannst uns unsern Haushalt führen, kannst uns unser Essen kochen, unsre Wäsche waschen, und alles hübsch rein und sauber halten, auch unsre Bettchen machen.“ Das war Schneeweißchen recht, und es hielt den Zwergen Haus. Die thaten am Tage ihre Arbeit in den Bergen, tief unter der Erde, wo sie Gold und Edelsteine suchten, und Abends kamen sie und aßen, und legten sich in ihre sieben Bettchen.

Unterdessen war die böse Königin froh geworden in ihrem argen Herzen, daß sie nun wieder die Schönste war, wie sie meinte, und versuchte den Spiegel wieder und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?“

Da antwortete ihr der Spiegel:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneeweißchen über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen
Das ist noch tausendmal schöner als ihr!“

Das war wiederum ein Dolchstich in das eitle Herz der Frau Königin, und sie sann nun Tag und Nacht darauf, wie sie dem Schneeweißchen ans Leben käme, und endlich fiel ihr ein, sich verkleidet selbst zu Schneeweißchen aufzumachen, und sie verstellte ihr Gesicht, und zog geringe Kleider an, nahm auch einen Allerhandkram, und ging über die sieben Berge, bis sie an das kleine kleine Häuschen der Zwerge kam. Da klopfte sie an die Thüre und rief:

„Holla! Holla! Kauft ſchöne Waaren!“ Die Zwerge hatten aber dem Schneeweißchen geſagt, es ſolle ſich vor fremden Leuten in Acht nehmen, vornehmlich vor der böſen Königin. Deshalb ſah das Mägdlein vorſichtig heraus, da ſah

ſie den ſchönen Tand, den die Frau zu Markte trug, die ſchönen Halsketten und Schnüre und allerlei Putz. Da dachte Schneeweißchen nichts Arges und ließ die Krämerin herein und kaufte ihr eine Halsſchnur ab, und die Frau wollte ihr zeigen, wie dieſe Schnur umgethan würde, und ſchnürte ihm von hinten den Hals ſo zu, daß Schneeweißchen gleich der Odem ausging, und es todt hinſank. „Da haſt du den Lohn für deine übergroße Schönheit!“ ſprach die böſe Königin, und hob ſich von dannen.

Bald darauf kamen die sieben Zwerglein nach Hause, und da fanden sie ihr schönes liebes Schneeweißchen todt und sahen, daß es mit der Schnur erdrosselt war. Geschwinde schnitten sie die Schnur entzwei, und träufelten einige Tropfen von der Goldtinktur auf Schneeweißchens blasse Lippen, da

begann es leise zu athmen und wurde allmählig wieder lebendig. Als es nun erzählen konnte, erzählte es, wie die alte Krämersfrau ihr den Hals böslich zugeschnürt, und die Zwerge riefen: „Das war kein anderes Weib, als die falsche Königin! Hüte dich und lasse gar keine Seele in das kleine Häuschen, wenn wir nicht da sind."

Die Königin trat, als sie von ihrem schlimmen Gange wieder nach Hause kam, gleich vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?"

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönst' allhier,
Aber Schneeweißchen über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen,
Das ist noch tausendmal schöner als ihr."

Da schwoll der Königin das Herz vor Zorn, wie einer Kröte der Bauch, und sie sann wieder Tag und Nacht auf Schneeweißchens Verderben. Bald nahm

ſie wieder die falſche Geſtalt einer andern Frau an, durch Verſtellung ihres Geſichts und fremdländiſche Kleidung, machte einen vergifteten Kamm, den that ſie zu anderm Kram, und ging über die ſieben Berge, an das kleine kleine Zwergenhäuslein. Dort klopfte ſie wieder an die Thüre, rief: „Holla! Holla! Kauft ſchöne Waaren! Holla!“ Schneeweißchen ſah zum Fenſter heraus und ſagte: „Ich darf Niemand hereinlaſſen!“ Das Krämweib aber rief: „Schade um die ſchönen Kämme!“ Und dabei zeigte ſie den giftigen, der ganz golden blitzte. Da wünſchte ſich Schneeweißchen von Herzen einen goldenen Kamm, dachte nichts Arges, öffnete die Thüre und ließ die Krämerin herein, und kaufte den Kamm.

„Nun will ich dir auch zeigen, mein allerſchönſtes Kind, wie der Kamm durch die Haare gezogen und wie er geſteckt wird,“ ſprach die falſche Krämerin, und ſtrich dem Schneeweißchen damit durchs Haar; da wirkte gleich das Gift, daß das arme Kind umfiel und todt war. „So, nun wirſt du wohl das Wiederaufſtehen vergeſſen,“ ſprach die böſe Königin, und entfloh aus dem Häuschen.

Bald darauf — und das war ein Glück — wurde es Abend, und da kamen die ſieben Zwerge wieder nach Hauſe, hielten das arme Schneeweißchen für todt, und fanden in ſeinem ſchönen Haar den giftigen Kamm. Dieſen zogen ſie geſchwind aus dem Haar und da kam es wieder zu ſich. Und die Zwerglein warnten es aufs Neue gar ſehr, doch ja Niemand ins Häuschen zu laſſen.

Daheim trat die böſe Königin wieder vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſt' im ganzen Land?“

Und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr ſeid die Schönſt' allhier,
Aber über den ſieben Bergen,
Bei den ſieben guten Zwergen
Iſt Schneeweißchen — tauſendmal ſchöner als ihr.“

Da wußte ſich die Königin vor giftiger Wuth darüber, daß alle ihre böſen Ränke gegen Schneeweißchen nichts fruchteten, gar nicht zu laſſen und zu faſſen, und that einen ſchweren Fluch, Schneeweißchen müſſe ſterben, und ſolle es ihr, der Königin, ſelbſt das Leben koſten. Und darauf machte ſie heimlich einen ſchönen Apfel giftig, aber nur auf einer Seite, wo er am ſchönſten war,

nahm dazu noch einen Korb voll gewöhnlicher Aepfel, verstellte ihr Gesicht, kleidete sich wie eine Bäuerin, ging abermals über die sieben Berge und klopfte am Zwergenhäuslein an, indem sie rief: „Holla! Schöne Aepfel kauft! kauft!“ Schneeweißchen sah zum Fenster heraus, und sagte: „Geht fort, Frau! Ich darf nicht öffnen und auch nichts kaufen!“

„Auch gut, liebes Kind!“ sprach die falsche Bäuerin. „Ich werde auch ohne dich meine schönen Aepfel noch alle los! Da hast du einen umsonst!“

„Nein, ich danke schön, ich darf nichts annehmen!“ rief Schneeweißchen. „Denkst wohl gar, der Apfel wäre vergiftet? Siehst du, da beiße ich selber hinein! Das schmeckt einmal gut! So hast du in deinem ganzen Leben keinen Apfel gegessen.“ Dabei biß das trügerische Weib in die Seite des Apfels, die nicht vergiftet war, und da wurde Schneeweißchen lüstern, und griff nach dem Apfel hinaus, und die Bäuerin reichte ihn hin und blieb stehen. Kaum hatte Schneeweißchen den Apfel auf der andern Seite angebissen, wo er ein schönes rothes Bäckchen hatte, so wurden Schneeweißchens rothe Bäckchen ganz blaß, und es fiel um und war todt.

„Nun bist du aufgehoben, Ding!“ sprach die Königin und ging fort, und zu Hause trat sie wieder vor den Spiegel und fragte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?“

und der Spiegel antwortete dieses Mal:

„Ihr, Frau Königin, seid allein die Schönst' im Land!“

Nun war das Herz der bösen Königin zufrieden, so weit ein Herz voll Bosheit und Tücke und Mordschuld zufrieden sein kann.

Aber wie erschracken die sieben guten Zwerge, als sie Abends nach Hause kamen, und ihr Schneeweißchen ganz todt fanden. Vergebens suchten sie nach einer Ursache, und vergebens versuchten sie die Wunderkraft ihrer Goldtinktur. Schneeweißchen war und blieb jetzt todt.

Da legten die betrübten Zwerglein das liebe Kind auf eine Bahre, und setzten sich darum herum, und weinten drei Tage lang, hernach wollten sie es begraben. Aber da Schneeweißchen noch nicht wie todt aussah, sondern noch frisch wie ein Mägdlein, das schläft, so wollten sie es nicht allein in die Erde senken, sondern sie machten einen schönen Sarg von Glas, da hinein legten sie es, und schrieben darauf: Schneeweißchen, eine Königstochter — und setzten dann den Sarg auf einen von den sieben Bergen, und hielt immer einer von ihnen Wache bei dem Sarge. Da kamen auch die

Thiere aus dem Walde und weinten über Schneeweißchen, die Eule, der Rabe und das Täubelein.

Und so lag Schneeweißchen lange Jahre in dem Sarge, ohne daß es verweste, vielmehr sah es noch so frisch und so weiß aus wie frischgefallener Schnee, und hatte wieder rothe Wängelein, wie frische Blutröschen, und die schwarzen ebenholzfarbenen Haare. Da kam ein junger schöner Königssohn zu dem kleinen Zwergenhäuslein, der sich verirrt hatte in den sieben Bergen, und sah den gläsernen Sarg stehen und las die Schrift darauf: Schneeweißchen, eine Königstochter — und bat die Zwerge, ihm doch den Sarg mit Schneeweißchen zu überlassen, er wolle denselben ihnen abkaufen.

Die Zwerge aber sprachen: „Wir haben Goldes die Fülle, und brauchen deines nicht! Und um alles Gold in der Welt geben wir den Sarg nicht her." — „So schenkt ihn mir!" bat der Königssohn. „Ich kann nicht sein ohne Schneeweißchen, ich will es aufs höchste ehren und heilig halten, und es soll in meinem schönsten Zimmer stehen; ich bitte euch darum!"

Da wurden die Zwerglein von Mitleid bewegt, und schenkten ihm Schneeweißchen im gläsernen Sarge. Den gab er seinen Dienern, daß sie ihn vorsichtig forttrügen, und er folgte sinnend nach. Da stolperte der eine Diener über eine Baumwurzel, daß der Sarg schütterte, und hätten ihn beinahe fallen lassen, und durch das Schüttern fuhr das giftige Stückchen Apfel, das Schneeweißchen noch im Munde hatte (weil es umgefallen war, ehe es den Bissen verschluckt), heraus, und da war es mit einem Male wieder lebendig.

Geschwind ließ es der Königssohn niedersetzen, öffnete den Sarg und hob es mit seinen Armen heraus, und erzählte ihm alles, und gewann es nun erst recht lieb, und nahm es zu seiner Gemahlin, führte es auch gleich in seines Vaters Schloß, und wurde zur Hochzeit zugerüstet mit großer Pracht, auch viele hohe Gäste wurden geladen, darunter auch die böse Königin. Die putzte sich auf das allerschönste, trat vor ihren Spiegel, und sagte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?"

darauf antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die Schönst' allhier,
Aber die junge Königin ist noch tausendmal schöner als ihr!"

Da wußte die Königin nicht, was sie vor Neid und Scheelsucht sagen und anfangen sollte, und es wurde ihr ganz bange ums Herz, und wollte erst gar

nicht auf die Hochzeit gehen; dann wollte ſie aber doch die ſehen, die ſchöner ſei als ſie, und fuhr hin. Und wie ſie in den Saal kam, trat ihr Schneeweißchen als die allerſchönſte Königsbraut entgegen, die es jemals gegeben, und da mochte ſie vor Schrecken in die Erde ſinken.

Schneeweißchen aber war nicht allein die allerſchönſte, ſondern ſie hatte auch ein großes edles Herz, das die Unthaten, die die falſche Frau an ihr verübt, nicht ſelbſt rächte. Es kam aber ein giftiger Wurm, der fraß der böſen Königin das Herz ab, und dieſer Wurm war der Neid.

Das Dornröschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, wünschten sich aber tagtäglich ein Kind. Zu einer Zeit geschah es, daß die Königin badete, und seufzete, als sie so allein war: „Ach hätte ich doch ein Kind!“ Da hüpfte ein Frosch aus dem Wasser, und sprach: „Was du wünschest, soll dir werden!“ Und darauf hat die Königin ein Töchterlein bekommen, das war schön über alle Maßen, und der König hatte darüber die größte

Freude, daß ſein liebſter Wunſch erfüllt war, und ſtellte ein großes Feſt an, zu dem er alle ſeine Freunde einlud. Nun lebten in dem Lande auch weiſe Frauen, die waren begabt mit Zauber- und Wundermacht und genoſſen große Ehrfurcht vor allem Volke; die lud der König auch ein, und ſollten auf goldnen Tellern eſſen. Damals hatten aber die Könige nicht ſo viele Schüſſeln und Teller, wie jetzt, und dieſer König hatte nur ein Dutzend, das ſind zwölf, und der weiſen Frauen waren dreizehn, da konnte er auch nur zwölf einladen, und die dreizehnte blieb uneingeladen, was ſie aber übel nahm.

Die weiſen Frauen begabten das Königskind mit gar köſtlichen Gütern, nicht mit Schönheit, denn die beſaß es ſchon, ſondern mit Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Anmuth, Sanftmuth, Beſcheidenheit, Frömmigkeit, Sittſamkeit, Tugend, Aufrichtigkeit, Verſtand und Reichthum, und eben wollte die zwölfte weiſe Frau auch noch ihren Wunſch ausſprechen, als die dreizehnte in das Zimmer trat, die nicht eingeladen worden war, und zornig ausrief: „In funfzehn Jahren ſoll die Königstochter ſich in eine Spindel ſtechen und todt hinfallen!“ Mit dieſen Worten war die böſe Alrune wieder verſchwunden und die Andern ſtanden ſtarr vor Schrecken, denn die weiſen Frauen machten keine vergeblichen Worte. Ein Glück, daß die zwölfte weiſe Frau ihren Wunſch noch nicht ausgeſprochen hatte. Sie konnte zwar das, was einmal eine weiſe Frau gedroht hatte, nicht abändern, aber ihm doch eine mildernde Wendung geben, und rief: „Die Königstochter ſoll nur in einen tiefen Schlaf fallen, der ſoll hundert Jahre dauern und nicht länger.“ Der König ließ ſogleich ein Regierungsmandat im ganzen Lande ergehen, kraft deſſen alle Spindeln überall abgeſchafft, und dafür die Spinnräder eingeführt wurden, indeß erwuchs die ſchöne Königstochter zu einem Fräulein, das an Schönheit, Holdſeligkeit, Freundlichkeit, Milde, Demuth, Züchtigkeit, Herzensgüte, Tugend und Verſtand ſeines Gleichen ſuchte, und ſo kam es zu ſeinem funfzehnten Jahre, von allen, die es kannten, geliebt, ja angebetet. Und da bekam die Prinzeſſin gerade Luſt, ſich im Schloß ein bischen umzuſehen, ging durch mehre Gemächer und kam an eine Treppe, die zu einem alten Thurm führte; dieſe ſtieg es hinan und kam an ein niedrig Kammerthürlein, da ſteckte ein alter verroſteter Schlüſſel daran, und neugierig, wie die ganz jungen Mädchen ſind, drehte die Prinzeſſin an dem Schlüſſel, und die Thüre ging gleich auf. Da ſaß ein uraltes Spinnweiblein und ſpann emſig mit einer Spindel; es mochte wohl des Königs Geſetz nicht gehört oder geleſen, oder es längſt vergeſſen haben. Die umhertanzende, auf und nieder wirbelnde Spindel machte der jungen Königstochter viel Freude, ſie haſchte nach der

Spindel, wollte auch ſpinnen und ſtach ſich damit, denn es war gerade der Tag, an welchem die Prophezeihung der erzürnten weiſen Frau in Erfüllung gehen ſollte. Und die Königstochter fiel nieder in einen Schlaf. Und da überkam derſelbe Schlaf auch den König und die Königin und das ganze Schloß. Da mag es ſchön langweilig geweſen ſein! Der ganze Hofſtaat ſchlief ein, vom Hofmarſchall bis zum Küchenjungen, den der Koch wegen eines Verſehens gerade an den Haaren zauſte, und ihm eine Ohrfeige geben wollte, und Koch und Kellner, Kammerfrau und Kammerjungfer, Kind und Kegel, Hund und Katze, ja die Tauben und Sperlinge auf dem Dache, die Pfauen und Papageien und ſelbſt die Fliegen an der Wand, die ſchliefen alle. Und das Feuer auf dem Heerd legte ſich und ſchlief ein, und der Wind legte ſich auch, und wurde alles piepſtill, daß man kein Mäuschen im ganzen Schloß mehr knuspern hörte, dieweil die Mäuslein auch ſchliefen. Und da kam kein Menſch mehr in das verzauberte Schlummerſchloß, um welches rund herum eine mächtige Dornenhecke emporwuchs, jedes Jahr einige Schuh höher, bis ſie den höchſten Thurm überwachſen hatte, daß man nicht einmal die Fahne und den

Wetterhahn mehr sah, und so dicht, daß kein menschliches Wesen eindringen konnte. Und da wurde das Schloß allmählig ganz vergessen, und es ging nur die Sage, hinter den Dornen stehe ein Schloß, darin schlafe das Dornröschen, die verzauberte Prinzessin, wie lange schon und wie lange noch, wisse Niemand. Zwar kamen von Zeit zu Zeit Königssöhne, die wollten hindurchdringen durch die Hecke, allein dieselbe war allzu dicht und konnten es nicht erlangen, blieben wohl gar in den Dornen verstrickt und kamen elendiglich darin um.

Und so waren nun hundert Jahre vergangen, und die Zeit war da, daß das Dornröschen wieder erwachen sollte, es wußte dies aber Niemand genau, und da kam auch ein Königssohn, der hörte die Mär von dem schlafenden Dornröschen aus dem Mund eines Alten, der sie ihm gewiß versicherte, denn sein Vater und Urgroßvater hätten ihm oft davon erzählt und der Alte mußte den Königssohn hin an die verrufene Dornhecke führen. Und das geschah just am hundertsten Jahrestag, seit das Dornröschen in seinen Zauberschlaf gefallen war. Und die Dornhecke stand über und über voll Rosenblumen, das war seit Menschengedenken nicht der Fall gewesen, auch konnte der Königssohn frei durch die Dornhecke gehen, kein Dorn berührte sein Gewand, aber gleich hinter ihm schloß sich die Hecke wieder. Und da fand er alles unversehrt;

kein Wind hatte geweht und kein Regen genäßt, das Jahrhundert war über den Häuptern der Schlummernden so leise hinweggeflogen, wie ein Schwan über einen stillen See voll träumender Wasserlilien. Da schliefen noch alle Fliegen und alle Mäuschen, da schliefen Huhn und Hahn, Katz und Hund, Magd und Zofe, Kammerherr und Kammerknecht, und auch König und Königin. Das alles sah der Königssohn mit großer Verwunderung, ging nun hinauf in den Thurm, und kam in die Kammer, wo das süße Dornröschen lag, und so sanft schlief, hehr umflossen vom Heiligenschein seiner Unschuld und vom Glanze seiner Schönheit. Da beugte der Prinz sich nieder und küßte das Dornröschen, und alsbald schlug es die Augen auf. Der Königssohn sagte ihm, wie alles sich zugetragen, und führte es herab in das Schloß. Da erwachte alles, König und Königin, Zwerg und Zofe, Hunde und Pferde, Feuer und Wasser, Wind und Wetterhahn, und der Koch gab dem Küchenjungen die Ohrfeige, die er ihm vor hundert Jahren schuldig geblieben war, und alles ging wieder seinen Gang, und wurde eine stattliche Hochzeit ausgerichtet, nämlich des Dornröschens mit dem Königssohn, der es aus dem Schlummer erlöst, und lebten glücklich und zufrieden miteinander, bis an ihr Ende.

Schwan, lieb an.

Es waren einmal drei Brüder, von denen hieß der älteste Jacob, der zweite Friedrich und der dritte und jüngste Gottfried. Dieser jüngste war das Stichblatt aller Neckerein seiner Brüder und der gewöhnliche Ablenker ihres Unmuths. Wenn ihnen etwas quer über den Weg lief, so mußte Gottfried es entgelten und er mußte sich das Alles gefallen lassen, weil er von schwächlichem Körperbau war und sich gegen seine stärkeren Brüder nicht wehren konnte. Dadurch wurde ihm das Leben sauer gemacht und er sann Tag und Nacht darauf, sein Schicksal erträglicher zu machen. Als er einst im Walde war, um Holz zu sammeln, und bitterlich weinte, trat ein altes Weiblein zu ihm, das fragte ihn um seine Noth und er vertraute ihr all' seinen Kummer. „Ei, mein Junge," sagte das Weiblein darauf, „ist die Welt nicht groß? Warum versuchst du nicht anderswo dein Glück?" Das nahm sich Gottfried zu Herzen und verließ eines Morgens frühe das väterliche Haus und machte sich auf den Weg in die weite Welt, um, wie das Weiblein gesagt hatte, sein

Glück zu ſuchen. Aber der Abſchied von dem Ort, wo er geboren worden war und wenigſtens eine glückliche Kindheit verlebt hatte, ging ihm doch nahe und er ſetzte ſich auf einen Hügel nieder, um noch einmal recht das heimathliche Dorf zu betrachten. Siehe, da ſtand das Weiblein hinter ihm, ſchlug ihn auf die Schulter und ſprach: „Das haſt du einmal gut gemacht, mein Junge!

Aber was willſt du nun anfangen?“ — Gottfried dachte jetzt erſt daran, was er beginnen ſolle? Er hatte bis jetzt geglaubt, das Glück müſſe ihm wie eine gebratne Taube in den Mund fliegen. Das Weiblein mochte ſeine Gedanken errathen, lächelte grinſend und ſagte: „Ich will dir ſagen, was du anfangen ſollſt. Warum? weil ich dich lieb habe, und weil ich glaube, daß du auch mich nicht vergeſſen wirſt, wenn du dem Glücke im Schooß ſitzeſt.“ Gottfried verſprach dies mit Hand und Mund; die Alte fuhr fort: „Heute Abend, wenn die Sonne untergeht, gehe an den großen Birnbaum, der dort am Kreuzweg ſteht. Darunter wird ein Mann liegen und ſchlafen, an den Baum aber wird ein großer ſchöner Schwan angebunden ſein; den Mann hüteſt du dich aufzuwecken und du mußt deswegen gerade mit Sonnenuntergang kommen, den Schwan aber knüpfſt du los und führſt ihn mit dir fort. Die Leute werden in ſeine ſchönen Federn vernarrt ſein und du magſt ihnen erlauben, davon eine auszurupfen. Wenn aber der Schwan berührt wird, ſo wird er ſchreien und wenn du dann ſagſt: Schwan, kleb an! ſo wird dem, der ihn berührt, die Hand feſt ankleben und nicht eher wieder loswerden, bis du ſie mit dieſem Stöcklein antippſt, das ich dir hiermit zum Geſchenk mache. Wenn du nun ſo einen weidlichen Zug Menſchenvögel gefangen haſt, ſo führe ſie nur

immer grad aus. Da wirſt du an eine große Stadt kommen, da wohnt eine Königstochter, die noch nie gelacht hat. Bringſt du ſie zum Lachen, ſo iſt dein Glück gemacht; aber dann vergiß auch mich nicht, mein Junge!“ Gottfried gab nochmals das Verſprechen und war mit Sonnenuntergang richtig an dem bezeichneten Baum. Der Mann lag da und ſchlief und ein großer ſchöner

Schwan war mit einem Bande an den Baum gebunden. Gottfried knüpfte den Vogel beherzt los und führte ihn davon, ohne daß der Mann erwachte.

Nun traf es ſich, daß Gottfried mit ſeinem Schwan an einer Bauſtätte vorüber kam, wo einige Männer mit aufgeſtreiften Beinkleidern Lehm kneteten; die bewunderten die ſchönen Federn des Vogels und ein vorwitziger Junge, der über und über voll Lehm war, ſagte laut: „Ach wenn ich doch nur eine ſolche Feder hätte.“ — „Zieh dir eine aus!“ ſprach Gottfried freundlich; der Junge griff nach dem Schweife des Vogels, der Schwan ſchrie; „Schwan flieh an!“ ſprach Gottfried und der Junge konnte nicht wieder los kommen, er mochte anfangen was er wollte. Die Andern lachten, jemehr der Junge ſchrie, bis vom nahen Bache eine Magd herzugelaufen kam, die mit hoch aufge-

ſchürztem Rocke dort gewaſchen hatte. Die fühlte Mitleid mit dem Jungen und reichte ihm die Hand, um ihn loszumachen. Der Schwan ſchrie; „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried, und die Magd war ebenfalls gefangen. Als Gottfried mit ſeiner Beute eine Strecke gegangen war, begegnete ihm ein Schornſteinfeger, der lachte über das ſonderbare Geſpann und fragte die Magd, was ſie denn da triebe? „Ach herzliebſter Hans,“ antwortete die Magd kläglich, „gieb mir doch deine Hand und mach' mich von dem verteufelten Jungen los.“ — „Wenn's weiter nichts iſt!“ lachte der Schornſteinfeger und gab der Magd die Hand, der Vogel ſchrie; „Schwan kleb an!“ ſprach Gottfried und der ſchwarze Menſch war ebenfalls behext. Sie kamen nun in ein Dorf, wo eben Kirchweih war; eine Seiltänzergeſellſchaft gab dort Vorſtellungen und der Bajazzo machte eben ſeine Narretheidinge. Der riß Mund und Naſe auf, als er das ſeltſame Kleeblatt ſah, das an dem Schweife des Schwans feſthing. „Biſt du ein Narr geworden, Schwarzer?“ lachte er. — „Da iſt gar nichts zu lachen!“ antwortete der Schornſteinfeger. „Das Weibsbild hält mich ſo feſt, daß meine Hand wie angenagelt iſt. Mach' mich los, Bajazzo, ich thu dir einmal einen andern Liebesdienſt.“ Der Bajazzo faßte die ausgeſtreckte Hand des Schwarzen, der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried und der Bajazzo war der Vierte im Bunde. Nun ſtand in der vorderſten Reihe der Zuſchauer der ſtattlich wohlbeleibte Amtmann des Dorfes, der machte ein gar ernſthaftes Geſicht dazu und er ärgerte ſich gar höchlich über das Blendwerk, das nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Sein Eifer ging ſo weit, daß er den Bajazzo an der ledigen Hand faßte und ihn losreißen wollte, um ihn dem Büttel zu übergeben, da ſchrie der Vogel, und „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried und der Amtmann theilte das Schickſal der Vorgänger. Die Frau Amtmännin, eine lange dürre Spindel, entſetzte ſich über das Mißgeſchick ihres Eheherrn und riß mit Leibeskräften an dem freien Arm deſſelben, der Vogel ſchrie; „Schwan, kleb an!“ ſprach Gottfried und die arme Frau Amtmännin mußte trotz ihres Geſchrei's folgen. Hinfort hatte Niemand mehr Luſt, die Geſellſchaft zu vergrößern.

Gottfried ſah ſchon die Thürme der Hauptſtadt vor ſich; da kam ihm eine wunderſchöne Equipage entgegen, in der eine ſchöne junge, aber ernſte Dame ſaß. Als dieſe den bunten Zug erblickte, brach ſie jedoch in lautes Gelächter aus und ihre Dienerſchaft lachte mit. „Die Königstochter hat gelacht!“ rief Alles vor Freuden. Sie ſtieg aus, betrachtete ſich die Sache noch genauer und lachte immer mehr bei den Capricien, welche die Feſtgebannten machten.

Der Wagen mußte umwenden und fuhr langsam neben Gottfried nach der Stadt zurück. Als der König die Kunde vernahm, daß seine Tochter gelacht habe, war er voll Entzücken und nahm selbst Gottfried, seinen Schwan und dessen wunderliches Gefolge in Augenschein, wobei er selbst lachen mußte, daß ihm die Thränen in den Augen standen. „Du närrischer Gesell," sprach er zu Gottfried, „weißt du, was ich Dem versprochen habe, der meine Tochter zum Lachen bringt?" — „Nein," sagte Gottfried. — „So will ich dir's sagen," antwortete der König. „Tausend Goldgulden oder ein schönes Gut. Wähle dir zwischen den beiden." Gottfried entschied sich für das Gut. Dann berührte er den Buben, die Magd, den Schornsteinfeger, den Bajazzo, den Amtmann und die Amtmännin mit seinem Stäbchen und Alle fühlten sich frei und liefen davon, als brenne die Hölle hinter ihnen her, was neues unauslöschliches Gelächter verursachte. Da wurde die Königstochter bewegt, den schönen Schwan zu streicheln und sein Gefieder zu bewundern. Der Vogel schrie; „Schwan, kleb an!" sprach Gottfried, und so gewann er die Königstochter. Der Schwan aber erhob sich in die Lüfte und verschwand in den blauen Horizont. Gottfried erhielt nun ein Herzogthum zum Geschenk; er erinnerte sich aber auch des alten Weibleins, das Schuld an seinem Glücke war und berief sie als seine und seiner auserwählten Braut Haushofmeisterin in sein stattliches Residenzschloß.

Die sieben Schwanen.

In einem Lande war ein junger Rittersmann, der war reich und schön, und hatte eine prächtige Burg. Zu einer Zeit ritt er mit seinen Hunden in den Wald um zu jagen, da sah er eine Hindin (Hirschkuh), die war weißer als der Schnee, und floh vor ihm auf und davon in das Gebirge zwischen die wilden hohen Gesträuche. Der Rittersmann aber folgte ihr gar eilig nach, und kam zuletzt in ein wildes finstres Thal, da verlor er durch die Hunde die Hindin

aus dem Gesicht, ritt hin und her und rief die Hunde wieder zusammen. Darüber kam er an einen Fluß, an dem sah er eine schöne Jungfrau stehen, die wusch sich und trug in der Hand eine güldne Kette. Und da ihm diese Jungfrau sehr wohl gefiel, so stieg er sacht vom Roß, schlich sich ihr unversehens nah und nahm ihr die goldne Kette aus der Hand. In dieser Kette aber war sonderliche Kraft und Planetenzauber, und die Jungfrau war ein Wünschelweiblein, und so schön, daß er ob ihrer Schönheit die Hindin sammt seinen Hunden vergaß, und gedachte die Jungfrau heimzuführen als seine Gemahlin. Und also that er auch und führte sie heim auf seine Burg.

Nun hatte der junge Rittersmann noch eine Mutter, der kam die Schnur ungelegen, denn sie hatte bisher das Regiment ganz allein geführt, und besorgte sich nun, daß sie Gewalt und Ansehen auf dem Schloß verlieren werde. Und wurde der Schnur gram und haßte sie, und ermahnte oft ihren Sohn, jene nicht allzulieb zu haben, und hätte gar zu gern Unfrieden und Zwietracht zwischen beiden angestiftet. Aber sie konnte das nicht zuwege bringen, denn ihr Sohn wollte ihre Worte nicht hören und war dann jedesmal ungehalten auf sie. Als sie nun das wahrnahm, da stellte sie sich in allem willfährig und dienstgefällig gegen ihren Sohn und die junge Frau, aber es kam bei ihr alles aus einem falschen Herzen, darin sie zumal eine grausame Bosheit erdacht hatte gegen die junge Frau, obschon sie sie äußerlich gar sehr zu ehren schien. Darüber kam die Zeit, daß die junge Frau in das Kindbett kam, und genas von sechs Söhnen und einer Tochter, die trugen alle goldne Ringe um ihre Hälse. Sofort kam das alte böse Weib, die Mutter des jungen Herrn, und nahm die sieben Kinderchen, während die Mutter schlief, trug sie hinweg, und legte sieben junge Hündlein, die in derselben Nacht geworfen worden, an deren Stelle. Nun hatte dieses falsche und ungetreue Weib einen vertrauten Knecht, dem überantwortete sie die sieben Kinder, und verpflichtete ihn bei Treuen und Eide, daß er sie in den wilden Wald tragen, sie tödten und begraben sollte in der Erde oder im Wasser ertränken. Das gelobte der Knecht zu thun, trug die Kindlein in den Wald, legte sie unter einen Baum und bereitete sich, sie zu erwürgen. Da kam ihn aber ein Grauen an vor dem Mord, und er schauderte zurück vor solch ungetreuer That, und ließ die Kindlein leben, ging und sagte der Frau, daß er ihr Gebot vollbracht habe.

Aber der Schöpfer aller Wesen, der alle Dinge zum Besten lenkt, erbarmte sich der Kindlein und sandte ihnen einen Nährvater, das war ein alter weiser Meister, der in dem Walde wohnte, Weisheit zu pflegen, der nahm die

Kindlein in ſeine Klauſe und nährte ſie mit der Milch der Hirſchkühe, die zu ihm zu kommen gewohnt waren, ſieben Jahre lang.

Als jenes böſe Weib die Kinder weggebracht hatte von der Mutter, führte ſie ihren Sohn zu der jungen Frau, zeigte ihm die Hündlein und ſprach: „Siehe Sohn, die Kinder, die deine Frau dir geboren, es ſind junge Hunde.“ Das that ſie ihrem Sohn aus Rache an, weil er die junge Frau ſo lieb hatte. Als er das ſah, glaubte er ſeiner Mutter und warf einen Haß auf die junge Frau, die er vorher ſo lieb gehabt, wollte auch kein Wort einer Entſchuldigung hören, ſondern er ließ ſie auf dem Hofe vor dem Palas ſeiner Burg in die Erde eingraben bis an die Bruſt, und über ihr Haupt ließ er ein Waſchbecken mit Waſſer ſetzen, und gebot allem ſeinen Geſinde, ſich über ihrem Haupt zu waſchen und ihre Hände an ihrem ſchönen Haar zu trocknen. Auch ſollte ſie keine andere Nahrung bekommen, wie die Hunde.

Und ſo mußte das arme Weib ſtehen bleiben in der Grube in Nöthen und Aengſten ſieben ganzer Jahre, und durfte ſich ihrer keine Seele erbarmen. Darüber verzehrte ſich ihr ſchöner Leib, ihre Kleider vermoderten und es blieb nur die Haut über ihren Gebeinen.

Indeſſen lernten die jungen Kinder im Walde Wild und Vögel ſchießen, und ſich von deren Fleiſch nähren, und da geſchah es, daß der Ritter, ihr

Vater, wieder einmal jagen ging in dem Walde. Da ward er der Kinder gewahr, die in dem Holze ſpielend hin und her liefen, und hatten alle güldne Kettlein am Halſe. Und ſein Herz ward von Neigung zu den Kindern bewegt; hätte gern eins oder das andere ergriffen, aber ſie ließen ſich nicht fangen, ſondern

verſchwanden im Walde. Daheim erzählte er ſeiner Mutter und anderen Herren und Freunden, daß er im Walde kleine Kinder geſehen mit Goldkettchen an den Hälſen. Darüber erſchrak ſeine Mutter innerlich, nahm den Knecht vor und fragte ihn: „Haſt du damals die Kinder getödtet, oder haſt du ſie leben laſſen?“ Da bekannte der Knecht, daß er ſie nicht mit eigner Hand zu tödten vermocht habe, doch habe er ſie unter einen Baum gelegt, und da wären ſie gewiß bald geſtorben. Hierauf gebot ſie dem Knecht, ſchleunigſt in den Wald zu reiten, die Kinder zu ſuchen, die mit nichten geſtorben ſeien, und ihnen die goldnen Ketten zu nehmen, ſonſt würden ſie beide zu Schanden werden. Der Knecht gehorchte voll Angſt, ſuchte drei Tage die Kinder im Walde und fand ſie nicht; erſt am vierten Tage fand er ſie, ſie hatten die Kettchen abgelegt, und waren nun in Schwäne verwandelt, und ſpielten auf dem Waſſer. Aber das Mädchen hatte noch ſeine menſchliche Geſtalt und ſah den Schwänen zu, wie ſie auf dem Waſſer ſpielten. Da ging der Knecht heimlich hinzu und nahm die ſechs goldnen Kettchen weg; aber das Mädchen entlief ihm, daß er es nicht erreichen konnte.

Wie der Knecht die Ketten der Alten darbrachte, ſandte ſie zu einem Goldſchmied und hieß ihn von denſelben einen Becher machen. Als der Goldſchmied nun von den Ketten einen Becher gießen wollte, befand er, daß das Gold alſo edel und rein war, daß es weder mit dem Hammer verarbeitet noch im Feuer fließend gemacht werden konnte, bis auf ein Kettchen, das zerſchlug er und machte einen Ring davon; die andern wog er auf ſeiner Wage, legte ſie beiſeit und gab dafür an Gewicht ſo viel anderes Gold und machte einen Becher davon, den gab er der Frau und auch den Ring, die ſchloß beides feſt in ihren Kaſten.

Jene Schwäne aber, die nun ihre menſchliche Geſtalt nicht wieder erlangen konnten, wurden betrübt und ſangen mit ſüßer kläglicher Stimme wehmuthvollen Geſang, der klang wie Weinen kleiner Kinder. Zuletzt erhoben ſie ſich auf ihrem Gefieder hoch empor, zu ſehen, wo ſie ſich hinwenden möchten? Da gewahrten ſie einen großen ſpiegelklaren See, auf dem ließen ſie ſich nieder. Der See aber umſchloß einen hohen Berg, an dem hing ein großer Felſen und auf dieſem lag eine ſchöne Burg. Der Felſen war alſo ſteil, und das Waſſer ſtand ſo dicht am Berge, daß außer einem ganz ſchmalen Steig keinerlei Zugang zur Burg war. Und das war gerade die Burg des jungen Ritters, welcher der Vater jener Kinder war, und die Fenſter des Speiſeſaales der Burg ſtanden nach dem Waſſer gekehrt, ſo daß der Herr bald der Schwanen gewahr ward, und wunderte ſich, denn er hatte ſo ſchöne Vögel

noch niemals gesehen. Darum warf er ihnen Brod und andere Speisen hinunter, und gebot allem seinen Gesinde, daß sie Niemand solle verjagen oder vertreiben, sondern sie sollten allezeit Brod hinunter werfen, so lange, bis daß die Schwäne sich dort beständig heimisch hielten. Diesem Gebot ward fleißig nachgelebt, und die Schwäne gewöhnten sich dahin und wurden so zahm, daß sie stets zur Essenszeit kamen und ihr Futter empfingen.

Das arme verlassene Mädchen aber, ihre Schwester, hatte nun zwar ihre menschliche Gestalt behalten, war aber hülflos, und ging betteln hinauf auf die Burg ihres Vaters. Da gab man ihr den Abfall vom Tische, und sie

theilte diesen mit der armen Frau in der Grube, denn so oft sie diese sah, mußte sie bitterlich weinen. Doch kannte eins das andere nicht. Auch brachte das Mägdlein noch einige übrig gebliebene Brosamen herunter unter die Burg an das Wasser, und gab die den Schwanen, ihren Brüdern. Allezeit, wann sie nahete, so kamen die Schwanen herbei, fliegend und flatternd und kitternd, und aßen ihre Speise aus der Schürze des Mägdleins. Das kostete

ſie freundlich und nahm ſie oft in ihre Arme, und ging dann ſtets gegen Abend wieder auf die Burg, und ſchlief alle Nacht vor der Frau, die in der Erde ſtand, ohne daß ſie wußte, daß dieſe ihre Mutter war.

Alle Bewohner der Burg ſahen das alles mit großer Verwunderung, und daß ſie immer weinte, wenn ſie bei der Frau ſtand, und auch, daß ſie dieſer ſehr ähnlich ſah. Und da ward auch des Ritters Herz bewegt, daß er das Mägdlein näher betrachtete, und ſah die Aehnlichkeit mit ſeiner Frau, und ſah auch an ihrem Hals das güldne Kettlein. Und ließ das Dirnlein vor ſich treten und fragte es: „Mein liebes Kind, ſage mir, von wannen biſt du und von wannen kömmſt du her? Wer ſind deine Aeltern und wie haſt du die Schwanen ſo gezähmt, daß ſie aus deinem Schooſe eſſen?“

Da erſeufzte das arme Kind aus tiefſtem Herzensgrund und ſprach: „Lieber Herr! die Aeltern, die ich hatte, habe ich nie gekannt. Ich weiß auch nicht, ob ich ſie geſehen habe. Wenn du aber nach den Schwanen fragſt, das ſind meine Brüder, die mit mir ernährt wurden von der Milch der Hindinnen im Walde. Zu einer Zeit geſchah es, daß meine Brüder ihre goldenen Ketten ablegten, weil ſie baden wollten, da wurden ſie in Schwäne verwandelt; und weil die Ketten geraubt wurden, konnten ſie die Menſchengeſtalt nicht wieder erlangen, und mußten Schwäne bleiben.“

Dieſe Rede vernahmen das falſche untreue Weib und der Knecht, ihr Helfershelfer, und erſchraken heftiglich und wurden beide bleich im Bewußtſein ihrer Schuld. Der Ritter nahm das wahr, und dachte darüber nach, indem er von der Burg herab ſpazieren ging. Die Alte aber hetzte den Knecht auf, er ſollte das Mägdlein tödten. Und er nahm ein blankes Schwert und folgte dem Mägdlein, als es nach ſeiner Gewohnheit herabging zu den Schwanen. Allein der Herr gewahrte ſeiner, trat herzu, und wie der Knecht die Miſſethat begehen wollte, ſchlug er ihm das Schwert aus der Hand. Da fiel der Knecht auf ſeine Kniee nieder und bekannte alles. Darauf trat der Ritter zu ſeiner Mutter und zwang ſie mit Drohungen zum Geſtändniß; da ſchloß ſie ihren Kaſten auf und gab dem Sohn jenen Becher, der von den Kettchen gefertigt ſein ſollte. Sogleich ſandte der Ritter nach dem Goldſchmied und fragte ihn ernſtlich wegen des Bechers. Da ſich dieſer nun auch der Strafe beſorgte, ſo bekannte er die Wahrheit, daß er die Ketten noch ganz habe, bis auf eine, aus der er einen Ring gefertigt. Der Ritter hieß ihm die Ketten bringen, und gab ſie der Jungfrau, die legte ſie den Schwanen, jeglichem eine, um den Hals. Da erhielten ſie alle die menſchliche Geſtalt wieder, bis auf Einen — der mußte ein Schwan bleiben. Von dieſem

Schwan findet man in manchem Buche viel sonderliche Abenteuer beschrieben. Nun ließ der Ritter gar eilig die arme Frau aus der Erde nehmen, ließ sie mit edler Spezerei und kostbaren Würzen wieder erquicken, daß sie wieder ein schönes Weib wurde. Seine falsche Mutter ließ er in das nämliche Loch setzen, darin seine unschuldige Frau sieben lange Jahre geschmachtet und gelitten hatte durch jene Bosheit. So geschah ihr nach dem Prophetenspruch: In die Grube fällt, wer Andern sie gegraben.

Mann und Frau im Essigkrug.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die haben lange lange mit einander in einem Essigkruge gewohnt. Am Ende sind sie's überdrüßig geworden, und der Mann hat zu der Frau gesagt: „Du bist Schuld daran, daß wir in dem sauern Essigkrug leben müssen, wären wir nur nicht da!" Die Frau hat aber gesagt: „Nein, du bist Schuld daran." Und da haben sie angefangen, mit einander zu kippeln und zu zanken, und ist eins dem andern in dem Essigkrug nachgelaufen. Da ist gerade ein goldiges Vögelein an den Essigkrug gekommen, dies hat gesagt: „Was habt ihr denn nur so mit einander?" — „Ei," hat die Frau gesagt: „wir sind's Essigkrügel überdrüssig, und möchten auch einmal wohnen wie andere Leute, hernach wollen wir gern zufrieden sein." Da hat sie das goldene Vögelein aus dem Essigkrug heraus gelassen, hat sie an ein neues Häuschen geführt, wo hinten ein zierliches Gärtchen gewesen ist, und hat zu ihnen gesagt: „Dies ist jetzt euer! Lebt jetzt einig und zufrieden unter einander, und wenn ihr mich braucht, so dürft ihr nur dreimal in die Hände klatschen und rufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!"

so bin ich da."

Damit flog das Goldvögelein fort und der Mann und die Frau waren froh, daß sie nicht mehr in dem sauern Essigkrug wohnten, und freuten sich über ihr nettes Häuschen und grünes Gärtchen. Das dauerte aber nur eine

Weile, denn wie sie nun ein paar Wochen in dem Häuschen gewohnt hatten, und in der Nachbarschaft herum gekommen waren, da hatten sie die großen stattlichen Bauernhöfe gesehen, mit großen Stallungen, Gärten, Aeckern, vielem Gesinde und Vieh. Und da hat es ihnen schon wieder nicht mehr gefallen in ihrem winzigen Häuslein, und sind's ganz überdrüßig geworden, und an einem schönen Morgen haben sie alle zwei fast zu gleicher Zeit in die Hände geklatscht und haben gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!"

Witsch, da ist das goldige Vöglein zum Fenster herein geflogen gekommen, und hat sie gefragt, was sie denn schon wieder wollten?

„Ach," haben sie gesagt: „das Häuslein ist doch gar zu klein, wenn wir nur auch so einen großen prächtigen Bauernhof hätten, hernach wollten wir zufrieden sein." Das goldige Vöglein blinzte ein wenig mit seinen Guckäugelein, sagte aber nichts, und führte den Mann und die Frau an einen großen prächtigen Bauernhof, wo viele Aecker daran waren, und Stallungen mit Vieh, und Knechten und Mägden, und hat ihnen alles geschenkt.

Der Mann und die Frau ſprangen deckenhoch, und konnten ſich vor Freuden gar nicht laſſen. Und jetzt ſind ſie ein ganzes Jahr lang zufrieden und fröhlich geweſen und haben ſich gar nichts Beſſeres denken können. Aber länger hat's auch nicht gedauert, keinen Tag, denn weil ſie jetzt manchmal in die Stadt gefahren ſind, haben ſie die ſchönen großen Häuſer und die ſchöngeputzten Herren und Madamen ſehen ſpazieren gehn, da haben ſie gedacht: „Ei, in der Stadt muß es aber herrlich ſein, und da braucht man nicht viel zu thun und zu arbeiten; und die Frau hat ſich gar nicht können ſatt ſehen an dem Staat und dem Wohlleben und hat zu ihrem Mann geſagt: „Wir wollen auch in die Stadt, ruf' du dem goldigen Vöglein! Wir ſind nun ſchon lange genug auf dem Bauernhof." Der Mann hat aber geſagt: „Frau, ruf' du ihm!" — Endlich hat die Frau dreimal in die Hände geklatſcht und hat gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!"

Da iſt das goldige Vöglein wieder zum Fenſter herein geflogen, und hat geſagt: „Was wollet ihr nur von mir?" — „Ach," hat die Frau geſagt: „wir ſind das Bauernleben müde, wir möchten auch gern Stadtleute ſein, und ſchöne Kleider haben, und in ſo einem großen prächtigen Haus wohnen, hernach wollen wir zufrieden ſein." Das goldne Vöglein hat wieder mit ſeinen Guckäugelein geblinkt, hat aber nichts geſagt, und hat ſie in das ſchönſte Haus in der Stadt geführt, da war alles raritätiſch aufgeputzt, und waren Schränke darin und Kommoden, da hingen und lagen Kleider drinnen nach der neueſten Mode. Jetzt haben der Mann und die Frau gemeint, es giebt auf der Welt nichts Beſſeres und Schöneres, und waren vor lauter Freude außer ſich. Das hat aber leider wieder nicht lange gedauert, ſo hatten ſie es wieder ſatt, und ſprachen zu einander: „Wenn wir's nur ſo hätten wie die Edelleute! die wohnen in herrlichen Paläſten und Schlöſſern, und haben Kutſchen und Pferde, und Bedienten mit goldbordirten Röcken ſtehen auf den Kutſchen. Ja das wär' erſt etwas Rechtes; ſo iſt's doch nur eine armſelige Lumperei." Und die Frau hat geſagt: „Jetzt iſt's an dir, dem goldigen Vögelein zu rufen." Der Mann hat doch wieder lange nicht gewollt, endlich, wie die Frau gar nicht nachgelaſſen hat mit Dringen und Drängen, hat er dreimal in die Hände geklatſcht und gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!"

Da iſt das goldene Vöglein wieder zum Fenſter herein geflogen und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?“ Da ſagte der Mann: „Wir möchten gern Edelleute werden, hernach wollen wir zufrieden ſein.“ Da hat aber das goldene Vöglein gar arg mit den Aeuglein geblinzelt, und hat geſagt: „Ihr unzufriednen Leute! Werdet ihr denn nicht einmal genug haben? Ich will euch auch zu Edelleuten machen, es iſt euch aber nichts nutz!“ und hat ihnen gleich ein ſchönes Schloß geſchenkt, Kutſchen und Pferde und eine zahlreiche Bedienung. — Jetzt ſind ſie nun Edelleute geweſen, und ſind alle Tage

ſpazieren gefahren, und haben an nichts mehr gedacht, als wie ſie die Tage herum bringen wollten in Freuden und mit Nichtsthun, außer daß ſie die Zeitungen geleſen haben.

Einmal ſind ſie in die Hauptſtadt gefahren, ein großes Feſt zu ſehen. Da ſind der König und die Königin in ihrer ganz vergoldeten Kutſche geſeſſen, in goldgeſtickten Kleidern, und vorn und hinten und auf beiden Seiten ſind Marſchälle, Hofleute, Edelknaben und Soldaten geritten, und alle Leute haben die Hüte und Taſchentücher geſchwenkt, wo der König und die Königin vorbeigefahren ſind. Ach wie hat da dem Manne und der Frau vor Ungeduld das Herz geklopft! Kaum waren ſie wieder nach Hauſe, ſo ſprachen ſie: „Jetzt wollen wir noch König und Königin werden, hernach

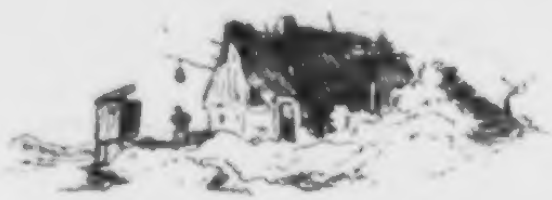
wollen wir aber einhalten." Und da haben sie wieder alle zwei mit einander in die Hände geklatscht, und haben gerufen, was sie nur rufen konnten:

„Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!"

Da ist das goldne Vöglein wieder zum Fenster herein geflogen, und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?" Da haben sie beide geantwortet: „Wir möchten gern König und Königin sein." Da hat aber das Vöglein ganz schrecklich mit den Augen geblitzelt, hat alle Federchen gesträubt, hat mit den Flügeln geschlagen und hat gesagt: „Ihr wüsten Leute, wann werdet ihr denn einmal genug haben? Ich will euch auch noch zum König und zur Königin machen, aber dabei wird's doch nicht bleiben sollen, denn ihr habt nimmermehr genug!"

Jetzt sind sie nun König und Königin gewesen, und haben übers ganze Land zu gebieten gehabt, haben sich einen großen Hofstaat gehalten und ihre Minister und Hofleute haben müssen auf die Kniee niederfallen, wenn sie eines von ihnen ansichtig wurden. Auch haben sie nach und nach alle Beamten im ganzen Lande vor sich kommen lassen, und ihnen vom Thron herab ihre strengsten Befehle ertheilt. Und was es nur Theures und Prächtiges in aller Herren Ländern gab, das mußte herbeigeschafft werden, daß ein Glanz und ein Reichthum sie umgab, der unbeschreiblich ist. Und doch sind sie jetzt noch nicht zufrieden gewesen, und sagten immer: „Wir müssen noch etwas mehr werden!" Da sprach die Frau: „Werden wir Kaiser und Kaiserin." — „Nein!" sagte der Mann, „Wir wollen Papst werden!" — Hoho! Das ist alles nicht genug!" schrie die Frau in ihrem Eifer. „Wir wollen lieber Herrgott sein!"

Kaum aber hatte sie dies Wort ausgeredet, so ist ein mächtiger Sturmwind gekommen, und ein großer schwarzer Vogel mit funkelnden Augen, die wie Feuerräder rollten, ist zum Fenster herein geflogen, und hat gerufen, daß Alles erzitterte: „Daß ihr versauern müßt im Essigkrug!"



Pautz, und da war alle Herrlichkeit zum Kukuk, und da saßen sie alle beide, der Mann und die Frau, wieder in ihrem engen Essigkrug drin; da sitzen sie noch und können drin bleiben bis an den jüngsten Tag.

Das ist eine Lehre für Solche, die nie genug bekommen können.

Das Mäuslein Sambar, oder die treue Freundschaft der Thiere.

In einem weiten Walde war des Wildes viel, und stand darin ein großer Baum mit vielen Aesten, auf dem hatte ein Rabe sein Nest. Da sah er zu einer Zeit den Vogelsteller kommen und ein Garn unter den Baum spannen, erschrak und bedachte sich und dachte: Spannt dieser Waidmann sein Jagdzeug deinetwegen oder wegen andrer Thiere? Das wollen wir doch sehen! Indem so streute der Vogelsteller Samen auf die Erde, richtete sein Garn und stellte sich auf die Lauer. Bald darauf kam eine Taube mit einer ganzen Schaar andrer Tauben, deren Führerin sie war, und da sie den Samen sahen und des Garns nicht Acht hatten, so fielen sie darauf und das Netz schlug zusammen und bedeckte sie alle. Deß freute sich der Vogler, und die Tauben flatterten unruhig hin und her. Da sprach die Taube, welche die Führerin war, zu den andern Tauben: „Verlasse sich keine auf sich allein und habe keine sich selbst lieber als die Andern, sondern lasset uns alle zugleich aufschwingen, vielleicht, daß wir das Garn mit in die Höhe nehmen, so erledigt eine Jegliche sich selbst und die Andern mit ihr.“ Diesem Rathe folgten die Tauben, flogen zugleich auf und hoben das Garn mit in die Lüfte. Der Vogelsteller hatte das Nachsehen und das Nachlaufen, um zu gewahren, wo sein Netz wieder herab zur Erde fallen werde; der Rabe aber dachte bei sich: du willst doch auch nachfolgen und sehen, was aus diesem Wunder werden will?“

Als die kluge Führerin der Tauben ſah, daß der Jäger ihrem Fluge nachlief, ſprach ſie zu ihren Gefährtinnen: „Sehet, der Waidmann folgt uns nach; beharren wir auf der Richtung über dem Wege, ſo bleiben wir ihm im Geſicht, und werden ihm nicht entgehen, fliegen wir aber über Berge und Thäler, ſo vermag er uns nicht im Auge zu behalten, und muß von ſeiner Verfolgung abſtehen, da er daran verzweifeln wird, uns wieder zu finden. Nicht weit von hier iſt eine Schlucht, da wohnt eine Maus, meine Freundin, ich weiß, daß wenn wir zu ihr kommen, ſie uns das Netz zernagt und uns erlöſt."

Die Tauben folgten dem Rath ihrer Führerin und kamen dem Vogler aus dem Geſicht. Der Rabe aber flog langſam hinter ihnen her, um zu ſehen, was aus dieſer Geſchichte werden würde, und auf welche Weiſe ſich wohl die Tauben von dem Netz erledigen würden, und ob er nicht lernen werde, in eigener Gefahr ihr Rettungsmittel zu gebrauchen?

Indeſſen erreichten die Tauben jene Schlucht, wo das Mäuschen wohnte, ließen ſich nieder und ſahen, daß die Maus wohl hundert Löcher und Aus- und Eingänge zu ihrer unterirdiſchen Wohnung hatte, um an vielen Enden bei drohender Gefahr ſich verbergen zu können. Die Maus hieß Sambar, und die kluge Taube rief nun der Freundin: „Sambar, komm heraus!" — Da rief das Mäuslein inwendig: „Wer biſt du?" und da rief die Taube: „Ich bin es, die Taube, deine Freundin!" Und da kam das Mäuslein, guckte aus einem der Löcher vorſichtig und fragte: „O liebe Geſellin, wer hat dich ſo überſtrickt?" Da ſprach die Taube: „O liebe Freundin! Weißt du nicht, daß Keiner lebt, dem Gott nicht ein widerwärtiges Verhängniß ſchickt? Und der Betrügerinnen argliſtigſte iſt die Zeit! Sie ſtreute mir ſüße Weizenkörner, und verbarg meinen Augen das trugvolle Netz, ſo daß ich mit meinen Freundinnen hineinfiel. Niemand verwahret ſich der Schickung, die von oben kommt, ja Mond und Sonne leiden auch Verfinſterung, und aus des Sees grundloſer Tiefe lockt der Menſchen Trug den Fiſch, wie er den Vogel aus der Lüfte Meer herab in ſeine falſchen Schlingen zieht."

Als die Taube dies mit vieler Beredſamkeit geſprochen, begann die Maus das Netz zu zernagen, und zwar an dem Ende, wo ihre Geſpielin, die Taube, lag, dieſe aber ſprach: „Fange an bei den andern, meinen Schweſtern, und wenn du ſie alle erledigt haſt, dann erledige auch mich." Aber die Maus folgte ihr nicht, ob ſie gleich wiederholt bat, und wie ſie noch einmal die Maus darum anſprach, ſo fragte dieſe: „Was ſagſt du mir dies ſo oft, als ob du nicht auch wünſchteſt frei zu ſein?" Darauf antwortete die Taube: „Laß

meine Bitte dir nicht mißfallen; dieſe meine Schweſtern haben mir vertraut als ihrer Führerin; ſie folgten willig mir und voll Vertrauen und durch meine Unvorſichtigkeit geriethen ſie unter das Netz, darum iſt es billig, daß ich auf ihre Erlöſung eher denke als auf die meinige, zumal es nur durch ihre gemeinſame Hülfe gelang, auch mich zu erheben ſammt des Voglers Garn. Auch möchteſt du ermüden bei den Andern, weißt du aber mich, deine liebſte Freundin, noch im Netz, ſo wirſt du mich nicht verlaſſen."

Darauf ſprach das Mäuslein: „O liebe gute Taube, Taubenherz; viele Ehre macht dir dieſe Geſinnung und muß die Liebe ſtärken zwiſchen dir und deinen Geſellinnen." Und ſie zernagte das Netz allenthalben, und die Tauben flogen frei und fröhlich ihren Weg, die Maus aber ſchlüpfte wieder in ihr Löchlein.

Das alles hatte der Rabe, der in der Nähe ſich auf einen Baum niedergelaſſen hatte, geſehen und mit angehört, und hielt hierauf ein Selbſtgeſpräch: „Wer weiß," ſprach er, „ob ich nicht auch in gleiche Lage und Gefahr komme, wie dieſe Tauben? Dann iſt es doch gar herrlich, edle Freunde zu haben, die uns aus der Noth helfen. Mit dieſer Maus möchte mir Freundſchaft allewege frommen!"

Und da flog er von ſeinem Baum und hüpfte zu der Schlucht und rief: „Sambar, komm heraus!" Und drinnen rief das Mäuſelein: „Wer biſt du?" Da ſprach er: „Ich bin der Rabe und habe geſehen, was deiner lieben Freundin, der Taube begegnet iſt, und wie Gott ſie erledigt hat durch deine Treue, deshalb komme ich, auch deine Freundſchaft zu ſuchen." Da ſprach Sambar, das kluge Mäuslein, ohne daß es hervorkam: „Es kann nicht Freundſchaft ſein zwiſchen dir und mir; ein Weiſer ſtrebt nur zu erlangen das was möglich iſt, und für unweiſe gilt, der das Unmögliche erringen will. So führe einer Schiffe über's Land und Karren über's Meer. Wie könnte zwiſchen

uns Geſellſchaft ſein, da ich dein Fraß bin und der Freſſer du?" Da ſprach der Rabe: „Mäuſelein, verſteh mich wohl, und ſinn' meiner Rede nach. Was frommte mir, fräße ich dich auf, dein Tod! Dein Leben ſoll mir hülfreich ſein, und deine Freundſchaft ſo beſtändig wie Ambra, der lieblich duftet, ob man auch verhüllt ihn trägt." Darauf ſprach die Maus: „Wiſſe, Rabe, der Haß der Begierde iſt der größte Haß. Löwe und Elephant haſſen einander ihrer Stärke halber, das iſt ein edler und gleicher Haß des Muthes und des Streites; aber der eingefleiſchte Haß des Starken gegen den Schwachen, das iſt ein unedler und ungleicher Haß; ſo haßt der Habicht das Rebhuhn, die Katze die Ratte, der Hund den Haſen, und du — mich. Erhitze Waſſer am Feuer, daß es gleich dem Feuer dicht brennt, es wird darum doch kein Feuer ſein, auch nie des Feuers Freund, ſondern es wird, in das Feuer geſchüttet, dieſes dennoch dämpfen. Die Weiſen ſagen: Wer ſeinem Feind anhängt, gleicht dem, der eine giftige Schlange in ſeine Hand nimmt; er weiß nicht, wann ſie ihn beißen wird. Der Kluge traut ſeinem Feinde niemals, ſondern er hält ſich fern von ihm, ſonſt geſchieht ihm, wie einſt dem Manne mit der Schlange geſchah."

Der Rabe fragte: „Wie geſchah dem?" und da erzählte ihm die Maus folgendes Märchen:

Der Mann und die Schlange.

Es war einmal ein Mann, in deſſen Hauſe wohnte eine Schlange, die wurde von dem Weibe dieſes Mannes wohl gehalten, und bekam täglich ihre Nahrung. Sie hatte ihre Wohnung ganz nahe bei dem Heerde, wo es immer hübſch warm war, in einem Mauerloch. Der Mann und das Weib bildeten ſich ein, nach dem herrſchenden Aberglauben, daß es Glück bringe, wenn eine Schlange im Hauſe ſei! Nun geſchah es an einem Sonntag, daß dem Hausherrn das Haupt ſchmerzte, deshalb blieb er früh in ſeinem Bette liegen, und hieß die Frau und das Geſinde in die Kirche gehen. Da gingen ſie alle aus, und es war nun ganz ſtill im Hauſe und jetzt ſchlüpfte die Schlange leiſe aus ihrem Loch und ſahe ſich allenthalben ſehr um. Das ſahe der Mann, deſſen Kammer offen ſtand, und wunderte ſich im Stillen, daß ſich die Schlange, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit ſo ſehr umſah. Sie durchkroch alle Winkel, und kam auch in die Kammer und guckte hinein, ſah aber Niemand, denn der Hausherr

hatte ſich verborgen. Und nun kroch ſie auf den Heerd, wo ein Topf mit der Suppe am Feuer ſtand, hing ihren Kopf darüber und ſpie ihr Gift in den Topf, darauf verbarg ſie ſich wieder in ihre Höhle. Der Hausherr ſtieg alsbald auf, nahm den Topf und grub ihn mit Speiſe und Gift in die Erde. Wie nun die Zeit da war, daß man eſſen wollte, wo auch die Schlange gewöhnlich hervorzukommen pflegte, ſtellte ſich der Mann mit einer Axt vor das Loch, Willens, ſobald ſie herausſchlüpfen werde, ihr den Kopf vom Rumpfe zu hauen.

Aber die Schlange ſteckte ganz vorſichtig ihren Kopf erſt nur ein klein wenig aus dem Loch, und wie der Mann zuſchlug, fuhr ſie blitzſchnell zurück, und zeigte, daß ſie kein gutes Gewiſſen hatte. Nach einigen Tagen redete die Frau ihrem Manne zu, er ſolle mit der Schlange Frieden ſchließen, ſie würde wohl nicht wieder ſo Böſes thun; der Hauswirth war gutwillig und rief einen Nachbarn, der ſollte Zeuge ſein des Friedensbundes mit der Schlange und einen Vertrag mit ihr aufrichten, daß eins ſicher ſein ſollte vor dem Andern. Hierauf riefen ſie der Schlange und machten ihr den Antrag; die Schlange aber ſagte: „Nein! — Unſre Geſellſchaft kann fürder in Treuen nicht mehr beſtehen, denn, wenn du daran denkſt, was ich dir in deinen Topf gethan, und wenn ich bedenke wie du mir mit ſcharfer Axt nach meinem Kopf gehauen haſt, ſo möchte wohl Keiner von uns dem Andern trauen. Darum gehören wir nicht zuſammen; gieb du mir frei Geleit, das iſt alles, was ich von dir begehre, und laß mich meine Straße ziehen, je weiter von dir, deſto beſſer, und du bleibe ruhig in deinem Hauſe.“ Und alſo geſchahe es.

Der Rabe, als er dieſe Erzählung aus dem Mund des Mäusleins Sambar vernommeu hatte, nahm wieder das Wort und ſprach: „Ich faſſe wohl die Lehre, die dein Märlein in ſich hält, allein bedenke deine Natur und meine Aufrichtigkeit, ſei minder ſtreng und weigere mir nicht deine Genoſſenſchaft. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen edel und unedel; der Becher aus Gold währet länger, als der aus Glas, und wenn der Glaspokal zerbricht, ſo iſt er hin, leidet aber der Goldpokal, ſo iſt der Werth noch nicht verloren. Die Freundſchaft der böſen und unedeln Gemüther iſt gar keine Freundſchaft, du aber haſt ein edles Gemüth, das hab' ich wohl erkannt, und ſo ſehnt ſich mein Herz nach deiner Freundſchaft, und bedarf ihrer, und ich werde nicht weichen vom Eingang deiner Wohnung, und nicht eher eſſen noch trinken, bis du meiner Bitte Gehör gegeben!"

Darauf ſprach das kluge Mäuslein Sambar: „Ich nehme jetzt deine Geſellſchaft an, denn ich habe noch nie eine billige Bitte ungewährt gelaſſen. Du magſt aber wohl erwägen, daß ich mich nicht zu dir gedrängt, auch daß ich in meiner Wohnung ſicher vor dir bin, aber ich begehre nützlich zu ſein allen, die meiner Hülfe begehren, darum rühme dich nicht etwa: Haha, ich habe eine unvorſichtige und unvernünftige Maus gefunden! — damit es dir nicht gehe, wie dem Hahn mit dem Fuchs."

„Wie war das?" fragte der Rabe, und da erzählte das Mäuslein ein Gleichniß:

Der Hahn und der Fuchs.

In einer kalten Winternacht kroch ein hungeriger Fuchs aus seinem Bau und ging dem Fange nach. Da hörte er auf einem Meierhofe einen Hahn fort und fort krähen, der saß auf einem Kirschbaum, und hatte schon die ganze Nacht gekräht. Jetzt strich der Fuchs hin nach dem Baum und fragte: „Herr Hahn, was singst du in dieser kalten und finstern Nacht?“ Der Hahn sprach: „Ich verkünde den Tag, dessen Kommen meine Natur mich erkennen lehrt.“ Darauf versetzte der Fuchs: „O Hahn, so hast du etwas Göttliches in dir, daß du zukünftig kommende Dinge weißt!“ und alsbald begann der Fuchs zu tanzen. Jetzt fragte der Hahn: „Herr Fuchs, warum tanzest du?“ Ihm antwortete der Fuchs: „So du singest, o weiser Meister, so ist billig, daß ich tanze, denn es ziemet, sich zu freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, du edler Fürst aller Vögel, du bist nicht allein begabt zu fliegen in den Lüften, nein, auch hohe Prophetengaben lieh dir die Natur! O wie bevorzugte sie dich vor allen andern Thieren! Wie glücklich wär' ich, gönntest du mir deine Gunst! Wie gerne küßt' ich dein weisheitdurchdrungenes verehrtes Haupt! O wie beneidenswerth, wenn ich dann künden könnte meinen Freunden: ich war der Glückliche,

dem ein Prophet ſein Haupt zum Kuſſe hingeneigt!" Der alberne Hahn glaubte dem Schmeichelwort des argliſtigen Fuchſes, flog vom Baum und hielt ihm ſeinen Kopf zum Küſſen hin. Mit einem Schnapper war er abgebiſſen, und lachend ſprach der Fuchs: „Ich habe den Propheten ohne alle Vernunft befunden."

Als das Mäuslein dieſe Fabel geendigt hatte, fuhr es fort zum Raben zu ſprechen: „Ich habe dir dies nicht geſagt, weil ich glaube, daß ich der Hahn ſei und du der Fuchs, ich die Speiſe und du der Freſſer, vielmehr will ich glauben, daß deine Worte nicht mit zweigeſpaltener Schlangenzunge geſprochen ſind." Und darauf ging die Maus in die Oeffnung ihres Thürloches. Der Rabe fragte: „Warum ſtellſt du dich unter die Thüre? Was macht dich ſo zaghaft, zu mir heraus zu gehen? Hegſt du immer noch Furcht vor mir?" Darauf antwortete das Mäuslein: „Ich habe meinen Glauben und mein Vertrauen auf dich geſetzt, denn du gefällſt mir, und nicht Furcht vor deiner Unredlichkeit hält mich ab, hervorzukommen. Aber du haſt viele Geſellen deiner Art, doch vielleicht nicht deines Gemüthes, und deren Freundſchaft iſt nicht mit mir, wie deine. Sieht mich einer, ſo muß ich fürchten, daß er mich frißt." Dagegen ſprach der Rabe: „Zu treuer Genoſſenſchaft gehört doch vor allem, daß einer ſei ſeines Genoſſen treuer Freund, und Feind ſeines Feindes; ſei gewiß, o Freundin Sambar, daß mir kein Freund lebt, der nicht eben ſo treuer Freund dir ſein ſoll, wie ich ſelbſt. Auch habe ich Macht und Kraft genug, dich zu ſchützen und zu ſchirmen." Nun endlich ging das Mäuslein Sambar hervor aus ſeinem Löchlein, und verſchwur ſich mit dem Raben zu einem unverbrüchlichen Freundſchaftsbündniß, und als das geſchehen war, wohnten ſie bei- und nebeneinander friedſam und freundlich, und erzählten einander alle Tage ſchöne Märchen.

Endlich aber zu einer Zeit ſprach der Rabe zur Maus: „Höre, meine liebe Freundin Sambar, deine Wohnung iſt doch gar lautbar und zu nahe am Weg; ich beſorge, es kommt einmal Einer, der dich oder mich ſchießt oder ſchädigt, auch fällt es mir ſchwer, hier meine Nahrung zu finden. Aber ich weiß einen luſtigen und nützlicheren Aufenthalt, da giebt es Waſſer und Wieſen, Früchte und Futter, und dort in dem Waſſer wohnt auch noch eine alte Freundin von mir, gar eine treue Genoſſin; ich wünſchte, du zögeſt mit mir an jenen Ort."

„Das will ich dir gern zu Liebe thun," ſprach die Maus, „denn ich bin hier ſelbſt ſcheu und halte mich nicht recht ſicher, deshalb ſiehſt du auch die vielen Ein- und Ausgänge meiner Wohnung. Glaube nur, lieber Freund,

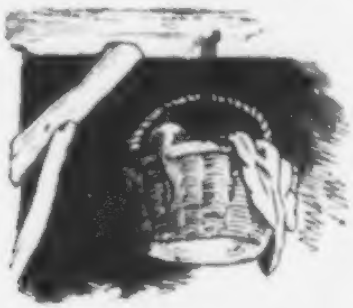
mir ſind ſchon gar mancherlei Fährlichkeiten begegnet, davon ich dir erzählen will, wenn wir an den neuen Aufenthalt kommen."

Darauf nahmen beide Abſchied von ihrem alten Wohnort, und der Rabe faßte die Maus am Schwänzlein in ſeinen Schnabel, und flog mit ihr dahin an den Ort, den er meinte. Da guckte ein Thier mit dem Kopf aus dem Waſſer, das erſchrak vor der Maus, denn es erkannte ſie nicht, wie der Rabe ſie aus dem Schnabel ließ, und tauchte ſchnell unter. Der Rabe flog auf einen Baum und rufte: „Korax, Korax!" Da kam das Thier aus dem Waſſer hervor, das war ſeine Freundin, eine Schildkröte, die freute ſich, den Raben wieder zu ſehen und fragte ihn, was ihn zu ſeinem langen Außenbleiben bewogen? Da erzählte ihr der Rabe die Geſchichte von der Taube und der Maus, und ſtellte ſeine Freundinnen einander vor, und die Schildkröte verwunderte ſich über die hohe Vernunft der Maus, kroch zu ihr, gab ihr die Hand, und freute ſich ſehr, ihre Bekanntſchaft zu machen. Hernach bat der Rabe die Maus, ihm und ſeiner alten Freundin doch ihre Lebensgeſchichte zu erzählen, und ſie ließ ſich dazu gern bereit und willig finden, und erzählte, wie folgt:

Die Lebensgeſchichte der Maus Sambar.

Ich bin geboren in dem Hauſe eines frommen Einſiedels; es waren unſrer viele Geſchwiſter und außer meinen lieben verſtorbenen Aeltern lebten auch deren Geſchwiſter, Vettern und Muhmen, und deren Kinder allzumal in

diesem Hause. Es fehlte uns niemals an Nahrungsmitteln aller Art, denn die gutthätigen Leute in der Nachbarschaft trugen dem Einsiedel alle Tage Brod, Mehl, Käse, Eier, Butter, Früchte und Gemüse zu, viel mehr als er brauchte, darum, daß er für sie beten solle. Ob er für sie gebetet, und ob das ihnen etwas geholfen hat, weiß ich nicht. Nun gönnte der Einsiedel mir und meinen Verwandten doch nicht alles, und hing deshalb einen Korb mitten in seine Küche, wo wir nicht dazu konnten. Da ich mich aber schon als junges Mäuslein durch Muth, gepaart mit List und Vorsicht, vortheilhaft auszeichnete, so sprang ich von der nahen Wand dennoch in den Korb, aß, so viel mir nur schmeckte, und warf das Uebrige meinen Verwandten herunter, die an jenem Tag einen wahren Festtag feierten. Als der Einsiedel herein kam, und sah, was geschehen war, traf er Anstalt, den Korb noch höher zu hängen. Da besuchte ihn ein Wallbruder, den bewirthete er nach seinem Vermögen, und als sie mit einander gegessen und getrunken hatten, that der Einsiedel die Speisereste in den Korb, und hing ihn an den neuen Ort, und gedachte, Acht zu haben, ob das Mäuslein auch da hinein kommen möchte? Indeß begann der Gast zu reden und zu erzählen von seinen Fahrten zu Land und zu Meer, und seinen Abenteuern, die er erlebt und bestanden, aber er nahm wahr, daß der Gastfreund immer nur mit halbem Ohr auf ihn hörte, und immer dem Korbe mit Leib und Blicken halb zugewendet blieb. Da ward der Waller unwillig und sprach: „Ich erzähle dir die schönsten Abenteuer, und du achtest nicht darauf, und scheinst keine Lust daran zu haben." — „Mit Nichten," erwiederte der Einsiedel: „ich höre gar gern deine Reden, aber ich muß Acht haben, ob die Mäuse wieder in den Speisekorb



kommen, denn dieses Ungeziefer frißt mir alles weg, daß kaum etwas für mich übrig bleibt, und besonders ist eine, die springt in den Korb für alle Andern." Damit meinte er mich, die kleine Sambar. Darauf sagte der Wallbruder: „Bei deiner Rede machst du mich der Fabel eingedenk von einer

Frau, die zu ihrer Freundin sprach: Diese Frau giebt nicht ohne Ursache den ausgeschwungenen Waizen für den unausgeschwungenen." — „Wie so? Wie war das?" fragte der Einsiedel, und der Waller sagte: „Laß dir erzählen. Einstmals auf meiner Wanderschaft herbergte ich bei einem ehrenwerthen Manne, den hörte ich des Nachts, da ich nebenan schlief, zu seiner Frau sprechen: „Frau, morgen will ich etliche Freunde zu Gaste laden." Dem antwortete das Weib: „Du vermagst nicht alle Tage Gäste zu haben und Wirthschaft zu machen; damit verthust du, was wir haben, und zuletzt bleibt uns im Haus und Hof gar nichts mehr." Da sprach der Mann: „Hausfrau, laß dir das nicht mißfallen, was mein Wille ist, besonders in solchen Sachen! Ich sage dir, wer allewege karg ist, und immer einnehmen und zusammenscharren, aber nimals wieder ausgeben will, und dessen, was er hat, nicht recht froh wird, der nimmt ein Ende, wie der Wolf."

„Wie war denn das Ende von dem Wolf? fragte die Frau, und ihr Mann erzählte: „Es war einmal, so sagt man, ein Jäger, der ging nach dem Walde mit seinem Schießzeug, Pfeil und Armbrust, da begegnete ihm ein Rehbock, den schoß er und lud sich denselben auf, ihn heimzutragen. Darauf aber begegnete ihm ein Bär, der eilte auf ihn zu, und der Jäger, sich seiner zu erwehren, spannte in Eile die Armbrust, legte den Pfeilbogen darauf, aber er vermochte nicht anzulegen, weil ihn der Rehbock hinderte, und legte geschwind die Armbrust nieder, zückte sein Waidmesser und begann den Kampf mit dem Bären, und er rannte ihm das Messer durch den Leib in dem Augenblick, wo der Bär ihn umfaßte und ihn todt drückte. Wie der Bär die schwere Wunde fühlte, brüllte er und riß sie aus Wuth noch weiter auf, so daß er sich bald verblutete. Abends ging ein Wolf des Wegs, der fand nun einen todten Rehbock, einen todten Bären und einen todten Jäger. Darüber ward er herzlich froh und sprach in seinem Herzen: Das alles was ich hier finde, das soll alles mein bleiben, davon kann ich mich lange nähren. Meine Brüder sollen nichts davon bekommen. Vorrath ist Herr, sagt das Sprichwort. Heute will ich sparen und nichts davon anrühren, daß der Schatz lange dauert, obschon mich sehr hungert. Da liegt aber eine Armbrust, deren Sehne könnte ich abnagen. Und da machte sich der Wolf mit der gespannten Armbrust zu schaffen, die schnappte los, und der aufgelegte Stahl oder Bogenpfeil fuhr ihm mitten durchs Herz! — „Siehe, Frau," so fuhr der Mann fort, dem ich zuhörte, sprach der Wallbruder zu dem Einsiedel, von welchem das Mäuslein Sambar ihren Freunden, dem Raben und der Schildkröte erzählte: — „Siehe, Frau, da hast du ein Beispiel, daß es nicht immer gut

sei, zu sammeln, und das Gesammelte treue Freunde nicht mit genießen lassen zu wollen. Darauf sprach die Frau: „Du magst Recht haben.“ Als nun der Morgen kam, stand sie auf, nahm ausgehülsten Waizen, wusch ihn, breitete den aus, daß er trockne, und setzte ihr Kind dazu, ihn zu hüten, und dann ging sie weiter zur Besorgung ihrer übrigen Geschäfte. Aber das Kind that, wie Kinder thun, es spielte und hatte nicht Acht auf den Waizen, und da kam die Sau, fraß davon, und verunreinigte den übrigen Waizen, den sie nicht fraß. Als die Frau hernach kam, und das sah, ekelte ihr vor dem übrigen Waizen, nahm ihn und ging auf den Markt, und bot ihn feil gegen ungehülsten zu gleichem Maß. Da hörte ich eine Nachbarsfrau jener, die gesehen hatte, was vorgegangen war, spöttisch zu einer Dritten sagen: „Schau, wie giebt die Frau so wohlfeil gehülsten Waizen gegen den ungehülsten! Es hat alles seine Ursache.“ — So ist's auch mit der Maus, von der du sagst, sie springe in den Korb für die andern Mäuse alle zusammen, und das muß wohl seine Ursache haben. Gieb mir eine Haue, so will ich dem Mausloch nachgraben, und die Ursache wohl finden.“ — „Diese Rede hörte ich,“ so erzählte Sambar weiter, „im Löchlein einer meiner Gespielinnen; in meiner Höhle aber lagen tausend Goldgülden verborgen, ohne daß ich, noch der Einsiedel wußten, wer sie hinein gelegt, mit denen spielte ich täglich und hatte damit meine Kurzweil. Der Waller grub und fand bald das Gold, nahm es und sprach: „Siehe, die Kraft des Goldes hat der Maus solche Stärke verliehen, so kecklich in den hohen Korb zu springen. Sie wird es nun nicht mehr vermögen.“ Diese Worte vernahm ich mit Bekümmerniß und leider befand ich sie bald wahr. Als es Morgen wurde, kamen die andern Mäuse alle zu mir, daß ich sie, wie gewohnt, wieder füttere, und waren hungriger als je; ich aber vermochte nicht, wie ich sonst gekonnt und gethan, in den Korb zu springen, denn die Kraft war von mir gewichen, und alsbald sah ich mich von den Mäusen, meinen nächsten Freunden und Verwandten, ganz schnöd behandelt; ja sie besorgten sich, am Ende mir etwas geben und mich ernähren zu müssen, deshalb ging eine jede ihres Wegs und keine sah mich mehr an, als ob ich sie auf das bitterste beleidigt hätte.“

„Da sprach ich zu mir traurig in meinem Gemüthe diese Worte: „Gute Freunde in der Noth, gehn fünfundzwanzig auf ein Loth; soll es aber ein harter Stand sein, so gehen fünf auf ein Quentlein. Wer keine Habe hat, hat auch keine Brüder; wer keine Brüder hat, hat keine Verwandtschaft; wer keine Verwandtschaft hat, hat auch keine Freundschaft, und wer keine Freundschaft hat, der wird vergessen. Armuth ist ein harter Stand; Armuth macht

das Leben krank. Keine Wunde brennt ſo heftig, als Armuth. Vieles Lob wird dem Reichen, wenn aber der Reiche arm wird, dann wird ihm doppelter und dreifacher Tadel; war er mild und gaſtfrei, ſo iſt er ein Verſchwender geweſen; war er edel und freiſinnig, ſo heißt er nun ſtolz und ſtreitſüchtig; iſt er ſtill und verſchloſſen, ſo heißt er tiefſinnig; iſt er geſprächig, ſo heißt er ein Schwätzer. Tod iſt minder hart als Armuth. Dem armen Mann iſt eher geholfen, wenn er ſeine Hand in den offenen Rachen einer giftigen Schlange ſteckt, als wenn er Hülfe begehrt von einem Geizhals."

„Weiter ſah ich nun, daß der Waller und der Einſiedel die gefundenen Goldgülden zu gleichen Hälften unter ſich theilten, und fröhlich von einander ſchieden; und der Einſiedel legte ſein Geld unter das Kopfkiſſen, darauf er ſchlief. Ich aber gedachte, mir etwas davon anzueignen, um meine verlorne Kraft wieder zu erſetzen, aber der Einſiedel erwachte von meinem leiſen Geräuſch und gab mir einen Schlag, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf ſtand, und wie ich in mein Loch kam. Dennoch hatte ich keine Ruhe vor meiner Gier nach dem Gold, und machte einen zweiten Verſuch; da traf mich der Einſiedel abermals ſo hart, daß ich blutete und todtwund in meine Höhle entrann. Da hatte ich genug, und dachte nur mit Schrecken an Gold und Geld, und ſagte mir vier Sprüche vor in meinen Schmerzen und in meiner Traurigkeit: Keine Vernunft iſt beſſer, als die, ſeine eignen Sachen wohl

betrachten und nicht nach fremden ſtreben. Niemand iſt edel ohne gute Sitten. Kein beſſerer Reichthum als Genügſamkeit. Weiſe iſt der, welcher nicht nach dem ſtrebt, was ihm unerreichbar iſt. So beſchloß ich, in Armuth und edlem Sinn zu beharren, verließ des Einſiedels Haus und wanderte in

die Einöde. Dort richtete ich mir ein wohnlich Wesen ein, und lernte die friedsame Taube kennen, die ihre Hülfe bei mir suchte, dadurch auch du, Freund Rabe, dich zu mir gesellt hast, der mir von seiner Freundschaft zu dir, Schildkröte Korax, viel erzählte, so daß ich gern Verlangen trug, dich kennen zu lernen, denn es ist auf der Welt nichts schöneres, als Gesellschaft treuer Freunde und kein größeres Betrübniß giebt's, als einsam und freundlos sein."

Damit endete das kluge Mäuslein Sambar seine Lebensgeschichte, und die Schildkröte nahm das Wort und sprach gar mild und freundlich: „Ich sage dir besten Dank für deine so lehrreiche Geschichte; viel hast du erfahren und dein Schatz ist Weisheit geworden, die mehr ist als Gold. Nun vergiß hier bei uns dein Leiden und deinen Verlust, und denke, daß das edle Gemüth man ehrt, auch wenn am irdischen Besitz es Mangel hat. Der Löwe, ob er schlafe, ob er wache, bleibt gefürchtet, und seine Stärke geht mit ihm, wohin er geht. Der Weise aber wechselt gern den Aufenthalt, auf daß er kennen lerne fremde Landesart, und zur Begleiterin erwählt er Gold nicht, nein — Vernunft."

Wie der Rabe diese Worte hörte, freute er sich herzinnig über die Einigung seiner Freundinnen, und sprach zu ihnen freundliche Worte; indem so kam ein Hirsch gelaufen, und als die treuen Thiere ihn hörten, so flohen sie, die Schildkröte in das Wasser, die Maus in ein Löchlein, der Rabe auf einen Baum. Und wie der Hirsch an das Wasser kam, erhob sich der Rabe in die Luft, zu sehen, ob vielleicht ein Jäger den Hirsch verfolge, da er aber Niemand sah, so rief er seinen Freundinnen, und da kamen sie wieder hervor. Die Schildkröte sah den Hirsch am Wasser stehen mit ausgestrecktem Hals, als scheue er sich zu trinken, und rief ihm zu: „Edler Herr, wenn dich dürstet, so trinke; du hast hier Niemand zu fürchten!" Da neigte der Hirsch sein Haupt und grüßte die Schildkröte, und näherte sich ihr, und sie fragte, von wannen er käme? Er antwortete: „Ich bin lange im wilden Walde gewesen, da habe ich gesehen, daß die Schlangen von einem Ende an das andere wandelten, und habe Furcht gefaßt, es möchten Jäger den Wald einkreisen und bin hierher gewichen." Die Schildkröte sprach: „Hierher kam noch nie ein Jäger, darum fürchte dich nicht. Und willst du hier wohnen, so kannst du von unsrer Gesellschaft sein; es ist hier rings gute Weide." Das hörte der Hirsch gern, und blieb auch da, und die Thiere erkoren einen Platz unter den Aesten eines schattenreichen Baumes, da kamen sie alle zusammen und erzählten einander von dem Laufe der Welt und auch schöne Märchen.

So kamen eines Tages die treubefreundeten Thiere auch zusammen, der Rabe, die Maus und die Schildkröte, aber der Hirsch blieb aus und fehlte. Da besorgten sie sich seiner, ob ihn etwa von einem Jäger etwas begegnet wäre, und der Rabe ward ausgesandt, nach ihm zu spähen und Botschaft zu bringen. Da sah er ihn nach einer Weile im Walde, nicht allzufern von ihrem Aufenthalt, in einem Netz gefangen liegen, kam wieder und sagte das seinen lieben Gesellen an. Sobald die Maus das vernahm, bat sie den Raben, sie zum Hirsch zu tragen, und dort sprach sie zu ihm: „Bruder, wer doch hat dich also überwältiget? Man rühmet doch als der verständigsten Thiere eines dich!“ Darauf seufzte der Hirsch und sprach: „O liebe Schwester! Verstand schirmt nicht gegen den Urtheilsspruch, der uns von oben kommt. Des Läufers Schnelle und des Starken Kraft zerreißt das Netz nicht, das Verhängniß heißt.“

Wie diese zwei noch redeten, kam die Schildkröte daher, sie war gekrochen, so schnell sie konnte; da wandte der Hirsch sich zu ihr und sprach: „O liebe Schwester, warum kommst du zu uns her? Und welchen Nutzen bringt uns deine Gegenwart? Die Maus allein vermag mich zu erledigen, und naht der Jäger, so entfliehe ich gar leicht, der Rabe fliegt von dannen und die Maus entschlüpft. Dir aber, die Natur gemachsam schuf, nicht schnellen Schritts, auch fluchtgewandt nicht, dir dreht schmähliche Gefangenschaft.“ Darauf antwortete die Schildkröte: „Ein treuer Freund, der auch Vernunft hat, wird sich nicht werth des Lebens dünken, wenn er um seine Freunde kam. Und wenn ihm nicht vergönnt ist, daß er helfe, so mag er trösten doch nach seinen Kräften. Das Herz aus seinem Busen zieht ein treuer Freund und reicht es seinem treuen Freunde dar.“ Als die Schildkröte noch sprach, während die Maus bereits das Netz eifrig zernagt hatte, hörten die Thiere den Jäger nahen, da entrann der Hirsch, der Rabe entflog, die Maus entschlüpfte. Der Jäger fand sein Netz zernagt, erschrak, sah sich um und fand Niemand als die Schildkröte. Die nahm er, daß es Rabe und Maus mit Bedauern sahen, und band sie fest in einen Fetzen von dem Netz. Die Maus rief dem Raben zu: „O wehe, weh! Wenn einem Glück kommt, harret er des folgenden, und kommt ein Unglück, überfällt auch gleich ein zweites ihn. Trug ich nicht Leids genug an meines Goldes Verlust, und nun bin ich der liebgewordenen Schwester bar, sie, die mein Herz vor allem lieb gewonnen hat. Weh mir, weh meinem Leib, der aus einem Trübsalsnetz ins andre rennt, und dem nichts anderes beschcert ist als nur Widerwärtigkeit.“

Da sprachen Rabe und Hirsch zur Maus: „O kluge Freundin, klage nicht so sehr, denn Klagen ist nicht, was der Freundin frommt und deine

und unsre Trauer macht sie nicht von Banden frei. Ersinne Listen, wie wir sie befreien!"

Da sann das kluge Mäuslein Sambar eine Weile, dann sprach's: „Ich hab's. Du, Hirsch, gewinne schnell die Straße des Jägers, und falle nahe dabei hin, wie halb todt, und du, Rabe, steh auf ihm, als ob du von ihm äßest. Wenn das der Jäger sieht, so wird er, was er trägt, aus den Händen legen, dann schleppst du, Freund Hirsch, dich gemachsam etwas tiefer in den Wald, damit er dich verfolgt, indeß zernage ich das Netz, und mache unsre liebe Schwester frei."

Dieser Rathschlag ward schnell ausgeführt. Der Hirsch und der Rabe eilten auf einem Umweg dem Jäger voraus, und thaten wie die Maus gerathen. Der Jäger war gierig, den Hirsch zu erreichen, und warf alles was er trug von sich, der Hirsch kroch ins Dickicht, der Rabe flog nach, und der Jäger lief nach, und die Maus zernagte das Netz der Schildkröte und ging mit ihr nach Hause, dort fanden sie schon den Raben und den Hirsch, die schnell dem Jäger aus den Augen gekommen waren. Wie dieser nun zurückkehrte an den Ort, wo er seine Sachen hingeworfen hatte, die er noch dazu eine gute Länge suchen mußte, so fand er das Netz zernagt, und konnte sich nicht genug wundern. „Das muß der böse Teufel gethan haben, und kein guter Geist!" fluchte er, und dachte, daß böse Geister und Zauberer diese Gegend inne haben müßten, welche die Jäger in Thiergestalten äfften, ging furchtsam nach Hause, und jagte nie mehr in diesem Walde. Und da wohnten nun die befreundeten Thiere mit einander in Ruhe, Eintracht und Glückseligkeit, und von Zeit zu Zeit kam auch die Taube in diese schöne Einsamkeit und besuchte die kluge Maus Sambar, ihre liebe Freundin, und brachte Neuigkeiten aus der Welt und allerlei schöne Geschichten, daran alle ihre Freude hatten.

Der Wettlauf zwiſchen dem Haſen und dem Igel.

Dieſe Geſchichte iſt ganz lügenhaft zu erzählen, Jungens, aber wahr iſt ſie doch, denn mein Großvater, von dem ich ſie habe, pflegte immer wenn er ſie erzählte, dabei zu ſagen: „Wahr muß ſie doch ſein, meine Söhne, denn ſonſt könnte man ſie ja nicht erzählen.“ Die Geſchichte aber hat ſich ſo zugetragen:

Es war einmal an einem Sonntagmorgen in der Herbſtzeit, juſt als der Buchwaizen blühte. Die Sonne war goldig am Himmel aufgegangen, der Morgenwind ging friſch über die Stoppeln, die Lerchen ſangen in der Luft, die Bienen ſummten in dem Buchwaizen und die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche, kurz, alle Creatur war vergnügt und der Swinegel auch.

Der Swinegel aber ſtand vor ſeiner Thüre, hatte die Arme übereinander geſchlagen, kuckte dabei in den Morgenwind hinaus und trällerte ein Liedchen vor ſich hin, ſo gut und ſo ſchlecht als es nun eben am lieben Sonntagmorgen ein Swinegel zu ſingen vermag. Indem er nun noch ſo halbleiſe vor ſich hinſang, fiel ihm auf einmal ein, er könne wohl, während ſeine Frau die Kinder wüſche und anzöge, ein Bischen im Felde ſpazieren und dabei ſich

umſehn, wie ſeine Steckrüben ſtünden. Die Steckrüben waren das nächſte bei ſeinem Hauſe und er pflegte mit ſeiner Familie davon zu eſſen und deshalb ſah er ſie denn auch als die ſeinigen an. Der Swinegel machte die Hausthüre hinter ſich zu und ſchlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch nicht ſehr weit vom Hauſe und wollte juſt um den Schlehenbuſch, der da vor dem Felde liegt, hinauf ſchlendern, als ihm der Haſe begegnete, der in ähnlichen Geſchäften ausgegangen war, nämlich um ſeinen Kohl zu beſehen. Als der Swinegel des Haſen anſichtig wurde, bot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Haſe aber, der nach ſeiner Weiſe ein gar vornehmer Herr war

und grauſam hochfahrig dazu, antwortete nichts auf des Swinegels Gruß, ſondern ſagte zu ihm, wobei er eine gewaltig höhniſche Miene annahm: „Wie kommt es denn, daß du ſchon bei ſo frühem Morgen im Felde rum-

läufst?" „Ich gehe spazieren," sagte der Swinegel. „Spazieren?" lachte der Hase, „mir däucht, du könntest die Beine auch wohl zu besseren Dingen gebrauchen." Diese Antwort verdroß den Swinegel über alle Maßen, denn Alles kann er vertragen, aber auf seine Beine läßt er nichts kommen, eben weil sie von Natur schief sind. „Du bildest dir wohl ein," sagte nun der Swinegel, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannst?" „Das denk' ich," sagte der Hase. „Nun es käme auf einen Versuch an," meinte der Swinegel, „ich parire, wenn wir wettlaufen, ich laufe dir vorbei." „Das ist zum Lachen, du mit deinen schiefen Beinen!" sagte der Hase, „aber meinetwegen mag es sein, wenn du so übergroße Lust hast. Was gilt die Wette?" „Einen goldnen Lujeder und eine Buttelje Schnaps," sagte der Swinegel. „Angenommen," sprach der Hase, „schlag ein und dann kann's gleich losgehen." „Nein, so große Eile hat es nicht," meinte der Swinegel, „ich bin noch ganz nüchtern; erst will ich zu Hause gehn und ein Bischen frühstücken. In einer halben Stunde bin ich auf dem Platze." Darauf ging der Swinegel, denn der Hase war es zufrieden.

Unterwegs dachte der Swinegel bei sich: „Der Hase verläßt sich auf seine langen Beine, aber ich will ihn schon kriegen. Er dünkt sich zwar ein vornehmer Herr zu sein, ist aber doch ein dummer Kerl und bezahlen muß er doch. Als nun der Swinegel zu Hause ankam, sagte er zu seiner Frau: „Frau, zieh dich eilig an, du mußt mit in's Feld hinaus." „Was giebt es denn?" sagte die Frau. „Ich habe mit dem Hasen um einen goldenen Lujeder und eine Buttelje Schnaps gewettet, ich will mit ihm um die Wette laufen und da sollst du dabei sein." „O mein Gott, Mann!" schrie den Swinegel seine Frau, „bist du nicht klug, hast du den Verstand verloren? Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?" „Halt das Maul, Weib," sagte der Swinegel, „das ist meine Sache. Raisonnire nicht in Männergeschäfte. Marsch, zieh dich an und dann komm mit." Was sollte den Swinegel seine Frau machen? Sie mußte wohl folgen, sie mochte wollen oder nicht.

Als sie nun mit einander unterwegs waren, sprach der Swinegel zu seiner Frau also: „Nun paß' auf, was ich dir sagen werde. Sieh, auf dem langen Acker, dort wollen wir unsern Wettlauf machen. Der Hase läuft nämlich in der einen Furche und ich in der andern, und von oben fangen wir an zu laufen. Nun hast du weiter nichts zu thun, als du stellst dich hier unten in die Furche und wenn der Hase auf der andern Seite ankommt, so rufst du ihm entgegen: „Ich bin schon da."

Damit waren ſie beim Acker angelangt, der Swinegel wies ſeiner Frau ihren Platz an und ging nun den Acker hinauf. Als er eben ankam war der Haſe ſchon da. „Kann es losgehen?“ ſagte der Haſe. „Ja wohl,“ erwiederte der Swinegel. „Dann man zu!“ Und damit ſtellte ſich jeder in ſeine Furche. Der Haſe zählte: „Eins, Zwei, Drei!“ und los ging er wie ein Sturmwind den Acker hinunter. Der Swinegel aber lief nur ungefähr drei Schritte, dann duckte er ſich in die Furche nieder und blieb ruhig ſitzen.

Als nun der Haſe im vollen Laufe unten ankam, rief ihm dem Swinegel ſeine Frau entgegen: „Ich bin ſchon da!“ Der Haſe ſtutzte und verwunderte ſich nicht wenig. Er meinte nicht anders, es wäre der Swinegel ſelbſt, der ihm das zurufe, denn bekanntlich ſieht den Swinegel ſeine Frau gerade ſo aus wie ihr Mann.

Der Haſe aber meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Er rief: „Noch einmal gelaufen, wieder herum!“ Und fort ging es wieder wie

der Sturmwind, so daß ihm die Ohren am Kopfe flogen. Den Swinegel seine Frau aber blieb ruhig auf ihrem Platze. Als nun der Hase eben ankam, rief ihm der Swinegel entgegen: „Ich bin schon da!“ Der Hase aber ganz außer sich vor Eifer schrie: „Nochmal gelaufen, wieder herum!“ „Mir recht,“ antwortete der Swinegel, „meinetwegen so oft als du Lust hast.“ So lief der Hase drei und siebzig mal und der Swinegel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Hase unten oder oben ankam, sagte der Swinegel oder seine Frau: „Ich bin schon da.“

Zum vier und siebzigsten mal aber kam der Hase nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er zur Erde, das Blut floß ihm aus dem Halse und er blieb todt auf dem Platze. Der Swinegel aber nahm seinen gewonnenen Louisdor und die Flasche Branntwein, rief seine Frau aus der Furche ab und beide gingen vergnügt nach Hause, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

So begab es sich, daß auf der Burtehuder Haide der Swinegel den Hasen zu Tode gelaufen hat, und seit jener Zeit hat es sich kein Hase wieder einfallen lassen, mit dem Burtehuder Swinegel um die Wette zu laufen.

Die Lehre aber aus dieser Geschichte ist erstens, daß Keiner, und wenn er sich auch noch so vornehm dünkt, sich soll beikommen lassen, über den geringen Mann sich lustig zu machen, und wäre es auch nur ein Swinegel. Und zweitens, daß es gerathen ist, wenn Einer freiet, daß er sich eine Frau aus seinem Stande nimmt, die just so aussieht, als er selbst. Wer also ein Swinegel ist, der muß darauf sehen, daß seine Frau auch ein Swinegel sei.

Zitterinchen.

Es war einmal ein armer Taglöhner, der hatte zwei Kinder, einen Sohn mit Namen Abraham und eine Tochter, die hieß Christinchen. Beide Kinder waren noch sehr jung, als der Vater starb und gute Menschen mußten sich ihrer annehmen, sonst wären sie umgekommen, so arm waren sie. Das Mädchen wurde eine herrlich aufblühende Schönheit, die nicht ihres Gleichen hatte weit und breit. Abraham ward ein kräftiger Jüngling und kam durch Vermittelung eines Gönners als Bedienter zu einem reichen Grafen. Ehe er aber von seiner Schwester schied, ließ er sich von einem guten Freunde ihr

Portrait malen, und nahm es mit sich, denn er hatte sie sehr lieb. Der Graf war mit Abraham sehr wohl zufrieden, bemerkte jedoch öfters, daß er ein weibliches Portrait aus dem Busen zog und küßte; er verwunderte sich darüber, da Abraham still und sittsam war und kaum aus dem Hause kam,

er fragte ihn deshalb, ob das Portrait seine Geliebte vorstelle und betrachtete sich's genauer, als Abraham sagte, es sei seine Schwester. „Ist deine Schwester so schön," sagte der Graf, „so wäre sie wohl werth, eines Edelmanns Weib zu sein!" — „Sie ist noch weit schöner!" entgegnete Abraham. Der Graf war entzückt und sandte heimlich seine Amme nach dem Orte, wo sich Christinchen befand, um sie nach seinem Schlosse zu holen.

Die Amme fuhr mit einem vierspännigen Wagen vor das Haus von Christinchens Pflegeältern, grüßte sie von ihrem Bruder und sie solle mit ihr nach dem gräflichen Schloß fahren. Christinchen sehnte sich sehr, ihren Bruder wieder zu sehen und war bereit zu folgen; sie besaß aber ein Hündchen, das sie einst aus dem Wasser gerettet hatte, das hieß Zitterinchen und hegte große Anhänglichkeit an sie. Das Hündchen sprang mit Christinchen in den Wagen. Die Amme hatte jedoch einen schlimmen Plan gefaßt. Als sie am steilen Ufer eines großen Flusses hinfuhren, machte sie Christinchen auf die Goldfische aufmerksam, die in den blauen Wellen spielten und da Christinchen unbefangen aus dem Kutschenschlag hinaus sah, stürzte sie sie in den Fluß, während der Wagen weiter fuhr. Die Amme hatte eine Base,

die schon eine alte Jungfer war, mit dieser hatte sie bereits verabredet, an einem gewissen Ort zu warten und als der Kutscher seine Pferde tränkte, stieg sie heimlich in den Wagen. Sie trug einen dichten Schleier und die Amme unterwies sie, dem Grafen zu sagen, sie habe ein Gelübde gethan, ihren Schleier innerhalb eines halben Jahres nicht zu lüften.

Die verhüllte Dame ward vor den Grafen geführt, der sie inständig bat, den Schleier zurückzuschlagen, sie verweigerte es jedoch standhaft und der Graf ward um so begieriger. Er vertraute der Redlichkeit seines Abraham, der die Schwester ihm noch viel schöner geschildert hatte, als das Portrait war. Er erbot sich daher, sie in seiner Gemahlin zu erheben. Der Priester ward gerufen und die Trauung vollzogen. Nach dieser Feierlichkeit weigerte sich die Dame nicht länger, den Schleier zu lüften, doch wie erschrack der Graf, als er statt eines jugendlich frischen ein abgelebtes Gesicht sah! Er gerieth in den höchsten Zorn und ließ Abraham in ein Gefängniß werfen, trotz seiner Betheuerungen, daß diese Dame seine Schwester nicht sey, das betrügerische Bildniß ließ er in den Rauchfang hängen.

Eines Tages hatte der Bediente, der im des Grafen Vorzimmer schlief, eine seltsame Erscheinung. Eine weiße Gestalt stand vor seinem Bette und rasselte mit Ketten; und sprach in leisem, wehklagenden Ton „Jitterinchen, Jitterinchen!" Darauf kroch das Hundchen, das bisher im Schrein gedultet worden war, unter dem Bette hervor, wo es geschlafen und antwortete: „Mein allerliebstes Christinchen!" — „Wo ist mein Bruder Abraham?" fragte die Gestalt weiter. „Er liegt gar hart gefangen in Ketten und Banden!" versetzte das Hundchen. „Wo ist mein Bild?" — „Es hängt im Rauch." „Wo ist die alte Kammerfrau?" — „Sie liegt in des Grafen Arm." „Daß o Gott erbarm! Nun komm ich zweimal noch und werd' ich nicht erlöst, so bin ich verloren für dieses Leben." Die Gestalt zerfloß darauf wie ein Nebel. Der Bediente glaubte geträumt zu haben und sagte seinem Herrn nichts von der Erscheinung. Aber in der folgenden Nacht ward dieselbe Scene vor seinem Bett aufgeführt, doch rasselte die Gestalt mit ihren Ketten mehr als das vorige Mal und sagte, sie werde nun noch einmal kommen. Diesmal war der Bediente seiner Sache gewiß; er entdeckte den Vorgang seinem Herrn, dieser ward nachdenklich und entschloß sich die Erscheinung zu belauschen. Er stand um die zweite Stunde hinter der angelehnten Thüre des Schlafzimmers und lauschte. Endlich sah er die weiße Gestalt plötzlich in dem Dunkel des Vorzimmers auftauchen, hörte sie mit ihren Ketten rasseln und sprechen „Jitterinchen, Jitterinchen!" und das Hundchen antwortete „Mein aller-

liebſtes Chriſtinchen!“ — „Wo iſt mein Bruder Abraham?“ — „Er iſt gar hart gefangen, und liegt in Ketten und Banden.“ — „Wo iſt mein Bild?“ — „Es hängt im Rauch.“ — „Wo iſt die alte Kammerfrau?“ — „Sie liegt in des Grafen Arm.“ — „Daß's Gott erbarm!“ Da öffnete der Graf raſch die Thüre, griff nach der Erſcheinung und hielt eine ſchwere Kette in der

Hand, die in dem Augenblick ſich von der Geſtalt abſtreifte. Die geſpenſtiſche Erſcheinung war zu einem holden Frauenbild geworden, das ihn anlächelte und das wohl Aehnlichkeit mit jenem Bilde hatte, aber es an Schönheit noch weit übertraf. Der Graf war entzückt und bat um Enträthſelung des Geheimniſſes. Nun erzählte Chriſtinchen, wie die alte Amme ſie argliſtig ins Waſſer geſtürzt, die Nixen aber hatten ſie mit ihren grünen Schleiern aufgefangen und ſie in ihren unterirdiſchen Palaſt geführt. Sie habe eine der ihrigen werden ſollen, habe ſich jedoch geweigert und die Nixen hätten ihr endlich erlaubt, in drei Nächten in des Grafen Bergemach zu erſcheinen. Würden zu dieſen dreien Malen ihre Ketten nicht gelöſt, ſo ſei ſie unwiderruflich verbunden, eine Nixe zu werden.

Der Graf war über dieſen Bericht ebenſo erfreut, als erſtaunt. Abraham wurde ſeiner Haft entlaſſen und in die Gunſt des Grafen erhoben, in denſelben Kerker aber ward die böſe Amme geworfen und ihre Baſe aus dem Schloſſe gepeitſcht; Chriſtinchen's Bild wurde aus dem Rauchfang genommen und der Graf trug es auf ſeinem Herzen, Chriſtinchen ſelbſt aber ward ſeine Gemahlin. Zitterinchen leckte ſchmeichelnd die Hand der Herrin, als ſie ihm

aber lächelnd versprach, daß es nun gute Tage bei ihr haben sollte, verwandelte sich's in eine schöne Prinzessin, die dem verwunderten Christinchen ihr Schicksal erzählte. Sie war von einer bösen Zauberfrau verwünscht gewesen und war durch Christinchens Erlösung selbst erlöst worden.

Aschenbrödel.

Ein Mann und eine Frau hatten zwei Töchter, und war auch noch eine Stieftochter da, des Mannes erstes liebes Kind, gar fromm und gut, aber nicht gern gesehen von ihrer Stiefmutter und Stiefschwestern, deshalb wurde es auch schlecht behandelt. Es mußte in der Küche den ganzen Tag über wohnen, alle Küchenarbeit thun, früh aufstehen, kochen, waschen und scheuern, und Nachts mußte es in der Bodenkammer schlafen. Da kroch es bisweilen lieber in die Asche am Küchenheerd und wärmte sich, und da es davon nicht sauber aussehen konnte, so wurde es von der Mutter und den Schwestern noch ebendrein Aschenbrödelchen genannt, aus Spott und Bosheit.

Einst war der Vater zur Messe gereist, und hatte die Mädchen gefragt, was er ihnen mitbringen solle, da hatte die eine schöne Kleider, die andere Perlen und Edelgesteine gewünscht, Aschenbrödel aber nur ein grünes Haselreis. Diese Wünsche hatte der Vater auch erfüllt. Die Schwestern putzten und schmückten sich, Aschenbrödel aber pflanzte das Reis auf das Grab ihrer Mutter, und begoß es alle Tage mit ihren Thränen. Da wuchs das Reis sehr schnell, und wurde ein schönes Bäumlein, und wenn Aschenbrödel auf dem Grab ihrer Mutter weinte, so kam allemal ein Vöglein geflogen, das sah sie mitleidig an.

Da begab sichs, daß der König ein Fest anstellte, und dazu alle Jungfrauen des Landes einladen ließ, denn sein Sohn sollte sich aus ihnen eine Braut wählen. Und da schmückten sich die Schwestern überaus reizend, und Aschenbrödel mußte ihnen die Haare kämmen und schöne Zöpfe flechten, und daß sie auch gern zum Tanz mitgehen mochte, das fiel gar Niemand ein. Als sie endlich es wagte, um Erlaubniß zu bitten, ward sie schrecklich ausgelacht, daß sie sich einfallen ließe, zum Tanz gehen zu wollen, da sie doch keine

schönen Kleider habe, und nicht einmal Schuhe. Die böse Stiefmutter nahm geschwind eine Schüssel voll Linsen, warf diese in die Asche, und sagte: „So, so Aschenbrödel, mache dir etwas zu thun, lies erst die Linsen; dann sollst du mitgehen, mußt aber in zwei Stunden fertig sein.“

Das arme Kind ging in den Garten, und rief dem Vöglein auf ihrem Haselnußbaum, und auch den Täubchen, daß sie lesen sollten die guten ins

Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen, und bald wimmelte es von Tauben und andern Vögeln, da währte es gar nicht lange, so war die Schüssel voll Linsen ganz rein gelesen. Aber wie das gute Mädchen voller Freude die Linsen brachte, ärgerte sich die Stiefmutter, und schüttete jetzt zwei Schüsseln voll Linsen in die Asche, und die sollte es nun auch noch in zwei Stunden lesen. Aschenbrödel weinte, rief aber die Vöglein wieder, und bald war auch diese Arbeit gethan. Es wurde ihr aber dennoch nicht Wort gehalten, sondern

sie wurde ausgelacht, denn sie habe ja keine Kleider und keine Schuhe, und wie sie sei, könnte sie sich nimmermehr sehen lassen, auch müsse der Königssohn und jeder Andre einen schlechten Geschmack haben, der mit ihr tanze, und da gingen jene Stolzen fort und ließen Aschenbrödel tief betrübt zurück. Die ging zu ihrem Bäumchen und weinte bitterlich, da kam das Vöglein geflogen, und rief:

„Mein liebes Kind, o sage mir,
Was du wünschest, schenk' ich dir!"

Da rief Aschenbrödel, indem sie das Bäumchen anfaßte:

„O liebes Bäumchen, rüttle dich!
O liebes Bäumchen, schüttle dich!
Wirf schöne Kleider über mich!"

Da flog ein schönes Kleid herunter und kostbare Strümpfe und Schuhe, das zog Aschenbrödel geschwind an, und ging auf den Ball, und das Mädchen war so schön, ach, so schön, daß es gar Niemand kannte, auch nicht einmal seine Mutter und seine Schwestern, und der Königssohn tanzte nur mit ihm, und mit keiner andern Jungfrau und als es Abends nach Hause ging, wollte er ihm folgen, es entwich ihm aber, zog geschwind Kleid und Schuhe aus auf dem Grabe, unter dem Bäumchen, und legte sich in seine Asche. Kleider und Schuhe verschwanden augenblicklich.

So ging es noch zweimal, immer kam Aschenbrödel unerkannt und in stets schönern Kleidern zum Tanze, immer tanzte der König nur mit ihm, und immer folgte dieser, und beim dritten Mal verlor es von ungefähr den einen kleinen goldnen Schuh, der Königssohn hob ihn auf, bewunderte seine Zierlichkeit und sprach es laut, ließ es auch durch die Herolde kund thun, nur die Jungfrau, an deren Fuß der kleine Schuh passe, solle seine Gemahlin werden, und ritt von Haus zu Haus, die Probe zu machen.

Vergebens probirten die beiden Schwestern den kleinen Schuh, es war als ob ihre Füße ordentlich größer würden, da fragte der Königssohn ob nicht drei Töchter da wären? und der Mann sagte: „Ja, Herr Prinz! noch ein kleines Aschenbrödelchen!" und die Mutter setzte gleich hinzu: „die sich nicht sehen lassen kann." Der Königssohn wollte sie aber doch sehen; Aschenbrödel wusch sich fein und rein, und trat ein, auch in ihrem aschgrauen Kittelchen durch ihre Schönheit die Schwestern überstrahlend. Und wie es den goldnen Schuh anzog, so paßte er prächtig, wie angegossen. Und der Königs-

sohn erkannte sie nun auch gleich wieder, und rief: „das ist meine holde Tänzerin, meine liebe Braut!“ nahm sie, führte sie aufs Schloß und befahl, ein stattliches Hochzeitsfest zuzurüsten.

Beim Kirchgang hatte Aschenbrödel ein ganz goldenes Kleid an, und ein goldnes Krönlein auf dem Kopf; ihre Schwestern gingen ihr voll Neid zur Rechten und zur Linken. Da kam das Vöglein vom Haselbäumchen, und pickte jeder ins Auge, daß dies erblindete. Als nun die Braut aus der Kirche ging, kam wieder das Vöglein, und pickte wieder jeder das andere Auge aus, und so waren sie für ihren Neid und Bosheit mit Blindheit geschlagen ihr Lebelang.

Die drei Gaben.

Es war einmal ein armer Leinweber, zu dem kamen drei reiche Studenten, und da sie sahen, daß der Mann sehr arm war, so schenkten sie ihm in seine Wirthschaft hundert Thaler. Der Leinweber freute sich sehr über diese Gabe, gedachte sie gut anzuwenden, wollte aber noch eine Zeit lang seine Augen an den blanken Thalern weiden, sagte daher seiner Frau, die nicht zu Hause

gewesen war, nichts von seinem Glück, und versteckte das Geld dahin, wo Niemand Geld sucht, nämlich in die Lumpen.

Als er einmal auswärts war, kam ein Lumpensammler, und verkaufte die Frau ihm den ganzen Vorrath für einige Kreuzer. Da war groß Herzeleid wie der Leinweber heim kam, und seine Frau ihm erfreut das für die Lumpen gelöste wenige Geld zeigte.

Ueber ein Jahr so kamen die drei Studenten wieder, hofften den Leinweber nun in guten Umständen zu treffen, fanden ihn aber noch ärmer, wie zuvor. da er ihnen sein Mißgeschick klagte. Mit der Ermahnung, vorsichtiger zu sein, schenkten ihm die Studenten abermals hundert Thaler; nun wollte er's recht klug machen, sagte seiner Frau wieder nichts und steckte das Geld in den Aschentopf. Und da ging's gerade wieder so, wie das vorige Mal; die Frau vertauschte die Asche an einen Aschensammler gegen ein paar Stückchen Seife, als gerade ihr Mann wieder abwesend war, irgend einem Kunden bestellte Leinwand abzuliefern. Als er wieder kam, und den Aschenhandel erfuhr, wurde er so böse, daß er seine Frau mit ungebrannter Asche laugte.

Ueber ein Jahr kamen die Studenten zum dritten Male, fanden den Leinweber fast als Lumpen, und sagten ihm, indem sie ihm ein Stück Blei vor die Füße warfen: „Was nutzt der Kuh Muskate? Dir Tropf Geld zu schenken, wäre dümmer als du selbst bist. Zu dir kommen wir auch nicht wieder." Damit gingen sie ganz ärgerlich fort, und der Leinweber hob das Stück Blei vom Boden auf und legte es aufs Fensterbret. Bald darauf kam sein Nachbar herein, der war ein Fischer, bot guten Tag und sprach: „Lieber Nachbar, habt ihr nicht etwa ein Stückchen Blei, oder sonst was schweres, das ich an mein Netz brauchen könnte? Ich habe nichts mehr von dergleichen." Da gab ihm der Leinweber das Stückchen Blei, und der Nachbar bedankte sich gar schön und sagte: „Den ersten großen Fisch, den ich fange, den sollt ihr zum Lohne haben!" — „Schon gut, es ist nicht darum," sprach der zufriedene Leinweber.

Bald darauf brachte der Nachbar wirklich einen hübschen Fisch von ein Pfunder vier bis fünfe, und der Leinweber mußte ihn annehmen. Dieser schlachtete alsbald den Fisch, da hatte derselbe einen großen Stein im Magen. Den Stein legte der Leinweber auch auf das Fensterbret. Abends, als es dunkel wurde, fing der Stein an zu glänzen, und je dunkler es wurde, je heller leuchtete der Stein, wie ein Licht. „Das ist eine wohlfeile Lampe," sagte der Leinweber zu seiner Frau. „Willst du sie nicht vermöbeliren, wie

du die zweihundert Thaler vermöbelirt haſt?" Und legte den Stein ſo, daß er die ganze Stube erhellte.

Am folgenden Abend ritt ein Herr am Hauſe vorbei, erblickte den Glanzſtein, ſtieg ab und trat in die Stube, beſah den Stein und bot zehn Thaler dafür. Der Weber ſagte: „Dieſer Stein iſt mir nicht feil!" — „Auch nicht für zwanzig Thaler?" fragte der Herr. „Auch nicht," antwortete der Leinweber. Jener aber fuhr fort zu bieten und zu bieten, bis er tauſend Thaler bot, denn der Stein war ein koſtbarer Diamant, und noch viel mehr werth. Jetzt ſchlug der Weber ein und war der reichſte Mann im Dorfe. Nun hatte die Frau das letzte Wort, und ſagte: „Siehſt du, Mann! Wenn ich das Geld nicht zweimal mit fortgegeben hätte! Das haſt du doch nur mir zu danken!" —

Gott Ueberall.

Es waren ein Paar Geschwister, hießen Görgel und Lieschen, seelengute Kinder, die blieben einmal ganz allein zu Hause; ihre Aeltern waren über Feld gegangen, und trugen Körbe, die sie von Weiden geflochten hatten, zum Verkauf in die Stadt. Zwar hatten die guten Aeltern ihren Kindern, Görgeln und Lieschen, jedem ein ziemliches Stück Brod gegeben, davon sie sich diesen Tag über nähren sollten, allein bald hatte Görgel seines aufgezehrt und verspürte noch Eßlust, hatte aber nichts mehr zu brocken und nichts mehr zu beißen. Lieschen gab ihm noch ein wenig von ihrem Brod, doch auch dieses sättigte den Jungen nicht ganz, und er fing an mit scheinischen Schmeichelworten zu seinem jüngern Schwesterchen zu reden: „Komm, lieb' Lieschen, wir wollen ein wenig von dem süßen Rübensaft naschen, den die Mutter

draußen im Schrank aufbewahrt, es ist ein großer Topf voll, sie merkt es gewiß nicht daran, und es sieht's ja auch gar Niemand." Aber Lieschen sprach: „Ei, du bist sehr böse, Görgel, wenn du das thust; siehst du nicht die Sonnenstrahlen dort am Schrank? die läßt der liebe Gott hineinscheinen, und der sieht's auch wenn wir naschen." Da sprach Görgel: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter schöne Birnen liegen hat, davon wollen wir essen, dort ist kein Fenster, kann die Sonne nicht hinein scheinen, und dort sieht uns also der liebe Gott auch nicht."

Lieschen weigerte sich anfangs, endlich gingen die Kinder doch nach dem Dachboden; aber hier fielen die gebrochenen Sonnenstrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegel und flimmerten ganz eigenthümlich über den Birnen, als wenn sie darauf tanzten, und Lieschen sprach wieder: „O Görgel, auch hier sieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naschen." Sie gingen wieder herunter, und auf der Treppe fiel dem Görgel etwas bei, was er gleich aussprach: „Ei, im Keller hat die Mutter ein Töpfchen voll Rahm (Sahne) stehen, und drunten ist's ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hineinsehen; komm, laß uns hinuntergehen, Lieschen, komm geschwind, geschwind!" — Görgel faßte sein zögerndes Schwesterchen fest an der Hand, und zog es schnell mit sich fort, hinunter in den Keller, wo er sorgfältig die Thüre von innen zumachte, daß kein Tag hinein scheine, und es der liebe Gott nicht sähe, wenn sie von dem Rahm naschten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller, Lieschen sah, daß durch eine Mauerspalte die liebe Sonne herein schien, und gerade auf das Rahmtöpfchen, da erschrak das gute Lieschen und ging eilig wieder hinauf in die Stube. Görgel aber blieb, verstopfte ärgerlich die Spalte mit Moos, und fing an, von dem Rahm zu essen. Doch wie er im besten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihn, und der Blitz zuckte durch die Mauerspalte, daß es ganz hell und feurig im Keller war, und ein schwarzer Mann stieg aus einer Ecke des Kellers, schritt auf Görgeln zu, und setzte sich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen hinfunkelte, so daß der Görgel vor Angst keinen Finger regen konnte und daß er ganz still sitzen bleiben mußte.

Indessen war zum Lieschen droben in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm, nebst vielen schönen Spielsachen und Kleidern, auch Zuckerküchlein und süße Milch gebracht, und hatte so lange mit Lieschen gespielt, bis dessen Aeltern zurückkamen, die mit großer Freude die schönen Sachen betrachteten. Als dieselben nach dem Görgel fragten, erschrak Lieschen,

denn sie hatte über die schönen Geschenke von dem Engelskindlein ganz vergessen, daß ihr Bruder im Keller geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der ist ja noch im Keller, wir wollen ihn geschwinde holen, vielleicht kann er die Thüre nicht wieder aufbringen.“ Alle gingen schnell hinunter, machten die Kellerthüre auf, und siehe, da saß Görgel noch ganz starr, und hielt den Rahmtopf in der Hand. Und wie er das Geräusch hörte, und seine Mutter sahe, erschrak er heftig und fuhr zusammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den halbgeleerten Rahmtopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm seinen wohlverdienten Plätzer.

Der Görgel hat aber in seinem ganzen Leben nicht wieder genascht, und wenn später manchmal Andre ihn zu etwas Bösem verleiten wollten und zu Thaten, die das Licht scheuen, so sagte er immer: „Ich thu's nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Ueberall sieht's, Gott behüte mich!“ — Und ist ein durchaus rechtlicher und braver Mann geworden.

Die Knaben mit den goldnen Sternlein.

Es war einmal ein junger Graf, der kannte, so schön er auch war, die Liebe noch nicht und hatte daher den Vorstellungen seiner Mutter und seiner Freunde, sich zu verehelichen, noch nicht Raum gegeben. Er fand aber Vergnügen daran, bei Nacht im Dorfe herum zu schleichen und die jungen Burschen und Mädchen zu belauschen, was sie in ihren Spinnstuben trieben, sangen und sagten. Einst nun hörte er ein Gespräch, von dem er selbst der Gegenstand war. „O wenn sich unser guter Graf ein Weib nähme,“ sagte das eine der Mädchen, „so wollte ich, wenn ichs würde, ihm die leckersten

Speiſen kochen." — „Und ich," fiel eine Zweite ein, „wollte ihm ſeine Kinder recht gut warten und pflegen." — „Ich aber," ſprach die Dritte, „wollte ihm zwei Knäblein bringen, wenn er mich zum Weibe nähme, die ſollten goldne Sternlein auf der Bruſt tragen." Die Andern lachten, der Graf aber hatte allerlei Gedanken und ging auf ſein Schloß.

Am andern Tage ließ er die drei Mädchen rufen und ſie mußten ihm Alles noch einmal ſagen, was ſie geſtern mit einander über ihn geſprochen, wenn er ein Weib nähme. Die letzte weigerte ſich lange, denn ſie ſchämte ſich; als ſie aber endlich ihren kühnen Wunſch bekannt, nahm ſie der Graf freundlich bei der Hand und ſprach: „Du ſollſt mein Weib ſein, wenn du mir zwei Knäblein gebierſt, ſo wie du geſagt haſt; wo aber nicht, ſo will ich dich mit Schmach aus meinem Schloſſe jagen." Das Mädchen willigte ein, denn ſie war freudigen Muthes und trug verborgene Liebe zu dem Grafen in ihrem Herzen. Die Hochzeit ward demnach begangen, obgleich die alte Gräfin ſehr ſauer dazu ſah. Als nun einige Monde vergangen waren und die junge Gräfin ſich guter Hoffnung fühlte, begab ſich's, daß der Graf in ferne Lande ziehen mußte, und er bat ſeine Mutter, die gegen ihre Schnur alle Freundlichkeit erheuchelte, ihm alsbald zu ſchreiben, wenn ſeine Gemahlin geboren haben würde.

Die ſchwere Zeit rückte heran und die junge Frau genas zweier holder Knäblein, die trugen goldne Sternlein auf der Bruſt, ſie war aber ſo erſchöpft, daß ſie lange in Ohnmacht lag; als ſie nun erwachte und nach den Kindlein fragte, ſagte man ihr, ſie habe zwei ungeſtalte Katzen geboren, die man erſäuft habe. Darüber jammerte ſie ſehr, mehr als über das Unglück, das nun folgte. Schmachvoll ward ſie aus dem Hauſe gewieſen, wie eine Bettlerin, und Niemand erbarmte ſich ihrer, als ein Diener; der vertraute ihr heimlich, daß ſie zwei ſchöne Knäblein mit goldnen Sternlein auf der Bruſt geboren habe; ſie ſeien ihm in einem Korb mit dem Befehl übergeben worden, ſie ins Waſſer zu werfen, da es Katzen ſeien; er habe aber den Korb geöffnet, und da ihn die unſchuldigen Würmlein gedauert, habe er ſie einer Muhme zur Erziehung übergeben. Darüber freute ſich die Verſtoßene in ihrem Schmerze ſehr, dankte dem mitleidigen Menſchen viel tauſendmal, eilte zu ihren Kindern und lebte mehrere Jahre in verborgener Einſamkeit mit ihnen.

Die Knäblein wuchſen heran und wurden immer ſchöner, die arme Frau dachte wieder an ihren Gemahl, wenn er die Knäblein ſähe, würde er Alles gut machen, was ſeine böſe Mutter an ihr verſchuldet. Da träumte ihr, ſie

ſolle unter einen großen Lindenbaum am Kreuzweg gehen, dort werde ſie einen Haufen Leinknotten finden, mit denen ſolle ſie ſich die Taſchen füllen, aber ja nicht mehr nehmen und dann nach Portugal gehen, wo ihr Gemahl in den Liebesnetzen einer Zauberin oder Fee verſtrickt ſei. Die Frau ging an den Baum, fand die Leinknotten und füllte ſich die Taſchen damit an. In einem Walde wurde ſie von Räubern überfallen und ganz ausgeplündert, ſo daß ſie keinen Pfennig behielt; ſie mußte ſich durch Betteln weiter helfen, ihre Füße waren blutig geriſſen und noch war ihres Wegs kein Ende. Da tröſtete ſie abermals ein Traum in ihrem Elend und verhieß ihr endliches Gelingen. Einſt bettelte ſie an der Pforte eines ſchönen Schloſſes; die Edelfrau ſah ihre Knaben und war von ihrer Schönheit aufs höchſte überraſcht. Sie bat die arme Frau um einen ihrer Knaben und verſprach ihr dafür jede Bitte zu erfüllen. Der Armen ging es ſchwer an, eines ihrer Kinder zu miſſen, aber ſie willigte endlich doch ein und bat dagegen um das goldne Spinnrädchen, das die Edelfrau eben vor ſich ſtehen hatte. Dieſe wunderte ſich über

das Verlangen, gab jedoch das Rädchen hin und einer der beiden Knaben blieb bei ihr zurück. Die arme Frau war weiter und weiter gegangen und mußte sich endlich auch noch von ihrem zweiten Knaben trennen, für den sie ein goldnes Weiflein erhielt. Diese beiden Kleinodien verwahrte sie sehr sorgfältig und setzte ihre beschwerliche Wanderschaft fort.

Nach unendlichen Mühseligkeiten kam sie denn doch in Portugal an und kam an das Schloß, wo ihr Gemahl wohnte. Die Diener erzählten ihr, ihr Herr sei verheirathet, aber noch Niemand habe das Antlitz seiner Gemahlin gesehen, da sie nur des Nachts im Schlosse sei und des Tags wisse Niemand, wohin sie gekommen. Als nun die Sonne untergegangen war, schlich sie sich in den Schloßgarten, setzte sich unter das Fenster der Gräfin und drehte ihr Spinnrädlein, daß es wie ein Stern durch die Nacht leuchtete. Dies sah aber die Zauberin, welche die Gemahlin des Grafen war, und trat zu der Frau und fragte sie nach dem seltsamen Spielzeug. Die Frau bot es ihr zum Geschenk an, wenn sie ihr dafür eine Bitte gewähre, sie bitte nämlich, eine Nacht bei ihrem Gemahl bleiben zu dürfen. Die Frau wunderte sich darüber sehr, willigte jedoch ein; heimlich aber gab sie dem Grafen einen Schlaftrunk, so daß er die ganze Nacht nicht erwachte und die verzweifelte Frau an seiner Seite den Morgen heranbrechen sah, wo die Zauberin sie abholte. Den nächsten Abend aber saß sie wieder vor dem Schloß und drehte ihr goldnes Weiflein; die Zauberin kam wieder und mußte ihr dieselbe Bitte gewähren. Diesmal hatte sie's versehen und ihrem Manne den Schlaftrunk nicht stark genug gemischt; ehe der Morgen anbrach erwachte er daher, wunderte sich, die abgemagerte, verkümmerte Frau neben sich zu finden, die nun vor ihm ihr ganzes Herz ausschüttete. Da ergriff den Grafen eine namenlose Sehnsucht nach seinen Kindern und versprach ihr, sie wieder als seine Gattin anzuerkennen. Dann stellte er sich schlafend, als die Fee kam und die Frau von dannen führte. Der Fee aber erzählte er, er habe einen sonderbaren Traum gehabt. Ein Mann habe irrthümlich seine Gattin verstoßen und eine andere gefreit; die erste aber habe ihn aufgesucht mit Aufopferung ihres Leibes und ihrer Schönheit. Was der Gatte nun thun solle, wenn sie ihn gefunden? „Dann muß er sich von der zweiten scheiden und zu der Treuen zurückkehren!" sprach die Fee. — „Du hast dein Urtheil gesprochen," antwortete der Graf und erzählte ihr Alles, was geschehen war. Da trennte die Fee sich schmerzlich von ihm. Der Graf aber kehrte mit der treuen Gattin in die Heimath zurück, nachdem er seine Knäblein ausgelöst. Die böse Mutter durfte ihm nicht wieder vors Antlitz kommen; die Gattin dagegen hielt er lieb und werth; den

mitleidigen Bedienten belohnte er reich. Die Knaben mit den goldnen Sternlein wuchsen heran zu der Eltern Freude und wurden ſpäter wackere Kriegshelden, die viele Schlachten ſchlugen und gewannen.

Der Wachholderbaum.

Es iſt nun ſchon lange her, — wohl zweitauſend Jahre, — da war einmal ein reicher Mann, der hatte eine ſchöne, fromme Frau und die hatten ſich beide recht lieb; aber ſie hatten keine Kinder, ſie wünſchten ſich aber gar ſehr welche und die Frau betete oft darum Tag und Nacht, aber ſie kriegten keine und kriegten keine. Vor ihrem Hauſe war ein Hof, auf dem ſtand ein Wachholderbaum; unter dieſem ſtand eines Tages im Winter die Frau und ſchälte ſich einen Apfel und als ſie ſich den Apfel ſo ſchälte, ſo ſchnitt ſie ſich in den Finger und das Blut floß in den Schnee. „Ach“, ſagte die Frau und ſeufzte

ſo recht dabei auf, ſah das Blut vor ſich an und war tief wehmüthig. „hätte ich doch ein Kind, ſo roth als Blut und ſo weiß wie Schnee.“ Und als ſie das ſagte, ſo wurde ihr wieder fröhlich zu Muthe, es war ihr, als ſollte das wahr werden. Da ging ſie wieder ins Haus und als ein Monat vorbei war, da war der Schnee vergangen, und zwei Monat, da war es grün, und drei Monat, da kamen die Blumen aus der Erde, und vier Monat, da drängten ſich alle Bäume in dem Holze und die grünen Zweige waren alle in einander gewachſen. Dort ſangen die Vöglein, daß das ganze Holz erſchallte und die Blüthen fielen von den Bäumen. Da war der fünfte Monat vorbei, und die Frau ſtand wieder unter dem Wachholderbaum, dort ſprang ihr das Herz vor Freude und ſie fiel auf die Knie und wußte ſich gar nicht zu laſſen. Und als der ſechſte Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und ſtark, und ſie wurde ganz ſtill, und im ſiebenten Monat, da griff ſie nach den Beeren und aß ſich recht ſatt; da wurde ſie traurig und krank. Der achte Monat ging hin und ſie rief ihren Mann und weinte und ſagte, wenn ich ſterbe, ſo begrabet mich unter dem Wachholderbaume. Da war ſie ganz getroſt und freute ſich, bis der neunte Monat vorbei war; da kriegte ſie ein Kind, ſo weiß wie Schnee und ſo roth wie Blut, und als ſie das ſah, da freute ſie ſich ſo, daß ſie ſtarb.

Da begrub ihr Mann ſie unter den Wachholderbaum, und er fing an gar ſehr zu weinen. Eine Zeitlang und das ließ nach, und da er noch ein wenig geweint hatte, da wurde er wieder heitrer und noch eine Zeit, da nahm er wieder eine Frau. Mit der zweiten Frau kriegte er eine Tochter, das Kind aber von der erſten Frau war ein kleiner Junge; der war ſo roth wie Blut, und ſo weiß wie Schnee. Wenn die Frau ihre Tochter anſah, ſo hatte ſie ſie gar ſehr lieb, aber wenn ſie dann den kleinen Jungen anſah, da ging es ihr immer durch's Herz und es däuchte ihr, als ſtünde er ihr überall im Wege, und ſie dachte dann immer, wie ſie ihrer Tochter all das Vermögen zuwenden wollte. Das aber hatte ihr der Böſe eingegeben. Sie wurde nun dem kleinen Jungen ganz gram, ſtieß ihn herum von einer Ecke in die andere, puffte ihn hier und knuffte ihn dort, ſo daß das arme Kind immer in Angſt war. Wenn es aus der Schule kam, hatte es nicht wo es ruhig ſitzen konnte

Einmal war die Frau in die Kammer gegangen, da kam das kleine Töchterchen auch herauf und ſagte: „Mutter, gieb mir einen Apfel.“ „Ja, mein Kind,“ ſagte die Frau und gab ihr einen ſchönen Apfel aus der Kiſte; die Kiſte aber hatte einen großen, ſchweren Deckel mit einem großen ſcharfen eiſernen Schloſſe. „Mutter,“ ſagte das Töchterchen, „ſoll Brüderchen nicht

auch einen haben?“ Das verdroß die Frau, doch ließ ſie's nicht merken und ſagte: „Ja, wenn er aus der Schule kommt.“ Und als ſie ihn durch das Fenſter gewahr wurde, ſo war ihr doch gerade ſo, als wenn der Böſe über ſie käme. Schnell nahm ſie ihrer Tochter den Apfel wieder weg und ſagte: „Du ſollſt nicht eher einen haben als Bruder.“ Darauf warf ſie den Apfel in die Kiſte und machte ſie zu. Als nun der kleine Junge in die Thüre trat, da ſagte ſie ganz freundlich zu ihm: „Mein Sohn, willſt du einen Apfel haben?“ und ſah ihn dabei ganz böſe an. „Mutter,“ ſagte der kleine Junge, „was ſiehſt du mich ſo gräſig an! ja, gib mir einen Apfel.“ „Komm mit mir,“ ſagte ſie und machte den Deckel auf. „Hol' dir einen Apfel heraus.“ Und als ſich der kleine Junge hinein bückt, — da räth ihr der Böſe. — Bratſch! ſchlug ſie den Deckel zu, daß der Kopf des kleinen Jungen abflog und unter

die rothen Aepfel fiel. Da überlief es ſie, und ſie dachte in großer Angſt: „Wie kann ich das wohl von mir abbringen!“ Da ging ſie hinunter in die Stube und holte aus der unterſten Schublade der Kommode ein weißes Tuch; nun ſetzte ſie den Kopf auf den Leib und band das Halstuch ſo um, daß man nichts ſehen konnte, dann ſetzte ſie ihn vor die Thüre auf einen Stuhl und gab ihm den Apfel in die Hand.

Bald darauf kam Marlenchen zu ihrer Mutter in die Küche; die ſtand beim Feuer und rührte immer in einem Topfe. „Mutter,“ ſagte Marlenchen, „Bruder ſitzt vor der Thür und ſieht ganz weiß aus; er hat einen Apfel in der Hand; ich habe ihn gebeten, er ſoll mir den Apfel geben, aber er antwortet nicht und da wurde mir ganz graulich.“ „Geh noch einmal hin,“ ſagte die Mutter, „und wenn er wieder nicht antworten will, ſo gib ihm eins hinter die Ohren.“ Da ging Marlenchen hin und ſagte: „Bruder, gib mir den Apfel.“ Aber er ſchwieg ſtill, da gab ſie ihm ein's an die Ohren, und da fiel der Kopf herunter; darüber nun erſchrak ſie ſich und fing an gar ſehr zu

weinen; ſie lief zur Mutter und ſagte: „Ach Mutter, ich hab' meinen Bruder den Kopf abgeſchlagen," und weinte und weinte und wollte ſich nicht zufrieden geben. „Marlenchen," ſagte die Mutter, „was haſt du gethan! Aber ſei nur ſtill, daß es kein Menſch merkt, das iſt nun doch einmal nicht zu ändern; wir wollen ihn in Eſſig kochen." Da nahm die Mutter den kleinen Jungen, hackte ihn in Stücken, that ſie in einen Topf und kochte ihn im Eſſig. Marlenchen aber ſtand dabei und weinte und weinte und die Thränen fielen alle in den Topf, ſo daß ſie gar kein Salz brauchten.

Da kam der Vater nach Haus, ſetzte ſich zu Tiſch und ſagte: „Wo iſt denn mein Sohn?" Da trug die Mutter eine große, große Schüſſel auf mit Schwarzſauer und Marlenchen weinte und konnte ſich gar nicht halten. Da ſagte der Vater wieder: „Wo iſt denn mein Sohn?" „Ach," ſagte die Mutter, „er iſt über Land gegangen zum Großohm, er will dort eine Zeit lang bleiben." „Was thut er denn dort? er hat nicht einmal Adjö zu mir geſagt." „Er wollte gern hin und fragte mich, ob er wohl ſechs Wochen bleiben könnte; er iſt ja dort gut aufgehoben." „Ach!" ſagte der Mann, „ich bin recht traurig, und es iſt doch nicht recht, er hätte mir doch Adjö ſagen ſollen." Damit fing er an zu eſſen und ſagte: „Marlenchen, was weinſt du? Bruder wird wohl wieder kommen." „Ach, Frau," ſagte er dann, „was ſchmeckt mir das Eſſen gut, gib mir mehr!" Und je mehr er aß, je mehr wollte er haben, und er ſagte immer: „Gebt mir mehr, ihr ſollt nichts davon haben, das iſt, als wenn das Alles mein wäre." Und er aß, und aß, und die Knochen warf er alle unter den Tiſch, bis alles alle war. Marlenchen aber ging hin zu ihrer Kommode, und nahm aus der unterſten Schublade ihr beſtes ſeidenes Tuch; holte alle die Knochen unter dem Tiſche hervor, band ſie in das

ſeidene Tuch und trug ſie vor die Thür und weinte ihre blutigen Thränen. Dort legte ſie ſie unter den Wachholderbaum in das grüne Gras und als ſie ſie dort hingelegt hatte, da war ihr mit einem Male ſo recht leicht und ſie weinte nicht mehr. Da fing der Wachholderbaum an ſich zu bewegen, und die Zweige thaten ſich immer von einander und dann wieder zuſammen, ſo als wenn ſich Einer recht freut, und mit den Händen ſo thut. Damit ging durch den Baum ein Nebel und durch den Nebel brannte ein Feuer, und aus dem Feuer flog ein ſchöner Vogel heraus, der ſang ſo herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Wachholderbaum, wie er vorher geweſen war, aber das Tuch mit den Knochen war weg. Marienchen aber war recht vergnügt, als ob der Bruder noch lebte. Da ging ſie wieder ganz luſtig in das Haus, ſetzte ſich zu Tiſch und aß.

Der Vogel aber flog weg, ſetzte ſich auf eines Goldſchmidt's Haus und fing nun an zu ſingen:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marienchen,
Sucht alle meine Beinchen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich

Der Goldſchmidt ſaß in ſeiner Werkſtatt und machte gerade eine goldene Kette, da hörte er den Vogel, der auf ſeinem Dache ſaß und ſang, und das däuchte ihm gar zu ſchön. Da ſtand er auf und als er über den Flur ging, da verlor er einen Pantoffel. Er ging aber ſo recht mitten in die Straße hin, und hatte nur einen Pantoffel und einen Socken an. Er hatte ſein Schurzfell vor, und in der einen Hand die goldene Kette und in der andern Hand die Zange; die Sonne ſchien ſo hell auf die Straße. Da ſtellte er ſich ſo, daß er den Vogel gut ſehen konnte. „Vogel," ſagte er, „wie ſchön kannſt du ſingen! Sing' mir das Stück nochmal." „Nein," ſagte der Vogel, „zweimal ſinge ich nicht umſonſt. Gib mir die goldene Kette, ſo will ich es nochmals ſingen." „Da," ſagte der Goldſchmidt, „haſt du die goldene Kette, nun ſinge es mir nochmal." Da kam der Vogel, nahm die goldene Kette in's rechte Pfötchen, ſetzte ſich vor den Goldſchmidt hin und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,

Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Da flog der Vogel weg, und ſetzte ſich auf das Dach eines Schuſters und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Als der Schuſter das hörte, lief er in Hemdsärmeln vor ſeine Thüre, ſah nach ſeinem Dache, und mußte die Hand vor die Augen halten, damit ihn die Sonne nicht blende: „Vogel," ſagte er, „was kannſt du ſchön ſingen!" Da rief er in ſeine Thüre hinein: „Frau, komm mal heraus, da iſt ein Vogel, der kann mal ſchön ſingen." Dann rief er auch ſeine Tochter, ſeine Kinder und Geſellen, die Lehrjungen und die Magd, und ſie kamen alle auf die Straße, und ſahen den Vogel an, und wie ſchön er war; er hatte ſo ſchöne rothe und grüne Federn, und um den Hals war es wie lauter Gold und die Augen blinkten ihm im Kopfe, wie Sterne. „Vogel," ſagte der Schuſter, „nun ſing' mir das Stück nochmal." „Nein," ſagte der Vogel, „zweimal ſinge ich nicht umſonſt, du mußt mir was ſchenken." „Frau," ſagte der Mann, „gehe in den Laden, auf dem oberſten Bret, da ſtehen ein Paar rothe Schuh', die bring' heraus." Da ging die Frau hin und holte die Schuh'. „Da Vogel," ſagte der Mann, „nun ſing' mir das Stück nochmal." Da kam der Vogel, nahm die Schuhe mit dem linken Pfötchen, flog wieder auf das Dach, und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich

Als er ausgesungen hatte, flog er fort. Die Kette hatte er in dem rechten und die Schuhe in dem linken Pfötchen, und er flog weit weg nach einer Mühle, und die Mühle ging klip klap, klip klap, klip klap. In der Mühle saßen zwanzig Knappen, die behauten einen Stein und hackten hick hack, hick hack, hick hack, und die Mühle ging klip klap, klip klap, klip klap. Da setzte sich der Vogel auf einen Lindenbaum, der vor der Mühle stand und sang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',

da hörte ein Knappe auf.

Mein Vater, der mich aß,

da hörten noch zwei auf und hörten zu.

Meine Schweſter das Marlenichen,

da hörten wieder viere auf.

Sucht alle meine Beenichen,

nun hauten nur noch dreizehn.

Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,

jetzt nur noch ſieben,

Legt's unter

jetzt nur fünf.

den Wachholderbaum

Nur noch einer.

Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Da hielt der Letzte auch inne und hatte das Letzte noch gehört. „Vogel," ſagte er, „was ſingſt du ſchön! Laß mich das auch hören, ſinge das nochmal." „Nein," ſagte der Vogel, „zweimal ſinge ich nicht umſonſt; gib mir den Mühlſtein, ſo will ich es nochmal ſingen." „Ja," ſagte er, „wenn er mir allein gehörte, ſo ſollteſt du ihn haben." Da ſagten die andern: „Wenn er nochmal ſingt, ſo ſoll er ihn haben." Da kam der Vogel herunter und alle zwanzig Knappen faßten an und hoben mit Hebebäumen den Stein auf. Da ſteckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm ihn um, als ob es ein Kragen wäre, flog wieder auf den Baum und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Als er ausgeſungen hatte, da that er die Flügel auseinander, und hatte in dem rechten Pfötchen die Kette, in dem linken die Schuh und um den Hals den Mühlſtein und flog fort damit nach ſeines Vaters Hauſe. In der Stube ſaß der Vater, die Mutter und Marlenchen bei Tiſch und der

Vater ſagte: „Ach wie wird mir ſo leicht und wohl zu Muthe.“ „Ach nein,“ ſagte die Mutter: „mir iſt es angſt, als wenn ein ſchweres Gewitter käme.“ Marlenchen aber ſaß und weinte und weinte, da kam der Vogel angeflogen und als er ſich auf das Dach ſetzte, ſagte der Vater: „mir iſt ſo recht freudig ums Herz, und die Sonne ſcheint draußen ſo ſchön, mir iſt gerade, als ſollte ich einen alten Bekannten wieder ſehen.“ „Ach nein,“ ſagte die Frau: „mir iſt ſo angſt, die Zähne klappern mir, mir iſt, als hätte ich Feuer in den Adern.“ Aber Marlenchen ſaß in der Ecke und weinte, und hatte ein Tuch vor den Augen, und weinte das Tuch ganz naß. Da ſetzte ſich der Vogel auf den Wachholderbaum und ſang:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',

Da hielt die Mutter die Ohren zu, und kniff die Augen zuſammen, denn ſie wollte nicht ſehen noch hören; aber das brauſte ihr in den Ohren, wie der ſtärkſte Sturm, und die Augen brannten und zuckten ihr wie Blitze.

Mein Vater, der mich aß,

„Ach Mutter,“ ſagte der Mann: „das iſt ein ſchöner Vogel, der ſingt ſo herrlich, die Sonne ſcheint ſo warm, und das riecht wie lauter Maiblumen.“

Meine Schweſter, das Marlenichen,

Da legte Marlenchen den Kopf auf die Kniee und weinte immerfort, der Mann aber ſagte: „Ich gehe hinaus, ich muß den Vogel in der Nähe ſehen.“ „Ach geh' nicht,“ ſagte die Frau: „mir iſt, als bebte das ganze Haus und ſtände in Flammen.“ Aber der Mann ging hinaus und ſah den Vogel an.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Dabei ließ der Vogel die goldene Kette fallen, und ſie fiel dem Manne juſt um den Hals, gerade ſo, daß ſie ihm ſo recht ſchön paßte. Da ging er hinein und ſagte: „Sieh, was iſt das für ein guter Vogel; er hat mir dieſe ſchöne Kette geſchenkt und er ſieht ſo prächtig aus.“ Der Frau aber wurde ſo angſt, daß ſie niederſtürzte, wobei ihr die Mütze vom Kopfe fiel. Da ſang der Vogel wieder:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',

„Ach, daß ich tauſend Klafter unter der Erde wäre, damit ich das nicht hören müßte."

Mein Vater, der mich aß,

Da fiel die Frau für todt nieder.

Meine Schweſter, das Marlenichen,

„Ach," ſagte Marlenchen, „ich will auch hinausgehen und ſehen, ob mir der Vogel was ſchenkt." Und da ging ſie hinaus.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,

Da warf er ihr die Schuhe herunter.

Legt's unter den Wachholderbaum,
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Da wurde ſie ganz vergnügt und fröhlich; ſie zog die neuen rothen Schuhe an, tanzte und ſprang hinein. „Ach," ſagte ſie: „ich war ſo traurig, als ich hinaus ging und nun bin ich luſtig; das iſt 'mal ein herrlicher Vogel; hat mir ein Paar Schuhe geſchenkt." „Nein," ſagte die Frau und ſprang auf, und die Haare ſtanden ihr zu Berge, wie Feuerflammen: „mir iſt als ſollte die Welt untergehen! ich will auch hinaus, vielleicht wird es mir auch leichter." Und als ſie aus der Thüre kam, bratſch! warf ihr der Vogel den Mühlſtein auf den Kopf, daß ſie ganz zerquetſcht wurde. Als der Vater und Marlenchen das hörten, gingen ſie hinaus, da ſahen ſie Dampf, Flammen und Feuer auf der Stelle, und als das verloſchen war, da ſtand der kleine Bruder da, der nahm den Vater und Marlenchen bei der Hand. Alle drei waren nun recht vergnügt und gingen in das Haus, ſetzten ſich zu Tiſche und aßen.

Der weiße Wolf.

Ein König ritt jagen in einem großen Walde, darinnen er sich verirrte, und mußte manchen Tag wandern und manche Nacht, fand immer nicht den rechten Weg und mußte Hunger und Durst leiden. Endlich begegnete ihm ein kleines schwarzes Männlein, das fragte der König nach dem rechten Weg. „Ich will dich wohl führen und geleiten," sagte das Männlein, „aber du mußt mir auch etwas dafür geben, du mußt mir das geben, was dir aus deinem Hause zuerst entgegen kommt." Der König war froh und sprach unterwegs: „Du bist recht brav, Männchen; wahrlich und wenn mein bester Hund mir entgegenlief, so wollt' ich dir ihn doch gern zum Lohne geben." Das Männlein aber erwiederte: „Deinen besten Hund, den mag ich nicht, mir ist was andres lieb." Wie sie nun beim Schlosse ankamen, so sah des Königs jüngste Tochter durchs Fenster ihren Vater geritten kommen und sprang ihm fröhlich entgegen. Da sie ihn aber in ihre Arme schloß, sprach er: „Ei wollt' ich doch, daß lieber mein bester Hund mir entgegen gekommen wäre!" Ueber diese Rede erschrak die Königstochter gar sehr, und weinte und rief: „Wie

das, mein Vater? Iſt dir dein Hund lieber denn ich, und ſollte er dich froher willkommen heißen?" aber der König tröſtete ſie und ſagte: „O liebe Tochter, ſo war es ja nicht gemeint!" und erzählte ihr alles. Sie aber blieb ganz ſtandhaft und ſagte: „Es iſt beſſer ſo, als daß mein lieber Vater umgekommen wäre im wilden Walde," und das Männchen ſagte: „Nach acht Tagen hole ich dich."

Und nach acht Tagen richtig, da kam ein weißer Wolf in das Königsſchloß, und die Königstochter mußte ſich auf ſeinen Rücken ſetzen, und heiſa, da ging's durch dick und dünn, bergauf und ab, und die Königstochter konnte das Reiten auf dem Wolf nicht aushalten, und fragte: „Iſt's noch weit?" — „Schweig! Weit weit iſt's noch zum gläſernen Berge — ſchweigſt du nicht, ſo werf ich dich herunter!" Nun ging es wieder ſo fort, bis die arme Königstochter wieder zagte und klagte und fragte, ob es noch weit ſei? Und da ſagte ihr der Wolf die nämlichen drohenden Worte, und rannte immer fort, immer weiter, bis ſie zum drittenmale die Frage wagte, da warf er ſie auf der Stelle von ſeinen Rücken herunter und rannte davon.

Nun war die arme Prinzeſſin ganz allein in dem finſtern Walde, und ging und ging und dachte, endlich werde ich doch einmal zu Leuten kommen. Und endlich kam ſie an eine Hütte, da brannte ein Feuerchen und da ſaß ein altes Waldmütterchen, das hatte ein Töpfchen am Feuer. Und da fragte die Königstochter: „Mütterchen, haſt du den weißen Wolf nicht geſehen?" — „Nein, da mußt du den Wind fragen, der fragt überall herum, aber bleibe erſt noch ein wenig hier, und iß mit mir. Ich koche hier ein Hühnerſüppchen." Das that die Prinzeſſin, und als ſie gegeſſen hatten, ſagte die Alte: „Nimm die Hühnerknöchelchen mit dir, du wirſt ſie gut gebrauchen können. Dann zeigte ihr die Alte den rechten Weg nach dem Winde.

Als die Königstochter bei dem Winde ankam, fand ſie ihn auch am Feuer ſitzen und ſich eine Hühnerſuppe kochen, aber auf ihre Frage nach dem weißen Wolf antwortete er ihr: „Liebes Kind, ich habe ihn nicht geſehen, ich bin heute einmal nicht gegangen, und wollte mich einmal hübſch ausruhen. Frage die Sonne, die geht alle Tage auf und unter, aber erſt mache es wie ich, ruhe dich aus, und iß mit mir, kannſt hernach auch alle die Hühnerknöchlein mit dir nehmen, wirſt ſie wohl gut brauchen können."

Als dies geſchehen war, ging die Kleine nach der Sonne zu, und es ging da gerade wieder wie beim Winde, die Sonne kochte ſich gerade eine Hühnerſuppe an ſich ſelbſt, daher es damit ſehr geſchwind ging, hatte auch den weißen Wolf nicht geſehen, und lud die Prinzeſſin zum Miteſſen ein.

„Du mußt den Mond fragen, denn wahrscheinlich läuft der weiße Wolf nur des Nachts, und da sieht der Mond alles.“ Als nun die Königstochter mit der Sonne gegessen und die Knöchlein aufgesammelt hatte, ging sie weiter und fragte den Mond. Auch er kochte Hühnersuppe und sagte: „Es ist fatal, ich habe jetzt nicht geschienen, oder bin zu spät aufgegangen, ich weiß gar nichts von dem weißen Wolf.“ Da weinte das Mädchen und rief: „O Himmel, wen soll ich nun fragen?“ — „Nun nur Geduld mein Kind,“ sagte der Mond. — „Vor Essen wird kein Tanz, setze dich und iß erst die Hühnersuppe mit mir und nimm auch die Knöchelchen mit, du wirst sie wohl brauchen. Etwas Neues weiß ich doch; im gläsernen Berge das schwarze Männchen — das hält heute Hochzeit, der Mann im Mond ist auch dazu eingeladen.“ — „Ach der gläserne Berg, der gläserne Berg! dahin wollte ich ja eben, dahin hat mich ja der weiße Wolf tragen sollen!“ rief die Königstochter. „Nun bis

dorthin kann ich dir schon leuchten und den Weg zeigen,“ sagte der Mond, „sonst könntest du dich leichtlich irren, denn ich zum Beispiel bestehe ganz und gar aus lauter gläsernen Bergen. Nimm immer deine Knöchlein hübsch alle mit.“ Das that die Prinzessin, aber in der Eile vergaß sie doch ein Knöchlein.

Bald stand sie an dem gläsernen Berge, aber der war ganz glatt und glitschig, da war nicht hinauf zu kommen, aber da nahm die Königstochter alle Hühnerknöchlein von der alten Waldmutter, von dem Wind, von der Sonne und von dem Monde, und machte sich daraus eine Leiter, die wurde sehr lang, aber o weh, zuletzt fehlte noch eine einzige Sprosse, noch ein

Glied. Da ſchnitt ſich die Prinzeſſin das oberſte Gelenk von ihrem kleinen Finger ab, und ſo that es gut, und ſie konnte nun raſch zum Gipfel des gläſernen Berges klimmen. Oben war eine große Oeffnung, da führte eine ſchöne Treppe hinunter, und war alles voll Glanz und Pracht, und war ein Saal da voll Hochzeitgäſte und viele Muſikanten und reichbeſetzte Tafeln. Und da ſaß das ſchwarze Männlein und an ſeiner Seite ſaß eine Dame, die war ſeine Braut, das ſchwarze Männlein aber ſchien traurig. Und der Königstochter that es auch ſo weh, ſo weh, daß ſie nun zu ſpät kam, und daß das ſchwarze Männlein ſo traurig war, und dachte bei ſich, ich will ein Lied vom weißen Wolf ſingen, vielleicht kennt er mich dann — denn er hatte ſie noch gar nicht angeſehen, folglich auch nicht wieder erkannt. Und da ſtand eine Harfe an der Wand, welche die Prinzeſſin gut ſpielte, die nahm ſie nun und ſang:

„Deinen beſten Hund, den mag ich nicht,
Mir iſt was andres lieb!
Die jüngſte Königstochter."

„Der weiße Wolf, der lief davon,
Sie weiß nicht, wo er blieb;
Die jüngſte Königstochter."

Da horchte das ſchwarze Männlein hoch auf, aber die Prinzeſſin fuhr fort zu ſpielen und zu ſingen.

„Sie iſt dem Wolfe nachgereiſt,
Schnitt ab ihr Fingerglied,
Die jüngſte Königstochter."

„Nun iſt ſie da — du kennſt ſie nicht,
Traurig ſingt dir dies Lied
Die jüngſte Königstochter."

Da ſprang das ſchwarze Männlein von ſeinem Sitze auf, und war plötzlich ein ganz ſchöner junger Prinz und eilte auf ſie zu, und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Alles war Zauber geweſen. Der Prinz war in das alte Männlein und in den weißen Wolf und in den gläſernen Berg hinein verzaubert ſo lange bis eine Prinzeſſin, um zu ihm zu gelangen, ſich's ein Glied von ihrem kleinen Finger koſten laſſen würde, wenn das aber bis zu einer gewiſſen Zeit nicht geſchähe, ſo müſſe er eine Andre freien und ein ſchwarzes Männlein bleiben all ſein Leben lang. Nun war der Zauber gelöſt, die andre Braut verſchwand, der entzauberte Prinz heirathete die Königstochter, reiſte darauf

mit ihr zu ihrem Vater, der sich herzlich freute, sie wieder zu sehen, und lebten alle glücklich mit einander bis an ihr Ende. Sollte dieses aber nicht erfolgt sein, so ist es einigermaßen wahrscheinlich, daß sie noch heute leben.

Bruder Sparer und Bruder Verthuer.

Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, die ließ er Handwerke lernen; „denn," sprach er: „Handwerk hat einen goldnen Boden." Der eine Sohn wurde ein Schuhmacher, der andere ein Schneider, und wie ihre Lehrzeit beendigt war, gingen sie auf die Wanderschaft. Sie waren beide ein Paar lustige Brüder, aber der Schuhmacher verthat alle sein Geld in Rauchtabak, Schnupftabak und Schnaps, der Schneider aber rauchte nicht, schnupfte und schnapfte nicht. Bisweilen rieth er seinem Bruder, doch haushälterisch mit dem Gelde umzugehen, aber der Schuster lachte ihn aus, und sagte: „Wozu soll ich denn sparen? du sparst ja! Sparer muß einen Verthuer haben, — sagt das Sprichwort."

So wanderten die guten Gesellen ein ganzes Jahr lang mit einander. Der Schneider hielt sich einen besondern Geldbeutel, da hinein legte er jedesmal, wenn sein Bruder Geld für unnütze Dinge ausgab, eben so viel aus der gemeinschaftlichen Kasse, die niemals reich war, zu einem Nothpfennig.

und so that er das ganze Jahr hindurch und hatte seine Freude daran, wie das Bäuchlein des Beutelchens immer stärker wurde.

Nun kamen sie einmal mit einander in Wortwechsel, wieder über Sparen und Verthuen; der Schneider rühmte sich des ersparten Schatzes, wo der Schuster sagte: „Es wird ein rechter Bettel sein, was du erspart hast.“ Darüber gelangten sie auf eine Brücke, die hatte schöne, breite und glatte Steine auf ihrer Einfassungsmauer, und da wollte der Schneider seinen Bruder überzeugen, daß Sparen ein gut Ding sei, denn das Sprichwort sagt: Spare in der Zeit, so hast du in der Noth, und: Junges Blut, spar' dein Gut! Darben im Alter wehe thut. Sie legten ihre Ränzel ab, und der Schneider zog sein Beutelchen und zählte die schönen Silbergroschen und Sechser, die vom langen Tragen ganz röthlich geworden waren, auf einem Brückenstein; es war ein hübsches Sümmchen und er freute sich königlich darüber. Der Schuhmacher sah es ganz gleichgültig, stopfte sich eine Pfeife und schlug eben Feuer, als plötzlich ein so heftiger Windstoß daher kam, daß das Schneiderlein gleich in den Fluß geweht worden wäre, wenn die Brücke keine Einfassung gehabt hätte, aber das Geld, das wehte der Wind alles hinunter ins Wasser. Der Schneider stand starr vor Schrecken, der Schuhmacher aber legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und fragte mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt: „Na, Bruder Sparer, wie viel hast du nun? Da heulte der Schneider, daß ihn der Bock stieß: „So viel wie Duhuhuhuhu! So viel wie Duhuhuhuhu!“ —

Goldhähnchen.

Es lebte einmal ein alter Mann in einem Waldhäuschen, der besaß außer mehrern Kindern auch ein Goldhähnchen, das ist der kleinste unter den europäischen Vögeln und gehört in das Geschlecht der Zaunkönige. Dieses allerliebste Vögelchen hatte der Alte sehr lieb, und die Kinder hatten es nicht minder lieb, und wie der Alte starb, so sagte er zu den Kindern: „Verkauft nur ja das Goldhähnchen nicht, denn das ist ein Glücksvögelchen.“ Aber wie der Alte gestorben war, kehrte Noth und Mangel in das Häuschen der Kinder ein. Nun legte Goldhähnchen jede Woche ein Ei so groß wie eine Erbse, und

von erbsengelber Farbe. Dieſe Eier hatte der Vater immer fortgetragen, und war mit Geld und Lebensmitteln zurückgekehrt. Da nun die Lebensmittel ausgegangen waren, entſchloß ſich der älteſte Sohn, die indeß gelegten Eier zu nehmen, und ſie feil zu bieten. Wo er die Goldhähnchencier aber anbot, wurde er ausgelacht, und endlich gab ihm ein Mann, den der arme hungernde Knabe dauerte, aus Mitleid ein paar Pfennige dafür. Als dieſe verzehrt waren, und der Hunger ſtärker als zuvor war, ſo machte ſich der Knabe wieder auf den Weg, diesmal nur mit einem einzigen Ei, und da war er glücklicher. Er fand den Mann, dem der Vater immer die Eier verkauft hatte, und der ihren Werth wohl kannte, denn ſie waren von purem Gold. Wie der Mann aber merkte, daß der Junge nichts von dem Geheimniß wußte, ſo ſagte er: „Was ſoll ich mit dem Ei? Verkaufe mir den Vogel, ich will dir ihn ſehr gut bezahlen.“ Und ging auch gleich mit in das Waldhäuschen. Die andern Kinder weinten und klagten, als ihr älteſter Bruder das Goldhähnchen an den Mann verkaufte, der einige blanke Thaler dafür auf den Tiſch legte. Das Vöglein flatterte unruhig im Käfig hin und her, und den Kindern war es, als wenn es ſchrie: „Verkauf mich nicht, verkauf mich nicht!“ Aber es wurde doch verkauft.

Und wie das Vöglein fort war, da war es vollends aus mit dem Glück in dem Waldhäuschen; die Kinder konnten daſſelbe nicht erhalten und mußten betteln gehen, und kamen weit von einander.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß der König des Landes ſtarb, und ſeine junge ſchöne Wittwe ließ nach der Trauerzeit bekannt machen, ſie werde Demjenigen ihre Hand reichen und den Thron mit ihm theilen, der mit verbundenen Augen die aufgehängte Krone mit einer Lanze herabſtechen werde. Das Goldhähnchen ſang damals immerfort: „Wer mich ißt, wird König! Wer mich ißt, wird König!“ Das gefiel dem Mann, der es gekauft hatte, und obgleich er nun auf die goldnen Eier verzichten mußte, wenn er es verſpeiſte, ſo tödtete er es doch, ließ es rupfen und mit bunter Seide bezeichnen, um es, gebraten, wieder zu erkennen, und gab der Köchin ſtrengen Befehl, ja recht darauf Acht zu haben. Er hatte viele Freunde zu einem feſtlichen Mahle geladen, damit ihm gleich gehuldigt werde, wenn er den Vogel gegeſſen, und plötzlich König werde.

Während nun zu dem Feſtmahl alle möglichen Zurüſtungen geſchahen, kam der junge Menſch, der das Goldhähnchen verkauft hatte, als ein armer müßiger Bettler vor das Haus, und ſprach die Köchin um ein Almoſen oder ein Stück Brod an, und dieſe ſagte: „Haben ſollſt du etwas, mußt aber auch

etwas thun!" und dazu war Jener gern bereit. Er holte Waſſer, ſpaltete Holz zum Heerdfeuer, drehte den Bratenwender und hatte Acht auf die Vögel, die in der Pfanne brieten, und darunter das Goldhähnchen auch war. Von ungefähr ſtieß er mit einem Stück Holz an die Pfanne, und da fiel das Goldhähnchen heraus in die glühenden Kohlen.

„Schad' um das Vögelein!" dachte der Jüngling, obſchon er ſehr erſchrocken war, und ſchob es in den Mund und verſpeiſte es, obſchon er ſich tüchtig verbrannte. Er wußte es aber nicht, daß es ſein ehemaliges Goldhähnchen geweſen. Als die Köchin in die Küche kam, zählte ſie die Vögel, ſah, daß eins fehlte, und jagte den neuen ungetreuen Küchenbuben mit Schimpfen und Schelten von dannen, zeichnete aber geſchwind einen andern kleinen Vogel und trug das Gericht ihrem Herrn auf. Dieſer aß das gezeichnete Vöglein, und ſitzt heute noch, und wartet, bis er König wird, und ärgert ſich, daß er ſeine Freunde tractirt hat.

Der Fortgejagte ſchlich trübſelig durch die Straßen, und bettelte vor der Thüre eines Müllers. Dieſer brauchte juſt einen Eſeltreiber, und verlieh dieſe Stelle dem armen Burſchen; er durfte bei den Eſeln im Stalle ſchlafen. Und ſiehe, am andern Morgen fand der Müller, als er anderes Stroh ſtreute und das alte wegräumte, goldne Eier in dem Stroh, darauf ſein Eſeltreiber geſchlafen hatte. Das gefiel ihm, und er dachte: den Burſchen mußt du lange behalten, das iſt ein Goldfink, während der vorige ein Miſtfink war.

Jetzt kam der Tag des Kronenſtechens, und da meinte der Eſeltreiber, wenn Jedermann ſtechen und ſein Glück verſuchen dürfte, möcht' er's auch wagen, bat den Müller um einen Speer und um ein Pferd. Der Müller lachte aus vollem Halſe, doch dachte er, das giebt einen Hauptſpaß, gab ihm eine alte lahme und ſpindeldürre Mähre, und einen alten Speer, und ſandte ihn hin zum Stechen um die Königskrone.

Alles lachte, wie der wunderliche Ritter von der traurigen Geſtalt daher getrabt kam, und die Königin ſchaute unwillig drein, daß ſo ein armſeliger Burſche ſich zu dem Kronenſtechen drängte, zu welchem ſich ſo viele vornehme Ritter und Herren eingefunden; allein da ſie das Kronenſtechen einmal gänzlich freigegeben hatte, ſo durfte ſie daſſelbe nun nicht ausſchließlich machen.

Das Kampfſpiel begann damit, daß ein Graf und ein Ritter nach dem andern nach der Krone mit verbundenen Augen ſtach, und keiner dieſelbe erlangte; und es endete damit, daß der Eſeltreiber ſo glücklich war, die Krone zu treffen, und herab zu ſtechen. Der Königin war das gar unlieb, allein ſie

mußte des Eſeltreibers Gemahlin werden, weil ſie das einmal beſchworen hatte, und ſo wurde derſelbe König, und jener Müller, ſein Herr, fand

fürder keine Goldeier mehr im Stroh seines Stalles, sondern nur solche, wie sie die Esel legen.

Da die Königin ihren Gemahl nicht liebte, wegen seiner geringen Herkunft, so sann sie Tag und Nacht darauf, sich seiner zu entledigen. Sie nahm deshalb ihre nächste Zuflucht zu einer alten mächtigen Zauberin, und die gab ihr ein Kraut, das die Kraft hatte, die menschliche Gestalt in eine thierische zu verwandeln. Dieses Kraut mischte die böse Königin ihrem Gemahl und Herrn unter die Speise, und siehe, als der König die Speise genossen hatte, so begann er sich zu verwandeln, und wurde ein leibhaftiger Esel aus ihm, der vorher ein sehr schöner junger Mensch gewesen war. Dieserhalb wurde er mit Schimpf und Schande aus dem Hofe gejagt, und nun wurde ein andrer zum König gewählt, dessen Wahl man klugerweise nicht wieder dem Glück und dem blinden Zufall überließ, weil man fürchtete, abermals einen Esel zur höchsten Stelle gelangen zu sehen.

Der arme gewesene Eseltreiber, jetzt selbst Esel, hatte alle Mühseligkeit seines neuen Standes zu empfinden. Er hatte seinen Weg nach der Mühle

genommen, wo er einst zufrieden die Esel getrieben und auf Stroh geschlafen hatte. Der Müller, als er ihn kommen sah, vermochte nicht, ihn von den andern Eseln zu unterscheiden, obgleich in seinen Augen etwas menschliches war. Und da wurde er in der Mühle zu den andern Eseln gestellt, mußte Säcke mit Getreide und Mehl tragen Jahr aus Jahr ein, und hatte es um kein Haar besser oder schlimmer, als die übrigen Esel auch.

Nun hatte dieser arme Esel, als er weiland noch ein Mensch gewesen war, eine Schwester gehabt, die war auch damals von ihm gekommen und hatte gebettelt, und da hatte sie auch in einem Kloster Brod geheischt, und man hatte sie als junges kräftiges Ding zu Mägdediensten angenommen.

Sie war treu und fleißig, wurde endlich ſelbſt eine Nonne, und man vertraute ihr das Amt der Pförtnerin. Dieſes Kloſter ließ nun juſt in derſelben Mühle mahlen, in welcher der gewiſſe Eſel ſich befand, und wie er zum erſtenmale mit ſeinen Säcken an die Kloſterpforte kam, erkannte er gleich in der Pförtnerin ſeine Schweſter, denn er hatte noch menſchliche Gedanken und menſchliche Erinnerungen. Da patzte er hellauf und gab ſeine Freude zu erkennen, und auch im Buſen der Pförtnerin erwachte eine gewiſſe Sympathie für dieſen Eſel; das war die Stimme der Natur. Nun war die Pförtnerin kundig aller Kräuter, und baute die beſten und kräftigſten in dem Kloſtergarten ſelbſt. Da ging ſie hin, pflückte ein Zauberkraut, das die Kraft beſaß, die thieriſche Geſtalt, wenn ſie durch Zauberei verliehen war, wieder in menſchliche zu verwandeln, und gab es dem Eſel zu freſſen. Da wurde er wieder Menſch, wie zuvor, und bedankte ſich bei ſeiner guten Schweſter mit vielen Küſſen und Thränen. Er hatte aber ſieben Jahre Säcke und Prügel genug getragen und verlangte nicht wieder zu den Menſchen. In der Nähe des Kloſters, wo er ſeine gute fromme Schweſter wieder gefunden, erbaute er ſich eine Hütte von Baumzweigen und wurde ein frommer Einſiedel und Waldbruder. Da lebte er von Wurzeln und Kräutern, und hatte ſeine Luſt an dem lieblichen Geſang der Waldvögel, und fütterte und pflegte ſie, mit Ausnahme der Goldhähnchen, die konnte er nicht leiden, und verwünſchte ſie, weil das eine ihm nur Unglück gebracht hatte, und fing ſie und tödtete ſie, wo er nur eins habhaft werden konnte.

Das Märchen vom Ritter Blaubart.

Es war einmal ein gewaltiger Rittersmann, der hatte viel Geld und Gut, und lebte auf ſeinem Schloſſe herrlich und in Freuden. Er hatte einen blauen Bart, davon man ihn nur Ritter Blaubart nannte, obſchon er eigentlich anders hieß, aber ſein wahrer Name iſt verloren gegangen. Dieſer Ritter hatte ſich ſchon mehr als einmal verheirathet, allein man hatte gehört, daß alle ſeine Frauen ſchnell nach einander geſtorben ſeien, ohne daß man eigentlich ihre Krankheit erfahren hatte. Nun ging Ritter Blaubart abermals auf Freiersfüßen, und da war eine Edeldame in ſeiner Nachbarſchaft, die hatte zwei ſchöne Töchter und einige ritterliche Söhne, und dieſe Geſchwiſter

liebten einander sehr zärtlich. Als nun Ritter Blaubart die eine dieser Töchter heirathen wollte, hatte keine von Beiden rechte Lust, denn sie fürchteten sich vor des Ritters blauem Bart, und mochten sich auch nicht gern von einander trennen. Aber der Ritter lud die Mutter, die Töchter und die Brüder sammt und sonders auf sein großes schönes Schloß zu Gaste, und verschaffte ihnen dort so viel angenehmen Zeitvertreib und so viel Vergnügen durch Jagden, Tafeln, Tänze, Spiele und sonstige Freudenfeste, daß sich endlich die jüngste der Schwestern ein Herz faßte, und sich entschloß, Ritter Blaubarts Frau zu werden. Bald darauf wurde auch die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Nach einer Zeit sagte der Ritter Blaubart zu seiner jungen Frau: „Ich muß verreisen, und übergebe dir die Obhut über das ganze Schloß, Haus und Hof, mit allem, was dazu gehört. Hier sind auch die Schlüssel zu allen Zimmern und Gemächern, in alle diese kannst du zu jeder Zeit eintreten. Aber dieser kleine goldne Schlüssel schließt das hinterste Kabinet am Ende der großen Zimmerreihe. In dieses, meine Theure, muß ich dir verbieten zu gehen, so lieb dir meine Liebe und dein Leben ist. Würdest du dieses Kabinet öffnen, so erwartet dich die schrecklichste Strafe der Neugier. Ich müßte dir dann mit eigner Hand das Haupt vom Rumpfe trennen!“ — Die Frau wollte auf diese Rede den kleinen goldnen Schlüssel nicht annehmen, indeß mußte sie dies thun, um ihn sicher aufzubewahren, und so schied sie von ihrem Mann mit dem Versprechen, daß es ihr nie einfallen werde, jenes Kabinet aufzuschließen und es zu betreten.

Als der Ritter fort war, erhielt die junge Frau Besuch von ihrer Schwester und ihren Brüdern, die gerne auf die Jagd gingen; und nun wurden mit Lust alle Tage die Herrlichkeiten in den vielen vielen Zimmern des Schlosses durchmustert, und so kamen die Schwestern auch endlich an das Kabinet. Die Frau wollte, obschon sie selbst große Neugierde trug, durchaus nicht öffnen, aber die Schwester lachte ob ihrer Bedenklichkeit, und meinte, daß Ritter Blaubart darin doch nur aus Eigensinn das Kostbarste und Werthvollste von seinen Schätzen verborgen halte. Und so wurde der Schlüssel mit einigem Zagen in das Schloß gesteckt, und da flog auch gleich mit dumpfem Geräusch die Thüre auf, und in dem sparsam erhellten Zimmer zeigten sich — ein entsetzlicher Anblick! — die blutigen Häupter aller früheren Frauen Ritter Blaubarts, die eben so wenig, wie die jetzige, dem Drang der Neugier hatten widerstehen können, und die der böse Mann alle mit eigner Hand enthauptet hatte. Vom Tod geschüttelt, wichen jetzt die Frauen und ihre Schwester zurück; vor Schreck war der Frau der Schlüssel entfallen,

und als ſie ihn aufhob, waren Blutflecke daran, die ſich nicht abreiben ließen, und eben ſo wenig gelang es, die Thüre wieder zuzumachen, denn das Schloß war bezaubert, und indem verkündeten Hörner die Ankunft Berittner vor dem Thore der Burg. Die Frau athmete auf und glaubte, es ſeien ihre Brüder, die ſie von der Jagd zurück erwartete, aber es war Ritter Blaubart ſelbſt, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach ſeiner Frau zu fragen, und als dieſe ihm bleich, zitternd und beſtürzt entgegentrat, ſo fragte er nach dem Schlüſſel; ſie wollte den Schlüſſel holen und er folgte ihr auf dem Fuße, und als er die Flecken am Schlüſſel ſah, ſo verwandelten ſich alle ſeine Geberden, und er ſchrie: „Weib, du mußt nun von meinen Händen ſterben! Alle Gewalt habe ich dir gelaſſen! Alles war dein! Reich und ſchön war dein Leben! Und ſo gering war deine Liebe zu mir, du ſchlechte Magd, daß du meine einzige geringe Bitte, meinen ernſten Befehl nicht beachtet haſt? Bereite dich zum Tode! Es iſt aus mit dir!“

Voll Entſetzen und Todesangſt eilte die Frau zu ihrer Schweſter, und bat ſie, geſchwind auf die Thurmzinne zu ſteigen und nach ihren Brüdern zu

ſpähen, und dieſen, ſobald ſie ſie erblicke, ein Nothzeichen zu geben, während ſie ſich auf den Boden warf, und zu Gott um ihr Leben flehte. Und dazwiſchen rief ſie: „Schweſter! Siehſt du noch Niemand?“ — „Niemand!“ klang die troſtloſe Antwort. — „Weib! komm herunter!“ ſchrie Ritter Blaubart, „keine Friſt iſt aus!“

„Schweſter! ſiehſt du Niemand?“ ſchrie die Zitternde. „Eine Staubwolke — aber ach, es ſind Schafe!“ antwortete die Schweſter. — „Weib! komm herunter, oder ich hole dich!“ ſchrie Ritter Blaubart.

„Erbarmen! Ich komme ja ſogleich! Schweſter! ſiehſt du Niemand?“ — „Zwei Ritter kommen zu Roß daher, ſie ſahen mein Zeichen, ſie reiten wie der Wind.“ —

„Weib! Jetzt hole ich dich!“ donnerte Blaubarts Stimme, und da kam er die Treppe herauf. Aber die Frau gewann Muth, warf ihre Zimmerthüre ins Schloß, und hielt ſie feſt, und dabei ſchrie ſie ſammt ihrer Schweſter ſo laut um Hülfe, wie ſie beide nur konnten. Indeſſen eilten die Brüder wie der Blitz herbei, ſtürmten die Treppe hinauf und kamen eben dazu, wie Ritter Blaubart die Thüre ſprengte und mit gezücktem Schwert in das Zimmer drang. Ein kurzes Gefecht und Ritter Blaubart lag todt am Boden. Die Frau war erlöſt, konnte aber die Folgen ihrer Neugier lange nicht verwinden.

Die drei dummen Teufel.

In der Hölle war einmal ein großes Wunder, daß nur lauter Männer und keine Weiber in die Hölle kämen und von Herzen hätten ſie doch auch gerne Weiber darinne gehabt. Da warf ſich ein ganz junger Teufel auf und ſprach: „Was gilt's, ich ſchaffe eine her!“ Die andern Teufel freuen ſich zwar, aber ſie glauben dem, was jener ſpricht, doch nicht recht. Der Teufel fährt ſofort ab und die andern wünſchen ihm großes Glück. Er kömmt alſo auf die Erde, und trifft eine junge Dirne; zu dieſer ſpricht er: „He, Jungfer! hat ſie nicht Luſt zu heirathen?“ — „Warum nicht,“ ſagte ſie. „Meinetwegen kann morgen die Hochzeit ſein.“ — „Mir ſchon recht,“ ſagt der Teufel. Wie's alſo morgen war, geht er zum Pfarrer und läßt ſich die Dirne zur Frau geben. Eh aber der Küßmond vorüber, verlangt die junge Frau Geld, Kleider und das aber ſchöne, und der Teufel kann kaum das Brod verdienen, muß oft über ſeinem Maul ſparen und es ſeiner Frau laſſen und dadurch wird er dürr und mager

und ist lange nicht mehr so gutes Muthes als zuvor. Die Frau hatte sich mehr von diesem Gaian versprochen — viel Geld und schöne Kleider. Sie fängt daher an und wird kalt gegen ihren Teufel. Er giebt gute Worte, — er brummt. — Sie zankt aber arg und drohet ihm mit Schlägen. Das lachert dem Teufel und er denkt: ich werde dich doch zwingen können. „Zankt er aber ein Wort, so zankt sie zehne, und das geht ein und alle Tage so fort. Was geschieht? Der Teufel bekommt zuletzt derbe Schläge. Da denkt der Teufel: ei, was sollst du dich mit der Frau plagen? gehe doch hübsch heim, und — da ging er heim. Wie er in die Hölle kömmt und bringt kein Weib mit, da lachen ihn die Teufel tüchtig aus, und überall rufen sie: „Dummer Teufel! dummer Teufel!“ Er aber antwortet: „Ich will keine wieder und wenn ich die ganze Hölle geschenkt kriegte. Seid froh, daß ich sie nicht mitgebracht habe, die hätte uns allen die Hölle erst recht heiß gemacht!“ Da spricht ein andrer etwas älterer Teufel: „Nun will ich fort, ich will schon eine herschaffen!“ Er reiset ebenfalls ab, kömmt auf einen Erbsenacker, dort trifft er eine alte Jungfer. Da denkt er: warte, diese ist nicht so ein junger Lecker, die willst du nehmen. Er spricht also zu ihr: „He da, Jungfer! hat sie nicht Lust zu heirathen?“ — „O ja! wenn er Geld und Brod für mich hat?“ — „O ja!“ spricht der Teufel. Als nun die beiden Hochzeit gemacht hatten, da merkte es die Frau, daß der Teufel gelogen hatte, denn er war ein armer blutarmer Teufel und hatte nichts und konnte nichts. Das kam ihm heim, denn er war an einen Geizdrachen gerathen, der sparte das Salz an den Kartoffeln, und that Sonntags einen Knopf in den Klingelbeutel statt des Hellers. Die giebt dem Teufel zu thun genug und zu beißen wenig.

aber Schelte konnte er haben so viel er wollte, und Streiche waren auch nicht rar. Und wenn ihm vor Hunger gleich der Bauch grimmt, und ihm die Zunge ellenlang zum Halse heraus hängt, so erbarmt sie sich seiner doch nicht. Will der Teufel etwas essen, so muß er fort und muß Kartoffeln stopfeln. Kömmt er Abends und hat kein großes Säckchen voll, so kriegt er auch noch Schläge, und das geht so einen und alle Tage. Endlich wird das der arme Teufel doch müde und spricht zu sich: „Bi was, sollst du dich mit der Frau plagen? Ich gehe fort, das ist ja ein bitterböses Thier!“ Er geht und kömmt in die Hölle zurück. Hier wird er gleich gefragt, wo er seine Frau habe? — „Ja, Frau! Hat sich was! Ich will keine! Ich will in meinem Leben an die, die ich droben hatte, gedenken! Die nimmt man auch noch mit in die Hölle! Bin froh, daß ich sie wieder los bin.“ — Da hieß es nun überall: „Dummer Teufel! dummer Teufel!“ —

Nun spricht aber ein ganz alter Teufel: „Jetzt will ich fort, ich will's den Weibern wohl anstreichen!“ — Der alte Teufel reiset ab und kömmt auf die Erde, da geht er durch einen jungen Birkenwald, und sieht von weitem

ein Frauenzimmer. Das war eine Wittwe, die noch ganz stattlich sah. Er sieht sie sich an, und sie sieht ihn an, und mit höflichen Reden und artigen

Wiederreden werden sie handelseinig und der Pfarrer nagelt und nietet sie zusammen, so fest wie das Herz nur begehrt. Aber nach der Hochzeit, da sah der Teufel wohl, daß man die Katz' nicht im Sack kaufen muß, und die Wittwen nicht freien auf der Landstraße. Die kannte schon den Rummel, da der heilige Ehestand ihr nicht neu war, schmale Kost und Brunnenwasser war das Wenigste, da war offner Laden für Jedermann, und der Mann mußte nur so zusehen, und ward's ihm zu arg, wie denn solches Zusehen kein Teufel vertragen kann, so hängte sie ihn an die Wand und ging mit ihren Liebsten zu Biere. Als sie dann zurückkam, nimmt sie ihn herunter und da soll er Mausen lernen, daß man die Katz' sparen kann. Aber da wird's dem Teufel zu arg, er läuft fort in den Wald — denn in die Hölle zu gehen schämt er sich — und will sich Beeren suchen, die sind immer noch besser als Mäuse.

Wie er nun so in den Beeren ist, begegnet er einem Köhler, diesem klagte er seine Noth und bat um etwas zu essen. Da sprach der Köhler: „Ja, lieber Alter, ich habe selbsten sieben Kinder und oft keinen Bissen Brod." — „Du Köhler, schwarzer Kerl, gieb mir einen Rath, wie ich das böse Weib bändige. Ich bitte dich um alles in der Welt, hilf mir!" —

Der Köhler antwortete darauf:

Ein böses Weib, eine herbe Buß
Und weh' dem, der ein' haben muß

Der Teufel denkt: ach wenn das Ding so klingt, so gehst du lieber wieder heim. Wäre ich doch vom Anfang an zu Hause geblieben! — Er sinnt auf Rache gegen die Weiber und spricht: „He! Bruder! du bist auch arm, ich will dich reich machen, du mußt mir aber folgen." Der Köhler spricht: „O ja, reich wäre ich gerne und ich will thun, was du nur haben willst." Da spricht der Teufel: „Höre, Bruder Köhler, ich weiß einen König, der hat drei Prinzessinnen, da will ich in die eine fahren und du sollst der Doctor sein. Wenn ich in die Prinzessin gefahren bin, so wird der König einen Aufruf ergehen lassen nach einem Doctor, der Knall und Fall austreiben kann. Da gehst du nun hin zu diesem König und sprichst: „„Herr König, ich will der Prinzessin helfen, aber ich muß mit ihr in einer Stube ganz allein sein, versteht sich in allen Ehren."" Wenn du dann bei der Prinzessin eingelassen wirst, so sprichst du zu mir: „„Donner und Teufel, fahr' aus!"" — öffnest ein Fenster und ich hebe mich von dannen. Das darfst du aber nur zweimal thun, wenn du es dreimal thust, muß ich dir den Hals brechen!" — Der Köhler fragte: „Auch wenn ich dir eine schöne gute Frau zeige?" — Darauf

erwiederte der Teufel: „Wir wollen sehen.“ Er dachte aber, das kann ich ihm gern versprechen, damit hat es keine Noth. Wir Teufel kennen die Frauen. — An einem Abende kam der Köhler aus dem Walde, da sagte ihm seine Frau: „Du Mann, der reiche König hat ausgeschrieben, daß seine Prinzessin todtsterbenskrank ist, ja sehr krank; wer ihr hilft, der soll das halbe Königreich von ihm bekommen oder so viel Gold, als wie der Doctor und der König beide schwer sind. Wenn du nur, Alter! ein gutes Hausmittel wüßtest und könntest der Prinzessin helfen, daß wir auch einmal aus unsrer Armuth kämen!“ — Hierauf sagte der Köhler zu seiner Frau: „Ich will einmal eine Probe machen, vielleicht bin ich glücklich“ — und reisete ab. Als er zum König kam, so fragte dieser: „Alter, getrauest du dir meine Prinzessin gesund zu machen?“ — „O ja, Herr König!“ antwortete der Köhler. „Ich muß erst etliche Species aus der Apotheke haben und die muß ich selber holen und dann muß ich ganz allein bei der Prinzessin sein.“ Darauf sprach der König: „Alter! Wie du es verlangst, so soll es geschehen. Machst du meine Prinzessin gesund, so bekommst du mein halbes Königreich oder so viel Gold, als ich und du schwer sind.“ — Der Köhler that nun, wie ihm der Teufel anbefohlen hatte, und die schöne Prinzessin war auf der Stelle gesund. Der König stellte dem Köhler die Wahl frei: Gold oder Land, und der Köhler nahm das Gold.

Binnen kurzem wurde nun die andere Prinzessin von dem Teufel besessen. Der König läßt den Köhler wieder kommen und spricht zu ihm: „Alter, du hast meine erste kranke Tochter gesund gemacht, hilf auch dieser!“ — Der Köhler sagte: „Ich will's versuchen, Herr König!“ Und siehe, er half der zweiten Prinzessin auch wieder und der König gab dem Köhler wieder eben so viel Gold.

Der Köhler war nun sehr reich, grämte sich aber dennoch, weil er den Teufel nun nicht wieder austreiben durfte, der sich vorgenommen hatte, die Frauenzimmer recht zu plagen, und gewiß davon noch nicht abließ. Die zwei ersten Male war es ausgemacht, das dritte Mal mußte er den Teufel in der Prinzessin lassen, sonst wollte ihm der Teufel den Hals brechen; und konnte er den Teufel nicht das dritte Mal austreiben, so mußte er es wagen, daß ihn der König ums Leben bringen ließ; er sann nach, ob nicht beim dritten Mal es ihm gelingen werde, den Teufel anzuführen?

Nun wurde auch die dritte Prinzessin krank, weil der Teufel in sie gefahren war. Wiederum ließ der König den alten Köhler kommen und sprach zu ihm: „Du, Alter, hilfst du meiner Prinzessin nicht, so laß ich dich aufhenken!“

Darauf antwortete der Köhler: „Mein allergnädigster Herr König! ich will eine Probe machen, aber dazu ist nöthig, daß alle guten schönen Mädchen in der ganzen Stadt morgen früh in weißen Kleidern, mit rothen Schärpen und in Haarlocken, auch alle eure Geistlichen sich versammeln, vor dem Schlosse stehen und unter Gesang der Jungfrauen und Geistlichen ich neben der Prinzessin den Berg hinauf geleitet werde. Da darf aber beileibe keine darunter sein von den landläufischen Dirnen, oder von den alten Jungfern, die noch zu freien lüstert, oder den Wittwen, die ihren Ehrenstuhl verrücken möchten; und das müßt ihr euren Priestern streng befehlen. Wenn wir dann auf der höchsten Höhe sind, dann will ich eine Probe machen." Der König ließ schleunigst alle Anstalten treffen, daß diese Bedingung erfüllt werde. Den kommenden Morgen war die große Versammlung vor dem Schloß. Der Zug bewegte sich bergan, und auf der höchsten Höhe sprach der Köhler:

„Donner und Teufel, fahr aus!"

Da fuhr der Teufel zwar aus, rief aber dem Köhler zu: „Spitzbube, hältst du so dein Wort! Warte, nun breche ich dir den Hals!" Der Köhler aber verantwortete sich und sagte: „Halt! Unser Pact hat einen Vorbehalt; du darfst mir nichts thun, wenn ich dir eine schöne gute Frau zeige. Da sieh dich nur um, sieh dir diese an." Da sah sich der Teufel um und sah eine nach

der andern an und erkannte wohl, daß er über diese keine Macht habe. Und da schämte er sich auf der Erde zu bleiben und fürchtete sich auch vor seinem Drachen, und so machte er ein Geprassel und einen Gestank und zog ab wie er gekommen war.

Und da iſt der Teufel wieder heim in die Hölle gegangen und wie er kam, fragten ihn alle ſeine Kameraden, ob er kein Weib mitbrächte? Und wie er ſagte: er bringe keine mit, da hieß es wieder: „Dummer Teufel, dummer Teufel!“ und da war ein Höllenſpaß und Spektakel und Teufelsgelächter, daß es krachte und praſſelte, und die ganze Hölle wie eine alte Wand wackelte und platzte. Und ſind noch immer keine Weiber in der Hölle drin, ausgenommen den Teufel ſeine alte Großmutter — darum, weil die Weiber ſo gar gut ſind.

Die dankbaren Thiere.

Es reiſte einſt ein Pilger über Land, der kam auf ſeinem Wege durch den Wald an eine Wolfsgrube, und nahm wahr, daß etwas Lebendiges darin ſei. Und wie er hinunter blickte, ſo ſah er darin einen Menſchen, der war ein Goldſchmied, und bei ihm war ein Affe, eine Schlange und eine Ringelnatter; die waren alle drei unverſehens in die Grube gefallen. Da gedachte der Pilger bei ſich: Uebe Barmherzigkeit mit den Elenden, und hilf den Menſchen von ſeinen Feinden. Da warf er ein Seil in die Grube, und hielt das eine Ende feſt in der Hand, willens, den Goldſchmied heraufzuziehen, ſchnell ſprang aber der Affe zu, kletterte herauf und ſprang aus der Grube. Zum andern Mal warf der Waller das Seil hinab, da ringelte ſich die Natter daran empor. Und zum dritten Mal erfaßte die Schlange das Seil und kam auch zu Tage. Dieſe drei Thiere dankten dem Waller für ſeine Güte, und ſprachen zu ihm: „Was du uns Gutes gethan, das wollen wir dir wieder zu vergelten ſuchen, und wann dich dein Weg in unſre Nähe trägt, ſo magſt du auf uns rechnen, daß wir nach Kräften dir zu Dienſten ſind; ſei aber treulich gewarnt vor dem Menſchen da drunten, denn nichts, was da lebt, iſt ſo undankbar, wie er. Dieſes haben wir erfahren und ſagen es dir an, daß du wiſſeſt, dich zu verhalten.

Damit ſchieden die drei Thiere von dem Pilger, dieſer aber gedachte an ſeine Pflicht, daß dem Menſchen zieme dem Menſchen zu helfen, und warf das Seil wiederum in die Grube, und zog den Goldſchmied heraus. Dieſer bedankte ſich mit vielen Worten für die Gnade und Barmherzigkeit, die der Pilger an ihm gethan, und bat, ihn ja in der Königsreſidenz, wo er wohne, zu beſuchen, und verließ ihn.

Auf ſeinem Weiterwege kam der Waller in die Nähe der Reſidenz und an den Ort, wo der Affe, die Natter und die Schlange wohnten. Die freuten ſich, und der Affe brachte dem Waller, der ſehr ermattet war, Obſt und ſüße Feigen, die Natter zeigte ihm eine kühle, angenehme Grotte, wo er ruhen und raſten konnte, und legte ſich davor, und bewachte ſeinen Schlaf, denn Niemand wagte ſich dorthin, wo die große Natter lag. Die Schlange aber ſchlüpfte in die Königsburg und ſtahl dort einige güldne Kleinode, die gab ſie dem Waller zur Verehrung, ſagte ihm aber nicht, woher ſie dieſelben hatte. Als dieſer von den Thieren aufbrach, ging er in die Königsſtadt und ſuchte den Goldſchmied auf; dem zeigte er die Kleinode und bot ſie ihm zum Kaufe an. Der Goldſchmied ſahe, daß ſie des Königs Eigenthum waren, ſchwieg ſtill, ging zum König und zeigte an, daß er den Dieb dieſer Kleinode in ſeinem Hauſe gefangen habe. Dafür empfing er eine ſtattliche Belohnung, und der König ſandte ſeine Häſcher, die fingen den Waller, ſchlugen ihn, führten ihn durch die Straßen und hinaus zum Galgen, um ihn zu henken. Da gedachte der alte Mann auf dem Wege an die Warnung der Thiere und ſeufzete laut: „O hätte ich euren Rath befolgt, ihr getreuen Thiere, ſo wäre dieſe Trübſal mir nicht beſchieden worden!“

Nun hatte die Schlange juſt ihre Wohnung an dem Weg, der zum Hochgericht führte, und hörte die Klagerede des unſchuldigen Mannes, an

deſſen Unglück ſie mit Schuld war, und betrübte ſich und dachte darauf, wie ſie ihm helfe. Da nun der Königsſohn, ein junger Knabe, auch des Weges geführt ward, damit er des Diebes Strafe zuſehe, kroch ſie hin und biß ihn in das Bein, daß es bald aufſchwoll. Da blieb alles Volk erſchrocken ſtehen, und man ſandte eiligſt nach Aerzten und nach Aſtrologen, wo möglich zu helfen. Die Aerzte brachten Theriak herbei, eine Arznei, die geprieſen war gegen den Schlangenbiß, er half jedoch nichts. Die Aſtrologen aber laſen in den Sternen, daß der zum Tode geführte Waller unſchuldig war, und der Königsknabe rief ſelbſt mit heller Stimme: „Bringt mir den Pilger her, daß dieſer ſeine Hand auf meine Wunde und meine Geſchwulſt lege, ſo werde ich heil ſein!“

Da wurde der Pilger vor den König geführt, der fragte nach ſeinen Schickſalen, und der Pilger erzählte dem König alles treulich, von den guten dankbaren Thieren und des Goldſchmieds, den er vom Tod errettet, ſchändlichem Undank. Und dann hob er Hände und Augen zum Himmel und flehte: „O allmächtiger Gott, ſo wahr es iſt, daß ich unſchuldig bin an dem Diebſtahl, ſo wahr wird meine Hand dieſen Menſchen heilen!“ — Und da wurde von Stund an der Königsſohn geſund. Als das der König ſah, ward ſein Herz froh und freudevoll, und er ehrte den Pilger mit köſtlichen Gaben, ließ ihm auch alle Kleinode, um derentwillen der Pilger Todesangſt ausgeſtanden hatte, und ließ zur Stelle den Goldſchmied henken, zur Strafe ſeines großen und ſchwarzen Undanks.

Die vier klugen Geſellen.

Es waren einmal vier Reiſegeſellen, die wanderten mit einander und hatten ſich ganz zufällig auf dem Wege getroffen. Der eine von ihnen war ein Königsſohn, der zweite ein Edelmann, der dritte ein Kaufmann, der vierte ein Handarbeiter. Allen Vieren war die Baarſchaft ausgegangen, wie das bisweilen Reichen und Armen auf Reiſen zu geben pflegt, und ſie hatten nichts, als die Kleider, die ſie auf dem Leibe trugen; ihre Seckel waren leer. Wie ſie ſich nun einer großen königlichen Reſidenz näherten und mächtigen Hunger verſpürten, ſo warfen ſie die Frage auf, woher ſie Geld und Nahrung bekommen würden? Und da ſprach der Königsſohn: „Wir mögen rathſchlagen, wie wir wollen, ſo gebt es doch allein den Weg, den Gott geordnet hat, und

wer an Gott hangt mit getreuer Hoffnung, der wird nicht verlaſſen." Da ſprach der Kaufmann: „Vorſichtigkeit mit Vernunft gepaart geht über Alles!" Und der Edelmann: „Eine kräftige wohlgeſtalte Jugend iſt noch mehr werth." Darauf bemerkte der Wandergeſell, der ein Handarbeiter war: „Nach meinem geringen Verſtand halte ich dafür: Sorgſamkeit mit Uebung ſei das Beſte."

Wie unter ſolchen Geſprächen die vier Reiſegefährten gegen Abend in die Nähe jener Stadt gekommen waren, ruheten ſie vor dem Thore aus, und da ſprachen die drei Andern zu dem Vierten, dem Wandergeſellen: „du rühmſt vor allen Sorgſamkeit, ei ſo gehe du hin und trage Sorge, daß wir alle dieſe Nacht unſre Speiſen beſtreiten!" — „Das will ich thun," antwortete der Arbeiter, „wenn ein Jeder hernach auch thun will nach ſeiner Lehre, daß es uns Allen frommt." Das verhießen ihm die Gefährten, und ſo ging jener in die Stadt hinein und befragte ſich, was wohl ein Mann thun müſſe, um ſo viel zu verdienen, daß vier Männer ſich einen Tag lang ſättigen könnten? Da beſchied man ihn, nichts ſei einträglicher, als Holz zu tragen, denn Holz ſei theuer, der Wald weit und die Stadtleute ſeien bequem. Da ging der Mann eilend in den Wald, band ſich eine tüchtige ſchwere Bürde Holz zuſammen, trug es in die Stadt, empfing dafür zwei Silberpfennige, wofür er für ſich und ſeine Geſellen Speiſe und Trank beſtreiten konnte, und

ſchrieb überaus freudig mit Kreide an das Thor der Herberge, worin ſie übernachteten: Die Sorgſamkeit des Redlichen hat durch Uebung ſeiner Kraft an einem Tage zwei Silberpfennige gewonnen.

Am andern Morgen ſprachen die drei Geſellen zum Vierten, dem Edelmann: „Nun ſchaue und ſiehe zu, daß du uns heute mit Speiſe verſorgſt, und nimm deine Schönheit und Jugendkraft, und was du ſonſt weißt, dabei zu Hülfe.“ Der ging auf die Stadt zu und dachte bei ſich: Arbeiten kannſt und magſt du nicht, und weißt auch ſonſt nichts anzufangen. Und doch wäre es dir eine Schande, mit leerer Hand zu deinen Gefährten zurückzukehren. Und ſtellte ſich in trüben Gedanken an die Säule eines Hauſes, Willens, ſich mit Kummer von ſeinen Wandergeſellen zu ſcheiden. Da ging eine junge, ſchöne und reiche Wittwe vorüber, ſah die jugendliche Wohlgeſtalt des Edelmanns, und wünſchte zu erfahren, von wannen er ſein möge? Sie ſandte ihre Dienerin, ließ ihn zu Gaſte bitten, erfuhr ſeine Umſtände, und befreundete ſich ſo mit ihm, daß ſie ihm, als er von ihr ſchied, hundert Goldpfennige verehrte. Da kehrte er mit reicher Zehrung zu den Kameraden in die geringe Herberge vor dem Thore zurück, und ſchrieb an die Pforte: Mit friſcher Jugend gewann Einer eines Tages Einhundert güldner Pfennige.

Nun am dritten Tage ſprachen die drei zu dem Kaufmann: „Heute ziehe du hin und gewinne mit deiner Vorſichtigkeit, die mit Vernunft gepaart iſt, uns auch einen guten Tag und erwünſchte Zehrung. Da ging der Kaufmann fort, und durch die Stadt, welche am Meere lag, hinab nach dem Hafen; da legte ſich eben ein Kauffahrer im Hafen vor Anker, und die Kaufleute begrüßten den Patron des Schiffes, fragten nach ſeinen Waaren, und wollten mit ihm handeln, aber dieſer forderte ihnen allen zu viel, und ſie konnten ſich nicht mit ihm einigen. Da ſprachen ſie unter einander: „Wir wollen ihm jetzt nichts weiter bieten; in kurzer Friſt gereut ihn ſeine hohe Forderung, und wenn auch ſeine Waaren ſo viel werth ſind, ſo iſt doch außer uns Keiner, der Belieben trägt! ſie zu kaufen.“ Und da gingen jene Kaufleute von dem Patron hinweg. Der arme Kaufmann aber, welcher der Sohn eines reichen Kaufmanns war, ging zu dem Patron hin, entdeckte ſich ihm, nannte ihm den Namen ſeines Vaters, und kaufte ihm die ganze Schiffsladung um fünfzigtauſend Gulden ab. Bald kehrten die Kaufleute noch einmal zurück, und weil ſie die Waaren brauchten, ſo bezahlten ſie dem Käufer fünftauſend Gulden Gewinn, und bezahlten die Kaufſumme für die Waaren. Da ging der junge Kaufmann fröhlich zu ſeinen Geſellen, und ſchrieb an das Thor, wo die Schrift der Gefährten ſchon ſtand: Durch Vorſicht und Vernunft hat

ein Mann eines Tages fünftausend Gulden gewonnen. Und hielt nun mit seinen Gesellen ein stattliches Freudenmahl.

Am folgenden Morgen sprachen nun die drei zu dem Königssohn, dessen Herkunft sie nicht kannten: „Gesell, es ist an dir, daß du hingehest und uns mit Speise und Trank versorgst. Siehe zu, was Gott dir und deiner getreuen Hoffnung bescheert, und möge es reichlich ausfallen!"

Da machte sich der Königssohn auf den Weg in die Stadt und dachte: Was sollst du thun und beginnen? Du hast keine Arbeit gelernt, hast keine Jugend-Schönheit, hast keinen reichen Kaufmann zum Vater, und bist nicht klug und nicht vorsichtig. Du hast nur dein Vertrauen auf Gott, und Gott wird dir helfen. Da setzte sich der Königssohn an die Straße auf einen Stein und versank in tiefstrübe Gedanken.

Es war aber in dieser Königsstadt der König abermals gestorben, und man führte an diesem Tage seine Leiche aus der Stadt in ein nahes Kloster, und alles Volk folgte dem Zuge. Der Königssohn aber saß so vertieft in Nachdenken über das widerwärtige Schicksal, welches er erfahren hatte, daß ihn nichts kümmerte, was außer ihm verging, und so versäumte er aufzustehen, als der Zug mit der königlichen Bahre vorüberging. Da trat ein Gewaltiger hinzu, der ergrimmte über diese Unschicklichkeit, gab dem Königssohn einen Backenstreich und sprach, indem er ihn von dem Stein stieß, auf dem er saß: „Du verwünschter Bösewicht! Trägst du keine Trauer im Herzen über des Königs Tod, den Alle beweinen? Hinweg mit dir!"

Der Königssohn ließ schweigend den Zug vorübergehen, und als dieser zurückkam, da saß er wieder auf dem Stein, traurig und in gedankenvollem Sinnen. Da trat jener Gewaltige ihm wieder zornig nahe und fuhr ihn mit harter Rede an: „Sagte ich dir nicht vorhin, du solltest dich hier nicht mehr finden lassen?" Und er winkte den Schergen und ließ ihn in einen Kerker führen. Dort saß er, doch mit voller Hoffnung zu Gott, daß dieser ihn erlösen werde. Und als darauf das Volk zusammentrat, einen neuen König zu wählen, weil der vorige ohne Erben verstorben war, so sprach jener Gewaltige, daß er einen Mann im Kerker habe, der ein Verräther scheine, und man solle ihn öffentlich verhören und Recht über ihn sprechen. So wurde der Gefangene über alles Volk gestellt, und gefragt, wie und warum er in dieses Land gekommen sei? Und er sprach: „Wisset, daß ich eines Königs Sohn bin," (und nannte den Namen seines Vaters) „und da mein Vater starb, so fiel an mich das Reich; aber mein jüngerer Bruder hatte mehr Anhang, darum drängte er mich vom Throne, und weil ich besorgen mußte, daß er mich

tödte, ſo bin ich entwichen aus meinem Erbe, und in dieſes Land gekommen."

Unter dem Volke, welches dies hörte, waren viele Männer, die hatten des Königsſohnes Vater gekannt, und hatten auch in jenem Reiche gewandelt. Die ſagten aus, daß jener König ein gerechter und frommer Mann geweſen, und daß ſein älterer Sohn auch fromm und tüchtig ſei, und einige ſchrieen: „Vivat! Es lebe der König!" Und da ſchrieen die Andern auch ſo: „Vivat! Es lebe der König!" und wählten den Königsſohn zu ihrem Herrn. Da wurde er erhoben und im Triumph durch die Stadt geführt, nach des Landes Brauch und Sitte, und auch um die Stadt, und da kam er mit der Menge an die nahe Herberge, wo er mit ſeinen Wandergeſellen gehauſt, und an deren Pforte die drei Denkſprüche ſeiner Gefährten ſtanden, und ſah ſie an, und befahl dazu zu ſchreiben: Fleißige Sorge, kräftige Jugend, vorſichtige Vernunft und was dem Menſchen Gutes und Böſes begegnet, das kommt alles von Gott, wie es die Menſchen verdienen.

Da wunderten ſich alle über den Sinn des neuen Königs, freuten ſich ihrer Wahl, und erkannten, daß Gott ihnen dieſen Herrſcher geſendet habe. Als nun der König in den Thronſaal geführt ward, und auf dem Stuhle des Königthums ſaß, da ſandte er nach ſeinen Wandergeſellen, und ſammelte um ſich alle Edeln des Reichs, alle Weiſen und alles Volk, ſo viel der Saal faſſen konnte, und ſprach: „Geprieſen ſei Gott, der König der Könige, und Dank ſeinem heiligen Namen! Meine lieben Gefährten glaubten nicht, daß Gott unſre Schritte lenkt, nun müſſen ſie aber das an mir erkennen, denn weder die Kraft des Leibes, verbunden mit thätiger Sorgfalt, noch die Jugendkraft und Wohlgeſtalt, noch Handelwitz und Weisheit hat mir zum Throne verholfen. Nie hoffte ich von dem Tage an, als ich durch meinen Bruder aus dem Reich verſtoßen wurde, ſolcher Ehren und Würde wieder theilhaft zu werden; arm und im Pilgerkleid kam ich hierher, aber Gottes Hand war es, die mich führte, Gott war es, der mich erhöhte, an dem mein Herz mit treuer Hoffnung gehangen!"

Auf dieſe Rede erhob ſich ein Mann aus dem Volke und ſprach: „Nun hören wir erſt, wie würdig du, o König, dieſes Reiches biſt, da Gott dir ſo viel Weisheit und Vernunft verliehen hat. Wir werden mit dir, als einem weiſen König, wohl berathen ſein, denn ſeine Treue führte dich nicht ohne Urſache zu jener Geſellſchaft. Ihm ſei Lob und Dank!" — Da ſtimmte das Volk freudig bei, und der König nahm wieder das Wort, und redete: „Als ich vertrieben war, diente ich unerkannt eine Zeitlang einem Edelmann, allein

ich fand mich bewogen, den Dienſt zu verlaſſen, und als ich meinen Lohn empfing, ſo blieben mir nach dem, was ich für meine Kleider zu beſtreiten hatte, nur zwei Pfennige. Da dachte ich in meinem Sinn: „Einen Pfennig willſt du Gott opfern, und einen zu deiner Nothdurft verwenden. Da begegnete ich einem Vogelhändler, der trug ein Turteltauben-Paar zu Markt, und ich dachte: Nicht beſſer kann der Menſch Gott dienen, als wenn er ein Geſchöpf vom Tod erlöſt, und da feilſchte ich um die beiden Tauben, und da der Vogler mir beide nicht um einen Pfennig geben wollte, ſo dachte ich bei mir ſelbſt: Läßt du die eine gefangen, ſo ſind ſie von einander getrennt, und das iſt ihnen der ſchlimmſte Dienſt. Da gab ich meine beiden Pfennige hin um die zwei Tauben, trug ſie auf einen weiten Acker, und ließ ſie hinfliegen. Da flogen ſie auf den Aſt eines wilden Birnbaumes, unter dem ich

ſtand, und wie ich wieder von dannen gehen wollte, ſo hörte ich, daß die eine Taube zu ihrer Freundin ſprach: „Dieſer Mann hat uns vom Tod erlöſt, und uns unſer Leben um alle ſein Gut, ſo viel er hatte, erkauft. Wir ſind ihm Dank und Wiedervergeltung ſchuldig.“ Und da riefen mir die Tauben und ſagten: „Du haſt an uns große Barmherzigkeit geübt, und es iſt unſere Pflicht, daß wir dir wieder vergelten. Unter dieſes Baumes Wurzeln liegt ein großer Schatz, grabe nach, ſo wirſt du ihn finden.“ Ich grub und fand den Schatz, und bewahrte ihn, lobte Gott und bat ihn, die guten Tauben in ſeinen Schutz zu nehmen, und ſie vor allem Uebel zu bewahren, dann aber

ſprach ich zu ihnen: Wenn doch eure Vernunft und Weisheit ſo groß iſt, und da ihr ſogar zu fliegen vermögt, wie kam es denn, daß ihr in die Haft des Mannes gerathen ſeid, aus deſſen Händen ich euch kaufte! Darauf antworteten die beiden Turteltauben: „O du weiſer Frager! Weißt du nicht, daß der Flug der Vögel, die Schnelle der Rehe, die Stärke der Stiere nichts vermag, gegen das Verhängniß oder die göttliche Anordnung! Dagegen vermag ſich keine Kreatur zu ſchützen, und ſo wenig wie ein Geſchöpf unſrer Art, ſo wenig kann auch der Menſch auf Erden göttlicher Schickung entrinnen."

Als der König den Edeln und dem Volke ausgelegt hatte, wie er zu einem ruhevollen Gottvertrauen gelangt ſei, wurde er aufs Neue geprieſen, und er beſtellte, daß ſeine Wandergeſellen in der Nähe blieben. Den Edelmann machte er zu einem Herrn am Hofe, den Kaufmann ſetzte er über die Einkünfte des Reiches, und den Handarbeiter machte er zum Oberaufſeher der Gewerbe, und ſo war durch Verſtand, Vernunft, Klugheit und Gottvertrauen ihrer aller Glück begründet.

Rupert, der Bärenhäuter.

Es war einmal ein Burſch von ſtämmigen Bau, der ſchaute trutziglich in die Welt, und hatte Muth, mit aller Welt anzubinden, ging dieſerhalb unter die Soldaten und ſchlug ſich wacker und tapfer mit dem Feind herum, bis man Frieden machte, und den Soldaten ihren Abſchied gab, daß ſie hingehen konnten, woher ſie gekommen waren, oder wohin ſie ſonſt wollten. Da dachte Rupert: ich will zu meinen Brüdern gehen — denn Aeltern hatte er nicht mehr — und wollte bei ihnen bleiben, bis wieder Krieg wäre. Die Brüder aber ſagten: „So einer fehlte uns eben, der auf den Krieg wartet — ei warte du! Wir wollen nichts wiſſen von Krieg und von Kriegern, wir wollen Ruhe haben! Haſt du dich im Kriege durchgeſchlagen, ſo ſchlage dich auch im Frieden durch; vor der Thüre iſt dein, daß du es weißt!" — Da gab der Soldat Rupert ſeinen Brüdern kein einziges gutes Wort, nahm ſeinen Schießprügel und ging wieder fort in die Welt — und kam in einen großen Wald und ſprach zu ſich: Es iſt ſchändlich, einen tapfern Burſchen und Kriegsmann ſo fort zu ſchicken mitten in den Frieden hinein, mit dem unſer einer doch auf der Gottes-Welt nichts anzufangen weiß. Ich muß Krieg haben! Wenn nur einer käme, mit dem ich anbinden könnte, und wenn's

der Teufel selber wär'! — und wie Rupert das dachte, lud er sein Gewehr, und that einen starken Schuß hinein mit doppelter Ladung und auch zwei Kugeln. Da kam ein großer Mann durch den Wald auf Rupert zu, hatte einen schwarzen Schlapphut auf, mit rother Hahnenfeder darauf, eine krumme Habichtnase, einen fuchsfeuerrothen Bart, und einen grünen Jägerrock an, und fragte: „Wo hinaus, Gesell?" — „Was habt ihr danach zu fragen?" — fragte Rupert grob zurück, weil er gern anbinden wollte mit dem ersten besten, oder auch mit dem ersten schlimmsten. — „Hoho! Nur nicht so patzig!" — rief der Grüne mit dem Schlapphut und der rothen Hahnenfeder. „Fehlt dir was, so kann ich helfen!" — „Mir fehlt es blos am besten, am Geld!" — antwortete Rupert. — „Solltest Geld die Fülle haben, wenn du Muth hättest!" — „Muth? Sappermunditjö! Herr, wer sagt ihm, daß ich keinen Muth habe? Ich ein Soldat, und keinen Muth? Muth wie der Teufel!" — „Schau um dich!" — sprach der Grüne — und da schaute Rupert um, da stand ein Bär hinter ihm, schier so groß wie ein Nashorn, und sperrte den Rachen auf und brüllte, und kam auf den Hinterbeinen gehend, auf Rupter zu — der aber nahm sein Gewehr, legte an, und sagte: „Willst du eine Prise Schnupftabak? Da hast du eine Prise!"

— und ſchoß dem Bär die doppelte Ladung in ſeine Naſe hinein, in jedes Loch eine Kugel, die bis ins Hirn drang — und da that der Bär einen mächtigen Satz und einen lauten Brüll, fiel um und war hin. — „Schau, ſchau, Muth haſt du, wie ich merke!“ — ſagte der Grüne im Schlapphut mit der rothen Hahnenfeder und ſo ſollſt du auch Geld von mir haben, ſo viel du nur willſt, doch unter einer Bedingung!“ —

„Die möcht ich hören!“ ſprach Rupert, der längſt gemerkt hatte, mit wem er's zu thun, denn zu dem einen Stiefel hatte der Schuſter, wie es ſchien, ein abſonderliches Maß genommen, gerade als wenn er einem Pferde einen Stiefel gemacht. — „Soll's etwa die Seligkeit ſein — ſo dank' ich ſchönſtens!“ — fuhr Rupert fort.

„Dummer Kerl!“ entgegnete der Waldjäger: „was habe ich von deiner Seligkeit? die kannſt du für dich behalten, an der liegt mir gar nichts. Nein, das iſt meine Bedingung, daß du in den nächſten ſieben Jahren dich nicht wäſcht, nicht kämmſt, dir nicht den Bart ſcheerſt, die Nägel nicht ſchneideſt, in keinem Bette ſchläfſt, und kein Vaterunſer beteſt, was ohnehin nicht deines Kriegshandwerks Sache iſt. Dafür gebe ich dir Rock und Mantel, die du aber auch einzig und allein in dieſen ſieben Jahren tragen mußt. Stirbſt du innerhalb dieſer Zeit, ſo biſt du mein; bleibſt du am Leben, ſo habe ich kein Theil an dir, du aber haſt Geld nach wie vor, und kannſt damit anfangen, was du willſt, und ich putze dich wieder ſauber, und ſollt es mit meiner Zunge ſein.“ —

„So — und das alles nennſt du eine Bedingung?“ fragte Rupert. „Mich dünkt, es wären ihrer ſchier ein Dutzend, doch, es ſei darum, ich will es probiren, probirt geht über ſtudirt!“ — „Topp!“ ſagte der Teufel und zog den grünen Rock aus und zog auch ſehr geſchwind dem todten Bären das Fell ab, und fuhr fort: „Hier iſt dein Rock, hier iſt dein Mantel und deine Bettdecke. In die Rocktaſche brauchſt du nur zu greifen, ſo findeſt du Geld, und die Bärenhaut, mit der deckſt du dich, du Bärenhäuter du; das iſt der ſchönſte Faulpelz, den einer ſich nur wünſchen kann, der die Taſchen voll Geld hat, und daher nicht nöthig, etwas zu thun?“ —

Als Rupert den grünen Rock angezogen hatte, griff er vor allen Dingen in die Taſche, um zu ſehen, ob es auch wahr ſei mit dem Gelde, denn er traute dem Teufel nicht, dieweil dieſer ein Vater der Lügen genannt wird. Da aber die Taſche ſich als ein nimmerleerer Fortunatusſäckel erwies, ſo hing Rupert ſeine Bärenhaut um, und ging ohne Adieu vom Teufel hinweg, denn dieſer war indeß verſchwunden.

Rupert lebte nun in den Tag hinein, ließ den lieben Gott einen guten Mann sein und den Teufel auch einen guten Mann, ließ seinen Bart stattlich wachsen, daß er ganz wahlfähig in irgend einem deutschen oder polnischen Reichstag erschien, denn die Kraft steckt im Haar, das lehrt bereits die Geschichte Simsons, und brachte es dahin, daß er schon im zweiten Jahre aussah, wie ein Schubut und Waldschratt, zumal auch seine Fingernägel außerordentlich aristokratischvornehm noch über das chinesische Maß hinaus gewachsen waren. Die Leute wichen ihm aus, wenn sie ihn von weitem sahen oder rochen, denn obwohl er keinen Tabak rauchte, so roch er doch schon von weitem viel ärger als ein Wiedehopf, der überhaupt mit Unrecht als Stinkhahn verschrieen ist, denn der Wiedehopf selbst stinkt gar nicht, nur seine Unreinlichkeit und das, womit er umgeht, bringen ihn in so schlimmen Ruf.

Nun gab aber der Bärenhäuter den Armen immer viel Geld, damit sie beten sollten, daß er die sieben Jahre überdaure, und die Armen nahmen gern das Geld und versprachen recht fleißig zu beten. Ob sie's gethan haben, weiß ich nicht, und die Wirthe nahmen ihn auch gern auf, da er viel aufgehen ließ, und überhaupt steht baumfest, daß wenn einer nur Geld hat und es aufgehen läßt, da darf er ungescheut der ärgste Bärenhäuter sein, er findet stets Anhang und Anklang und Anerkennung, aber Geld gehört ein für allemal dazu.

Nun ging die Bärenhäuterei schon in das vierte Jahr, und der Bärenhäuter hatte sie satt, denn er gefiel sich selbst nicht mehr, geschweige andern; im Gesicht schleppte er einen sehr belebten Urwald von Haarmoos herum, an den Fingern waren ihm Mistgabeln gewachsen, und sonderlichen Spaß hatte er auch nicht, trotz allen Geldes. In den Wirthshäusern gab man ihm stets die hintersten und höchsten Zimmer, drei, vier, fünf Treppen hoch und immer nahe bei den Retiraden. Einst saß er nun so ganz verdrießlich in seinem Zimmerchen, sann über sein Schicksal nach, und wünschte sehnlichst seine Zeit herum, wo er einen neuen Menschen an- und den Schweinigelsbart sammt den Galgennägeln an den Fingern ablegen wollte, da hörte er nebenan jemand ächzen und krächzen zum steinerbarmen. Gleich ging er hinüber, dem Nachbar beizustehen, denn der Bärenhäuter hatte von Natur ein mildes und gutes Herz. Da saß ein wehklagender und jammernder alter Mann, der dachte, als der Bärenhäuter kam, der Böse sei es, und wolle ihn holen, denn der Bärenhäuter sah dem Teufel viel ähnlicher, als sonst einem Geschöpf Gottes, doch ließ er sich endlich besänftigen und bewegen, seine Noth zu klagen. Diese Noth war nun gerade dieselbe, die des Bärenhäuters Noth

auch geweſen war, nämlich die bekannte Geldnoth. Der gute Alte hatte drei Töchter und viele Schulden, und ſollte eben ein ſehr eingezogenes Leben führen, weil er den Wirth, der ihn ausgezogen hatte, nicht bezahlen konnte. Der Bärenhäuter lachte darüber; der freilich hatte gut lachen, wie jeder, dem ein Goldborn in der Taſche quillt. Er bezahlte des alten Mannes Schulden bei Heller und Pfennig, und dieſer lud ihn ein, mit ihm zu gehen und ſeine Töchter zu ſehen, die nicht wenig ſchön ſeien, und eine davon ſolle ihn aus Dankbarkeit heirathen. Das war dem Bärenhäuter recht, denn er hatte viele Zeit übrig, und ward ihm die Zeit oft lang auf ſeiner Bärenhaut, und ging auf Eroberungen aus, wie ein tapfrer Soldat immer thun ſoll, nur war es ſchade, daß er ſich nicht nett und niedlich machen durfte, kein Stutz- und Spitzbärtchen, ſchwarz gewichſt, und keine friſirten Löckchen und ſchlanke Flanken und glatte Nägel und kein kölniſches Waſſer und keine Havannah-Cigarre erſter Sorte. Das alles durfte er nicht, ſondern mußte ganz Bärenhäuter bleiben, und hingehen und Sturm laufen wie er leibte und lebte, war, ſtand, ging und roch. Die beiden älteſten Töchter des geretteten Mannes entſetzten ſich vor dem Ungethüm, das die Perücke mit unterſchiedlichen Zöpfen übers Geſicht trug, ſtatt auf dem Hinterkopf, das Patſchhändchen gab wie der Vogel Greif, und das ſeine Wäſche bereits vier Jahr trug, davon ſelbige ganz iſabellfarbig geworden war, und roch, wie ein altes leeres Eſſigfaß im Kellergewölbe, nichts weniger als appetitlich. Nur die jüngſte Tochter, und zugleich die ſchönſte, hielt Stand, indem ſie nicht davon lief. Sie behielt im Auge, daß dieſer Bärenhäuter ihren Vater gerettet hatte, und dadurch ſie ſelbſt mit von Schimpf und Schande; ſie beſaß die ſchöne Tugend der Dankbarkeit, die ſo viele nicht beſitzen. Da nun der Bärenhäuter wahrnahm, daß dieſes ſchöne Kind nicht vor ſeiner häßlichen und abſchreckenden Geſtalt zurückbebte, ja daß es des Vaters Wort bei ihm erfüllen wollte — ſo bot er ihr einen ſchönen Ring, doch nur zur Hälfte — als Wahrzeichen, daß er ſich mit ihr verlobe, und bat ſie, recht fleißig für ihn zu beten, daß er noch drei Jahre und womöglich auch etwas darüber, am Leben bliebe, und nahm auf drei Jahre Abſchied, um ſich in dieſer Zeit zu entbärenhäutern und nach deren Ablauf als ein wohlgelecktes Herrchen wieder zu kommen. Dies Kunſtſtück kann auch nicht jeder machen; mancher geht als leidlich guter und zahmer Junge vom Aelternhauſe fort, und kommt waldteufelähnlich zurück als der größte Bärenhäuter, den es nur geben kann. Die junge Schönſte und ſchönſte Junge, die ſich dem Bärenhäuter verlobt hatte, kleidete ſich ſchwarz, und hatte von ihren Schweſtern ob ihres zotteligen Bräutigams gar viel auszu-

ſtehen. Dieſe ſpöttelten, bald die eine, bald die andre: „Gieb acht, wenn du ihm die Hand reichſt, daß er ſie dir nicht abbeißt, denn er hat dich freßlieb!“ — „Nimm dich in Acht, mein ſüßes Kind, daß er dich nicht aufleckt, Bären lieben den Honig!“ — „Thue ihm ja allen Willen, ſonſt brummt er, dein zukünftiger Zottelbär!“ — „Ei, was wird das für eine luſtige Hochzeit werden, wenn erſt der Bärentanz losgeht!“ — Doch die junge Braut ſchwieg zu allem ſtill und ließ ihre älteren Schweſtern ſpötteln und witzeln, ſo viel ſie wollten, unterdeſſen ſetzte ihr Verlobter ſein Leben fort, doch ohne des Guten und Schlimmen zu viel zu thun, lebte ſich glücklich durch das letzte der ſieben Jahre hindurch, und ſuchte am letzten Tage das Plätzchen wieder auf, wo ihm vor ſieben Jahren der Teufel erſchienen war. Dieſer erſchien auch richtig wieder, doch mit einiger Verſtimmung, denn er merkte, daß der Bärenhäuter der Bärenhäuterei längſt überdrüßig war, und mit ihm brechen wollte, wollte daher das Geſchäft klug machen, und die Röcke wieder umtauſchen, aber der Bärenhäuter ſagte: „So geſchwind geht es nicht, erſt leckſt du mich und putzeſt mich rein, wie du zugeſagt, damit ich wieder einem hübſchen Menſchen gleich ſehe, und nicht einem Waldſchratt oder dir, du unſaubrer Geiſt!“ Da mußte der Teufel den Bärenhäuter hübſch renoviren, ihm die Haare kämmen

mit ſeinen Fingern, und mit ſeiner Zunge, die wie ein Reibeiſen kratzte, ihm die Haut rein ablecken, ihm auch die Nägel ſchneiden, und mußte ihn

waſchen, und wieder ganz ſchön machen. Das kam ihm ſauer an, und war ein ſchwer Stück Arbeit, denn man hat geſehen in der Welt, was das mit einjährigen Bärenhäutern ſchon für eine Hauptmühe koſtet, geſchweige nun, wenn einer ſieben Jahre in der Bärenhäuterei verharrte. Dann bekam der Teufel von dem weiland Bärenhäuter, nunmehrigen Herrn Rupert, einen rechten Tritt zum Valet, und der letztere kleidete ſich ſehr ſchön, und reiſte mit Extrapoſt und Dampf nach dem Wohnort ſeiner Verlobten, wo ihn aber Niemand kannte. Er gebehrdete ſich als ein reicher Freier, und ließ verlauten, daß er eine der drei Schönen heirathen wolle, davon eine bereits ſeine Verlobte war. Dieſe eine hatte gar keine Acht auf ihn, aber ihre Schweſtern die hätten ihn gar zu gern gemocht, und puzten ſich wie die Pfauen, und zankten ſich, welche ihn nehmen ſollte. Rupert aber erbat von ſeiner Braut einen Becher Weines, trank, und bat ſie, ihm Beſcheid zu thun; wie ſie das that, erblickte ſie die Hälfte ihres Verlobungsringes in dem Becher, und war ganz hin vor Erſtaunen und ſüßer Freude. Er aber umfing ſie und küßte ſie; da kamen ihre Schweſtern gepuzt und furchtbar aufgedonnert dazu, und wurden grün und gelb im Geſicht aus Neid und Aerger über ihrer Schweſter Glück — und rannten davon. Eine ſtürzte ſich voll Groll und Grimm in den Ziehbrunnen, die andre henkte ſich voll Gift und Galle auf dem Boden auf, und da war auch gleich der Teufel bei der Hand, fing beider Seelen auf und ſagte: „Eine Seele mußt' ich haben — und nun habe ich zwei. Wünſche Glück zur Hochzeit!“ — Damit fuhr er ab, und Rupert heirathete nach der Austrauer ſeine liebholde ſchönſte Jüngſte und iſt niemals mehr wieder ein Bärenhäuter geworden.

Vogel Holgott und Vogel Moſam.

In einen See ſtrömten luſtige Bäche, und er war voll Fiſche, und war gelegen in einſamer Gegend, dahin weder Menſchen kamen noch Fiſchreiher und andere fiſcheſreſſende Vögel vom Meere her. Dieſen See entdeckte ein bejahrter Vogel, der hieß Holgott, und war vom Geſchlecht der Fiſchadler, und es gefiel ihm die angenehme Lage, die friedſame Stille rings um den See und die Reichlichkeit der Nahrung. Da gedachte er bei ſich ſelbſt:

„hierher willſt du ziehen mit deinem Weib und allen den Deinen, denn hier finden wir genug an allem, was wir bedürfen, hier iſt Niemand mir widerwärtig und entgegen, und meine Kinder mögen dies Gebiet, wenn wir todt ſind, als ein ſchönes Erbe inne haben. Nun hatte Vogel Holgott ein Weib, die ſaß daheim im Neſt auf ihren Eiern, die nahe daran waren ausgebrütet zu ſein, und dieſes Weibchen hatte einen lieben Freund, auch einen Vogel, der hieß Moſam. Dieſer Freund war ihr ſo lieb, daß ihr nicht Trank und nicht Speiſe ſchmeckte, wenn er nicht um ſie war, und ohne ihn hatte ſie kein Vergnügen oder Kurzweile.

Als nun ihr Mann ſeinen Rathſchlag und Beſchluß entdeckte, in jene ſchöne Gegend zu ziehen, aber ihr hart verbot, dem Freund Moſam davon zu ſagen, ſo war das ihr außerordentlich leid, und ſie ſann auf Fünde und Ränke, wie ſie dieſem ihres Mannes Vorhaben heimlich ſtecken könne, ohne daß dieſer es merke. Und da ſagte ſie zu ihrem Manne: „Siehe, mein theurer Holgott, nun werden unſre Jungen bald ausſchlüpfen, und da iſt mir eine Arzenei verrathen worden, ſie für die Jungen zu brauchen, wenn ſie auskriechen, daß ihnen ihr Gefieder ſtark und feſt wächſt: auch behütet dieſe Arznei ſie lebenslänglich vor böſen Zufällen. Dieſe Arznei nun möchte ich gern holen, ſo du mir das geſtatteſt, und es dir gefällig wäre!“

„Was iſt das für ein Arcanum?“ fragte Vogel Holgott, und die Frau erwiederte: „Das iſt ein Fiſch in einem See, der um eine Inſel fließt, den Niemand weiß, als ich und der, welcher es mir verrathen. Darum rathe und bitte ich dich, ſetze dich an meiner Statt auf die Eier und brüte, ſo will ich indeß den Fiſch holen oder zwei, und wir wollen ſie dann mitnehmen in den neuen Aufenthalt, den du uns erwählt haſt.“

Darauf entgegnete der Mann: „Nicht ziemt es den Vernünftigen, alles zu verſuchen, was der erſte beſte Arzt ihm räth; denn Manche rathen Dinge uns an, die zu erlangen unmöglich ſind. Was frommt das Unſchlitt des Löwen wohl dem Kranken, oder der Nattern Gift? Soll einer darum den Löwen beſtehen, und die Nattern in ihrer Höhle beſuchen, und in die Gefahr ſelbſteigenen Todes ſich wagen, auf eines Arztes Rath? Laß ab, o Frau, von deinem thörichten Vorhaben, und laß uns an jenen Ort ziehen, während unſre Jungen hier bleiben; dort findeſt du Fiſche mancherlei Art, vielleicht auch jene heilſamen, und die weiß Niemand dann, außer uns. Wer an beſorglicher gefahrvoller Stätte ſein Heilkraut ſucht, dem möcht es ergehen, wie es dem alten Affen erging." — „Wie erging es dieſem?" fragte das Vogelweibchen, und Vogel Holgott erzählte:

Von zwei Affen.

„Ein alter Affe lebte an einem fruchtbaren Ort, wo Bäume und Früchte, Waſſer und Weiden im Ueberfluß vorhanden waren. Da er nur immer im Wohlleben war, ſo bekam er in ſeinem Alter die Raute, und war damit ſehr geplagt, wurde mager und kraftlos, ſo daß er ſeine Speiſe nicht mehr erlangen konnte. Da kam ein andrer Affe zu ihm, und fragte ihn verwundert: „Ei, wie kommt es, daß ich dich ſo krank und abgezehrt ſehen muß?" — „Ach!" ſeufzte der alte Affe, „ich weiß keine andere Urſache, als den Willen Gottes, dem Niemand zu entfliehen vermag." Darauf ſprach jener: „Ich kannte einen Freund, der trug daſſelbe Siechthum, und es half ihm nichts, als das Haupt einer ſchwarzen Natter. Als er das aß, ſo genas er, das ſollteſt du auch thun!" — Ihm entgegnete der alte Affe: „Wer giebt mir ein ſolches Natterhaupt, da ich ſo ſchwach bin, kaum eine Frucht von dem Baume zu erlangen?" Darauf verſetzte jener: „Vor zwei Tagen ſah ich vor einer Höhle in einem Felſen einen Mann ſtehen, der lauerte auf die ſchwarze Natter, die in der Höhle lag, und wollte ihr die Zunge ausziehen, weil er einer ſolchen bedürftig war; da will ich dich hinbringen. Hat der Mann die Natter getödtet, ſo nimmſt du das Haupt und ißt es." — Der alte Affe ſprach: „Ich bin ſiech und krank, werde ich geſund und ſtark, ſo will ich dir gern deinen Dienſt vergelten." Da führte jener Affe den alten in die Felſenhöhle, darin er einen Drachen wohnen wußte. Vor der Höhle

waren große Fußtritte, wie die eines Menſchen, der alte Affe dachte, die habe der Mann zurückgelaſſen, der die Natter getödtet, kroch hinein und ſuchte das Haupt. Da zuckte der Drache hervor und erwürgte ihn und fraß ihn. Der junge aber freute ſich, daß er ſeinen Geſellen verlockt und betrogen hatte, und nun im alleinigen Beſitz der ſchönen Fruchtbäume war."

Als Vogel Holgott ſeinem Weibchen dies erzählt hatte, fügte er noch hinzu: „Dies ſage ich der Lehre halber, die darinnen liegt: Es ſoll kein Vernünftiger ſein Leben wagen auf einen thörichten und betrüglichen Rath hin." Aber das Weibchen ſprach: „Ich habe dich recht wohl verſtanden, allein hier iſt es doch ein ganz andrer Fall, denn die Fiſche, die ich meine, ſind ohne Gefahr zu holen, und werden unſern Jungen ſehr dienlich ſein."

Als Vogel Holgott ſahe, daß verſtändige Ueberredung bei ſeiner Frau nicht anſchlage, ſo gab er nach: „Kannſt du es nicht laſſen, ſo hole die Fiſche; bewahre dich aber, daß du Niemanden weder das eine, noch das andere Geheimniß vertraueſt, denn alſo lehren die Weiſen: Löblich iſt jeder Vernunft Uebung, aber die größte Vernunft beweiſt der, der ſein Geheimniß begräbt, alſo daß es Keiner zu finden vermag." Darauf flog das Weibchen fort und auf der Stelle zu ihrem lieben Freund Moſam, und theilte ihm alles mit, was ihr Mann im Sinn hatte, und daß er an einen luſtigen Ort ziehen wolle, wo weder von Thieren noch von Menſchen etwas zu fürchten ſei. Und ſprach: „Möchteſt du, o Freund, einen Fund finden, daß auch du dorthin kommen könnteſt, doch mit Wiſſen und Willen meines Mannes, denn ſoll mir etwas Gutes widerfahren, ſo hab ich keine Freude ohne dich." Darauf erwiederte der Vogel Moſam: „Warum ſollte ich gezwungen ſein, nur mit Bewilligung deines Mannes dort zu weilen? Wer giebt ihm ſolche

Gewalt an die Hand über mich und Andre? Wer verbietet mir, auch dorthin zu ziehen? Zur Stunde will ich hinfliegen, und dort mein Neſt bauen, da es ſo eine genügliche Stätte iſt. Und wird dein Mann kommen und mich vertreiben wollen, ſo werde ich ihm das wohl zu wehren wiſſen, und ihm ſagen, daß weder er noch ſeine Vorfahren dort ſeßhaft waren und er alſo nicht mehr Recht an jener Gegend hat, als ich und Andere." Da erwiederte das Weibchen: „Du haſt nicht Unrecht, aber ich wünſchte doch deine Gegenwart dort in der Vorausſetzung, daß allewege Friede und Eintracht unter uns ſei. Gehſt du gegen meines Mannes Willen dorthin, ſo haben wir üble Nachrede zu gewärtigen, und unſre Freundſchaft wird ſich in Trauer verkehren. Mein Rath iſt dieſer: Du gehſt zu meinem Manne, läßt ihn nicht wiſſen, daß wir uns geſprochen, und ſagſt zu ihm, (ehe ich zurück bin) du habeſt jene ſehr ſchöne Gegend gefunden, und dir vorgenommen, dorthin zu ziehen, ſo wird er dir erwiedern, daß er auch zuvor ſchon dieſe Stätte entdeckt habe, und entſchloſſen ſei, hinzuziehen; dann ſprichſt du: O Freund Holgott, ſo biſt du der Erſte, und jener Stätte würdiger denn ich, aber ich bitte dich, laß mich bei dir wohnen, ſo will ich dir dort ein treuer Freund und Gefährte ſein."

Dieſen Rath befolgte Vogel Moſam und flog eiligſt zu Vogel Holgott hin, während das Weibchen an den erſten beſten Teich flog und zwei Fiſche fing, und heim trug, als ſeien es die heilſamen Wunderfiſche, und Vogel Holgott erwiederte auf den Antrag, daß ihm Moſams Geſellſchaft wohlgefällig ſei. Das Weibchen aber ſtellte ſich, als wäre ihr ihres Mannes Nachgiebigkeit gegen ihren Freund nicht lieb, damit er ihre Verrätherei nicht merke und ſagte: „Wir haben doch jene Stätte für uns allein erwählt, und ich beſorge, wird Vogel Moſam mit uns ziehen, ſo folgen ſeine vielen Freunde auch nach, und zuletzt müſſen wir weichen vor ihrer Ueberzahl." Darauf entgegnete ihr Mann: „Du haſt Recht; aber ich vertraue Moſam, und hoffe, mit ſeinem Beiſtand werden wir uns der Zudringlinge erwehren, darum iſt es vielleicht gut, daß dieſer Freund bei uns wohne. Niemand vertraue allzuviel der eigenen Kraft und der eigenen Macht. Wir ſind zwar mit die ſtärkſten unter den Vögeln, aber Hülfe dienet dem Schwachen, zu überwinden den Starken, wie die Katzen den Wolf überwanden."

„Wie war das?" fragte Holgott's Weibchen, und dieſer erzählte ihr:

Von dem Wolf und den Maushunden.

„Am Meeresgestade war eine Schaar Wölfe, darunter war einer besonders blutdürstig, der wollte zu einer Zeit sich einen besondern Ruhm unter seinen Gesellen erwerben, und ging in ein Gebirge, wo viele und mancherlei Thiere sich aufhielten, da zu jagen. Aber dieses Gebirge war umfriedet, und die Thiere waren da sicher vor andern Thieren und wohnten in Eintracht bei einander; darunter war auch eine Schaar Maushunde oder Katzen, die hatten einen König. Nun war der Wolf mit List durch das Gehege gekommen, verbarg sich, und fing sich jeden Tag eine Katze und fraß sie. Das war den Katzen sehr leid, und sie sammelten sich zur Berathung unter ihrem König; und da waren insonderheit drei weise, einsichtsvolle Kater, die berief der König in seinen Rath, und fragte den ersten um sein Votum gegen den schädlichen Wolf. Der erste Kater sprach: „Ich weiß keinen Rath gegen dieses große Ungeheuer, als uns in Gottes Gnade zu befehlen, denn wie möchten wir dem Wolf Widerstand thun?“ Der König fragte den zweiten Kater und dieser sprach: „Ich rathe, daß wir gemeinschaftlich diesen Ort verlassen, und uns eine andere ruhigere Stätte suchen, da wir hier in großer Trübsal, Leibes- und Lebensgefahr verweilen müssen.“ Der dritte Kater aber sprach auf des Königs Befragung: „Mein Rath ist, hier zu bleiben und des Wolfs halber nicht auszuwandern. Auch wüßte ich einen Rath, ihn zu überwinden.“ — „Sage ihn,“ gebot der König, und der Kater sprach weiter: „Wir müssen Acht darauf haben, wenn der Wolf sich neuer Beute bemächtigt hat, und wohin er sie trägt und verzehrt, dann mußt du, o König, ich und unsre Stärksten, ihm nahen, als wollten wir das essen, was er übrig läßt, so wird er sich für ganz sicher halten, und von uns sich nichts befürchten. Dann will ich auf ihn springen und ihm die Augen auskratzen, und dann müssen alle

Andere über ihn herfallen, so daß er sich unsrer nicht mehr erwehren kann, und es darf uns dabei nicht irren, daß Einer oder der Andre von uns das Leben einbüßt oder Wunden davon trägt; denn wir erlösen dadurch uns und unsre Kinder von dem Feind, und ein Weiser scheidet nicht feig und furchtsam von seinem Vatererbe; nein, er vertheidigt es mit Leibes- und Lebensgefahr." Diesen Rath hieß der König gut. Darauf geschah es, daß der Wolf einen guten Fang gethan hatte, den er auf einen Felsen schleppte, und da führten die Katzen ihre That aus, die der tapfere weise Kater angerathen; und der Wolf mußte schämlich unter ihren Krallen und zahllosen Bissen sein Leben enden."

„Dieses Beispiel," fuhr Vogel Holgott fort, „sage ich dir, liebes Weib, damit du begreifst, daß treue Freundschaft hülfreich ist, und darum nehme ich gern Vogel Mosam zu meinem Freund und Gefährten mit." Als dieses das Weibchen hörte, jubilirte sie innerlich, daß ihr Anschlag so unverdächtig und nach ihres Herzens Wunsch ausging. Und da erhoben sich die drei Vögel nach jener lustigen Stätte; ließen im alten Nest die indeß ausgebrüteten Jungen zurück, bauten dort Nester und wohnten dort friedsam und freundlich bei reichlicher Nahrung eine Zeit mit einander. Und Vogel Holgott, der alt und schwach wurde, und sein Weib hatten den Vogel Mosam viel lieber in ihren Herzen, als er sie, wie sich gleich zeigen wird.

Es kam eine dürre heiße Zeit, daß alles verdorrte, und der See austrocknete, und die Fische starben, da sprach Vogel Mosam zu sich selbst: „Es ist ein schönes Ding um treue Kameradschaft, und es ist löblich, wenn Freunde zusammenhalten. Aber ein Jeder ist doch sich selbst der Nächste. Wer sich selbst nichts nütze ist, wie soll der Andern nützlich sein? Wer künftigen Schaden nicht voraussieht und ihn meidet, der wird ihm nicht entgehen, wenn er da ist. Nun sehe ich voraus, wie mir die Gesellschaft dieser Vögel Schaden und Abbruch thun wird, da von Tag zu Tag die Nahrung sich mindert; und zuletzt werden sie mich verjagen. Mir aber gefällt es hier wohl, und ich könnte auch allein, ohne Jener Gesellschaft hier wohnen; da wäre es wohl gut, wenn ich ihnen zuvorkäme, und mich ihrer entledigte, und zwar zuerst des Mannes, denn das Weib vertraut mir ganz, die zwinge ich dann ungleich leichter. Sie kann sogar den Mann tödten helfen."

Mit solchen argen und schändlichen Gedanken flog Vogel Mosam zu dem Weibchen und nahte ihr ganz traurig und niedergeschlagen. Die sagte ihn: „Warum sehe ich dich so traurig, mein Freund?" und er antwortete: „Ich traure über die schwere Zeit, und sehe schreckvoll daher schreiten des

Hungers Gespenst. Und zumeist deinetwegen trauert mein Herz. Eines nur wüßt' ich, das dir frommte, wenn mein Rath nicht unweise dir dünkt." — „Welcher ist das?" fragte das Weibchen, und Mosam sprach: „Bande der Freundschaft sind mehr werth, als Bande der Blutsverwandtschaft, denn diese ist oft schädlicher als Gift. Ein Sprichwort sagt: Wer eines Bruders mangelt, der hat einen Feind weniger, und wer keine Verwandten hat, der hat keine Neider. Ich will dir etwas ansinnen, das dir nützlich sein wird, liebe Freundin, obschon es dir hart ankommen wird, es zu vollbringen, und du wirst es mir als ein Unrecht auslegen, daß ich es dir offenbare, wenn auch es in meinen Augen geringfügig erscheint." Da sprach das Weibchen: „Deine Rede erschreckt mich, ich kann mir nicht denken, was du meinst, und glaube nicht, daß du mir Uebels rathen wirst. Doch wäre mir ein leichtes, den Tod zu erleiden um deinetwillen; darum so sprich! Denn wer nicht sein Leben einsetzt für einen treuen Freund, der ist sehr thöricht, denn ein Freund ist immer nützlicher wie ein Bruder oder wie Kinder." Jetzt sprach Mosam mit Arglist: „Mein Rath ist, daß du suchtest, deines alten schwachen Mannes los und ledig zu werden, für den du so mühevoll sorgen mußt; da wird dir Glück und Heil zureisen, und mir mit dir! Und frage nicht nach der Ursache dieses Rathes, bis du ihn vollzogen hast, denn hätte ich nicht guten Grund dazu, so glaube mir, würde ich dir solches nicht anrathen. Ich schaffe dir schon einen bessern und jüngern Mann, der dich immer lieben und beschützen wird. Und thust du nicht nach meinem Rath, so wird es dir gehen wie jener Maus, die auch guten Rath verachtete."

Da fragte das Vogelweib: „Wie war das mit jener Maus?" und Mosam erzählte:

Die Katze und die Maus.

„Es war einmal ein Mann, dem thaten die Mäuse in seiner Speisekammer vielen Schaden, da nahm er eine Katze an, damit sie die Mäuse vertreibe und vertilge. Nun war unter den Mäusen eine recht große, und war auch stärker wie die andern, und wie sie wahrnahm, was geschehen war, da suchte sie eine Gelegenheit, wo sie von einem sichern Ort aus mit der Katze sprechen konnte, und sagte zu dieser: „Ich weiß, daß dein Herr dich bestellt hat, mich und meine Freunde zu vertreiben und zu tödten. Nun freut es mich, deine

Bekanntſchaft zu machen, und ich möchte mich deiner Gunſt empfehlen und guten Frieden mit dir halten." Sprach die Katze: „Es freut mich ausnehmend, dich kennen zu lernen, und es wird mir äußerſt ſchätzbar ſein, wenn du mich mit deiner Freundſchaft beehren willſt. Auch wäre dein Umgang mir der erwünſchteſte, allein ich darf dir nichts verſprechen, was ich dir nicht zu halten vermag. Siehe, verehrteſte Maus, mein Herr hat mich zum Bewahrer ſeines Hauſes geſetzt, daß du und deine Sippſchaft ihm nicht länger Schaden zufügſt, ſchonte ich nun deiner, ſo würde es heißen: das iſt eine ſchlechte Katze! Darum meide entweder, meinen Herrn zu ſchaden, oder meide das Haus, und ſuche dir einen andern dir genehmen Aufenthalt, außerdem gieb mir keine Schuld, wenn du Schaden haſt." Die Maus ſprach: „Ich habe dich höflich gebeten, und ſo bitte ich nur noch, verzeihe mir meine Freiheit, und ſchenke mir deine Freundſchaft." — „Ja," ſprach die Katze, „du biſt mir lieb und werth, wie ſoll ich aber die Freundſchaft zu dir vereinigen mit meiner Pflicht bei dem Schaden, den deine Geſellen meinem Herrn zufügen? Laſſe ich euch leben, ſo tödtet er mich, das iſt billig. Darum, ſo gewähre ich dir drei Tage Friſt, in welcher Zeit du dich nach einer andern Wohnung umthun magſt." — Die Maus erwiederte: „Sehr ſchwer und ungern trenne ich mich von dieſer Wohnung; ich werde mich hüten, dir zu nahe zu kommen, und hier bleiben, ſo lange es mir gefällt." Die Katze ſchonte die Maus, ihrem Wort getreu, drei Tage lang, da wurde dieſe ganz ſicher, und that nun gar nicht mehr, als ſei eine Katze im Hauſe vorhanden, als die drei Tage herum waren, und die Maus wieder ganz unbeſorgt aus ihrem Löchlein lief, da lag die Katze im Winkel der Speiſekammer und lauerte, ſprang zu und fing und fraß die Maus mit Haut und Haaren."

„Das iſt ein Gleichniß," fuhr Vogel Meſam fort, „an dem du ſehen kannſt, daß nicht ziemt dem Verſtändigen, zu verachten der treuen Freunde Rath. Und das Sprichwort ſagt, daß der Freunde Rath oft gleiche bittrer Arzenei, die doch heilſam iſt und das Siechthum bannt."

Das Vogelweib bedachte ſich lange und ſchwankte, was ſie thun ſolle, und wie es zu vollbringen ſei, daß auch kein Schein böſer That auf ſie fiele. Da rieth der falſche Freund, ſie ſolle einen Fiſch nehmen, durch den die Fiſcher zur Lockung großer Fiſche eine ſpitze Angel geſteckt, und den dem Mann unter die andern Fiſche, die er ſpeiſe, legen, ſo werde er daran erwürgen. Das that das Weib, und weil Vogel Holzgott alt war, und nicht ſelbſt mehr Fiſche fing, und ſein Weib ihn bisweilen Hunger leiden ließ, ſo ſchluckte er gierig den Fiſch mit dem Angelhaken in ſich hinein und erwürgte daran, und

wie das geschah, so verfluchte er die, die ihn so schmählich dem Tod geweiht. Als das geschehen war, lebte der Vogel Mesam noch eine kurze Zeit mit dem ungetreuen Weibe, aber weil die Nahrung immer seltener wurde, so begann er ihrer sehr überdrüssig zu werden, und stürzte sich auf sie, sie zu tödten. Da flogen gerade ihre Söhne daher, die kamen, um ihre lieben Aeltern zu besuchen, und fielen herab auf den Vogel Mesam, als schon ihre Mutter im Sterben lag, die ihnen alles bekannte und verschied. Da hackten sie mit ihren spitzigen Schnäbeln dem Vogel Mesam die Augen aus, und ließen ihn elendiglich verhungern, und rächten so den Doppelfrevel, der von ihm an ihren Aeltern begangen worden war.

Das Rebhuhn.

Es war ein reicher Jude, der reiste durch ein Königreich und trug mit sich einen großen Schatz an Geld und Gute. Da ihn nun sein Weg durch einen großen Wald führen sollte, fürchtete er sich, daß er um seines Geldes willen darin etwa sein Leben lassen müsse, und ging daher zu dem Könige des Landes, reichte ihm ein Geschenk dar und bat, daß der König ihm einen sichern Mann mitgebe zum Geleite durch den Wald und durch sein ganzes Reich. Da gebot der König seinem Schenken, dem Juden das Geleit zu geben, und dieser that, was ihm geboten war, und geleitete den Juden.

Als nun diese Beiden in den Wald gekommen waren, da gelüstete dem Schenken nach dem Schatz des Juden, und er stand still auf dem Weg und sprach zu ihm: „Gehe voran!“ Der Jude erschrak, ahnete des Schenken böse Absicht und wollte nicht vorangehen. Der Schenke zog alsbald sein Schwert aus der Scheide und rief: „Jud, so mußt du hier von meiner Hand sterben!“ — „O lieber Schenke, thut das nicht!“ rief der Jude, „solche Mordthat an mir würde nicht verborgen bleiben! Und ob heimlicher Mord von allen

Menſchen ungeſehen vollzogen wird, ſo werden ihn die Vögel offenbaren, die unter dem Himmel fliegen!"

Wie der Jude das noch ſprach, flog eben ein Rebhuhn im Walde auf, und über ihnen Beiden hin. Da hohnlachte der Schenke und ſprach ſpöttiſch: „Hab' Acht, Jud, das Rebhuhn wird's dem Könige ſicherlich anſagen, daß ich dich hier ermordet." Und ſo ermordete der Schenke den Juden im Walde, nahm ihm alle ſein Geld und ſeinen Schatz, den er bei ſich trug, begrub ihn heimlich und ging wieder zu Hofe.

Und es verging ein ganzes Jahr nach des Schenken ungetreuer That. Da geſchah es, daß dem Könige Rebhühner geſchenkt wurden, die gab der Schenke dem Koch, ließ ſie wohl bereiten, und brachte ſie zur Tafel. Und wie er die Rebhühner vor den König hin auf den Tiſch ſtellte, dachte er an den Juden, den er ermordet hatte, und an deſſen letzte Rede von den Vögeln und mußte lachen. Der König ſahe es, und fragte, worüber er lache? Der Schenk aber gab dem Könige eine falſche Urſache ſeines Lachens an.

Nachher über vier Wochen geſchah es, daß der König ſeinen Amtleuten und Dienern ein Gaſtmahl gab, dabei war auch der Schenke, und der König ſelbſt war ſehr fröhlich und heiter, ſcherzhaft und luſtig, und ließ ſo viel Wein und edle Getränke auftragen, daß etliche ſeiner Diener trunken wurden. Und da Alle ſo luſtig waren, ſprach der König zum Schenken: „Lieber Schenk, jetzt ſage mir die freie Wahrheit, worüber haſt du gelacht unlängſt, da du mir die Rebhühner auftrugſt, denn du haſt mich damals nicht mit wahren Worten berichtet!" Der Schenk war trunkenen Muthes, denn wenn der Wein eingeht, geht die Weisheit aus, und ſprach: „Er, mein Herr König, als der Jude ſchrie, die Vögel würden ſeinen heimlichen Mord offenbaren, die unter dem Himmel fliegen, da flog eben ein Rebhuhn in die Höhe, deſſen mußte ich gedenken und darüber lachen."

Der König ſchwieg auf dieſe Rede ſtill, ließ ſich nichts merken, und that, als ſei er nicht in ſeiner Fröhlichkeit geſtört. Aber des andern Tages ging er

zu Rathe mit ſeinen heimlichen Räthen, und ſprach alſo zu ihnen: „Was hat Der verſchuldet, der von des Königs wegen einen durch das Reich ſicher geleiten ſollte, und hat denſelben ſelbſt ermordet und beraubet?“ Darauf antworteten die Räthe einſtimmig: „Der hat den Galgen verdient!“ Darauf ſaß der König öffentlich zu Gericht, beſtellte einen Kläger, der den Schenken anklagte, und da er ſeine That vor Zeugen im Rauſche erzählt, ſo mußte er ſie auch vor Gericht bekennen und wurde zum Galgen verurtheilt. So ward der heimliche Mord durch die Rebhühner kund und offenbar.

Das Gruſeln.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war der eine, der älteſte, nicht auf den Kopf gefallen, vielmehr anſtellig und pfiffig über alle Maßen; der jüngere aber hatte, wie man ſo ſagt, ein Brett vor dem Kopf. Das machte dem Vater große Sorge, ihm aber keine, denn er lebte ganz ſorglos und arglos in die Welt hinein, wie die Dummen leben, und er mochte wohl, ohne daß er's wußte, das Sprüchlein im Kopfe haben: Hänschen lerne nicht zu viel, du mußt ſonſt zu viel thun. Wenn der Vater etwas verrichtet haben wollte, ſo mußt' er's allemal dem ältern, dem Matthes ſagen, denn der andre, das Hänschen, richtete alles verkehrt aus, zerbrach den Oelkrug und die Branntweinflaſche, oder blieb eine Ewigkeit aus. Matthes dagegen machte alles gut, nur einen Fehler hatte er, er war furchtſamer Natur, es gruſelte ihn gar zu ſehr. Wenn er Abends am Kirchhof vorbeiging, ſo gruſelte ihn, und wenn er eine Geſpenſtergeſchichte erzählen hörte, ſo bekam er vom eitel Gruſeln eine Gänſehaut wie ein Reibeiſen, und klagte: „Ach ach ach es gruſelt mich gar zu ſehr.“ Sein Bruder aber, das dumme Hänschen, lachte ihn oft deshalb aus, und ſagte: „Hä hä, wie kann es einen nur gruſeln? die Kunſt möcht' ich können, mich gruſelts all mein Lebtage nicht — möchte wahrlich das Gruſeln lernen!“

„Du ſiehſt aus wie Einer, der was lernen möcht'!“ ſchalt der Vater auf Hänschen. „Zeit wär's freilich, du wirſt ein großer ſtarker Lümmel — aber mit dem Gruſeln lernen, du Hans Dampf, da iſt's nichts, das iſt keine Kunſt, damit verdienſt du kein Körnlein Salz zum lieben Brote. Und weißt du denn auch, wie man das Gruſeln lernt? Was gilt die Wette, daß du auch dazu zu dumm biſt?“

Während der Vater und der Bruder noch das dumme Hänschen auslachten, kam der Nachbar Küster und Schulmeister herüber zum Besuch, und hörte noch, wie das Hänschen verlacht wurde, und bekam erzählt, daß der Bube gern das Gruseln lernen wolle. „Das kann er bei mir prächtig lernen!“ sprach der Küster. „Mein Schulhaus ist das allerelendeste Nest von einem Hause im ganzen Orte, mich gruselt's den ganzen Tag, daß mir's über den Kopf zusammenfällt, und einmal die hoffnungsvollen Rangen mit einander erschlägt. Gebt mir das Hänschen herüber, ich muß ja so manchem Dummbart Wissenschaften beibringen, werd' ihm doch wohl auch das Gruseln anlehren können!“ Der Vater war den Vorschlag zufrieden und das Hänschen folgte dem Küster hinüber in das alte wackelige Schulhaus. Ihn gruselte das aber mit Nichten, es war ihm gerade so einerlei, daß das Haus den Einsturz drohte, wie es dem Schulzen und der ehrsamen Gemeinde einerlei war.

Nun sann der Küster auf ein andres Stücklein, das dem Hänschen auf alle Fälle das Gruseln beibringen sollte. Er hieß ihn die Abendglocke läuten, schlüpfte aber noch vor ihm heimlich hinauf in die Glockenstube, und als Hänschen zur Treppe hinauf war und den Strang zur Abendglocke faßte, hörte er von der Treppe her einen dumpfen stöhnenden Laut. Wie er sich umsah, stand dort eine große weiße Schleiergestalt starr und unbeweglich. „Wer bist du? Was willst du?“ fragte Hänschen, ohne daß ihn nur im mindesten gegruselt hätte. Keine Antwort. „Ich frage dich, wer du bist?“ rief Hänschen mit stärkerer Stimme. Keine Antwort. „Hast du kein Maul, Schneemann? noch einmal: was willst du?“ Keine Antwort. — Mein Hänschen nicht faul, springt mit einem Satz auf die Gestalt los, wie der Kasper im Puppenspiel auf den Teufel und rennt sie, die sich solcher Herzhaftigkeit nicht versah, pardauz! über den Haufen, daß sie ein ganz Stück die Stiegen hinunter kollert, und was für Stiegen? Stiegen von so einziger Art, wie sie nur auf alten Dorfkirchthürmen anzutreffen sind, ausgetreten, verrottet, eng, voll jahrhundert alten Staubes. Drunten lag das Gespenst und ächzte und krächzte. Hänschen aber läutete zum Abendgebet, und schwang gar wacker den Glockenstrang, als wäre eben nichts vorgefallen; dann kletterte er wohlgemuth die Stiege hinab, und ging aus dem Thurme, dessen Thüre er hinter sich zuschloß. Die Küsterin wußte gar nicht, wo ihr Mann blieb. „Wo ist denn Er?“ fragte sie Hänschen. „Wer?“ fragte Hänschen. „Er!“ sagte die Küsterin. „Er ist ja vor dir hinüber auf den Thurm.“ — „So!“ sagte Hänschen: „ist er das gewesen? Es stand ein weißer Kabutzel an der Treppe, der wollte mir nicht

Red' und Antwort geben, da hab' ich ihn die Treppe hinab gestoßen, er liegt noch drüben und krächzt." — „Galgenstrick!" schrie die Küsterin, riß Hänschen den Schlüssel aus der Hand, und sprang auf den Thurm, da lag ihr Mann in seinem Bettuch, und hatte ein Bein gebrochen.

Jetzt erging es Hänschen gar nicht gut; die Küsterin verklagte ihn bei seinem Vater, und der wurde ganz wild, und schrie: „Ein Taugenichts ist der Junge, aus den Augen soll er mir! Fort marsch! Hier ist Geld — geh, laß dich henken wo du willst — mir kommst du nimmermehr vor die Augen. Schimpf und Schande und Schaden hat man von dir, du Nichtsnutz!"

„Geh mit Gott, Hänschen!" spottete Matthes; sorge fein, daß du das Gruseln lernest, das Gruseln soll jetzt Mode sein, und den Menschen draußen in der Welt gruselts vor allerhand, da wirst du schon vom Gruseln auch deinen Theil bekommen!"

Hänschen ging, er hatte Geld, und wenn einer Geld hat, brauchts ihn erst recht nicht zu gruseln. Unterwegs sprach er öfter vor sich hin: „Wenn mich

doch nur gruſelte, wenn mich doch nur gruſelte!" Das hörte ein Mann, der hinter Hänschen kam, und ſprach zu ihm: „Schau dorthin — dort ſteht der Dreibein, da hängt eine ſchöne Geſellſchaft dran — gerade ſieben, was man ſo ſagt: ein Galgen voll. Dort nimm unter den ſieben beim Nachtlager, da lernſt du das Gruſeln."

„Wenn das wahr wäre," ſprach Hänschen, „ſo wollt ich dir morgen ſind all mein Geld geben. Kannſt zu mir kommen und es holen, oder du kannſt ja auch gleich bei mir bleiben!"

„Daß ich ein Narr wäre und unterm lichten Galgen bei dir bliebe!" antwortete jener. „Nein, mein guter Geſell, das Gruſeln lernt ſich viel beſſer, wenn einer allein, als wenn er zu zweien iſt. Gute Nacht! — auf Wiederſehen morgen in der Frühe!" — Hänschen ſetzte ſich unter den Galgen, machte ſich, weil es kalt war, ein Feuerchen an, das ſchien hurtig hell hinauf zu den Gehenkten, und der ſcharfe Nachtwind bewegte ihre ſchlenkernden Körper hin und her, hin und her.

„Ei ihr gar armen Teufel!" rief Hänschen hinauf. „Euch friert ja, daß ihr ſchnappert und klappert. Wartet ich will euch herunter holen, ſollt euch wärmen an meinem Feuer." Und Hänschen nicht faul, fand eine Galgenleiter, ſtieg hinauf, knüpfte die Gehenkten los und ſetzte ſie an ſein Feuer, das er nun ſtärker und großer machte. Jene aber ſchauten gottserbärmlich aus, grün, gelb und jämmerlich, blitzblau, abſcheulich, wie das Sprichwort ſagt, und regten und rührten ſich nicht, das Feuer fraß um ſich, und begann die Lumpen und Fetzen anzukohlen, welche um die todten Leichname herum hingen. „Na?" ſagte Hänschen, ihr laßt ja eure Kleider verbrennen! Da beißt's recht bei euch: gleiche Lumpen, gleiche Lappen! Wartet — ich will euch helfen ſo unachtſam ſein!" Nahm ſie, einen nach dem andern und hing ſie wieder hinauf, hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſtreckte ſich an ſein Feuer und ſchlief ein. So fand ihn der Mann, mit dem er geſtern gegangen, und der heute kam, das Geld zu holen. Da er aber Hänschen ſo ruhig ſchlafen ſah, wuchs ihm wenig

Hoffnung, daß es das Gruſeln über Nacht gelernt haben möchte, und als Häuschen nun aufwachte, und ihm erzählte, was er vorgenommen habe, da wandte ſich der Mann zum Gehen und ſprach: „Dein Geld hab' ich dasmal nicht verdient, du lernſt das Gruſeln nimmermehr."

Wie Häuschen nun auch weiter und ſeines Weges ging, ſprach er vor ſich hin: „'S iſt doch alleweil ſchade, daß ich das Gruſeln nicht erlernen kann, muß wohl zu dumm dazu ſein. Ei ei — wenn ich doch nur das Gruſeln könnte."

Das hörte ein Fuhrmann, der deſſelben Weges daher ſchritt, der ſprach zu Häuschen: „Ei, kannſt du das Gruſeln nicht? da kehre nur dort in dem Wirthshaus am Weg ein, wenn du nämlich Geld haſt, der Wirth macht hautſchaudrige Zechen, mich hat's noch jedesmal überlaufen, wenn ich hab' in deſſen Haus einkehren müſſen." „Das wollen wir ſehen!" ſprach Häuschen, dankte dem Fuhrmann und ſchritt auf daſſelbige Wirthshaus zu.

„Was ſchaffens?" fragte der Wirth. „Möcht's Gruſeln lernen, antwortete Häuschen. Die Leute auf der Landſtraße ſagen, bei Euch wär's leicht zu lernen, Ihr machtet ſo gruſliche Rechnungen und führtet eine ſo gruſliche Kreide!" — Warte Lecker! dachte der Wirth, dir will ich wohl was lehren, daß dich das Gruſeln ankommt, und zu Häuschen ſprach er: „Mein lieber Wandergeſell, Ihr ſeid mit Unwahrheit berichtet worden; in meinem Hauſe kann man das Gruſeln keineswegs lernen, und ich bediene meine Gäſte nicht ſo, wie Euch irgend ein Schalkenarr erzählt und vorgelogen hat. Iſt's Euch um Gruſeln zu thun, ſo geh. . . hinauf auf das alte verwünſchte Schloß da droben und ſeht zu, daß Ihr die Königstochter zur Frau bekommt, die ihr Vater dem verſprochen hat, der das Schloß von ſeinen Poltergeiſtern befreit; da giebts was zu gruſeln und reich zu werden."

„Ich will ſo thun, wie Ihr mir rathet," ſagte Häuschen, und der Wirth ſprach wieder: „Damit, daß Ihr hinauf geht, iſt's noch nicht gethan. Erſt müßt Ihr beim König um Erlaubniß bitten, und müßt drei Nächte lang droben bleiben. Kommt Ihr mit dem Leben davon, ſo iſt die Prinzeſſin eure Frau."

„Und wenn ich nicht mit dem Leben davon komme, was dann?" fragte Häuschen — und der Wirth lachte ihm ins Geſicht, und ſprach: „Ich merke ſchon, Ihr ſeid ein Schlaukopf. Ihr hättet ſicher das Pulver erfunden, wenn's noch nicht erfunden wär!"

Und Häuschen ging eilend zu dem Könige, bat um die Erlaubniß und erhielt ſie, auch ſprach der König: „Mein Sohn, du darfſt dir auch dreierlei

mitnehmen, aber nur nichts Lebendiges." Nun hatte Hänschen schon in seiner Jugend immer gar zu gern Feuer angemacht, an der Schnitzelbank gesessen und auch bisweilen an der Drehbank, und verstand mit solchen Dingen umzugehen. Darum begehrte er weiter nichts mit auf das Schloß zu nehmen, als ein gutes Feuerzeug, eine Schnitzelbank und eine Drehbank, „damit mich nicht friert," sagte er: „und ich mir die Zeit vertreiben kann." — Das ward dem Hänschen gern gegeben, und er schlug seinen Sitz in einem hübschen Zimmer mit großem Kamin im alten Schloß auf. Als es Nacht wurde, machte Hänschen ein helles Feuer an, das wärmte und leuchtete sehr schön. Auf einmal kamen zwei kohlschwarze Katzen, die hatten Augen wie von grünem Feuer, und schrien: miau, miau, uns friert! „Ei wenn euch friert, so wärmt euch doch, hier ist ein Feuer!" sprach Hänschen. Das thaten die Katzen auch, dann sagten sie, die Zeit wird uns zu lang, wir wollen zu Dritt Karte spielen, Dreiblatt oder Pochens. „Meinetwegen Pochens," sagte Hänschen, „wenn ihr Karten mitgebracht habt." Die Katzen hatten wirklich ein Kartenspiel, und zeigten es Hänschen und da sah Hänschen, daß sie fürchterliche Krallen an ihren schwarzen Pfoten hatten, und sagte: „Mit Verlaub, Eure Frau Mutter hat euch die Nägel recht lange nicht geschnitten, schämt euch was, kommt, ich will sie euch putzen!" und packte die Katzen und klemmte ihnen die Pfoten in die Drehbank. Da bissen sie nach ihm und so nahm er sein Schnitzmesser und schnitzte ihnen die Köpfe ab, und warf Katzenköpfe und Leiber aus dem Fenster in den Schloßgraben. Als er wieder zum Feuer kam, saß ein großer Hund dort und bleckte ihm die Zähne und hatte eine feurige Zunge armslang zum Halse heraushängen. Dies gefiel Hänschen wieder nicht, er nahm abermals sein Schnitzmesser und hieb damit dem Hund gerade zwischen die Zähne in den Rachen, da fiel die Zunge herunter und der obere Kopf nahm Abschied von seinem Untertheil. Nun meinte Hänschen Ruhe zu haben und wollte sie auch genießen; in der Ecke stand ein Bett, da legte er sich hinein und deckte sich zu. Er war aber noch nicht eingeschlafen, da fing das Bett an zu fahren wie ein Dampfwagen, und fuhr im ganzen Schloß herum, Trepp auf, Trepp ab, durch Säle und Zimmer — aber Hänschen sagte: „Schau, nun spür ich doch, wie's thut, wenn die großen Herren fahren. Fahre du nur immer zu." — Endlich mochte das Bett des Fahrens müde sein, es rollte wieder in Hänschens Zimmer, wo das Feuer noch lustig brannte, da stand es still, und Hänschen schlief ein und schlief wie ein Todter.

Am andern Morgen stand der König an seinem Bett, und sagte: „Na das heiß' ich einen gesunden Schlaf, wenn ich den hätte! So gut schläft kein

König. Freut mich daß der Junge noch lebt und schnarcht. Heda! Häneschen!“ — „Schön guten Morgen Herr König! Schon so früh?“ fragte Häneschen. „Wünsche wohl geruht zu haben!“ sprach der König. „Danke, gleichfalls!“ sprach Häneschen. „Kannst auf meine Rechnung drunten beim Wirth frühstücken und zu Mittag essen, aber Abends bist du wieder hier oben, magst du?“ sprach und sagte der König. „Ist freilich wohl,“ sagte Häneschen; „drei Nächte müssen's sein.“

Wie Häneschen zum Wirthe kam, wunderte der sich sehr und fragte: „Nun? noch lebendig? — Aber das Gruseln wird man doch gelernt haben in heutiger Nacht?“ — „Nicht rühran!“ erwiederte Häneschen. Da fing es dem Wirth selber an, vor Häneschen über und über zu gruseln. Häneschen ließ sich's wohl sein auf des Königs Rechnung und sorgte sich nicht um viele, und als es Abend wurde, war er schon wieder oben im Spukschloß, und machte sich sein Feuer an. Auf einmal prasselte es draußen im Schornstein, als krache alles in tausend Trümmer und da kam ein Kerl herunter gefahren, der war aber nur halb. „Na,“ sagte Häneschen, „was soll denn das sein? da fehlt ja noch eine Halbschied, anderthalb Mann sind doch noch keine Gesellschaft.“

Kaum hatte Häuschen das gesagt, bautz! kam die andre Hälfte nachgefallen, mitten in das Feuer. Häuschen nahm die beiden Hälften, warf sie aus dem Kamin in die Stube, und brachte sein Feuer wieder in Ordnung. Wie er damit zu Stande war und umschaute, war aus den beiden Hälften ein einziger Kerl geworden, aber kein schöner, der saß auf Häuschens Stuhl.

„Platz da!“ schrie Häuschen, „hier sitze ich, marsch, oder ich haldir dich mit dem Schnitzelmesser!“

Auf einmal polterte es wieder im Schornstein, Todtenbeine und Schädel prasselten herab, und noch einige Männer vom gräulichsten Aussehen. „Guten Abend, meine Herren!“ sagte Häuschen; „Sie sind doch ganze Männer, das laß ich mir gefallen. Gehören vielleicht in die Familie Schön? Ach wie schade, daß kein Spiegel im Zimmer hängt. Womit könnt' ich Ihnen denn eigentlich dienen?“ — Die Männer sahen Häuschen mit furchtbaren Blicken an, einer nahm die Todtenbeine, es waren gerade neun, und stellte sie als Kegel auf, die andern nahmen die Schädel und rollten sie nach den Kegeln.

„Kegelschieben thu ich für mein Leben gern!“ sagte Häuschen: „erlauben Sie nicht, daß ich auch mit spiele? Spielen sie Brettspiel oder Partens? ums Partiegeld? wie?“

„Hast du Geld?“ fragten die Männer grimmig.

„Oui!“ sagte Häuschen, und fuhr in die Tasche und klimperte.

„Nun so schieb an!“ schrie einer der Männer, und reichte ihm einen Todtenschädel dar.

„Mit Verlaub, das ist eine eckige Kugel. Seht her, da hab ich eine Drehbank stehen, wollen sie hübsch rund drehen, damit wir gut alle Neun treffen.“ Sprach's und setzte sich, und drehte die Schädel rund. Dann ging das Spiel an. Häuschen schob gut, aber die Männer schoben noch besser. Häuschen verlor etwas, und das Spiel fing wieder an. Häuschen schob und rief freudig: Alle Neun! — Nein, zwölf! riefen die Männer mit dumpfem Ton, und verschwanden mit Knochen und Schädeln, und die alte Uhr auf dem Schloßthurm schlug zwölf. „Nun so was!“ rief Häuschen. „Ist das auch eine Manier? Erst lecken sie mir mein bischen Geld ab, und nun ich gut schiebe, machen sie sich aus dem Staube.“ Darauf legte er sich wieder in das Bett, das heute ganz ruhig blieb, und schlief bis an den hellen Morgen.

„Heute wird er wohl nicht mehr am Leben sein,“ sprach der König, als er auf Häuschens Zimmer ging, ich höre ihn nicht wie gestern schnarchen, wird wohl aus sein mit ihm.“ Aber Häuschen ermunterte sich sehr schnell, und sprach: „Wünsche wohl geruht zu haben, Majestät!“ „Gleichfalls.

danke schön! antwortete der König. „Wie ging es diese Nacht?“ — „Recht hübsch, danke der gütigen Nachfrage, Herr König!“ antwortete Hänschen. „Es war eine Sorte Schlotfeger da, sie kamen zum Schornstein heruntergefahren und wir haben mit Todtenbeinen gekegelt.“ Dem König schauerte die Haut, und er sagte: „Aber das ist ja ganz gruselig!“ — „Was denn, Herr König?“ fragte Hänschen. „Das — eben!“ erwiederte der König. „Nun Glück zu, zur dritten Nacht!“

„Es ist doch recht fatal, daß ich nimmermehr das Gruseln lerne!“ sprach Hänschen zu sich selbst, als die dritte Nacht herbei kam. Auf einmal entstand ein großer Rumor, sechs Männer traten in das Zimmer, die trugen eine Todtenlade auf der Bahre, stellten sie vor Hänschen hin und verschwanden. Hänschen dachte: Wer mag da drinnen liegen? und öffnete den Sarg. Da lag einer drin, der war steif und eiskalt. — „Ach den friert, er ist ganz steif vor Frost,“ sagte Hänschen, „den muß ich wärmen!“ hob den Todten aus dem Sarge, und trug ihn an sein Feuer, aber er blieb kalt. „Der muß ins Bette, da wird er schon erwarmen“ — und nahm ihn und legte ihn ins Bette, und sich dazu. Nach einer Weile wurde der Todte warm und wachte auf, und machte sich breit und sagte: „Wer hat dir geheißen mich in meiner Ruhe stören? Jetzt sollst du sterben!“ — „Ist das eilig?“ fragte Hänschen, packte Jenen rasch an, warf ihn in die Todtenlade, den Deckel darauf, und schraubte denselben schnell zu. Da kamen gleich die sechs Männer wieder, die hoben den Sargkasten auf und trugen ihn fort.

Bald darauf trat ein gräulicher Riese herein, mit großem langem Bart, der schrie: „Wurm! Jetzt mußt du sterben! Du mußt mit mir!“ — „Ich gehe nicht mit dir!“ sagte Hänschen. „Es preßirt mir nicht, ich habe noch zu thun, wie du siehst!“ und setzte sich an die Drehbank, und trat das Rad, und drehte die Spindel, und hielt den Meißel an das Werkholz. Der Riese beg sich über das Rad her, und wollte Hänschen fassen. Mit einem Male schrie er aber laut: „Au! au! mein Bart, mein Bart!“ Es war das Ende des Bartes zwischen die Darmsaite, die das Rad umschwingen half, gekommen, und hatte sich durch das schnelle Drehen fest gewickelt, und zog nun den ganzen Kopf nach sich, und Hänschen trat frisch darauf los, und sagte: „Kerl, hab' Acht, jetzt drehe ich dir deine große Nase ab, und drehe dir die Augen aus, und drehe aus deinem dicken Kopf eine Kegelkugel, so wahr ich Hänschen heiße!“ Da gab der Riese die besten Worte, Hänschen solle ihn gehen lassen, er wolle ihm auch die drei Kisten voll Gold zeigen, eine sei dem König, die zweite sei den Armen bestimmt, die dritte wolle er ihm schenken.

„Nun wohl," sagte Hänschen, „gieb das Ding her, aber bis ich's habe, bleibst du in den Bock gespannt, und trägst die Drehbank auf deinen Schultern."

Das war ein sehr unbequemes Tragen, die Bank auf den Schultern, und den Bart ins Rad verflochten, das zog. Der Riese ging nun in ein andres Zimmer voran und zeigte Hänschen die Kisten voll Gold. Indem schlug es zwölfe, und da verschwand er, und die Drehbank stand ohne Träger. Hänschen war es, als ob die Kisten auch Miene machten zu verschwinden, da rief er: „Halt, halt!" und faßte sie und hielt sie fest, und zog sie hinüber in sein Zimmer, worauf er sich schlafen legte, wieder ohne Gruseln.

Am andern Morgen kam der König, und fragte: „Nun, diese Nacht war dir's doch ganz gewiß recht gruselig?"

„Wie so denn, Herr König?" fragte Hänschen. „Ich habe eine Kiste voll Gold geschenkt bekommen, auch eine für euch, und eine für die Armen. Muß es einem gruselig werden, wenn man Geld geschenkt bekommt?"

„Du hast Großes vollbracht!" sprach der König. „Durch deine Furchtlosigkeit hast du das Schloß von den Poltergeistern befreit, und den verzauberten Schatz an das Licht gezwungen. Du sollst auch deinen Lohn haben, und meine Tochter heirathen!"

„Obligirt, Herr König!" sagte Hänschen, „es ist aber doch Schade, daß ich heirathen soll, und bin noch so dumm, daß ich noch nicht das Gruseln gelernt habe." —

„O mein lieber Sohn und Schwiegersohn!" erwiederte der König. „Heirathe du nur, da wird sich alles finden. Es hat schon Mancher das auch

nicht gekannt, und hat geheirathet, und da ist er außerordentlich gruselig geworden, und hat die Gänsehaut nicht wieder los werden können."

„Selbige Hoffnung freut mich, Herr König!" rief Hänschen vergnügt aus.

Bald war herrliche Hochzeit, Hänschen war sehr glücklich, sehr reich, und hatte eine wunderschöne Frau, doch sagte er: „Weiß nicht, wie lange es noch dauern soll, bis ich's Gruseln lerne."

Nun warte Hänschen! Dich soll es doch noch gruseln, sprach zu sich selbst die junge Königin, Hänschens Gemahlin, ließ einen Eimer Wasser mit kleinen Gründlingen und Elritzen herbeischaffen, und da Hänschen schlief, nahm sie ihm die Bettdecke weg, und schüttete den Eimer voll Wasser und Fischlein über Hänschen her. „Brrrr!" fuhr er auf und schnapperte vor Kälte. „Mir träumte, ich wäre in den Fischteich gefallen — Brrrr! Es gruselt mich, es gruselt mich! Hab' eine Gänsehaut, wie ein Reibeisen! Siehst du, liebe Frau? Endlich nun — nun kann ich das Gruseln, nun kann ich das Gruseln." —

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

RICHTER-ALBUM.

Eine Auswahl von Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter.

Mit Richters Portrait in Stahlstich.

3. Aufl. 2 Bände. geh. 6 Thlr. In Leder, mit reicher Vergoldung 8 Thlr.

Dieses Album enthält Mittheilungen über Ludwig Richter von Otto Jahn und mehr als 300 der vorzüglichsten und in der Ausführung am besten gelungenen Bilder in sorgfältigen Abdrücken aus folgenden Werken:

Nieritz Volkskalender. — Volksbücher. — Der Landprediger von Wakefield. — Musäus Volksmärchen der Deutschen. — Alte und neue Studentenlieder. — Alte und neue Volkslieder. — Die Ammenuhr. — ABC Buch für kleine und große Kinder. — Das Vater Unser. — Reil's Märchen. — Wander's Fabeln. — Bode Volksmärchen aus der Bretagne. — Illustrirte Zeitung für die Jugend. — Die Spinnstube. — Hymnen. — Robinson. — Vereinskalender. — Schmidt's Märchenbuch. — Hebel's allemann. Gedichte. — Schwarze Tante. — Bechstein Märchenbuch.

Riehl sagt in seinem Buche **„die Familie"** über den **„Dresdner Künstler"**: „Mir däucht, wir haben seit dem sechzehnten Jahrhundert keinen Künstler beriessen, der das Haus- und Familienleben des deutschen Volkes so tief durchempfunden und so treu im Bilde wiedergespiegelt hat, wie Richter in seinen zahllosen Holzschnittzeichnungen. Darum hat sich auch das deutsche Volk alsbald zu Hause gefühlt in seinen Bildern; er ist der volksthümlichste Zeichner der Gegenwart geworden. In den tausend Scenen, in welchen Richter die Plage und das Glück des häuslichen Lebens malt, hat die Nation jenen deutschen Familiengeist verkörpert wiedergezeichnet, den sie besitzen sollte und großentheils nicht mehr besitzt. Möge hier die Kunst eine Prophetin neuer Entwickelungen sein! Es klingt uns aus Richters Zeichnungen ein Ton entgegen wie eines Volksliedes: der Stoff ist aus dem täglichen Leben gegriffen, die Behandlung die natürlichste, und doch liegt ein dichterischer Zauber über diesen Darstellungen, den man nicht benennen, den man auch nicht nachahmen kann, ohne der Meister selber zu sein. Jeder meint, gerade so würde er es auch gezeichnet haben, und doch kann es kein Anderer gerade so zeichnen. Richter schlägt fast alle Accorde der in der deutschen Häuslichkeit gewurzelten volksthümlichen Gemüthlichkeit an. Das tolle Treiben der Kinderstube, die schwärmerische Minne der Jugend, Hochzeitzüge und Kindtaufen, die Last der häuslichen Arbeit und das Behagen des geselligen Mahles im Familienkreise, das gemüthliche deutsche Kneipenleben, die Noth der armen Hütte und den Schmerz des Trauerhauses — das Alles und unzähliges Andere weiß er mit wenigen empfundenen Bleistiftzügen wie ein Gedicht vor uns hinzustellen, und weil er der geborene Maler des deutschen Hauses ist, darum hat er auch den Hund so lieb und hat ihn in hundertfältig verschiedener Charakteristik überall seinen Menschen beigestellt, und dieses Thier des Hauses origineller, vielseitiger und poetischer behandelt, als wohl irgend ein anderer Meister. Mit den drolligen Hunden ist ihm dann auch der deutsche Spießbürger am possierlichsten gelungen. Ein Ehepaar mit einer Rotte Kinder zu zeichnen, die nichts weiter thun als am Mittagstisch Kartoffel essen, und eine solche Fülle der Empfindung, des geistlichen und menschlichen Friedens in ein solches Bildchen zu legen, wie es Richter bei mehreren Darstellungen der Art gethan, das vermag nur ein deutscher Meister, ein Meister, welcher die ganze Bedeutung des Hauses für das deutsche Volksleben selber durchgelebt hat. So möchte ich die Sitte des Hauses in der Wirklichkeit verjüngen helfen durch die Wiederaufnahme der verklärten guten Sitten der Vergangenheit, wie es Richter als Künstler in seinen Zeichnungen gethan. Denn die alte Zeit mag ich gerne die gute alte Zeit nennen, aber immer in der Voraussetzung, daß unsre Zeit die bessere sei.

Ludwig Richter zeichnet uns alles Gute, Liebe und Schöne, was im deutschen Hause wohnen mag, als ein Lichtbild. Höchstens geißelt er den Philister mit harmlosem Humor."

Allemannische Gedichte

für

Freunde ländlicher Natur und Sitten.

Von

J. P. Hebel.

Ins Hochdeutsche übertragen von
M. Reinick.

Mit Bildern nach Zeichnungen von
L. Richter.

Zweite Auflage.

Preis: sehr schön geb. 1½ Thlr.

Goethe-Album.

40 Holzschnitte nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter.

In eleganter Mappe 2 Thaler.

Beschauliches und Erbauliches.

Ein Familien-Bilderbuch

von

Ludwig Richter.

In eleganter Mappe 2 Thlr. 20 Sgr.

Enthaltend:

Aller Augen warten auf Dich. — Kinderlust. — Ich habe mein Feinsliebchen. — Der Bauerntanz. — Das Lob des Weibes. — Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack. — Schäfers Sonntagslied. — Laß Neider neiden, laß Hasser hassen, was Gott mir giebt, das müssen sie mir lassen. — Was ihr gethan habt den geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan. — Die Schmerzensreiche. — Ach es ist ein bittres Leiden und ein rechter Myrrhentrank, sich von seinen Kindern scheiden durch den schweren Todesgang! ꝛc. — Vom Christmarkt in Dresden. — Schöne Aussicht. — Zum Essen! zum Essen! — Nach der Arbeit ist gut ruhen. — Ein Tanzzug. — Die Zinkenisten. — Eine Ueberfahrt. — Der Frühlingsmorgen. — Der alte Thurmhahn, Gedicht von Möricke, illustrirt.

Neues deutsches Märchenbuch.

Deut

F

Har

Neues

tsches Märchenbuch.

Von

Ludwig Bechstein.

Fünfte wohlfeile Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Pest. Wien. Leipzig.

rlleben's Verlags-Expedition.

1866.

Jd 3:662 C.2.2

1944.527

Landes-
Bibliothek
Weimar

Druck von C. G. Wigand.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Aſchenpüſter mit der Wünſchelgerte	1
2.	Das Natterkrönlein	11
3.	Das klagende Lied	16
4.	Schneider Häneschen und die wiſſenden Thiere	24
5.	Sonnenkringel	39
6.	Der ſtarke Gottlieb	42
7.	Gevatterin Kröte	54
8.	Seelenlos	56
9.	Das Hellerlein	65
10.	Der ſchwarze Graf	67
11.	Vom Büblein, das ſich nicht waſchen wollte	73
12.	Das winzige, winzige Männlein	75
13.	Die ſchlimme Nachtwache	81
14.	Die ſcharfe Scheere	83
15.	Das tapfere Bettelmännlein	96
16.	Zwergenmützchen	103
17.	Der Wandergeſelle	113
18.	Marien-Ritter	131
19.	Vom Knaben, der das Hexen lernen wollte	134
20.	Die drei Wünſche	140
21.	Die Kuhhirten	150
22.	Das Unentbehrlichſte	153
23.	Der Fiſchkönig	158
24.	Die Schlange mit dem goldenen Schlüſſel	162
25.	Die goldene Schäferei	164

Seite

26. Die verwünschte Stadt 174
27. Schab' den Rüssel 178
28. Der redende Esel 186
29. Der fromme Ritter 193
30. Der wandernde Stab 195
31. Die Wünschdinger 205
32. Das blaue Flämmchen 219
33. Undank ist der Welt Lohn 222
34. Der fette Lollus und der magere Lollus 232
35. Der Adler und die Raben 239
36. Vom Hasen und dem Elephantenkönige 246
37. Von einem Hasen und einem Vogel 252
38. Von einem Einsiedler und drei Gaunern 258
39. Der listige Rabe 261
40. Der Dieb und der Teufel 265
41. Die verwandelte Maus 269
42. Der Raben Argliß und Rache 273
43. Die beiden Brüder 276
44. Schlange Hausfreund 280
45. Die Schlangen-Amme 284

Neues deutsches Märchenbuch

von

Ludwig Bechstein.

1.

Aſchenpüſter mit der Wünſchelgerte.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine einzige ſchöne Tochter, welche er über alle Maaßen liebte. Seine Frau war geſtorben. Die Tochter war außerordentlich ſchön und was ſie nur immer wünſchte, das gab ihr der Vater, weil er kein größeres Glück kannte, als ſein Mägdlein zu erfreuen, vielleicht auch, weil ſie ein Wünſchelfräulein war, dem jeder Wunſch ausging. — Schenke mir ein Kleid Vater, das von Silber ſteht, ich will Dir auch einen Kuß dafür geben! ſprach eines Tages die Tochter zum Vater, und ſie empfing bald das Kleid und der Vater empfing ſeinen Kuß.

Schenke mir ein Kleid lieber Vater, das vom Golde ſteht! ſprach die Tochter bald darauf, und ich will Dir zwei Küſſe geben.

Auch dieſen angenehmen Tauſchhandel ging der Vater ein.

Schenke mir ein Kleid, das von Diamanten ſteht, liebſter Vater und ich will Dir drei Küſſe geben! bat wiederum die Tochter, und der Vater ſagte ihr: Du ſollſt es haben, aber Du machſt mich arm.

Der Vater ſchaffte das Kleid, und die Tochter fiel ihm dankend um den Hals, und küßte ihn dreimal und rief: Nun,

herzgoldener, herzallerliebster Vater, schenke mir eine Glücksruthe und Wünschelgerte, so will ich stets Dein Goldkind sein, und alles thun, was ich Dir an den Augen absehen kann!

Mein Kind, sprach der Vater: eine solche Gerte habe ich nicht, auch wird sie schwer zu bekommen sein, doch will ich mein Glück versuchen, Dich ganz glücklich zu machen.

Da verreiſete der Vater und nahm sein letztes Vermögen mit, und forschte nach einer Wünschelgerte, aber kein Kaufmann hatte dergleichen feil. So kam der Mann weit in ein fernes Land, da fand er von ohngefähr einen alten Zauberer, und hörte, daß dieſer eine Wünschelgerte beſitze. Dieſen Zauberer suchte der nur zu gute Vater auf, und trug ihm sein Anliegen vor, und fragte, was die Gerte koſten ſolle?

Der alte Zauberer sprach: Wenn die Menſchen Wünschelgerten mit Gelde kaufen könnten, so würde es auf Erden bald keinen Wald mehr geben, und wenn auch jedes Bäumelein und jedes Zweigelein eine ſolche Ruthe wäre. Der eine ſolche Gerte empfängt, opfert ſeine Seele, und ſtirbt drei Tage nachher, wenn er ſie aus der Hand gegeben, es wäre denn er gäbe ſie jemand, der auch ſeine Seele dafür zu opfern gelobt und bereit iſt. Dann geht die Seele des Beſitzers frei aus.

Gut, sprach der Vater jener Tochter. Meinem Kinde zu Liebe ſcheue ich das verlangte Opfer nicht. Gieb mir die Gerte! — Der alte Zauberer ließ den Mann ſeinen Namen in ein Buch ſchreiben, und erfüllte ſein Verlangen. Die weite Reiſe nach der Gerte zehrte den letzten Reſt des Vermögens des reichen Mannes auf, der alles an die Tochter gewendet, aber es war ihm einerlei. Sie nur durch Erfüllung aller ihrer Wünſche glücklich zu ſehen, war ſein einziger Wunſch

und Gedanke. Es ist gut, dachte er: wenn ich sterbe, denn sie würde doch noch mehr wünschen, und wenn ich ihr nun keinen Wunsch mehr erfüllen könnte, würde ich selbst sehr unglücklich sein.

Mit größter Freude empfing die Tochter aus ihres Vaters Hand, den sie mit Sehnsucht zurückerwartete, die Wünschelgerte, und wußte nicht, wie sie ihm danken sollte.

Aber nach drei Tagen hatte die Tochter einen neuen Wunsch. Sie hatte von einem überaus schönen Prinzen gehört, der in einem fernen Lande wohne, sehr reich und aller Liebe würdig sei. Den wollte sie gern zum Gemahl haben.

Der Vater aber sprach: Meine geliebte Tochter, ich gab Dir alles, was ich besitze, und für Deine Wünschelgerte gab ich Leib und Leben, ja meine Seele dahin. Ich scheide von Dir; schaffe Du Dir den Prinzen selbst, den Du Dir wünschest, lebe glücklich und denke mein in Liebe. Mit diesen Worten neigte der Vater sein Haupt und verschied. Seine Tochter beweinte ihn aufrichtig und schmerzlich, und sprach: einen besseren Vater hat es nie gegeben! — Und darin hatte sie sehr recht.

Als nun der Vater dieser Tochter zur Erde bestattet war, blieben ihr nicht Verwandte, nicht Geld und Gut. Da that sie ein Alltagskleid an, das war ein Krähenpelz, nahm ihr Silberkleid, ihr Goldkleid und ihr Diamantkleid, und hing alle drei über ihre Schulter, dann nahm sie die Wünschelgerte in die Hand, und schwang sie, und wünschte sich in die Nähe des Schlosses, darin der gerühmte Prinz wohnte. Da war es, als ob ein Wind sie sanft erhebe, und sie schwebte, von der Luft getragen, eilend zur Ferne, und war bald in einem Parkwalde, in dessen Nähe sie das Prinzenschloß durch die dicken Eichbaumstämme schimmern sah. Sie schlug mit der Gerte an

die dickste dieser Eichen, und wünschte, daß da drinnen ein Schrein wäre, in dem sie ihre Kleider aufhängen könne, und ein Stübchen sich darin umzukleiden, und das geschah auch gleich alles. Sie verstellte nun ihre Gestalt in die eines Knaben, und trat, mit dem Krähenpelze angethan, in das Prinzenschloß. Der Geruch feiner Speisen führte sie der Küche zu; dort bot sie dem Koch ihre Dienste an, als ein ältern- und heimathloser Knabe.

Wohlan, sprach der Koch: Du sollst mein Aschenpüster werden, sollst früh die Feuer anschüren, und am Tage unterhalten, und sorgen, daß keine Asche umher falle, dafür sollst Du dich alle Tage satt essen. Mußt aber auch des gnädigsten Herrn Prinzen Röcke ausbürsten und seine Stiefeln putzen und glänzend machen. — Das Mädchen wartete als Knabe ihres Amtes, und sahe nach einigen Tagen den Prinzen, der von der Jagd kam, dem Küchengang entlang schritt, und einen Vogel, den er geschossen, in die Küche warf, damit derselbe gebraten werde. Der Prinz war so schön und herrlich von Gestalt und Ansehen, daß Aschenpüster alsbald eine heftige Liebe zu ihm fühlte. Gar zu gerne wäre sie ihm genaht, doch wollte sich das nicht schicken. Da hörte sie, drüben auf einem Nachbarschlosse werde eine fürstliche Hochzeit gehalten, die daure drei Tage lang, und da sei der Prinz der vornehmste Gast, und fahre täglich hinüber zum Tanze. Alles Volk und wer vom Schloßgesinde nur immer konnte, lief hinüber, die Pracht der Festlichkeiten mit anzusehen. Da bat Aschenpüster den Koch, ihr doch auch zu erlauben, hinüber zu gehen, und dem Tanze zuzusehen, denn die Küche sei in Ordnung, jedes Feuer gelöscht, jedes Fünklein todt, und die Asche wohl verwahrt. Der Koch erlaubte seinem Diener, sich das erbetene Vergnügen zu gewähren. Aschenpüster eilte nach ihrer Eiche, kleidete sich in

das silberne Kleid, und verwandelte ihre Knabengestalt in die eigene, dann schlug sie an einen Stein mit ihrer Wünschelgerte, da wurde ein Gallawagen daraus, und rührte an ein Paar Roßkäfer, daraus wurden stattliche, pechschwarze Rosse, und ein Grasfrosch wurde zum Kutscher und ein grüner Laubfrosch zum Livreejäger. In den Wagen setzte sich Aschenpüster, und heidi, ging es fort, als flögen wir davon. In den Tanzsaal trat die stattliche Jungfrau, und von ihrer Schönheit war alles geblendet. Der Prinz gewann sie gleich lieb, und zog sie zum Tanze auf; sie tanzte entzückend, und war sehr glücklich, aber nach einigen Reigen schwand sie aus dem Saale, bestieg ihren draußen harrenden Wagen, schwang ihre Gerte, und rief:

Hinter mir dunkel, und vor mir klar,
Daß niemand sehe, wohin ich fahr'!

Es sah es auch niemand, wohin sie fuhr, aber der Prinz war über das schnelle verschwinden seiner schönen Tänzerin sehr unruhig, und da auf alle seine Fragen, wer sie gewesen, und woher sie sei? niemand Auskunft geben konnte, so verbrachte er die Nacht in großer Unruhe, die sich am Morgen in einen schrecklichen Mißmuth und in die üble Stimmung verwandelte, von der selbst Prinzen bisweilen befallen werden können.

Der Koch brachte des Prinzen Stiefeln in die Küche, und klagte über dessen Mißlaune, indem er die Stiefeln Aschenpüster zum putzen und wichsen übergab. Sie übernahm diese Arbeit, und wichste die Stiefeln so schön, daß der Kater sich mit Wohlgefallen darin spiegelte, und seinem Ich im Spiegel einen Kuß gab; davon verschwand an der Stelle, wo der Kater sich geküßt, der Glanz.

Als Aschenpüster nun in ihrer Knabengestalt und im Krähenpelze in des Prinzen Zimmer trat, und die Stiefeln

hineinstellte, sah der Prinz gleich den matten Fleck, nahm den Stiefel, warf ihn ihr an den Kopf, und schrie: Du Bengel von Aschenpüster! Wirst Du wohl besser Stiefeln putzen lernen?! —

Aschenpüster hob den Stiefel auf, und machte ihn wieder durchweg glänzend und schwieg.

Abends fuhr der Prinz abermals zum Tanze, und Aschenpüster erbat noch einmal Urlaub. Da Aschenpüster am vorigen Abende bald wieder gekommen, und nicht über die Zeit ausgeblieben war, wie manches Dienstgesinde gerne thut, so gewährte der Koch wiederum die Bitte — und nun ging Aschenpüster zu ihrem Schrein und Kämmerlein in der Eiche, und that das goldene Kleid an, schuf sich mit der Wünschelgerte einen neuen Wagen, neue Rosse, neue Bedienung, und fuhr zum Schlosse hienüber. Dort war bereits der Prinz, aber verstimmt. Alles fehlte, weil sie fehlte. Da trat sie ein, strahlend wie eine Königin. Er eilte auf sie zu, und führte sie zum Tanze. O wie glücklich machte ihn ihr holdes Lächeln, ihr sinniges Gespräch, ihre heitere schelmische Neckelust! Viel hatte er heute zu fragen, unter andern, wo sie her sei? Lachend antwortete Aschenpüster: „Aus Stiefelschmeiß".

Eine kurze Stunde weilte Aschenpüster beim Tanze — mit einemmale war sie aus dem Saale verschwunden, rasch saß sie wieder in ihrem Wagen, und sprach ihr Zauberwort:

Hinter mir dunkel, und vor mir klar,
Daß niemand sehe, wohin ich fahr'!

Des Prinzen Blick suchte vergebens die geliebte Gestalt. Nach ihr fragend, wandte er sich an diesen und jenen der Hochzeitgäste, niemand kannte sie. Er fragte seinen Geheimen Rath, der mit ihm als sein Begleiter gekommen war: Sagen

Sie mir doch, mein lieber Geheimerath, wo liegt der Ort oder das Schloß Stiefelschmeiß? —

Der Geheimerath machte eine tiefe Verbeugung, und antwortete: Durchlauchtiger Prinz! Höchstdieselben geruhen? Stiefelschmeiß — o ja, das liegt — das liegt — in — in — fatal, nun fällt es mir im Augenblicke nicht ein, wo es liegt. Sollte es wirklich einen Ort oder ein Schloß dieses seltsamen Namens geben? Wo sollte selbiges liegen, Eure Durchlaucht?

Der Prinz drehte dem Sprecher den Rücken zu und murmelte ärgerlich durch die Zähne: Ich lasse diesem Geheimerath jährlich dreitausend Thaler Gehalt auszahlen, und nun weiß er nicht einmal, wo Stiefelschmeiß liegt! — Es ist schauderhaft! —

Daraus erklärte sich von selbst, daß, als die Morgenröthe des nächsten Tages rosig emporstieg, die Laune des Prinzen dennoch keine rosenfarbene war. Er hatte keine Ruhe, wollte früh schon ausgehen, zog seinen Rock an, den Aschenpüster rein gebürstet hatte, entdeckte darauf einige Stäubchen, rief nach einer Bürste, und stampfte mit dem Fuße. Eilend lief Aschenpüster im Krähenpelze mit der Bürste herbei, der Prinz war aber so schrecklich böse, daß er ihr die Bürste aus der Hand riß, sie ihr an den Kopf warf, und ihr zuschrie, sie solle ein anderesmal gleich besser bürsten.

Am letzten Abende des nachbarlichen Hochzeitfestes lief wieder alles hinüber zum Schlosse, und auch der Prinz fuhr wieder hin. Da bat Aschenpüster zum drittenmal um Erlaubniß, auch zusehen zu dürfen, darüber schüttelte der Koch sehr den Kopf, daß der Junge so neugierig sei, doch dachte er: Jugend hat nicht Tugend, und sagte: Es ist heute das letztemal, laufe hin!

Aschenpüster lief geschwinde in den Park in die Eiche, zog das Demantkleid an, zauberte sich wieder Rosse und Wagen, Kutscher und Lakaien, und erschien wie ein lebendiger Schönheitstrahl beim Feste. Der Prinz tanzte vor allem mit ihr, und nur mit ihr, und fragte sie zärtlich, wie sie denn heiße? Aschenpüster lächelte schelmisch und antwortete: Cinerosa Bürstankopf.

Den Vornamen, der auf Rosa ausging, fand der Prinz, zumal er kein Latein verstand, sehr schön, den Zunamen aber befremdlich — er hatte diese gewiß reiche und angesehene Familie noch nie nennen hören, doch sprach er, von Liebe bezwungen, indem er ihr seinen Ring an einen Finger schob: Wer Du auch sein magst, schöne Cinerosa! Mit diesem Ringe verlobe ich mich Dir! — Mit hoher Schamröthe auf den Wangen blickte Aschenpüster zur Erde und zitterte. Gleich darauf entfernte sie sich, als der Prinz nur einen Augenblick seine Augen anderswohin wandte. Schnell saß sie im Wagen, aber der Prinz hatte so eben Befehl gegeben, den seinen dicht hinter dem ihren aufzufahren, damit er ihr folgen könne. Aschenpüster schwang ihre Wünschelgerte und sprach:

Hinter mir dunkel, und vor mir klar,
Daß niemand sehe, wohin ich fahr'!

Und da rollte sie hin — rasch saß jetzt auch der Prinz in seinem Wagen, und rollte ihr nach, aber da war ihr Wagen nicht mehr zu sehen, gleichwohl hörte man dessen Räder rollen, und so folgte der Wagenlenker des Prinzen diesem Schall. Der Tanz hatte diesesmal am längsten gedauert, schon zog der frühe Morgen dämmernd heran; die Stunde war bereits da, in der die Küchenarbeit begann, Aschenpüster zauberte schnell ihren Wagen und ihre Bedienung fort, und hatte nicht Zeit, sich erst umzukleiden, sie verbarg daher eiligst ihr De-

mantkleid unter dem Krähenpelze und eilte in die Küche. Der Prinz aber, welcher dem Wagen des herrlichen Mädchens nachgefahren war, sah sich mit Verwunderung dicht vor seinem eigenen Schlosse, und wußte nicht, wie ihm geschah, war daher wieder sehr mißmuthig und dazu sehr unmustern und übernächtig.

Unser Prinz ist gar nicht wohl auf! sagte zu Aschenpüster der Koch. Er muß ein Kraftsüpplein haben oder eine Chocolade — zünde rasch Feuer an. — Der Morgenimbiß wurde schnell bereitet, Aschenpüster warf des Prinzen Ring hinein, der Koch trug die Tasse auf. Der Prinz trank und fand am Boden mit Erstaunen seinen Ring und fragte hastig: Wer war so früh schon in der Küche?

Euer Durchlaucht, niemand als ich und der Aschenpüster — antwortete der Koch.

Schicke mir diesen Burschen gleich einmal herein! gebot der Prinz, und als Aschenpüster kam, sah ihn der Prinz ganz scharf an, aber der Krähenpelz verhüllte alle Schönheit.

Komme her, tritt näher, Aschenpüster! gebot der Prinz. Komm, kämme mich, mein Friseur liegt noch in den Federn!

Aschenpüster gehorchte; sie trat ganz nahe an den Prinzen heran und strählte ihm mit elfenbeinernem Kamme das volle weiche Haar. Der Prinz befühlte den Krähenpelz; derselbe war an einigen Stellen abgetragen, daher etwas mürb und fadenscheinig, und durch die abgeschabten Fäden blitzte es so funkelklar wie Morgenthau, das war der Demantglanz des Prachtgewandes, das Aschenpüster noch unter ihrem Krähenpelze trug.

Jetzt kenne ich Dich, o Liebe! rief voll unaussprechlicher Freude der Prinz. Jetzt bist Du mein, jetzt bin ich Dein! Auf ewig! Und schloß die Braut in die Arme und küßte sie.

Kurz vor der Hochzeit bat die schöne Braut sich von ihrem geliebten Bräutigam noch eine Gnade aus. Der gute Koch, der Aschenpüster so wohlwollend aufgenommen und so freundlich und gütig sie behandelt hatte, empfing von dem Prinzen den Ritterschlag und wurde zum Erbtruchseß erhoben. Das war ihm recht, da brauchte er das Essen nicht mehr zu kochen, wie sonst, sondern konnte es an der fürstlichen Tafel in aller Ruhe selbst mit verzehren helfen, und als die Hochzeit prachtvoll gefeiert wurde, da trug er im vollen Glanze seiner neuen Würde, geschmückt mit Stern und Orden, dem prinzlichen Paare mit eigener Hand die Speisen auf.

2.

Das Natterkrönlein.

Alte Großväter und Großmütter haben schon oft ihren Enkeln und Urenkeln erzählt von schönen Schlangen, die goldene Krönlein auf ihrem Haupte tragen; diese nannten die Alten mit mancherlei Namen, als Otterkönig, Krönleinnatter, Schlangenkönigin und dergleichen, und sie haben gesagt, der Besitz eines solchen Krönleins bringe großes Glück.

Bei einem geizigen Bauer diente eine fromme, mildherzige Magd, und in dessen Kuhstalle wohnte auch eine Krönelnatter, die man zuweilen des Nachts gar wunderschön singen hörte, denn diese Nattern haben die Gabe, schöner zu singen als das beste Vögelein. Wenn nun die treue Magd in den Stall kam und die Kühe molk oder sie fütterte und ihnen streute, was sie mit großer Sorgfalt that, denn ihres Herrn Vieh ging ihr über alles, da kroch manchmal das Schlänglein, welches so weiß war, wie ein weißes Mäuschen, aus der Mauerspalte, darin es wohnte, und sah mit klugen Augen die geschäftige Dirne an, und dieser kam es immer vor als wolle die Schlange etwas von ihr haben. Und da gewöhnte sie sich, in ein kleines Untertäßchen etwas euterwarme Kuhmilch zu lassen, um den Schlänglein dieses hinzustellen, und das trank die Milch mit gar großem Wohlbehagen, und drehte und wendete dabei ihr

Köpfchen, und da glitzerte das Krönlein wie ein Demant oder ein Karfunkelstein, und leuchtete ordentlich in dem dunkeln Stalle.

Die gute Dirne freute sich über die weiße Schlange gar sehr und nahm auch wahr, daß, seit sie dieselbe mit Milch tränkte, ihres Herrn Kühe sichtbarlich gediehen, viel mehr Milch gaben, stets gesund waren und sehr schöne Kälbchen zur Welt brachten, worüber sie die größte Freude hatte.

Da traf sich's einmal, daß der Bauer in den Stall trat, als just die Krönleinnatter ihr Tröpfchen Milch schleckte, das ihr die gute Dirne hingestellt, und weil er geizig und happig über alle Maaßen war, so begehrte er gleich so wild auf, als ob die arme Magd die Milch eimerweise weggeschenkt hätte.

Du miserable nichtsnutze Dirn', die Du bist! schrie der böse Bauer. So gehst Du also um mit Hab und Gut Deines Herrn? Schämst Du Dich nicht der Sünde, einen solchen giftigen Wurm, der ohnedieß den Kühen zur Nacht die Milch aus den Eutern zieht, auch noch zu füttern und in den Stall zu gewöhnen? Hat man je so etwas erlebt? Schier glaub ich, daß Du eine böse Hexe bist und Dein Satanswesen treibst mit dem Teufelswurm!

Die arme Dirne konnte diesem Strome harter Vorwürfe nur mit reichlich geweinten Thränen begegnen, aber der Bauer kehrte sich nicht im mindesten daran, daß sie weinte, sondern er schrie und zankte sich mehr und mehr in den vollen Zorn hinein, vergaß alle Treue und allen Fleiß der Magd und fuhr fort zu wettern und zu toben: Aus dem Hause, sag' ich, aus dem Hause! Und auf der Stelle! Ich brauche keine Schlangen als Kostgänger! Ich brauche keine Milchdiebinnen und Hexendirnen! Gleich schnürst D' Dein Bündel, aber gleich! Und machst, daß Du aus dem Dorfe fort kommst, und

läßt Dich nimmer wieder blicken, sonst zeig' ich Dich an beim Amt, da wirst D' eingesteckt und kriegst den Staubbesen, Du Malefiz Wetterdirn'! —

Laut weinend entwich die so hart gescholtene Magd aus dem Stalle, ging hinauf in ihre Kammer, packte ihre Kleider zusammen und schnürte ihr Bündlein, und dann trat sie aus dem Hause und ging über den Hof. Da wurde ihr weh ums Herz, im Stalle blöckte ihre Lieblingskuh. — Der Bauer war weiter gegangen; sie trat noch einmal in den Stall, um gleichsam im Stillen und unter Thränen Abschied von ihrem lieben Vieh zu nehmen, denn frommem Gesinde wird das Vieh seiner Herrschaft so lieb, als wäre es sein eigen, daher pflegt man auch zu sagen, im erster Dienstjahre spricht die Magd: meines Herrn Kuh, im zweiten: unsere Kuh, und im dritten und in allen folgenden: meine Kuh.

Und da stand nun die Dirn' im Stalle und weinte sich aus und streichelte noch einmal jede Kuh, und ihr Liebling leckte ihr noch einmal die Hand — und da kam die Schlange mit dem Krönlein auch gekrochen.

Leb' wohl, Du armer Wurm, Dich wird nun auch niemand mehr füttern. Da hob sich das Schlänglein empor, als wollte es ihr seinen Kopf in die Hand legen, und plötzlich fiel das Natterkrönlein in des Mädchens Hand, und die Schlange glitt aus dem Stalle, was sie nie gethan, das war ein Zeichen, daß auch sie aus dem Hause scheide, wo man ihr fürder nicht mehr ein Tröpflein Milch gönnen wollte.

Jetzt ging die arme Dirne ihres Weges und wußte nicht, wie reich sie war. Sie kannte des Natterkrönleins große Tugend nicht. Wer es besitzt und bei sich trägt, dem schlägt alles zum Glücke aus, der ist allen Menschen angenehm, dem wird eitel Ehre und Freude.

Draußen vor dem Dorfe begegnete der scheidenden Magd der reiche Schulzensohn, dessen Vater vor kurzem gestorben war, der schönste junge Bursche des Dorfes, dem entbrannte gleich in Liebe das Herz zu der Dirne, und er grüßte sie und fragte sie: Wohin sie gehe und warum sie scherze? (aus dem Dienst scheide). Da sie nun ihm ihr Leid klagte, hieß er sie zu seiner Mutter gehen, und sie solle dieser nur sagen, er sende sie. Wie nun die Dirne zu der alten Frau Schulzin kam und ausrichtete, was der Schulzensohn ihr aufgetragen, da faßte die Frau gleich zu ihr ein großes Vertrauen und behielt sie im Hause, und als am Abende die Knechte und die Mägde des reichen Bauern zum Essen kamen, da mußte die Neuaufgenommene das Tischgebet sprechen, und da deuchte allen, als flössen des Gebetes Worte von den Lippen eines heiligen Engels, und wurden alle von einer wundersamen Andacht bewegt, und gewannen zu der Dirne eine mächtig große Liebe. Und als abgegessen war, und die fromme Dirne wieder das Gebet und den Abendsegen gesprochen hatte, und das Gesinde die Stube verlassen, da faßte der reiche Schulzensohn die Hand der ganz armen Dirne, und trat mit ihr vor seine Mutter und sagte: Frau Mutter, segnet mich und Die — denn die nehm' ich mir zur Frau oder keine. Sie hat mir's einmal angethan!

Sie hat's uns allen angethan, antwortete die alte Frau Schulzin. Sie ist so fromm als sie schön ist, und so demüthig als sie makellos ist. In Gottes Namen segne ich Dich und sie und nehme sie von Herzen gern zur Schnur.

So wurde die arme Magd zu des Dorfes reichster Frau und zu einer ganz glücklichen noch dazu.

Mit jenem geizigen Bauern aber, der um die Paar Tröpflein Milch sich so verzürnt und die treueste Magd aus dem

Hause getrieben, ging es baldigst den Krebsgang. Mit der Krönleinnatter war all sein Glück hinweg. Er mußte erst sein Vieh verkaufen, dann seine Aecker, und alles kaufte der reiche Schulzensohn, und seine Frau führte die lieben Kühe, die nun ihre eigenen waren, mit grünen Kränzchen geschmückt in ihren Stall, und streichelte sie und ließ sich wieder die Hände von ihnen lecken und molk und fütterte sie mit eigener Hand. Auf einmal sah sie bei diesem Geschäfte die weiße Schlange wieder. Da zog sie schnell das Krönlein hervor und sagte: Das ist schön von Dir, daß Du zu mir kommst. Nun sollst Du auch alle Tage frische Milch haben, so viel Du willst, und da hast Du auch dein Krönlein wieder, mit tausend Dank, daß Du mir damit so wohl geholfen hast. Ich brauch' es nun nicht mehr, denn ich bin reich und glücklich durch Liebe, durch Treue und durch Fleiß.

Da nahm die weiße Schlange ihr Krönlein wieder und wohnte in dem Stalle der jungen Frau, und auf deren ganzem Gute blieb Friede, Glück und Gottes Segen ruhen.

3.

Das klagende Lied.

Es war einmal ein König, der starb und hinterließ seine Frau, die Königin, und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter war aber ein Jahr älter als der Sohn. Und eines Tages stritten die beiden Königskinder mit einander, welches von ihnen beiden König werden sollte, denn der Bruder sagte: ich bin ein Prinz, und wenn Prinzen da sind, kommen die Prinzessinnen nicht zur Regierung; die Tochter aber sprach dagegen: ich bin die erstgeborene und älteste, mir gebürt der Vorrang. Beides, was die Kinder da sagten, sagten sie in aller Unschuld und hatten die Worte nur so aufgeschnappt vom dem Hofgesinde, ohne den Sinn so recht eigentlich zu verstehen. Da sie nun über ihren Streit nicht einig wurden, so gingen sie mit einander zur Mutter und fragten diese: Sage, liebe Mutter, welches von uns beiden wird dereinst König werden? — Diese Frage betrübte die Mutter, denn es blickte der Keim der Herrschsucht durch dieselbe, die nicht wurzeln soll im Gemüthe eines Kindes, und sie antwortete: Liebe Kinder! Seht einmal hier das schöne Blümlein recht genau an, und dann gehet in den Wald und suchet. Wer von Euch beiden dieses Blümchen zuerst findet, der wird dereinst König werden. — Die Kinder sahen sich voll Aufmerksamkeit das

Blümchen an; sein Stengel war gestaltet wie ein Scepterlein, und endete in eine halbaufgeschlossene Lilie. Und die Kinder gingen ganz harmlos zusammen in den Wald, und begannen zu suchen, und wie sie so suchten, so kamen sie bald auseinander, daß eins das andere aus den Augen verlor. — Und da fand die kleine Prinzessin zuerst das Blümchen, und freute sich darüber und sah sich nach dem Bruder um, der war aber nicht da. Und da dachte das Kind: er wird wohl bald kommen, ich will hier auf ihn warten, und legte sich auf den weichen Rasen und in den kühlen Baumschatten, und es war so still im Walde, Käfer und Bienen summten blos, und eine nahe Quelle murmelte leise, und der Himmel blickte tiefblau durch die grünen Baumwipfel herab auf den grünen Waldesrasen. Die kleine Prinzessin hatte ihr Blümchen in die Hand genommen und weil es so still und sie ein wenig müde war, so entschlummerte sie in Gottes Namen.

Es dauerte nur eine kleine Weile, so kam der Bruder an die Waldstelle, wo seine Schwester schlief; er hatte aber das Blümchen, welches er suchte, nicht gefunden; und da sah er die Schwester am Boden liegen, süß schlummernd, und die hatte das Blümchen in ihrer Hand.

Da stiegen in des Prinzen Seele schwarze Gedanken auf, und schreckliches kam ihm in den Sinn.

Ich muß König werden, ich! dachte er, und die Schwester soll es nicht werden! Lieber will ich sie tödten, und will die Blume nehmen und damit heim gehen, und dann werde ich König.

Ach, da hieß es recht: gedacht und gethan. Der Prinz ermordete sein unschuldiges Schwesterlein im Schlafe und verscharrte es im Walde, und deckte Erde darauf und Rasen auf die Erde, und kein Mensch erfuhr etwas von dieser bösen That,

denn wie der Prinz nach Hause kam, so sagte er, seine Schwester sei im Walde von ihm hinweg und ihren eigenen Weg gegangen. Wie er die Blume gefunden gehabt, habe er den Rückweg nach Hause angetreten und geglaubt, sie sei auch schon nach Hause.

Und da sind viele Jahre hingegangen und die alte Königin hat fort und fort getrauert über die verlorene Tochter, die sie im ganzen Walde fruchtlos suchen ließ, und hat sich den Tod gewünscht, weil sie selbst die geliebte Tochter fortgeschickt hatte, und als ihr Sohn nun die Jahre seiner Mündigkeit erreicht hatte, so ward er König.

Und nach manchem manchem Jahre kam ein Hirtenknabe in jenen Wald, der hüthete dort seine Heerde, und stocherte zum Zeitvertreibe und aus langer Weile mit seiner Schippe in dem Rasen herum, wie die Hirten öfter thun, die manchesmal Herzen und Namen und Kreuze in den grünen Rasen graben, und da grub er von ohngefähr ein Todenbeinlein aus von der getödteten Prinzessin, das war so rein und weiß wie Schnee. Und der Hirtenknabe machte ein Paar Löchlein in das Beinlein, so wurde daraus eine kleine Flöte, und diese setzte der Hirtenknabe an seine Lippen und blies. Da quollen klagende Töne aus dem Todenbeine, ach, so unendlich traurig, und es war ordentlich, als finge in demselben eine weinende Kindesstimme, daß der Hirtenknabe selbst weinen mußte, und konnte doch nicht aufhören zu blasen. Es lautete aber das klagende Lied also:

O Hirte mein, o Hirte mein,
Du flötest auf meinem Todenbein!
Mein Bruder erschlug mich im Haine,
Nahm aus meiner Hand
Die Blum' die ich fand,
Und sagte, sie sei die seine.

Er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart —
Hat ein Grab gewühlt, hat mich hier verscharrt —
Mein Bruder — in jungen Tagen.
Nun durch Deinen Mund
Soll es werden kund,
Will es Gott und Menschen klagen.

Und immer war nur das eine und immer das eine Lied aus der beinernen Flöte zu bringen, und immer blies es der junge Hirte wieder, während ihm jedesmal die hellen Thränen über die Wangen herabrollten.

Wenn das klagende Lied im Walde erklang, da wurden alle Vögelein stumm und traurig, hingen Köpflein und Flügel und schwiegen; auch die Käfer und Bienen summten nicht mehr, und selbst das murmeln der plätschernden, geschwätzigen Quelle war nicht mehr zu hören — es wurde so recht, was man sagt: todenstill.

Schallte das klagende Lied über eine Trift, so hingen die Thiere der Weide wehmüthig die Häupter, und keines gab einen Laut; auch der Hund bellte nicht mehr und sprang nicht, wie sonst, fröhlich umher, vielmehr duckte er sich und winselte ganz leise, denn es war für alle Kreatur etwas herzzerschneidendes in dem klagenden Liede. Aber der Hirtenknabe konnte nicht müde werden, dieses Lied zu flöten, bis einst ein Rittersmann am Hag vorüberkam, der hörte auch das Lied und fühlte, daß seine Augen tropften, und hielt, und ließ nicht nach, bis der Hirtenknabe ihm, dem Ritter, die kleine Flöte käuflich abtrat. Und nun zog der Ritter im ganzen Lande herum, und blies das Lied, und brachte mit demselben alle Welt zu Thränen.

So kam dieser auch an den Hof, wo der junge König auf dem Throne saß, von dem das Lied sang und klagte, und die

alte Königin Mutter lebte auch noch, und es wurde ihr Kunde gebracht von dem ritterlichen Spielmanne, der ein Lied flöte, von dessen Melodei alle Herzen erzitterten und alle Seelen mit tiefer Trauer erfüllt würden.

Die alte Königin aber, die stets traurig war, sprach: Was könnte es in der Welt geben, das trauriger wäre, als meine Trauer? Ich wüßte nichts, mich wird das klagende Lied des Spielmannes nicht trauriger machen, als ich ohnehin bin. Lasset ihn immerhin kommen. —

Der ritterliche Spielmann kam und blies:

O Ritter mein, o Ritter mein,
Du flötest auf meinem Totenbein!
Mein Bruder erschlug mich im Haine.

Kaum hatte die alte Königin diese wenigen Worte vernommen, so schoß schon ein Thränenstrom aus ihren Augen — aber als es weiter tönte:

Nahm aus meiner Hand
Die Blum', die ich fand
Und sprach, sie wäre die seine —

da stieß die Königin einen gellenden Schrei aus und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Der Spielmann erschrack darüber und wollte absetzen, aber das konnte er nicht — das Lied wollte jedesmal, wenn es begonnen war, zu Ende gespielt sein — und als der letzte Ton mit tiefer Klage verzitterte, da erwachte die Königin aus ihrer Ohnmacht und rief: Mir, mir die Flöte! Um alle meine Schätze — mir diese Flöte!

Und der ritterliche Spielmann ließ der Königin die beinerne Flöte und sagte, er begehre keine Schätze — und nahm nichts an und zog weiter.

Und die Königin schloß sich ganz allein in ihre tiefsten

Gemächer und blies das Lied und weinte so lange, bis sie fast keine Thränen mehr hatte.

Der König aber war ein lebenslustiger froher Herr geworden, der hatte seine Freude an Sang und Klang, und feierte gern heitere Feste, und freute sich seines Lebens. Einst geschah es, daß er auch ein Fest zu feiern beschlossen hatte, und waren zahlreiche Sänger und Spielleute bestellt, und zahlreiche Gäste eingeladen worden. Der Sitte gemäß, hatte der junge König nie unterlassen, seine Mutter auch jedesmal einzuladen zu seinen Festen, aber sie hatte niemals Theil genommen, weil sie, wie sie dem Sohne dankend sagen ließ, zu viele Trauer im Herzen habe. Als aber diesesmal die Einladung wiederum an sie gelangte, da ließ sie sagen, sie werde Theil nehmen. Dieß wunderte den König und befremdete ihn, und er wußte nicht, ob er sich darüber freuen sollte?

Da nun alle Gäste in bunter Pracht versammelt waren, und alle Sänger und Spielleute bereit, und der Hof eintrat in den herrlich geschmückten Königssaal, darin das Fest Statt fand, so erregte es fast eine bange Verwunderung, die alte Königin zu sehen in langem schleppenden, schwarzen Trauergewande und im Wittwenschleier — der Jubel der Instrumente, der Harfen und Pauken, Flöten und Cymbeln aber brach los, und die Chöre der Sänger begannen in erhabenen Weisen eine Hymne zum Preise des Königes.

Was aber thut die alte Königin? Sie setzt sich nicht, sie steht starr, wie ein Marmorbild. Was hält sie denn für ein seltsames kleines Scepter in der Hand? Das ist ja kein Scepter, das ist ein Todenbein. Und warum hebt sie denn dieß Todenbein zum Munde? Warum hält sie es so, wie Spielleute ihre Flöten halten?

Horch! Ein Ton — und es verstummen alle Pauken

und Harfen und Cymbeln — noch ein Ton, und jeder Sängermund wird stumm.

Dort aber sitzt der König, und blickt entsetzt, von ungeheurem Grauen durchrieselt, auf seine Mutter, und alle, alle blicken auf die alte Königin.

Die alte Königin spielt ein Flötensolo.

O Mutter mein, o Mutter mein —
Du tötest auf meinem Todtenbein —

Da erbeben, erzittern schon alle Herzen, da bleibt schon kein Auge trocken, Hofstaat und Gäste, Sänger und Spielleute, alle weinen.

Mein Bruder erschlug mich im Haine. —

Ha! schreit der König, und das Scepter entsinkt seiner Hand, und er faßt mit beiden Händen nach seiner Krone.

Nahm aus meiner Hand
Die Blum' die ich fand,
Und sagte sie sei die seine.

Da rollte die Krone von des Königes Haupte herab, fiel auf den Marmorboden und zerschellte. Es klang als ob ein Todtenschädel auf dem Marmor rassele.

Er schlug mich im Schlaf — er schlug mich so hart —
Hat ein Grab gewühlt, mich im Walde verscharrt —

Da stürzte der König selbst vom Throne herab, und fiel auf sein Angesicht und stöhnte und wimmerte.

Mein Bruder — in jungen Tagen.

Der König wand sich in Todeszuckungen und bäumte sich — und schrie: Ende! Mutter — ende!

Aber die alte Königin konnte nicht von selbst das klagende Lied bemdigen, es tönte fort:

Nun durch deinen Mund
Soll es werden kund,
Will es Gott und Menschen klagen.

Da flohen, während diese Worte entsetzlich und zermalmend, und doch gar nicht laut, vernommen wurden, alle Gäste, Spielleute, Sänger und Hofdienerschaft zu allen Thüren des Saales hinaus — darüber Instrumente und Sessel viele zerbrachen, und die Kerzen löschten aus, bis auf zwei — und als das Lied zu Ende geklungen war, war niemand mehr im weiten Saale, als nur die alte Königin im Trauergewande, und ihr sterbender Sohn in seinem bunten Flitterstaate, reich besetzt mit Gold und Perlen. Und sie kniete neben dem noch immer am Boden liegenden Sohne nieder, und hielt sein Haupt in ihren Händen, und weinte heiße Thränen darauf. Da löschte langsam die eine der beiden noch brennenden Kerzen aus.

Die alte Königin aber weinte und betete noch bis Mitternacht — dann verlöschte sie selbst die letzte Kerze und zerbrach die Flöte, auf daß niemand mehr das klagende Lied vernehme.

4.

Schneider Hänschen und die wissenden Thiere.

Ein Schuhmacher und ein Schneider sind einmal mit einander auf die Wanderschaft gegangen. Der Schuster hatte Geld, der Schneider aber war ein armer Schwartenhans. Beide hatten ein und dasselbe Mädchen lieb, welches Lieschen hieß, und jeder gedachte es zu heirathen, wenn er sich ein gutes Stück Geld verdient habe, und Meister geworden sei. Der Schuster, Peter genannt, war aller Tücke voll und hatte ein schwarzes Herz, das Schneiderlein war gutmüthig und leichtfertig, und sein Name war Hänschen. Erst hatte Hänschen nicht mit dem Peter zusammen wandern wollen, weil es kein Geld hatte, aber Peter, der auf eitel Bosheit gegen das Schneiderlein sann, weil jenes Lieschen das Hänschen gern sah und nicht den Peter, sann auf des Schneiderleins Verderben und sprach: Komm nur mit mir, ich habe Batzen, ich halte Dich frei, auch wenn wir keine Arbeit bekommen. Alle Tage wollen wir uns dreimal tüchtig satt essen und satt trinken. Ist Dir das nicht recht?

Von satt essen und satt trinken bin ich ja ein Freund! antwortete Hänschen, und beide schnürten ihre Ränzel und traten ihre Wanderschaft an. Neun Tage lang gingen sie und fanden nirgend Arbeit, zumal Peter keine finden mochte, und

wenn auch Hänschen Arbeit hätte haben können, diesen immer verlockte, sie nicht anzunehmen, sondern mit ihm zu wandern. Nun, nach den neun Tagen sprach Peter: Hänschen, mein Geld nimmt ab, soll es noch eine Weile reichen, so dürfen wir von jetzt an des Tages nur zweimal essen und trinken.

O weh! seufzte Hänschen: wird schon jetzt Schmalhans unser Wandergeselle? Wär ich doch nicht mit Dir gegangen! Hungern konnt' ich auch daheim! Dort hatt' ich doch was Liebes, was mir den Hunger versüßt hätte!

Peter, der während des Weitermarsches stets die Speisen kaufte, aß sich heimlich dickfatt, denn er hatte Geld genug dazu, aber Hänschen gab er täglich nur zweimal, und hatte seine Freude daran, wenn seinem Gefährten der Magen murrte und knurrte, und sich nach dem Sprüchwort, die Bettelsjungen in Hänschens Leibe prügelten.

So gingen abermals neun Tage hin, und noch immer fand sich keine Arbeit, da sprach Peter: Liebes Hänschen, mit meinem Gelde wird es bald Matthäi am letzten sein — es langt wahrlich nimmer zu, zu vier Mahlzeiten täglich, zwei für Dich, zwei für mich. Mein Geldbeutel hat die galoppirende Schwindsucht. Schau her, er ist so dünn wie ein Spulwurm. Wir können von jetzt an uns nur einmal täglich sättigen.

Ach, ach, Peterlein! klagte Hänschen. In welches Unglück hast Du mich gebracht! Das halt' ich ja nicht aus! Sieh mich doch nur an, in bin ja schon so dünne und durchsichtig, daß ich schier kaum noch einen Schatten werfe. Wo soll denn das zuletzt hinaus?

Schnalle einen Schmachtriemen um! lachte Peter. Uebe Dich in der Tugend der Enthaltsamkeit. Tritt in einen Mäßigkeitsverein!

Hat ſich was einzutreten — jammerte das Schneiderlein: Ich meint' wir wären ſchon mitten in der Mäßigkeit!

Was half aber nun alles, es mußte gut thun, wohl oder übel; Hänschen hungerte tapfer, daß er aber nicht zunahm an Leibesfülle, kann ſich jeder denken. Er wurde raſſeldürr, und ſein Angeſicht bekam eine Farbe wie Hauszwirn. Und immer gab es keine Arbeit, und nun zumal erſt recht nicht, denn die Meiſter ſprachen: Reiſe mit Gott, Bruder Mondſchein! Wie kann ſo ein Kerlchen etwas dauerbares nähen, dem ſein ganzes eigenes Geſtelle aus der Nath reißt? Schneider dürfen von Natur dünn ſein, aber nur was recht iſt — ſo dünn, daß man ſie ſtatt Nähgarns einfädeln kann, dürfen ſie doch nicht ſein!

Hänslein weinte heiße Thränen, wenn er ſolche loſe Reden zu hören bekam, und der ſchlechte Peter frohlockte heimlich und innerlich darüber, und als wiederum neun Tage vergangen waren, und Hänschen vor Hunger faſt am Wege liegen blieb, da ſprach der falſche Peter: Bruderherz — es thut mir leid, und ſchneidet mir in die Seele, daß ich's ſagen muß, aber mein Geldbeutel iſt jetzt ganz auf den Hund — mit eſſen und trinken bei Bäcker und Wirth iſt es nun ganz und gar vorbei.

Daß's Gott erbarm'! ſchrie Hänschen. Gar nicht mehr eſſen und trinken? Da ſteht mir der Verſtand ſtille! Wer kann das aushalten? O wehe, wehe mir! Daß ich Dir folgte! Wehe Dir, daß Du mich ſo verlockt haſt!

Mein Himmel, wie Du gleich außer Dir gerathen kannſt, Hänschen! rief Peter. Als ob es nicht zu trinken vollauf gäbe!

Wo? Wo? rief Hänschen mit lechzender Lunge.

Ueberall! Waſſer, Bruderherz! Waſſer! lachte Peter. Waſſer iſt ſehr geſund, es verdünnt Blut und Säfte, es heilt

die meiſten Krankheiten, es ſtärkt die Glieder. Siehſt Du, ich muß ja auch Waſſer trinken.

Aber Waſſer iſt kein Eſſen! klagte Hänschen. Von Luft kann ich nicht leben, alſo ſchaffe mir zu eſſen, oder ich muß ins Gras beißen und Erde kauen. Etwas muß ich zu kauen haben.

Nun, ich will zum Bäcker gehen, und für das letzte Geld ein Brödchen kaufen, das will ich redlich mit Dir theilen! ſagte der falſche Peter, hieß Hänschen auf einen Stein ſitzen und ging zu einem Bäcker, kaufte dort vier Brödchen, aß drei davon gleich auf, und trank einen Schnaps dazu — dann kam er wieder zu Hänschen.

Aber Peter! ſprach das hungrige Schneiderlein: Du bleibſt ſehr lange aus. Gieb mir zu eſſen, die Ohnmacht wandelt mich an.

Ich habe erſt warten müſſen, bis das Brod ſich abgekühlt hatte, vertheidigte ſich Peter: warmes Brod iſt nicht gut in einen leeren Magen. Hier haſt Du Deine Hälfte. — Peter, Du riechſt nach Schnapps! — ſprach Hänschen. So? fragte Peter: kann ſchon ſein, drinnen trank einer, der ſtieß an mich und ſchüttete mir aus Ungeſchick ein Paar Tropfen auf mein Gewand.

Hänschen verſchlang ſein halbes Brödchen mit Wolfshunger, ſtillte mit Waſſer ſeinen Durſt und wanderte weiter mit ſeinem treuloſen Gefährten. Beide ſprachen faſt nichts mehr mit einander.

Als es bald Abend wurde und beide wieder durch ein Dorf kamen, ging Peter wieder zu einem Bäcker, aß ſich ſatt und kam mit einem Brödchen aus dem Laden. Hans dachte, jener werde das Brödchen mit ihm theilen, aber Peter ſchob es in die Taſche.

Nach einer Weile ſprach Hänschen, als ſie das Dorf im

Rücken hatten, und in einen Wald gelangt waren: Nun, Peter! Rücke heraus mit Deinem Brödchen! Mich hungert äußerst.

Mich nicht, antwortet Peter ganz kurz.

Nicht? schrie Hänschen erschrocken, und blieb stehen, und seine Beine zitterten. Unmensch, der Du bist!

Vielfraß, der Du bist! höhnte Peter. Bei Dir trifft doch recht zu, was ich immer habe sagen hören: je dürrer ein Kerl ist, eine um so bessere Klinge schlägt er. Das Brödchen, das ich noch bei mir trage, ist, wie du sehr richtig bemerktest, mein Brödchen, und du bekommst nicht eine Krume davon, weil Du gesagt hast Unmensch.

So muß ich ja Hungers sterben! schrie Hänschen in Verzweiflung.

Stirb in Gottes Namen! antwortete Peter. Die Leichenträger werden sich an Dir keinen Schaden heben.

Aber ich bitte Dich um Gottes Willen! jammerte Hänschen.

Um was? fragte Peter lauernd.

Um die Hälfte Deines Brödchens! stammelte Hänschen.

Umsonst ist der Tod — es hat mich mein allerletztes Geld gekostet. Wie vieles Geld könnte ich noch haben, hätte ich mich nicht mit Dir geschleppt und Dich gefüttert! sprach Peter aufs neue.

Aber Du selbst hast mich ja beredet, mit Dir zu gehen! warf Hänschen ein, doch machten Ärger und Hunger ihm schon schwer, die Worte hervor zu würgen. Seine Zunge klebte am Gaumen.

Giebst Du mir, so geb' ich Dir — nahm Peter wieder das Wort. Mir ist mein Brödchen so lieb wie meine Augäpfel, folglich ist es zwei Augäpfel werth. Gieb mir einen Deiner Augäpfel für die Hälfte.

Gott im Himmel! Wie strafst Du mich, daß ich diesem folgte! wimmerte Häuschen, denn schreien konnte das arme Schneiderlein schon vor Schwäche nicht mehr — doch streckte es die Hand nach dem halben Brödchen aus, und sättigte sich, und dann stach ihm Peter den einen Augapfel aus.

Am andern Tage wiederholte sich alles traurige des vorigen Tages bei den zwei Wandergesellen. Peter kaufte wieder ein Brödchen und gab Häuschen nichts davon, und wollte das andere Auge Häuschens für dessen Hälfte haben.

Aber dann bin ich ja stockblind! jammerte das Schneiderlein. Dann kann ich ja nicht mehr arbeiten! Ohne ein Auge mindestens kann ich doch nicht einfädeln!

Wer blind ist, tröstete der har- und schwarzherzige Peter mit heimlichem Hohne: der hat es gut. Er sieht nicht mehr wie böse, falsch und treulos die Welt ist; er braucht nicht mehr zu arbeiten, denn er hat eine triftige Entschuldigung, und einem armen Blinden gibt auch der Geizigste zur Noth noch eine Gabe. Du kannst noch reich werden als blinder Bettler, während ich mich armseelig durch die Welt schleppen muß. Sollte dieß eintreten, so werde ich zu Dir kommen, und du wirst mich noch als Deinen besten Wohlthäter segnen und Deinen Reichthum mit mir theilen, wie ich bisher meine Armuth mit Dir getheilt habe.

Häuschen vermochte auf diese teuflische Rede gar nichts mehr zu erwiedern — er ließ alles mit sich geschehen, und gab, um nur nicht Hungers zu sterben, dem treulosen Gefährten auch den zweiten Augapfel preis. Und als das geschehen war, und Häuschen hoffte, daß der Peter ihn nun leiten und führen werde, sprach dieser: Nun gehabe Dich recht wohl, mein gutes dummes Häuschen! Hier habe ich Dich haben wollen. Hier ist Bettelmanns Umkehr. Jetzt wandre ich wieder heim, und hei-

rathe unſer Lieschen. Aetſch! Siehe Du zu, wohin Du kommſt! —

Fort ging Peter, und Hänschen ſchwanden vor Körper- und Seelenſchmerz eine Zeitlang völlig die Sinne, ſo daß er umſank und wie tod am Wege lag.

Da kamen drei Wanderer des Weges daher, aber keine zweibeinigen, ſondern zufällig vierbeinige, das waren ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs. Sie berochen den Ohnmächtigen und der Bär brummte: Dieſes Mannthier iſt tod! Mögt ihr ihn? Ich mag ihn nicht!

Ich habe vor einer Stunde erſt ein friſches Schaaf verſpeiſt, habe juſtement jetzt keinen Hunger, auch iſt ja der Kerl ſo dürr und ſo hart wie ein Baumaſt! ſprach der Wolf. Das wäre mir leid um meine Zähne, die ich weiter brauche.

Dieſer Held muß ein Schneider geweſen ſein! ſpöttelte der Fuchs. Mir iſt eine fette Gans lieber wie ein dürrer Schneider. Wäre er ein Kürſchner geweſen, ſo würde ich ihm die Naſe abbeiſen — ſo aber liegt er mir gut. Er iſt ja blind geweſen, der hat gewiß nie einen Fuchs geſchoſſen.

Das arme Schneiderlein kam wieder zu ſich, merkte ſeine Geſellſchaft und hielt den Odem an ſich, ſo gut es ging, während die drei Thiere ſich gar nicht weit von ihm behaglich ins Grüne lagerten.

Blind zu ſein, iſt ein großes Unglück, ſprach der Fuchs: ſowohl für uns edle Thiere, als für die ſchlechten zweibeinigen Gabelthiere, die ſich Menſchen nennen, und ſich ſo klug dünken, und ſo fürchterlich dumm ſind, daß ſie gar nichts wiſſen. Wüßten ſie, was ich weiß, ſo gäb' es keine Blinden mehr.

Oho! rief der Wolf. Ich weiß auch, was ich weiß. Wüßten das die Mannthiere in der nahen Königsſtadt, ſo litten ſie

nicht den gebrannten Durst, den sie leiden, und kauften nicht ein Schnappsgläschen voll Wasser um eine Krone. —

Hm hm! brummte der Bär. Unser einer ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Auch mir ist ein Geheimniß kund. Sagt ihr mir das eure, sage ich euch das meine, aber bei Leib und Leben darf keiner von uns den andern verrathen.

Nein das dürfen und wollen wir nicht thun! gelobte der Fuchs.

Es muß einer dem andern feierlich die rechte Pfote darauf geben! bekräftigte der Wolf.

Topp, es gilt! sprach Petz, und hielt seine haarige Tatze hin, und wie die andern einschlugen, so drückte und schüttelte der Bär zum Spaß ihre Pfoten so, daß sie vor Schmerz laut auf heulten, davon dem blinden Schneiderlein angst und bange wurde.

Ich weiß, begann der Fuchs, als der Bär ihn ob seines Zartgefühles ausgelacht, und wieder begütigt hatte: daß heute eine besonders heilige Nacht ist; in dieser fällt Himmelsthau auf Gras und Kraut. Wer blind ist, darf nur mit dem Thau seine Augen salben, so wird er wieder sehend, und selbst wenn er keine Augäpfel mehr hat, so bekommt er neue.

Das ist ein schönes Geheimniß, sprach der Wolf: meins ist aber auch nicht zu verachten. In der Königsstadt ist das Wasser ausgeblieben, und die Leute dort leben jetzt fast nur vom Geist, wenigstens sagen sie so, wenn es aber noch ein Weilchen so fort geht, so werden sie ihren Geist ganz aufgeben müssen. Gleichwol haben sie Wassers die Fülle unter sich, und wissen's nur nicht. Auf dem Markte mitten im Pflaster liegt ein Grauwackenstein, wenn der aufgehoben wird, so wird ein Wasserpütz thurmhoch aus dem Boden springen. Ach wie froh würden die Residenzstädter sein, und wie heilsam wär' es

ihnen, wenn sie wieder Wasser hätten. Daß aber keiner von euch es ihnen sagt, sonst beiße ich jedem die Zunge im Maule ab!

Nichts wird gesagt, Bruder Isegrimm! sprach Herr Braun und brummelte: Was ich weiß, ist dieses: Seit sieben Jahren kränkelt des Königs einzige Tochter und kein Doctor kann ihr helfen, weil keiner weiß was ihr fehlt, wie wunderklug sich auch alle dünken. Gar manchen Rath gaben schon insgeheim des Königs Geheimeräthe, aber es ist nichts räthliches davon an Tag gekommen. Die Krankheit der Königstochter ist so gestiegen, daß der König verheißen hat, sie dem zur Gemahlin zu geben, der ihr hilft, um sie nur beim Leben erhalten zu sehen; es kann aber keiner helfen, der das nicht weiß, was ich weiß.

Du machst uns neugierig, hochgnädiger Herr König Braun! sprach der Wolf, und Petz brummte: nur Geduld, es kommt schon noch. Werdet doch ein Wenig warten gelernt haben? — Darauf schnaubte der Bär erst einmal gehörig aus, und fuhr dann fort: Die Prinzessin Königstochter sollte in der Kirche ein Goldstück in den Opferstock werfen, sie war aber noch sehr jung und befangen und ängstlich, und schämte sich vor den vielen Leuten in der Kirche, und warf das Goldstück etwas ungeschickt, daß es daneben und in eine Spalte fiel. Darauf wurde sie von ihrer Krankheit befallen, die nicht früher enden wird, bis man das Goldstück hervorzieht und in die Ritze des Opferstockes einwirft. Solche Kur ist kinderleicht, es dürfte nur einer hingehen, und das Goldstück suchen.

Als die Thiere sich einander so ihre Geheimnisse mitgetheilt hatten, erhoben sie sich aus ihrer Ruhe und gingen weiter; Hänschen aber war heilfroh über das, was er gehört hatte. Er bestrich sich eilend mit dem bereits gefallenen Himmelsthau die Augen, da wuchsen ihm neue klare Augäpfel, und er sahe

die goldenen Sterne am Himmel blinken und die dunkeln Wipfel der Waldesbäume. Bald brach der Morgen an, und Hänschen sah nun Weg und Steg, und wanderte neu gestärkt, der Straße entlang. In einigen Dörfern, durch die er kam, erfocht er so viel, daß er seinen neuerwachten Hunger und Durst stillen konnte, und endlich kam er in die Stadt, in welcher der Wassermangel so groß war, daß alle Leute Wein und viele Schnäppse tranken, welche sie Likör nannten.

Hänschen hatte kein Geld zu Likören; er trat zu einer Wirthin und bat, ihm ein großes Glas Wasser zu reichen. Die Wirthin sah ihn dafür sehr groß an und schalt: Seh mir einer den Lump! Hat nicht einmal Geld einen Likör zu bezahlen, und will Wasserr zechen! Meint der Mosjö, Herr von Fadenschein, das Wasser quelle nur so für nichts und wieder nichts? Es koste kein Geld? O weit gefehlt. Wisch' Er sich das Maul von wegen dem Wasser; Wein oder Likör kann Er haben, mit Wasser kann ich nicht dienen, zumal in so großer Menge nicht.

Liegt man hier wirklich so krank an der Wassersucht, wie ich draußen vernommen? fragte Hänschen. Ei, wozu habt ihr denn hier Magistrat und Gemeinderath? Ist kein Moses im Stadtrathe, der Wasser aus dem Felsen schlüge? Eure Krankheit wollte ich bald kurirt haben; ich bin ein Brunnenarzt.

Diese Worte vernahmen einige junge Rathsherren, welche bei der Wirthin theils auch Liköre, theils Champagnerwein tranken; sie thaten dies nur aus Ermangelung des Wassers, sonst würden sie es gewiß nicht gethan haben, denn sie nannten den Champagner Gift und Aequinoctialsäure, und ohne die äußerste Noth wird sicherlich niemand Gift und solcherlei Säuren zu sich nehmen. Diese jungen Herren umringten

Hänschen, und fragten haſtig, wie er es anſtellen wolle, dem Mangel abzuhelfen?

Meine hochverehrteſten Herren, ſprach Hänschen: wenn ich ſothanen Mangel allhier abſtellen ſoll, ſo thut nöthig ſein, daß ich erſt angeſtellt werde. Soll ich euch geheimen Rath ertheilen, ſo würde eine mir zugetheilte kleine Geheimerathsbeſoldung — ſo ein vier- bis ſechstauſend Thälerchen alljährlich mich zu Dank vergnügt machen. Dann ſolltet ihr Herren aber auch ſehen, daß ich etwas leiſte, was ſich nicht von allen Geheimeräthen rühmen läßt.

Die jungen Rathsherren gaben dem Schneiderlein zu verſtehen, es möge nicht ſticheln und nicht ſo anzüglich reden, das könne man in der geiſtreichen Reſidenz nicht vertragen.

Nanu! entgegnete Hänschen. Wenn ein Kleiderkünſtler nicht mehr ſticheln und anzüglich reden ſoll, da hört alles auf.

Die Sache wurde nun im Gemeinderathe und vom Magiſtrate reiflich erwogen, und alle Stimmen einigten ſich in dem Rufe: Waſſer um jeden Preis — ehe wir im Sande totaliter vertrocknen!

Der Magiſtrat ſtellte hierauf die Noth gemeiner Stadt dem Könige vor und auch das Mittel zu deren Abhülfe, und bat ſeine Majeſtät in Gnaden zu geruhen, für den fremden Brunnenarzt ein Geheimerathsdecret ausfertigen zu laſſen, die Beſoldung ſolle aus ſtädtiſchen Mitteln gern beſtritten werden. Der König willfahrete mit väterlicher Huld dieſem Geſuche und ließ das Decret ausfertigen, jedoch — durch Erfahrungen gewitzigt — mit dem Vorbehalte, daß ſelbes nicht eher in Kraft trete, bis hinlängliches Waſſer geſchafft ſei — außerdem ſolle es nichts gelten, da ſchon ſo viele Verſprechungen von auswärts her gewanderter Fremdlingen zwar zu Waſſer geworden ſeien, aber zu keinem nutzbaren. Hänschen begab ſich

nun in Begleitung einer ſchnell ernannten Waſſercommiſſion auf den Markt, ſah ſchon von weitem den grauen Quader — ſprach zu den Technikern der Commiſſion: dieſen Stein laſſet ausbrechen, ihr Herren! — und als dieß geſchah, ſo rauſchte plötzlich der Strahl eines Springbrunnes ſtark und mächtig und thurmhoch in die Luft, und quoll ſo viel Waſſer aus, daß auf der Stelle in allen Kaufläden der Reſidenz die Preiſe der waſſerdichten Zeuge um das doppelte in die Höhe gingen.

Laut erſcholl durch die ganze Königsreſidenz das Lob des Waſſerdoctors; faſt hätte man ihn, wie den Schneider Hans Bockhold von Leiden, zum Propheten gemacht, und ihn in Opern voll Pomp und Unſinn verherrlicht.

Noch deſſelben Tages wurde der neue Herr Geheimerath, der ſich indeſſen mit Staatskleidern, Staatswagen und Dienerſchaft verſehen hatte, an den Hof gerufen, und fuhr ſtolz in den Palaſt. Der König ſagte ihm vieles Freundliche und ſchenkte ihm in Anerkennung ſeines Verdienſtes um die Haupt- und Reſidenzſtadt einen ſchönen Orden, am gewäſſerten Bande zu tragen. Sehr bald lenkte ſich das Geſpräch auf die Krankheit der Königstochter, und der König fragte den neuen Geheimerath, ob er als geſchickter Waſſerdoctor vielleicht für die Prinzeſſin eine Brunnenkur heilſam finde? Nein, Euer Majeſtät, erwiederte der Geheimerath. Einmal mit Waſſer mich befaßt, und nicht wieder. Laſſe mich Eure Majeſtät der Gnade theilhaft werden, Allerhöchſtdero Prinzeſſin Tochter zu ſehen, ſo hoffe ich zuverſichtlich, den Sitz ihrer Krankheit zu ergründen. — Darüber war der König über alle Maaßen froh, und führte den Doctor ſelbſt zu der kranken Prinzeſſin. Der fühlte ihr den Puls, und ſahe, daß ſie ſehr ſchön war. Dann ſprach er: Großmächtigſter König, wenn die allerdurchlauchtigſte Prinzeſſin geneſen ſoll, ſo kann dieß nicht durch irdiſche Medizin

geschehen, sondern durch göttliche Hülfe; gestatten Allerhöchstdieselben, daß wir die Kranke in die Hofkirche tragen lassen; dort wird sie wol genesen. Dieser Vorschlag ward vom Könige alsbald gut geheißen, denn er war sehr fromm, und freute sich, einen so frommen neuen Geheimerath gewonnen zu haben. In der Kirche ließ sich der Heilkünstler von der Prinzessin den Opferstock zeigen, suchte nach, und fand in einer Ritze das Goldstück. Dieses gab er der erlauchten Kranken in die Hand, und ersuchte sie, dasselbe nun richtig in den Stock zu werfen. Selbiges that die Prinzessin und alsbald wurde sie völlig gesund, und begann wie eine Rose aufzublühen. So führte sie nun der Geheimerath zu dem Könige. Was da für eine große Freude war, ist gar nicht zu schildern. Aus dem Geheimerath wurde alsbald rasch nach einander ein Reichsrath, ein Standesherr, ein Graf, ein Fürst — und aus diesem ein Bräutigam der genesenen Prinzessin. Nach der Hochzeit fuhren die Neuvermählten auf einer Rundreise durch das Land, da kamen sie auch durch das Dorf, aus welchem der Fürst jüngst als Hänschen gewandert war. Da stand am Wirthshaus ein Scheerenschleifer und schliff und seine Frau drehte ihm das Rad — und da war's der Peter und das Lieschen, die den Peter erst durchaus nicht haben wollte, ihn aber am Ende doch nahm, weil er ihr zuschwur, Hänschen werde sie nie wieder *sehen*. Hänschen kannte gleich den Peter am falschen Gesicht, rief dem Kutscher zu: Halt! und jenem rief er zu: Peter!

Peter horchte hoch auf — und fragte, was der Herr befehle?

Nichts befehlen will ich, Peter, sprach Hans: als daß Du das Hänschen in mir wiedererkennen sollst, dem Du zu so hohem Glücke verholfen hast. Dort im Walde fand ich armer augenloser, durch Dich augenlos — das blinde Glück, wie manche

blinde Taube ihre Erbse. Dort unter einem Baume, an dem ich lag, suchte mich es heim. Hier hast Du vieles Geld vom blinden Bettler, der wieder sehend und reich geworden ist! Fahre wohl, und fahr' zu, Kutscher!

Peter stand wie aus den Wolken gefallen, lange starrte er dem Prachtwagen nach, dann gab er seiner Frau das Geld aufzuheben, und sagte: Dorthin muß ich auch — muß auch das blinde Glück finden. Und alsbald rüstete sich Peter und wanderte so rasch er wandern konnte, an jenen Ort, wo er am armen Hänschen die letzte treulose That beging. Ein Fuchs lief lange vor ihm her — an jenem Orte stand der Fuchs. Da kam von weitem ein Wolf entgegengesprungen. Rasch wandte Peter sich um, da trabte ein Bär des Weges daher. Voll Entsetzen klomm jetzt Peter am Baume empor, unter dem er Hänschen den letzten Augapfel ausgestochen hatte.

Verräther! Verräther! Verräther die ihr seid! bellte der Fuchs, heulte der Wolf, brummte der Bär, und jeder beschuldigte den andern, das Geheimniß verplaudert zu haben, auf dessen Behüthung sie einander doch alle drei die Pfote gegegeben hatten, waren sehr bissig gegeneinander, und gaben einander schlechte Titel. Endlich nahmen Bär und Fuchs gegen den Wolf Partei, der sollte zunächst der Verräther sein, und dafür gehenkt werden, und alsbald drehte der Fuchs ein Seil und eine Schlinge aus Tannenreißig, der Bär hielt den Wolf fest, der Fuchs warf letzterem die Schlinge um den Hals, und zog den zappelnden in die Höhe. Der Wolf starrte stieren Auges empor, da sah er Peter im Gezweige des Baumes sitzen, und heulte: O falsche ungerechte Welt! Da droben sitzt er, der unser Geheimniß verrathen hat!

Jetzt sahen die andern beiden Thiere auch in die Höhe, ließen den Wolf fallen, und der Bär kletterte auf den Baum

und holte den Peter herunter. Drunten empfing ihn der Fuchs, der so fuchswild war, daß er ihm gleich beide Augen auskratzte. Dann würgte ihn der Wolf, und der Bär drückte ihn mausetod, darauf haben sie ihn zu dritt aufgefressen, daß kein Knöchelchen von ihm übrig geblieben ist.

5.

Sonnenkringel.

Es war ein Mann auf der Wanderſchaft, der war aller Zehrung bar und allen Zehrgeldes, und wußte nicht, wovon er in der nächſten Herberge die Zeche zahlen ſollte. Und da kamen ihm böſe Gedanken in den Sinn — wenn einer käme, der am Gelde etwas zu ſchwer trüge, ſo wollte er ihm wol ſeine Laſt erleichtern. Und wo der Wald recht tief war, ſah dieſer Wanderer einen anderen Wanderer vor ſich her gehen, beeilte ſeine Schritte, und holte jenen bald ein — und ſah, daß der, den er einholte, ein Jude war. Da dachte er gleich: Juden haben immer Geld — und ſchrie ihn an: Jud'! Gieb mir auf der Stelle Dein Geld, oder Du mußt ſterben.

Soll mir Gott helfen! ſprach der Jude: hab' ich doch nicht mehr Geld, als acht armſelige Heller! Was thut Ihr damit? Wollt ihr vor Gott die große Sünde begehen, und einen Menſchen todtſchlagen um acht Heller?

Jud' Du lügſt! ohne Geld reiſt kein Mauſchel. Heraus mit dem Gelde — oder —!

Wehe mir! Wehe geſchrien! rief voll Angſt der Jude. Habe ich doch nicht mehr, als ich Euch ſage! — aber jener hörte ſchon nicht mehr in ſeiner tollen Raubſucht, und ſchlug den armen Juden nieder, und dieſer rief im ſinken: Wehe ge-

ſchrien über Dich, Du Mörder! Die klare Sonne ſoll an den Tag bringen Deine Miſſethat, das allſehende Auge des Firmamentes! —

Mit dieſen Worten verſchied der Jude, und nun ſuchte ſein Mörder ihm alle Taſchen aus, er fand aber nur ein kleines ſchlaffes Lederbeutelchen, und darin in der That nicht mehr und nicht minder, als acht rothe Heller. Da war es ihm doch leid, daß er den ſchnöden Mord verübt — und als er in die Sonne ſah, erſchrack er, denn ſie ſtand ganz blutroth — und er rannte eilend von dannen — im Walde aber ſammelten ſich die Rothkehlchen, und trugen Blumen herbei, und legten ſie ſanft auf das Angeſicht des Erſchlagenen, damit das Schreckniß der Menſchheit nicht des Waldes hieligen Frieden ſtöre. Der Mörder aber wanderte ſo weit er nur vermochte von jener Stelle fort, und konnte nicht mehr in die Sonne ſehen. Am andern Morgen war es ihm, wie ein böſer, böſer Traum — aber der Traum verfolgte ihn lange, und die Sonne erinnerte ihn fort und fort an den Todesruf des erſchlagenen Juden. Endlich ward er ruhiger in ſeinem Gemüthe, arbeitete fleißig, und gewann, da er ſonſt ein leidlicher Geſelle war, und ſich ſehr ſtill und zurückhaltend hielt, die Neigung einer Meiſterstochter, mit der er eine Zeit lang in glücklicher Ehe lebte. Nicht häufig dachte er mehr an ſeine Unthat, nur vor der Sonne hatte er eine gewiſſe Scheu, doch fragte er ſich endlich ſelbſt: Wie ſoll ſie's denn anfangen, die liebe Sonne, es an den Tag zu bringen? Der Jude iſt längſt vergeſſen, ich bin viele Meilen fern von jenem Lande — reden kann die Sonne nicht, ſchreiben kann ſie auch nicht. Ich habe mich für nichts ſo lange vor ihr gefürchtet und geängſtigt.

Eines Morgens brachte die Frau ihrem Manne ſeine Taſſe Kaffee; er goß' einen Theil deſſelben aus der Obertaſſe in die

Untertasse, und zufällig schien die Sonne hell hinein, da bildeten sich von der bewegten Flüssigkeit schräg über an der Stubendecke bewegte, zitternde Lichtkringel in Folge der Abspiegelung, und des Mannes Blicke fielen zur Decke empor. Er glaubte, er sei allein, und sprach vor sich hin: Meinst Du Sonne, Du könnest es an Tag bringen, weil Du dort hinauf die zitternden Kringel zeichnest?

Was soll die Sonne an den Tag bringen wollen, Mann? fragte laut die Frau — und der Mann erschrack heftig. Lebhaft drang sie in ihn, es ihr zu sagen, als er stockte und nichts bekennen wollte. Aber die Frau ruhte nicht eher, bis er, nachdem sie das tiefste Schweigen ihm angelobt, ihr erzählte, daß er einst einen Juden im Walde erschlagen habe, der habe im Sterben gerufen: Die klare Sonne soll an den Tag bringen Deine Missethat, das allsehende Auge des Firmamentes! und nun habe die Sonne doch nichts an den Tag gebracht; sie könne nichts als leuchten und wärmen und Kringel an der Wand oder an der Decke machen.

Die Frau hörte das, schauderte und schwieg; aber das unselige Geheimniß drückte ihr fast das Herz ab, beunruhigte sie Tag und Nacht, und stets aufs neue erinnerte sie die Sonne daran. Sie konnte es nimmermehr auf dem Herzen behalten, sie erzählte es unter dem heiligsten Siegel der Verschwiegenheit ihrer liebsten Freundin — diese trug es weiter, bald vernahmen es die Richter. Da wurde der Mörder festgenommen, und gestand alsbald alles; er war recht froh, als es heraus war, und empfing, nachdem er zum Schwert verurtheilt war, mit Fassung den Todesstreich. In derselben Stunde aber lief seine schwatzhafte Frau auf den Boden, und knüpfte sich an einem Balken auf.

6.

Der ſtarke Gottlieb.

Es war einmal ein reicher Rittergutsbeſitzer, dem dienten viele Knechte, und einer von dieſen wollte ſich verheirathen. Wie nun derſelbe ſeinen Herrn um die Heirathserlaubniß bat, ſo ſagte dieſer: Heirathe nur zu in Gottes Namen! Ich wünſche Dir einen recht ſtarken Sohn, und wenn Du einen ſolchen haſt, ſo will ich ihn Dir zu Liebe gern auch in meinen Dienſt nehmen. Alſo heirathete der Knecht und wurde Vater eines kräftigen Sohnes, dem er den Namen Gottlieb gab. Dem Vater blieb das Verſprechen ſeines Herrn unvergeſſen, und er war darauf bedacht, Sorge zu tragen, den Jungen recht ſtark werden zu laſſen. Zu dieſem Zwecke dünkte dem Vater nothwendig, daß ſein Kleiner recht lange Muttermilch trinke. Erſt ſtillte ihn daher ſeine Mutter in ihren Armen, dann ließ ſie ihn auf ihrem Schooſe ſitzen, dann lernte der kleine Gottlieb laufen, und trug ſich wenn er trinken wollte, ein Hütſchchen bei, auf das er trat, weil er der Mutter auf dem Schooſe ſchon zu ſchwer wurde, und trank ſehr flott, und trank ſieben Jahre lang Muttermilch, und wurde groß und ſtark. Nach Verlauf der ſieben Jahre nahm der Knecht ſeinen Gottlieb mit zum Gutsherrn und ſagte: Schaut Herr, den capitalen Jungen! Er kann ſchon etwas thun für ſein Alter.

Da ſtand im Garten, wo Vater und Sohn den Gutsbeſitzer angetroffen hatten, ein junger Baum, und da ſprach der Herr: Reiſſe dies Bäumchen heraus, Gottlieb!

Der Knabe verſuchte ſeine Kraft an dem Bäumchen, aber er vermochte nicht, daſſelbe auszureiſſen, und der Herr ſprach: Der Kleine iſt noch zu jung und zu ſchwach. Es wäre auch zu viel von ihm verlangt, jetzt ſchon ſchwere Arbeit zu thun.

Da ging der Knecht mit ſeinem Gottlieb hinweg und ließ ihn noch ſieben Jahre Muttermilch trinken, und als die ſieben Jahre um waren, führte der Vater ſeinen Sohn wieder zum Rittergutsbeſitzer, dem Gottlieb nun groß und ſtark genug ſchien, um ihn in ſeine Dienſte zu nehmen; er ſollte daher einen Tag zur Probe dienen. Der Gottlieb war aber von Natur und durch die Muttermilch ſchreckbar ſtark geworden, und riß gleich als Probeſtück einen ziemlich dicken Baum mit dem kleinen Finger heraus, ſo daß alles erſchrak, abſonderlich die Gutsherrin, und ihm gleich abgeneigt wurde. Nun ging es an die Arbeit, die Gottlieb nur ein Spiel war; dann kam die Eſſenszeit; die Magd trug eine Schüſſel voll Kartoffeln nebſt Buttermilch auf, und ging, die übrigen Knechte zu rufen; Gottlieb, der zuerſt mit ſeiner Arbeit fertig geworden, war ſchon da, und begann einſtweilen allein zu ſpeiſen. Er zeigte, daß er nicht nur von Muttermilch, ſondern auch von Buttermilch ſich trefflich zu nähren verſtehe, und mit den Kartoffeln den Magen zuſpitzen könne. Als die übrigen Knechte kamen und eſſen wollten, und murrten, daß das Eſſen noch nicht aufgetragen ſei, trat Gottlieb hinter dem Ofen hervor, allwo er ſich ausgeruht, kraute ſich hinter den Ohren, und ſagte: es war etwas da, aber nicht viel, ich hab' gemeint, es ſei für mich, und hab's derweil gegeſſen. — Da kam die andern ein Grauen an vor Gottliebs Appetit, und ſie verwünſchten einen

Mitgenossen, der nicht mit ihnen, sondern der alles allein genoß.

Nach dem Essen ging es an das dreschen. Als neuem Ankömmling schenkte der Gutsherr dem Gottlieb einen neuen Dreschflegel, der war in Gottliebs Hand wie eine Feder, er warf ihn in die Luft und fing ihn wieder, wie Knaben mit leichten Stöckchen thun, und dann warf er ihn gar weg, riß sich einen Baum aus und drasch darauf los, daß die Körner gleich zu Mehl wurden, und das Stroh klein wie Häckerling, und schlug alles in Grund und Boden hinein. Das war dem Gutsherrn doch zu bunt — er erschrak vor dem gefährlichen Knechte und sann darauf, denselben mit einer guten Manier wieder los zu werden. Er fragte daher den Gottlieb, welchen Lohn er begehre, wenn er wirklich in den Dienst trete? Gottlieb trat nahe zu dem Herrn heran und sagte ihm etwas ins Ohr. Darauf wurde der Herr roth und sagte: es ist gut, aber stille davon — und nahm Gottlieb zum Knechte an — darob sich die andern Knechte nicht im allerentferntesten freuten.

Als der Gutsherr mit seiner Frau allein war, verlangte diese zu wissen, welchen Lohn Gottlieb sich ausbedungen habe; der Herr wurde wieder roth und wollte es erst nicht sagen, wodurch seine Frau um so mehr in ihn drang, mit der Sprache herauszurücken. Der Rittergutsbesitzer war sehr geizig, gab gar zu gern so wenig Lohn als nur möglich, und das hatte Gottlieb erwogen, dem gar nichts daran gelegen war, daß er hatte so stark werden müssen, um für andere sich zu plagen und zu arbeiten. So sagte jetzt der Gutsherr etwas verlegen zu seiner Frau:

Siehe, mein Schatz, es hat damit seine eigene Bewandtniß. So billig bekomme ich nie einen so kräftigen Arbeiter. Der Gottlieb verlangt gar keinen Lohn.

Gar keinen Lohn? Das ist nicht menschenmöglich! rief ganz erstaunt die Gutsherrin. Dahinter steckt etwas! Mann, Du belügst mich! —

Nun, beruhige Dich nur, liebe Frau, besänftigte der Gutsherr: — etwas verlangt er schon, und ich hab's ihm zugestanden, in Betracht, daß es uns nichts kostet — doch bleibt das geheim, unter uns.

Unter uns! erwiederte die Frau. Das heißt ich muß darum wissen!

Der Gottfried will mir etwas geben, wenn das Jahr herum ist, stammelte der Gutsherr.

Dir? Das wäre! Was kann der Sohn Deines Knechts Dir geben? fragte die Frau.

Eine Feige — antwortete der Mann: will er mir geben.

Eine Feige? Mann, Du lügst, oder es rappelt bei Dir! schrie die Frau und wurde zornig. Wo sollen denn auf unserem Gute Feigen herkommen?

Oh — versetzte der Gutsherr: — die giebt's, es regnet bisweilen derselben — der Gottlieb meint eine Ohrfeige.

Wenig hätte gefehlt, so hätte der Gutsher schon jetzt eine solche Frucht zu schmecken bekommen, aber starrer Schreck lähmte einige Minuten lang der Edelfrau Hand und Mund — bis sie endlich kreischte: O Du Tropf! Das ist wieder ein Stückchen Deines Geizes! Du willst Dich lieber entehren lassen, als einem Knechte Lohn zahlen. Todschlagen wird Dich der Gottlieb, denn so viel habe ich gemerkt, wo der hinschlägt, da wächst kein Gras! Nein, einen solchen Vertrag einzugehen, ist himmelschreiend. Doch, laß mich nur machen, ich wende das Unglück von Dir — er muß fort — ich duld' ihn nicht! —

Wenn Du ihn fortbringen kannſt, liebe Frau, verſetzte kleinmüthig der Gutsherr: ſo habe ich nichts dagegen.

Die Gutsfrau machte ſich gleich ein Plänchen. Auf dem Gute befand ſich eine Mühle, in der es furchtbar ſpukte. Vielen war in derſelben von dem Spukgeiſte der Hals umgedreht worden. J — dachte ſie, der kann den Gottlieb den Hals auch umdrehen, das iſt ein aufwaſchen, und da ſind wir ihn los.

Gottlieb! Heute trägſt Du ein halbes Malter Korn in die Mühle und mahlſt es!

Zu Befehl, gnädige Frau! antwortete Gottlieb, holte einen großen Maltersack, faßte ein oder zwei Malter Korn hinein und warf ſich ihn über die Schulter, ging und pfiff das Lied:

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein Mühlenrad.

Als er an die Mühle kam, war deren Thüre verſchloſſen. Gottlieb klopfte höflich an, einmal, zweimal, dreimal. Da noch immer niemand aufthat, ſo that er einen ſanften Tritt an die Thüre, daß ſie aufſprang und nebenbei entzwei krachte. Mitten im Wege zum Werke lagen eine Menge Mühlſteine; Gottlieb ſchob ſie ſanft mit den Füßen nach rechts und links, und gelangte nun an das Werk. Bevor er aufſchüttete und das Werk anließ, ſchürte er ſich ein Feuerlein und kochte ſich eine Morgenſuppe, in die er einen kleinen Schinken ſteckte, daß ſie beſſer geſchmelzt ſei. Da kam eine große Katze mit feurigen Augen, die riß ihr Maul auf, ſtarrte den ſtarken Gottlieb an und ſchrie: Miau! — Hui Katz'! ſchrie Gottlieb und gab ihr einen Tritt, daß ſie eilend kehrt machte. Jetzt ſchüttete er auf, ſetzte das Mühlwerk in Gang, und verzehrte ſein Frühſtück. Gleich war die Katze wieder da, pfauchte

und schrie abermals: Miau! Hui Katz'! schrie Gottlieb und warf ihr den Schinkenknochen auf den Kopf, daß sie um und um zwirbelte und verschwand. Plötzlich stand ein schrecklicher Riese vor dem starken Gottlieb, und brüllte: Mehlwurm! Wer heißt Dich hier mahlen? Gottlieb nicht faul, nahm einen Mühlstein, warf damit den Riesen an die Stirne, und schrie: Mühlwurm, wer heißt Dich hier prahlen? — Da stürzte der Riese hinterrücks nieder und that einen Brüller, daß das ganze Werk wackelte. Gottlieb aber sackte das Mehl ein, und in einen mitgebrachten zweiten Sack die Kleie, nahm die Säcke auf beide Schultern und ging nach Hause.

Hilf Himmel! barmte die Gutsherrin. Der Lümmel lebt und kommt wieder! — Und bald darauf sann sie auf neue Tücke.

Der Ziehbrunnen muß gefegt werden! ordnete die Frau am andern Tage an. Das Wasser schmeckt ganz schlecht und schlammig. Gottlieb kann hinuntersteigen. — Und zu den andern Knechten sagte sie heimlich: Wenn er drunten ist — nehmt euch ja in Acht, daß dem Fresser, der euch alles wegfrißt — kein Stein vom Brunnenrande von ungefähr auf den Kopf fällt! — Die verstanden den bösen Wink und lasen ihn aus dem höhnischen Lächeln der Gutsfrau. Und wie Gottlieb drunten im Brunnen war, schoben sie, indem sie sich über den Rand bogen, die oberen Steine hinunter. Gottliebs Vater war nicht dabei, der war vor kurzem gestorben. Die Steine polterten und plumpten in den tiefen Brunnen und fielen auf den starken Gottlieb, der aber schrie herauf: Dummheit da droben! Wer schüttet denn Streusand in das Tintenfaß? Wartet, wenn ich hinauf komme, will ich euch ledern! — Da liefen die Knechte erschrocken vom Brunnenrande hinweg und versteckten sich, und Gottlieb stieg heraus, wie ein Schorn

steinfeger aus dem Schlot, nur weniger trocken, aber mit eben so vielem Durst.

Kaum wußte nun die Edelfrau, was sie anfangen sollte mit dem starken Gottlieb, oder vielmehr, wie sie es anfangen sollte, ihn vom Hofe zu bringen. Da fiel ihr ein, daß ja in der Nähe sich ein verwünschtes Schloß befinde, das auf dem Berge, an dessen Fuße das neue Schloß des Rittergutsbesitzers stand, in Trümmern lag. In diesem verwünschten Schlosse war es, wie schon diese Bezeichnung ausdrückt, gar nicht geheuer; es ging darin um, und es spuckte in ihm der Geist eines alten Riesen, der vor urgrauen Zeiten darin gehaust und schlimme Thaten genug verübt hatte, weshalb er denn auch da hinauf verwünscht und gebannt war. Eine der schlechten und schlimmen Thaten des alten Riesen war die gewesen, daß er die Vorfahren des jetzigen Rittergutsbesitzers, denen er das Gut verkaufte, um eine große Summe Geldes betrogen hatte, und war das zugleich auch wieder mit ein Grund, weshalb der Riese im alten Schlosse so gräulich spuken mußte.

Die Edelfrau ließ Gottlieb zu sich rufen, verstellte sich und verbarg ihre Abneigung gegen den Knecht, und sprach zu ihm: Höre mein guter Gottlieb! Unser Herr wird Dir nächstens eine ganz besondere Belohnung dafür geben, daß Du so fleißig bist und so viel schaffst, dabei vertraut er Dir auch ganz allein. Droben auf dem alten Schlosse, weißt Du, da wohnt der alte Rittergutsbesitzer, dem mein Mann das Gut abgekauft hat; das ist ein geiziger Hund, und ist uns noch vieles Geld schuldig, zahlt es aber im guten nicht aus — so gehe Du einmal hinauf, Gottlieb und sprich im unguten mit dem alten Spuk, denn Du bist stark und herzhaft — alle andern sind Hasenfüße und Hasenherzen und fürchten sich. Wenn Du uns das Geld bringst, so sollst Du auch ein

gutes Theil davon haben, und Dir etwas rechts dafür zu gute thun.

Die Sache wird sich machen, gnädige Frau! antwortete Gottlieb. Ich will gleich gehen, und wenn Geld da droben zu holen ist, so bringe ich's, darauf verlaßt Euch. —

Bald war Gottlieb droben auf dem Berggipfel und wunderte sich. Hm, hm! machte er. Immer haben sie drunten gesagt, da oben stände ein altes, verfallenes Schloß, hab' deswegen mir auch noch nie die Mühe genommen, hier herauf zu klettern, und nun sehe ich ein nagelneues, schönes Haus, viel schöner als das untere Schloß. Da gibt es ganz sicher Geld genug.

Gottlieb kam an die Eingangspforte des prächtigen Gebäudes, und da kein Klingelzug daran war, so klopfte er, aber die Thüre blieb, gleich jener der Mühle, fest verschlossen. — Dumm! brummte Gottlieb, da muß ich schon wieder der Schlosser sein und meinen Dietrich gebrauchen. Trat daher ein wenig an die Pforte, doch schütterte davon das ganze Thorgewände und die Thüre sprang mit Donnerkrachen auf. Aber wie Gottlieb in den innern Raum trat, umschwebten ihn gleich eine Legion Geister, und an ihrer Spitze stand der gräuliche Riese, welchem Gottlieb in der Mühle den Mühlstein an den Kopf geworfen hatte.

Aha! Ein alter Bekannter! rief Gottlieb. Bist Du vielleicht der Herr von Zahlungern, der andern Leuten ihr Geld aufhebt? Dann rücke heraus! Mein Herr braucht's, und meine Frau, das heißt, meines Herrn Frau, will's haben!

Menschenwurm! brüllte der Riese, und schnitt ein entsetzliches Gesicht. Was wagst Du zu wagen? Wer ist so frech, von dem Besitzer eines alten Schlosses Geld zu verlangen?

Was geht mich Geld an? Hab' Acht, wie ich mit Dir umspringen werde, Du Knirps!

Holla, hoh! da werd' ich auch dabei sein! rief Gottlieb, riß einen Thürflügel ab, und warf ihn dem Riesen an die Stirne, wo man noch die Schramme vom Mühlsteine sah, dann den zweiten — und da machte sich der alte Riese eilend aus dem Staube und warf mit einem Sacke voll Geld nach Gottlieb, den dieser sogleich aufraffte, und sich auf die Schulter lud.

So kam er im untern Schlosse wieder an, und wenn der Edelfrau auch Gottliebs kommen nicht recht war, so war doch dem Edelmann das kommen des Geldes äußerst recht, und er lobte den Gottlieb und sagte: Einen so braven Knecht findet man selten. Heimlich aber wünschte er doch den Gottlieb zum Kukuk, denn bei dessen Kraft graute ihn furchtbar vor der unvermeidlichen Ohrfeige. Er nahm daher Rücksprache mit seinem Schäfer, und traf ein Übereinkommen mit diesem, daß der gegen ein gutes Stück Geld die bewußte Ohrfeige in Empfang nehmen wollte, dann rief er seine Knechte zusammen, ohne den Gottlieb, und sagte ihnen, er werde sie morgen in den Wald schicken, Holz zu holen, da möchten sie Sorge tragen, daß sie zeitig wieder herein kämen, denn wer zuletzt komme, der komme vom Dienst. Und er werde es nicht ungern sehen, wenn Gottlieb der letzte sei. Solches geschah, alles eilte nach dem Holze, und niemand weckte Gottlieb, und als er endlich noch ziemlich schlaftrunken erschien, und sich die Augen rieb, schrie ihn sein Herr an: Ei Du fauler Geselle! Alles ist schon zu Holze, und wer zuletzt nach Hause kommt, kommt vom Dienst.

Ah! rief Gottlieb, und streckte die Arme hoch in die Höhe, und dehnte sich, und gähnte, und sagte: Das ist mir etwas ganz neues.

Schönen Dank, daß Du mich nicht verſchlungen haſt, wie Du Dein Maul ſo aufriſſeſt! ſpottete der Gutsherr. Neu oder nicht, es bleibt dabei.

Wohl, hin! ſagte Gottlieb, nahm ſein Beil, und ging nach dem Walde zu. Da waren ſeine Mitgeſellen ſchon mit der Arbeit fertig, und er ſah ſie von weitem ſich entgegen kommen. Da ging er nach einem nahen großen Teiche, über deſſen Abfluß ein Steg führte, über den einzig und allein der Weg vom Walde nach dem Gute führte, riß die Schleußen auf, daß die volle Fluth ſich in den breiten Abflußkanal ergoß, trat mit dem Fuße den Steg in Stücken und ließ die Balken vom Waſſer fortfluthen, dann ging er ſeinen Mitknechten gemachſam entgegen, die ihn tüchtig auslachten und froh waren, ihn heute noch aus dem Dienſte gejagt zu ſehen; er aber rief: Eilet nicht zu ſehr, wartet ein wenig auf mich, ich komme bald wieder! und ging nach dem Walde — jene aber eilten, was ſie eilen konnten, nach dem Schloſſe zu kommen, da kamen ſie an die rauſchend vorbeiſchießende Waſſerfluth ohne Steg und Brücke, und hätten ſie den Teich umgehen wollen, hätten ſie Stunden gebraucht. Sie mußten alſo warten, bis Gottlieb wieder kam, der ſein Tagewerk leicht und ſchnell im Verlauf einer kleinen Stunde vollbracht hatte. Und wie er nun kam, brachte er einen Heubaum mit, den ſtemmte er in den Fluß, wie einen Turnerſpringſtock und ſchwang ſich an das andere Ufer hinüber, dann warf er den Heubaum wieder über den Fluß, und ſchrie ſeinen Kameraden zu: Macht's wie ich! — aber von dieſen hatten an dem Heubaume zwei zu heben, und ſie mußten ſitzen bleiben, bis der Teich alle ſein Waſſer vorübergeſchickt hatte, welches mehr als einen Tag dauerte. — Immer lebhafter wurde der Wunſch der Gutsherrſchaft den ſtarken Gottlieb los zu ſein, und daher machte

ihm der Rittergutsbesitzer den Vorschlag, ihm seinen Lohn zu gewähren; er habe einen Ersatzmann als Ohrfeigenempfänger, der solle die Zahlung erhalten, und dann soll Gottlieb gehen, wohin er Lust habe und bleiben, wo er wolle.

Gottlieb sagte: Es kommt auf eine Probe an; ich habe ja auch proben müssen.

Jetzt stellte sich der Schäfer als Ersatzmann, Gottlieb sah ihn mit mitleidigem und spöttischem Blicke an, und sagte: Du? Wahrlich Du dauerst mich! — nahm ihn, hob ihn leicht, wie einen Nußknacker in die Höhe und schlug ihm eine so derbe Ohrfeige ins Gesicht, daß der Schäfer in die Luft flog wie der Spielball eines Knaben, aber gar nicht wieder herunter kam. Der Gutsherr und seine Frau kreuzigten und segneten sich, und waren froh, daß er nicht diese Ohrfeige bekommen hatte, und sagten: so, nun kannst Du gehen.

Nä, sagte Gottlieb. Gehen? Nä — selbes kann ich nicht. Es war nicht der rechte; mit Euch, gnädiger Herr, hab' ich gedingt. Ich liebe nicht Cichorien oder Runkelrüben statt Kaffee, ich bin kein Freund von Ersatzmannschaften. Ihr habt gesagt: ich solle gehen, wohin ich Lust habe, und bleiben, wo ich wolle. Habt ihr nicht so gesagt?

Ja, allerdings, ich sagte so — antwortete verdrüßlich der Gutsherr.

Nun — versetzte Gottlieb: so gehe ich in mein Bette, und bleibe hier auf dem Gute.

Da wurde der Gutsherr sehr böse, und rief: So bleibe in des Kukuks Namen, Du Kobold! So gehe ich! Mit Dir will ich nicht leben und zuletzt noch wie der arme Schäfer als Luftballon oder als Sternschnuppe am Himmel herumfahren. Nimm alles und helfe Dir der böse Feind hausen und wirthschaften!

Nun, wenn Ihr denn nicht anders wollt, gnädiger Herr! ſprach Gottlieb ſehr ſanftmüthig: ſo bedank' ich mich fein recht ſchön, und wünſche Euch und der gnädigen Frau recht viel liebes und gutes! Ihr könnt auch Eure Sachen mitnehmen, und ich will euch bis in die nächſte Stadt in meiner Kutſche und mit meinen Pferden fahren laſſen. —

Fahre Du ſelbſt zur Hölle! ſchrieen außer ſich der geweſene Gutsherr und ſeine Ehehälfte, und entfernten. Gottlieb aber nahm die Knechte und Mächte in ſeinen Dienſt, und ließ ſeine alte Mutter, an der er vierzehn Jahre getrunken hatte, in das Schloß ziehen, und gab ihr ein goldenes Bette und ſeidene Kiſſen und Bettdecken, und alle Tage den beſten Wein zu trinken und alles gute zu eſſen.

Ein Jahr danach, es war juſt Heuärntezeit, und die Knechte und Mägde waren auf der Wieſe mit heumachen beſchäftigt, kam etwas aus der Luft heruntergefallen, das war der Schäfer, der hatte ſo lange oben herumgezwirbelt, und war über alle Waſſer und Welttheile weggeflogen; er lebte noch und blieb auch am Leben, denn er fiel auf einen großen Heuhaufen, und das war ſehr gut für ihn, ſonſt hätte das alte Lied auf ihn gepaßt, welches anhebt:

Kukuk hat ſich zu tod gefallen.

7.

Gevatterin Kröte.

Ein feines Bauerndirnlein ging einſt an einem Weiher vorüber, da ſah es am Rande eine große dicke Kröte ſitzen, die guckte ſo recht ſtarr und häßlich. Na — bei Dir möcht' ich auch Gevatter ſtehen! rief voll Abſcheu das Mädchen. Da hob die Kröte den rechten Vorderfuß in die Höhe, als wenn ſie einen Handſchlag geben wollte. Dem Mägdlein gruſelte und es eilte weiter.

Als Abends die Jungfer in ihre Kammer trat, ſaß die Kröte krötenbreit mitten auf der Diele. Das Mädchen ſchrie. Schreie nicht! ſprach die Kröte. Haſt Du mir nicht verſprochen, bei mir Gevatter zu ſtehen? Ich nehme Dich beim Worte! Folge mir, oder Du erlebſt nicht den morgenden Tag! In Todesangſt folgte der voranhüpfenden Kröte das junge Mädchen, durchs Dorf, durch die Nacht, an den Weiher; dort war im Schilf eine Öffnung, eine Treppe führte hinunter. Die Kröte hüpfte voran, das Mädchen folgte. Drunten verwandelte ſich die Kröte in eine ſchöne Frau, und zeigte dem erſtaunten Mädchen ſein Pathchen, ein nettes niedliches Nixenkind. Der Dienſt ſoll Dich nicht reuen! ſprach ſie. Und dann begann ein großes herrliches Feſt in den Räumen der unterirdiſchen Waſſerwelt, und die junge Dirne wurde hoch geehrt

und bedient von den ſchönſten Nixen, und herumgeführt in allen Grotten, die wie eitel Eis und Silber glänzten, und empfing endlich von ihrer Gevatterin Kröte noch drei wunderbare Gaben, deren Beſitz ſie lebenslänglich glücklich machte, denn ſie wurde wohlbehalten wieder zurückgeführt, und hätte ſie nicht Morgens beim erwachen die Gaben vorgefunden, ſo hätte ſie geglaubt, es ſei ihr alles nur im Traume begegnet. In ihre Erinnerung aber miſchte ſich dem Entzücken doch auch ein geheimes Grauen, und nie in ihrem Leben vermochte ſie es über ſich, wieder an jenem Weiher vorüber zu gehen.

8.

Seelenlos.

Es war einmal ein Menschenfresser, der verspeiste nichts lieber als junge Mädchen, und war so gewaltig und gefürchtet im Lande, daß niemand es wagte, ihn zu bekämpfen und ihm diesen Appetit zu vertreiben, vielmehr mußte ihm, sobald er ein Mägdelein verspeist hatte, ein anderes geliefert werden, und um bei der Wahl unparteiisch zu verfahren, mußten alle Mädchen des Landes bis zu einem gewissen Alter, (nicht über achtzehn Jahre) das Loos ziehen, ohne Unterschied des Ranges und Standes ihrer Ältern; denn Seelenlos, so war der Name jenes mädchenfressenden Ungeheuers, sagte stets, er liebe nächst dem Mädchenfleische, vor allem die Gleichberechtigung.

Nun geschahe es, daß eines Tages abermals das Loos gezogen wurde, welches jedesmal für die arme Jungfrau, die es traf, ein trauriges nicht nur hieß, sondern auch war, und daß sothanes Loos die Tochter des Königes traf. Zwar suchte der König durch anerbieten vieler Schätze das Loos, welches ihr drohete, von seiner Tochter abzuwenden, aber Seelenlos sprach:

Nein! Was einem recht ist, ist dem andern billig. Mir ist es recht, daß das Loos die Königstochter getroffen ha.

denn ich habe noch keine Prinzeſſin gegeſſen, halte aber dafür, daß ihr Fleiſch zart und gut ſein müſſe und deshalb ſo muß es der König billig finden, daß ich ſeiner Schätze ihn nicht berauben, ſondern mich ehrlich und redlich nach meinem Grundſatze der Gleichberechtigung mit Fleiſche von ſeinem Fleiſche begnügen will.

Da indeſſen nicht alsbald gleich nach gezogenem Looſe die Königstochter ausgeliefert zu werden brauchte, ſo ließ der König bekannt machen, daß, wer ſeine Tochter von dem ſchrecklichen ihr drohenden Looſe erlöſe, dieſe zur Gemahlin und ſein halbes Reich als Mitgift erhalten ſollte. Allein es meldete ſich niemand, denn mit Leuten, welche Seelenlos heißen oder ſind, iſt ſchlecht umzugehen, und niemand mag ſich mit ihnen befaſſen, ſollten ſie auch nicht juſt ausſchließlich Menſchenfreſſer ſein. Da hörte ein junger Soldat von des Königes Aufruf und dachte in ſeinem Sinn: Hm: Mir iſt in meinem Dienſte ſchon ſo viel ſeelenloſes vorgekommen, und iſt mir dafür ſo viele Herzhaftigkeit eingekorporalt worden, daß ich's wol mit Herrn von Seelenlos aufzunehmen mir getraue. Ging alſo zum Könige und bat ſich die Gnaden aus, ſein Leben gegen Seelenlos für ihn und die Prinzeſſin in die Schanze ſchlagen zu dürfen. Darauf gab ihm der König ein ſchönes Handgeld, und ſchenkte ihm ein ſcharfes Vorlegemeſſer, um wo möglich den Mann der Gleichberechtigung damit in Stücke zu zerſchneiden.

Der muthige Soldat machte ſich auf den Weg, und kam über einen Anger, auf ſelbigem lag ein todter Eſel und ſtreckte alle vier Beine von ſich, und um den Eſel herum ſaßen ein Löwe, ein Bär, und ein Adler, auf der Naſe aber ſaß eine große blaue Schmeißfliege; jedes wollte ſeinen Theil vom Eſel haben, und alle vier konnten, wie das ſo häufig bei Thei-

lungen der Fall iſt, über die Theilung ſich nicht einigen, und riefen den Soldaten an, als Unparteiiſcher das Theilungsgeſchäft in der Vorausſetzung vorzunehmen, daß er nicht etwa ſelbſt am Eſel ſich betheiligen wolle, denn für dieſen Fall würden ſie alle viere über ihn herfallen.

Nein! ſagte der Soldat: ich will nichts mit lebendigen Eſeln zu ſchaffen haben, geſchweige denn mit toden! Aber theilen will ich nach Recht und Überzeugung, und nach dem ſchönen Spruche: Jedem das ſeine! Zog ſein Vorlegemeſſer, ſtrich es hübſch auf ſeinem Säbelriemen ab, wie ein Barbier mit ſeinem Scheermeſſer auf dem Streichriemen thut und fing an, den Eſel nach Herzensluſt zu zerlegen.

Dir, dem Löwen, ſprach der einſichtsvolle Soldat: gebürt vor allem der Löwentheil, der Eſelskopf, mit dem ſchönen Gehirn, weil Du ſelbſt der Thiere Haupt und König biſt, dann die breite, kräftige Eſelsbruſt, die ſtets ſo ſiegesſtolz und freudig weithin jauchzet, und mit ihrem Ruhme die Welt erfüllt nebſt einem Rückenſtück und zwei Schinken.

Dir, dem beherzten heißblutigen Adler, dem Könige der Vögel, gebürt des Eſels Herz ſammt allem edlen Eingeweide, abſonderlich der ſtarken Lunge, ſo wie Leber und Nieren, und ein Schinken, vom Fleiſche ebenfalls ein Rückenſtück, und ein Lendenbraten.

Dir Meiſter Petz, kühner Nordlandsrecke, großer Brummer und in nördlichen Gegenden auch ein König der Thiere, gebührt das dritte Rückenſtück, der zweite Lendenbraten, und der vierte Schinken, und was Du ſonſt magſt. Und Dir endlich, blau angelaufene Schmeiße, kleiner Brummer, gebührt des Eſels Schwanz, die Beine, und alles, was die drei andern nicht mögen und etwa übrig laſſen zu wollen in Gnaden geruhen dürften. Du wirſt Dich damit um ſo freudiger be-

ſcheiden, da Du ja viel zu delicat biſt, als ſchnödes Eſelsfleiſch zu eſſen, vielmehr Dich vom Thau und Dufte der Blumen ſättigeſt, und nur für Deine Eier und künftige Larvenbrut ein wenig faulen Fleiſches bedarfſt.

Die vier Thiere waren mit dieſer Theilung außerordentlich zufrieden, und zollten dem klugen Soldaten den Tribut ihres Dankes. Die Brummfliege ſetzte ſich ihn auf die Hand, küßte dieſe mit dem Rüſſel und mit dem After zugleich, und ſprach: So oft Du dieſe Stelle mit Deinem Finger berührſt, kannſt Du deine unförmliche und ungeſchlachte Menſchengeſtalt in eine eben ſo ſchöne, zarte und bewunderungswürdige, auch mit reizendem-Muſiktalent begabte Brumm-Fliege verwandeln, wie ich eine bin. Der Adler zog ſich mit ſeinem Schnabel eine Schwungfeder aus dem rechten Flügel, reichte ſie dem Soldaten dar, und ſagte: Mittelſt dieſer Feder kannſt Du dich, ſo oft Du ſie drehſt, in einen Adler verwandeln, und als ſolcher große Dinge thun; auch kannſt Du ſie ſchneiden und was Du mit ihr unterſchreibſt und verbrieffſt oder verbriefen läßt, das hält und dauert drei Tage länger, als die aſchgraue Ewigkeit.

Biederer Menſch, ſprach der Löwe: ich muß Dir eine Pfote geben, das wird Dich ſtärken und großmächtig machen in der Welt! — und der Bär ſprach:

Edelſter der Edeln! Komm an mein Herz, ich muß Dich umarmen und Dir einen Kuß geben! aber der Soldat entgegnete: ich dank' euch zwei beiden ſchönſtens! Ihr ſeid gar zu gütig! Ich habe ſchon genug! denn er fürchtete die ſcharfen Klauennägel der Löwentatze, wie des Bären Umarmung und die Nähe von deſſen Zähen an ſeiner Naſe. Er drehte daher ſehr ſchnell die Feder, und wurde zum Adler, als welcher er ſich raſch in die Lüfte erhob, von wo aus er nach dem

Hauſe des Herrn Seelenlos umherſpähete, und daſſelbe mit ſeinem Adlerblicke auch ſehr bald entdeckte. Das war ſchon ein großer Gewinn für den braven Soldaten; doch mußte er nun auch auf Mittel ſinnen, wie dem Seelenlos beizukommen ſei, welchem mittlerweile die Königstochter ausgeliefert worden war, doch hielt jener dieſelbe noch eine Zeitlang gefangen. Nun verwandelte ſich der Soldat erſt wieder in einen Menſchen, drückte mit dem Finger auf das kleine Denkmal der Fliege auf ſeiner Hand, und verwandelte ſich dann in eine ſolche, und ſchlüpfte durch das Fenſter des Gemaches, in welchem die Königstochter gefangen ſaß, verwandelte ſich dort in ſeine menſchliche Geſtalt, und theilte der Prinzeſſin die Abſicht mit, ſie zu erlöſen, nur möge ſie ihm ſagen, auf welche Weiſe er dieß möglich machen könne, indem er es für eine große Kunſt und ſchwere Aufgabe halte, jemanden zu entſeelen, der Seelenlos ſei und heiße. Jedenfalls müſſe Herrn Seelenlos' Seele doch irgendwo ſich befinden, und dieſes wo? müſſe ausfindig gemacht werden.

Die Königstochter war ſehr erfreut über das Vorhaben des tapfern Soldaten, ſie zu befreien, und verhieß ihm, Erkundigungen einzuziehen. Hierauf nahm der Soldat ſeine Verwandlung vor und entfernte ſich; zu der Königstochter aber kam Seelenlos, der Menſchenfreſſer, und brachte ihr treffliche Speiſen und Getränke, damit ſie ſich gut nähre, bis er die Zeit erſehen würde, ſie zu verſpeiſen. Sie fragte ihn gleich, wo denn ſeine Seele ſei? er aber antwortete ihr: Dir das zu ſagen werde ich wol bleiben laſſen, denn wenn ſchon ich Seelenlos bin, ſo bin ich doch nicht hirnlos, und es könnte mir, wenn nicht an der Seele, ſo doch am Leibe ſchaden, wenn ich mein größtes Geheimniß Dir, einem ſchwatzhaften Weibe, anvertrauen wollte.

Aber die Königstochter ließ mit Bitten nicht nach, bis Seelenlos ihr dennoch ſein Geheimniß anvertraute und ihr ſagte, ſeine Seele ſei in einer kleinen goldenen Truhe verſchloſſen, dieſe Truhe ſtehe auf einem gläſernen Felſen und der Felſen ſtehe mitten im rothen Meere. Ein böſer Zauberer habe das alles ſo angerichtet, ihn ſeelenlos und nächſtdem mädchenfleiſchfreſſend gemacht; er könne nichts dafür; wenn er ſeine Seele wieder bekomme, ſo werde er die jungen Mädchen nicht mehr ſo freßlieb haben, ſondern ſie mit beſcheidenen Augen anſehen.

Das alles ſagte die gefangene Königstochter dem Soldaten wieder, als dieſer ſie abermals beſuchte, und alsbald verwandelte derſelbe ſich in einen Adler, und flog nach dem Schloſſe der vier Winde. Dieſe ſelbſt waren ausgeflogen, aber ihre Mutter war zu Hauſe, und er bat letztere um Herberge in ihrem luftigen Palaſte, und erzählte ihr ſeine Geſchichte, worauf die Windmutter gleich bereit war, ihm durch ihre Söhne Beiſtand zu leiſten. Gegen Abend kamen der Südwind und der Oſtwind nach Hauſe; dieſen beiden ſtellte die Windmutter den tapfern Krieger vor, und beſchenkte letzteren mit einem Wünſchelflughütchen, das ihm die Kraft verlieh, ſo ſchnell, wie der Wind zu fliegen. Am andern Morgen, als die Winde ausgeruht hatten, erhoben ſie ſich auf's neue, und der Soldat flog in Adlergeſtalt mit ihnen und eben ſo raſch wie ſie, und kam an die Küſte des rothen Meeres; unterwegs hatte er den Winden erzählt was er wünſche, und die Winde fuhren nicht über das Meer, damit es ruhig bleibe. Dann geboten ſie den Fiſchen, das Käſtchen zu ſuchen, in dem ſich die Seele des Herrn Seelenlos befand. Das thaten auch die Fiſche, und ſie fanden wol den gläſernen Felſen, darauf die kleine Truhe ſtand, konnten aber nicht hinauf. Endlich

kam eine krumme Gadde oder Weißling', die ſchnellte ſich in die Höhe, und ergatterte das Trühlein mit einem Satze, faßte es in ihr Maul und brachte es dem Adler. Dieſer ſchlug mächtig mit ſeinen Schwingen, wackelte mit dem Schwanze, und tanzte vor Freude, worüber die Winde ſehr lachen mußten, denn ſie hatten noch keinen Adler poſſirliche Sprünge machen ſehen, ſo viel ſie auch ſchon geſehen hatten. Hierauf drückte der Adler erſt den Winden, dann dem Weißling ſeinen verbindlichſten Dank aus, und flog, immer noch das Wünſchelflughütlein auf dem Kopfe, nach der Heimath zurück, und geradewegs nach dem Schloſſe des Herrn Seelenlos, auf welchem er ſich wieder in einen Menſchen verwandelte. Er ließ ſich ſofort anmelden, als ein Handelsmann aus dem Morgenlande, der ein Kleinod anzubieten habe. Seelenlos war ſehr ungnädig über ſolchen zudringlichen Beſuch, und ließ den Angemeldeten nur deshalb eintreten, um ihn mit Grobheiten zu beköſtigen, die Jedermann anzuthun er ſich zu jeder Zeit gleich berechtigt glaubte, fuhr ihn auch alsbald trutziglich an, denn ein Menſch ohne Seele kann nicht anders ſein als ungeſchliffen und patzig.

Der Soldat und verſtellte Handelsmann kehrte ſich indeſſen nicht an des Herrn Seelenlos grimmiges Geſicht und an ſein anſchnauzen, ſondern war um ſo höflicher, je gröber jener war, der ſich nicht anders gebehrdete, als wolle er ihn ebenfalls freſſen.

Ich habe einen Schatz, der für Euer Gnaden von unſchätzbarem Werthe iſt, ſprach der Fremde: und biete denſelben Ihnen zum Tauſche an.

Wird ein rechter Bettel ſein, Sein Schatz! murrte Seelenlos. Was kann ſo ein Lump mir bieten? Bildet Er ſich ein, ich könne Ihn nicht mit baarem Gelde bezahlen, daß Er

ſich erfrecht, vom Tauſche zu reden? Was hätte ich, das Ihm anſteht? Gleich will ich's wiſſen!

Eure Gnaden halten gnädigſt zu Gnaden! antwortete der Fremde. Hochdieſelben halten ein Juwel in Verwahrung, das iſt die ſchöne Königstochter, und der Bettel, nach Hochdero eigener Taxation, den ich gegen dieſes Kleinod anzubieten mich unterfange iſt Euer Gnaden — gnädige Seele.

Meine Seele! rief Seelenlos mit namenloſem Erſtaunen. Meine Seele haſt Du? bei meiner armen, leider verlorenen und mir abhanden gekommen Seele ſchwöre ich Dir, daß Du, wenn ich hundert Königstöchter gefangen hielt, alle hundert bekommen ſollteſt, wenn ich nur meine Seele wieder hätte.

Ich beſcheide mich mit der Einen, erwiederte der Handelsmann, hundert dürften mir zu viele werden. Aber ſchließen wir den Vertrag ſchriftlich ab! Mit dieſen Worten zog der Soldat ein beſchriebenes Blatt Papier hervor, darauf ſchon alles kurz und bündig ſtand, und reichte Seelenlos die Adlerfeder dar, mit ihr zu unterzeichnen, welches Seelenlos auch that; dann ließ er auf der Stelle ſeine ſchöne Gefangene herbeiführen, die eine große Freude hatte, den Soldaten bei dem Menſchenfreſſer zu finden, welcher bereits den Fremden ſich auf das Kanapee hatte niederſetzen laſſen, indem ſchon die Nähe ſeiner Seele begann, ihn menſchlicher zu ſtimmen. Die Königstochter aber hatte geglaubt, ſie ſolle in die Küche geführt und dort abgeſchlachtet werden, wie eine arme Taube. Jetzt nahm der Soldat das kleine goldene Trühelein aus ſeiner Taſche, welches mit einer Schraube verſchloſſen war, und gab es in Seelenlos Hand. Dieſer öffnete geſchwind die Schraube, hielt die Öffnung an ſeinen Mund, und ſog mit Wohlgefühl ſeine Seele in ſich ein. Da war mit einemmale der ſchlimme Zauber gelöſt. Die Königstochter war nicht mehr gefangen

und Seelenlos war nicht mehr seelenlos, sondern vielmehr ganz selig; er umarmte den Soldaten unter einem Strome von Freudenthränen, und hätte gern auch die Königstochter umarmt, aber eine ehrfurchtvolle Scheu hielt ihn davon zurück, der beste Beweis, daß er wieder eine Seele gewonnen hatte, doch bat er beide um ihre Freundschaft. Hierauf zog der Soldat mit der Königstochter von hinnen, ward vom Könige, ihrem Vater, in den Prinzenstand erhoben, heirathete als neuer Prinz die junge Prinzessin, und der gewesene Seelenlos verspeiste keine jungen Mädchen mehr, ward vielmehr der artigste Cavalier von der Welt.

9.

Das Hellerlein.

Ein fremder Wandergaſt trat in ein Bauernhaus, und fand allda die Familie, den Vater mit Frau und Kindern in trüber Stimmung und in Trauerkleidern, denn ihnen war vor wenigen Wochen ein liebes und ſchönes Kind, ein Mädchen geſtorben. Die Leute ließen den Fremden, der ihnen jedoch verwandt war, an ihrem Mittagsmahle Antheil nehmen. Man ſetzte ſich nach geſprochenem Gebete zu Tiſche, da ſchlug es zwölf Uhr. Und mit dem letzten Schlage der Uhr ging ganz leiſe die Stubenthüre auf, und es trat ein bleiches Kind herein in die Stube, grüßte niemand, ſah ſich nicht um, ſprach kein Wort, ſondern ging ſchwebenden Ganges in die Kammer. Niemand ſprach ein Wort, und auch der Fremde fragte nicht, aber es überlief ihn ein Schauer.

Geſchäfte hielten den Verwandten noch einen und den andern Tag im Orte und bei den Leuten, die ihn aufgenommen, feſt, ſonſt wäre er lieber gegangen, denn am zweiten Tage zeigte ſich dieſelbe Erſcheinung; das bleiche Kind kam zur Stubenthüre herein und ging ſchweigend in die Kammer — ohne daß die Leute es nur zu gewahren ſchienen. Daſſelbe geſchah am dritten Tage, da hielt der Fremde nicht länger an ſich, ſondern fragte: Ei ſaget doch, was iſt das für ein Kind,

das jeden Mittag Glock zwölf ſo ſtill durch die Stube und in die Kammer geht?

Ich weiß von keinem ſolchen Kinde, ich ſah noch keins — antwortete der Vater, die Mutter aber begann zu weinen. Jetzt ging der Fremde zu der Kammerthüre, öffnete ſie ein wenig und blickte in die Kammer. Da gewahrte er das Kind. Es ſaß an der Erde und grub mit den Fingern in einer Ritze zwiſchen zwei Dielen gar ämſiglich, und wühlte und ſeufzete leiſe: Ach das Hellerlein! Ach das Hellerlein! als aber die Kammerthüre ein wenig knarrte, fuhr das Kind erſchrocken zuſammen und verſchwand. Nun ſagte der Gaſt den Leuten an, was er geſehen, und beſchrieb des Kindes Geſtalt, da rief die Mutter ſchluchzend aus: Ach Gott, ach Gott! das war unſer Kind, das wir vor vier Wochen begraben haben! Warum nur hat es keine Ruhe im Grabe? Nun gab der Gaſt den Rath, die Diele aufzubrechen, und als das geſchah, ſo fand ſich darunter ein armſeliges Hellerlein, das hatte das Kind in der Kirche in den Klingelbeutel legen ſollen, hatte es aber behalten, bis es noch eines zweiten habhaft würde, dann hatte es ſich wollen eine Pfennigſemmel kaufen. Zu Hauſe aber hatte das Kind das Hellerlein fallen laſſen, und es war zwiſchen den Dielen in die Ritze gefallen. Deshalb hatte das Kind keine Ruhe im Grabe. Am Tage darauf warf des Kindes Mutter das Hellerlein in den Klingelbeutel, und von nun an kam das Kind nicht wieder.

10.

Der ſchwarze Graf.

Einſt zog ein Ritter durch den Wald, ſein Knappe folgte ihm; es wurde Nacht, doch der Ritter kannte keine Furcht. Verrufen war die Gegend, gemieden der Weg durch den wilden Wald, den der Ritter mit ſeinem Knappen ritt. Der Weg führte beide vorüber am Schloſſe eines befreundeten Ritters, deſſen Tochter gerade Hochzeit hielt, und er ſprach als Gaſt dort eine kurze Zeit zu. Die Freunde wollten ihn länger halten, er ſollte mit ſeinem Knappen im Hochzeithauſe übernachten, aber den Ritter trieb Eile, er lehnte alle freundlichen Einladungen zum bleiben ab. Man warnte ihn, man ſagte ihm, im Walde, den er noch zu durchreiſen habe, hauſe der „ſchwarze Graf," ein geſpenſtiger Ritter, der allen, auf welche er ſtieße, namenloſe Schreckniſſe bereite. Selbſt die Braut verſchwendete ihre Bitten an den Freund ihres Vaters; ſie führte ihm das Sprüchwort zu Gemüthe: „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund." Unaufſchiebbares Geſchäft ſchützte der Gaſt vor und entritt. Weg und Wald waren ſehr finſter. Der Ritter und der Knappe ritten ſchon drei Stunden lang, noch war ihnen nichts begegnet, der Ritter ritt im Panzer ſeines Muthes und guten Gewiſſens gegen den Angriff feindlicher unterirdiſcher

Mächte, gegen Feindesangriff irdiſcher Art ſchirmte ihn die eiſerne Rüſtung, die ſtarke Fauſt, das blanke Schwert.

Jetzt drängte plötzlich der Knappe ſein Roß vor, neben das ſeines Herrn und flüſterte ängſtlich: Herr! Es reitet Einer hinter uns — hohl klingt der Hufſchlag ſeines Roſſes — und ſchaut Euch um, Herr — ſeht wie Feuerſchaum dem Roſſe vom Gebiſſe träuft, ſeht, wie ſeine Nüſtern Funken ſprühen.

Schnell war der ſchwarze Reiter, der ihnen folgte, an den beiden. Hollah,! Geſellſchaft! Wackere Kumpane! rief eine tiefe, hohle Stimme.

Gott zum Gruß! antwortete der Ritter, und der Rappe des Fremden ſtieg bäumend in die Höhe, und ſchnaubte Ströme Feuers aus den Nüſtern — von deſſen Schein des ſchwarzen Ritters Eiſenrüſtung roth erglühete.

Für ſolchen Gruß dank' euch der Teufel, nicht ich! verſetzte wild der rieſige Nachtgeſell und hieb wild auf den bäumenden Rappen. Doch wißt, Ihr ſeid verirrt! Kommt mit mir auf mein Schloß, ganz nahe liegt's, dort ſeht ihr ſchon die Fenſter ſchimmern.

Ich danke, hab' nicht Zeit zur Einkehr! antwortete der Ritter — doch jener rief gebietend: Zeit wird ſich finden! und lachte, daß es weit im Walde gellte. Eine lange ſchwarze Mauer zog quer über den Weg, in der Mauer war ein halbverfallenes Thor — der Weg führte gerade hinein, und im Ring der Mauer lag das Schloß, ein gewaltiger vielgethürmter Bau. Droben im Gewirre der Thürme und Thürmchen kreiſchten Eulen. Am Thore des Hauſes ringelten ſich ſteinerne dickleibige Drachen mit weit vorgeſtreckten dünnen Hälſen um die Säulen. Nur wenige Fenſter waren erhellt — — ſchwarz ragte der ganze übrige Bau empor zum dunkeln Himmel.

Der ſchwarze Graf ſchwang ſich vom Roß — und dieſes Roß ſank hinter ihm in die Erde.

Folget mir hinein! rief der ſchwarze Graf ſeinen gezwungenen Gäſten zu.

Nicht hinein! Um des Himmels Willen nicht hinein! flüſterte der treue Knappe ſeinem Herrn ins Ohr.

Schweige Knecht! ſchrie der ſchwarze Graf dieſem gebieteriſch zu. Hier herrſcht nicht des Himmels Wille, ſondern mein Wille! Bleibe in Blendung!

Da ſchwand vor des Knappen Augen das Schloß, er ſtand auf öder einſamer Heide, neben einem alten Gemäuer, drei Thürme ragten daraus empor — das war nicht mehr des ſchwarzen Grafen Schloß, das war ein anderes Haus.

Der Ritter folgte ſeinem Führer voll Muth die Stufen einer Wendeltreppe hinan. Von Zeit zu Zeit ſtreckte ſich eine Greifenklaue aus der Wand, die hielt eine brennende Kerze, die Kerzen waren ſchwarz und weiß. Die Wände waren kohlſchwarz. Des ſchwarzen Grafen Rüſtung war auch ganz ſchwarz, und ganz nach uralter Art, ein Kettenpanzer umkleidete ihn völlig, nur auf dem Haupte trug er einen Helm ſeltſamer Form; der Kamm dieſes Helmes waren nicht gegoſſen oder geſchmiedet, er war lebendig und war gebildet von einem kleinen ſalamandergleichen Drachen, der ſeine Klauen feſt an den Helm geklemmt hielt, den Kopf bisweilen drehte und deſſen ſchwarze Funkelaugen wie Demantſpitzen blitzten. Lang hing des Drachen Schwanz vom Helme abwärts bis in den Nacken und ſchlenkerte bald hinüber, bald herüber. Droben ſtand am Ende der Treppe der ſchwarze Graf, und wandte ſich ſeinem Gaſte zu. Bleich war ſein Antlitz, bleich und ab-

gezehrt, ſeine Augen lagen tief in ihren Höhlen und blickten Mord, ſie waren ohne Wimpern und über ihnen wölbten ſich keine Brauen. Der ſchwarze Graf keuchte ſchwer und ſein Athem glühte wie der Hauch der afrikaniſchen Wüſte, feuerheiß.

Nun folge mir, und ſchaue was ich that und wie ich leide! ſprach zu dem Ritter der ſchwarze Graf. Einem jeden, der Mitternachts meinen Weg reitet, muß ich zeigen meine Miſſethat. Brauchſt nicht für mich zu beten, Mann! Meine That ſühnt nicht Reue, nicht Fürbitte, nicht Gebet.

Die Thüre eines Saales, mit phantaſtiſchem Bildwerke verziert, ſprang donnernd auf — kalter Eishauch, wie von einem Gletſcher, wehete aus dem Saale entgegen. Der große weite Saal war auch ganz ſchwarz und war ganz leer — nur in der Mitte — da ſtand etwas, beleuchtet von einer matten trüben Ampel, die darüber von der Decke niederhing. Und was dort ſtand, das war ein Sarg, und in dem Sarge lag eine Leiche, die Leiche einer alten kleinen Frau, ganz weiß gekleidet, die Hände an einander gelegt, wie zum Gebete — über den Händen aber, aus der Bruſt, ragte der ſchwarze Griff eines Dolches.

Hier meine Mutter! rief der ſchwarze Graf. Hier ihr Mörder! rief er noch einmal, daß es ſchaurig im Saale hallte, und brach am Sarge in die Knie. Da hob ſich plötzlich die Leiche im Sarge empor und wuchs und wuchs, ſo rieſengroß — ſo ungeheuer, ein grauſer Spuk, und deckte ſich über den ſchwarzen Grafen und füllte mehr und mehr den Raum, und der Ritter wich zurück, bis die Wand ihn hemmte — immer grauſiger wurde die entſetzliche Geſtalt, immer höher — ihr weißes Antlitz war ſchon ſo groß wie der Vollmond im Aufgehen, und ihr Gewand wallete wie Nebel — ihre Hände

aber gruben in der Bruſt des ſchwarzen Grafen, und gruben ihm das Herz aus der Bruſt.

Dem Ritter flirrte es vor den Sinnen, wie Nachtflöre einer Ohnmacht! Er zog ſein Schwert und ſchrie: Unholde! Weicht im Namen des Gekreuzigten! Da gellte ein entſetzlicher Schrei, da krachte das Gebälk, wankte das Haus, ſank Sarg und Wand, ſank Graf und Gräfin, ſank der Boden ſammt dem Ritter tief, tief hinab in undurchdringliche Nacht. Aus einer Betäubung erwachte der Ritter. Sein treues Schwert hielt er noch in der Hand. Schwarze Nacht war rings um ihn her, ſein Fuß trat auf Moorgrund, ſeine Hand ertappte Mauerwerk und feuchtes Gras, Nachtluft umwehte ihn kühl und ſchauernd.

Was war das? Und wo bin ich? fragte ſich der Ritter, und unruhevoll klopfte ihm ſein ſonſt ſo muthiges Herz. Er rief laut den Namen ſeines Knappen. Horch! Ein Antwortruf, aber aus weiter Entfernung. Der Ritter rief wieder — der Knappe kam näher — er führte noch die beiden Roſſe an den Zügeln.

Herr, wo ſeid Ihr? rief von weitem der ſich nähernde Knappe.

Hier! Hier im Moor und unter Trümmern, rief der Ritter.

Mit Mühe half durch zuſammenknüpfen von Riemen und Strängen der Knappe ſeinem Herrn aus dem Sumpfe, darüber begann der Morgen zu dämmern — und nun ſahen Herr und Diener allmählich, wo ſie waren. Auf ſumpfiger Heide, neben einem ganz verfallenen Bau, am Ende eines Waldes — und eine Strecke davon im Nebeldämmer jenes Gebäu, an dem der Knappe geraſtet — ein Galgenrundbau; was drei Thürme geſchienen, waren drei hohe Steinpfeiler,

die verbindenden Balken waren längst verfault und herabgefallen.

Kühl wehte es vom Osten her — feucht schlug der Nebel sich nieder. Still ritten der Ritter und sein Knappe ihres Weges weiter. Nie vergaß der Ritter sein gespenstiges Abenteuer und das Schloß des schwarzen Grafen.

11.

Vom Büblein, das ſich nicht waſchen wollte.

Es iſt einmal ein Büblein geweſen, das wollte ſich ſchon als ganz kleines Kind immer nicht waſchen laſſen, und als es größer wurde, ſo hat ſich's vor dem Waſſer über alle Maaßen gegruſelt, und hat ſich vor dem naßwerden ärger gefürchtet, als vor dem Feuer. Und da hat der unſaubere Geiſt, der Teufel, Macht gewommen über das Büblein, und hat zu ihm geſagt, er wolle es an einen Ort führen, wo es ſich ſein Lebtag nicht zu waſchen brauchte, und wenn es ihm ſieben Jahre diene, dann ſolle es ein gutes Leben haben.

Das war dem Büblein recht, und ging mit dem Teufel und der führte es fort, daß keine Seele mehr von ihm weder hörte, noch ſah, und wurde ganz und gar vergeſſen.

Nach ſieben Jahren aber erſchien in des Bübleins Heimath ein Geſelle, der ſah aus wie des Teufels rußiger Bruder. Seine Haut war ſchwarz, ſein Haar wirr und ungekämmt, ſein Weſen war ſchweigſam. Aber wenn er Kinder ſah, ſo warnte er ſie vor Unreinlichkeit und ermahnte ſie, daß ſie ſich ja recht fleißig ſollten waſchen laſſen. Nachher geſchah es wol auch, daß er erzählte, wie er am Höllenthore im Dienſte des unſaubern Geiſtes habe Wache halten müſſen, weil er ſelbſt ſo unſauber geweſen, und wer alles durch das Thor ge-

kommen, aus dem Dorfe und der ganzen Umgegend. Wie aber die Leute von den Kindern vernahmen, was des Teufels geweſener Thorwart erzählte, ſchalten ſie ihn einen ſchwarzen Unhold und liefen haufenweiſe zu ihm und gaben ihm vieles Geld, daß er ſchweige und nicht ſage, weſſen Vater, Großvater, Mutter, Schweſter, Muhme und ganze werthe Verwandſchaft er in die Hölle habe einziehen ſehen. Da nahm er das Geld, wenn ihn aber einer wieder zu ſchelten anhub, ſo ſagte er: Ich waſche meine Hände in Unſchuld, ich kann nicht dafür, daß Eure Sippſchaft und Magſchaft in die Hölle ſpazirt iſt, ſtatt in den Himmel. Und fing an und wuſch ſich fleißig, des Tages mehr als einmal, und verdiente vieles Geld mit ſchweigen, während andere es mit ſchwätzen verdienen müſſen.

12.

Das winzige, winzige Männlein.

Es waren einmal drei luſtige Geſellen, ein Schmied, ein Schneider und ein Jäger, die waren gute Freunde zu einander, kamen öfters zuſammen, und beſprachen ſich, mitſammen in die Fremde zu gehen, weil es ihnen in der Heimath nicht mehr ſo recht gefallen wollte. Wie ſie nun ihren Entſchluß ausführten und wanderten, führte ſie ihr Weg in einen tiefen Wald, aber heraus führte er ſie nicht; ſie verirrten ſich und liefen im Walde umher, bis die Nacht einbrach, und ſie weder Weg noch Steg ſehen konnten. Endlich ſtieg der Schmied auf einen Baum und erblickte in einiger Entfernung ein Licht, merkte ſich die Richtung, ſtieg vom Baume herab, und ging nun mit ſeinen Gefährten auf das Licht zu. Sie kamen alle drei an ein Haus, welches offen ſtand, aber leer war, wenigſtens ließ ſich Niemand blicken, aber das Licht ſtand darin und ſchien.

Wer hier wohnt, wird es uns nicht ſo ſehr übel nehmen, wenn wir hier die Nacht verbringen, wir können nun einmal doch nicht weiter! ſprachen die drei einer zum andern, und legten ſich nieder, wo ſich juſt für jeden ein geeignetes Plätzchen fand. Ohne alle Störung ſchliefen die drei Geſellen die ganze

Nacht, und erwachten, als der Morgen da war, fröhlich und wohlgemuth.

Es ist hübsch in diesem Häuschen, sprach der Schmied. Ich dächte wir verließen es nicht so schnell, damit wir dem Bewohner danken für die Gastfreundschaft, die wir uns angeeignet.

Vielleicht kann ich ihm etwas flicken — meinte der Schneider.

Ich bin auch nicht dagegen, hier zu rasten, sprach der Jäger: aber wenn wir das wollen, so müssen wir nun etwas zu essen haben, denn hier scheint Schmalhans Küchenmeister zu sein. Ich schlage daher vor, einer von uns bleibt hier, und zweie gehen in den Wald, und fangen oder schießen etwas, damit wir zu leben haben.

Der Rath ist richtig, sagte der Schmid. Draußen springt ein Quellbrunnen; der daheim bleibt, macht indeß ein Feuerlein an, und setzt Wasser bei, daß wir uns hernach eine gute Suppe kochen können.

Der Schmied und der Jäger gingen und der Schneider blieb im Häuschen, entzündete eine Feuer, setzte Wasser bei und sich daneben. Da erschien mit einemmale ein winzig, winzig kleines Männchen und sagte:

Schneider, Schneider, Schneiderlein,
Ich blas Dir aus dein Feuerlein.

Ja, unterstehʼ Dich! rief der Schneider voller Muth, weil das Männlein so winzig war, aber das machte ft! und da war das Feuer aus und das Männlein verschwunden.

Bald kamen der Jäger und der Schmied und brachten ein Stück Wild und gute Wurzeln, der Schneider erzählte, was ihm begegnet sei, und nun mußten sie von neuem Feuer anzünden und Wasser beisetzen.

Als das Wild verzehrt war, gingen der Schmied und der Schneider in den Wald, und der Jäger hüthete das Haus, und machte ein schönes Feuer an, setzte Wasser bei und [illegible] dazu. Da kam abermals das winzige, winzige Männchen, und wisperte:

Jäger, Jäger, Jägerlein!
Ich lösch' Dir aus Dein Feuerlein.

Probir e° nur! Ich drehe Dir den Hals um! rief der Jäger, aber — st! — und das Feuer erlosch und das Männlein verschwand.

Wie die Kameraden kamen, hatten sie kein Wild, und kein Feuer; zwar rühmte sich der Schneider, dem der Jäger sein Gewehr geliehen, er habe bald einen Bock geschossen, aber nur bald, das Gewehr habe einen Fehler, die Kugel sei links gegangen.

Nun probire ich's einmal! rief der starke Schmied. Habt Acht, ich zahle den Knirps aus. Nun blieb er zu Hause und der Jäger ging mit dem Schneider auf die Jagd.

Der Schmid saß noch gar nicht lange bei dem Feuer, das er angezündet, nachdem er einen Schraubstock hergerichtet, als das winzige, winzige Männlein zum drittenmale erschien, und wisperte:

Schmied, Schmied, Schmiedelein!
Ich lösch' Dir aus Dein Feuerlein.

Aber anstatt zu antworten, griff der Schmied dem Männlein an den Kragen, schüttelte es tüchtig und klemmte es an den Schraubstock fest, daß es erbärmlich zappelte und heulte. Das half ihm aber nichts, denn der Schmied bearbeitete es auch noch äußerst handgreiflich, und wie nun der Jäger und

der Schneider kamen, ſo putzte der erſtere das winzige Männchen auch noch aus, und der Schneider freute ſich und flickte es ebenfalls gehörig durch.

Das Zaubermännchen im Schraubſtock that aber gar erbärmlich und ſagte: Laßt mich los, und gehe einer mit mir! Einen kann und will ich glücklich machen. Schneiderlein, geh' Du mit mir!

Männlein, ich geh' nicht mit Dir! antwortete der Schneider. — Jäger, ſo gehe Du mit mir! bat das winzige, winzige Männlein. — Ei, der Kukuk geh' mit Dir! antwortete der Jäger. — Schmied, Schmied, gehe Du mit mir! bat gar zu kläglich das Männlein, da ſagte der Schmied: Gut, ich will mit Dir gehen, aber denke nicht, daß ich Dich loslaſſe, denn Du würdeſt mich ſonſt ſchön führen. Und die andern zwei müſſen ein Stück hinter uns drein gehen.

Meinetwegen, in bin alles zufrieden! winſelte das winzige, winzige Männlein. Macht mich nur aus dem Schraubſtock los!

Das that denn der Schmied, hielt aber das Männlein feſt am Kragen, und nun ging es durch eine Thüre in der Stube und durch einen Kellergang in ein großes matt erhelltes Gewölbe. In dieſen Gewölbe ſaß auf einem helfenbeinernen Stuhle der Menſchenfreſſer, und hinter ihm ſtand ſeine Frau, und kämmte ihm mit einem beinernen Kamme das lange, zottelige Wirrhaar.

Jetzt ſprach der Menſchenfreſſer: Hup, hup! Es riecht nach Menſchenfleiſch! Hup, hup — Menſchenfleiſch, und ſchnappte behaglich.

Ach — antwortete die Frau: wer weiß was Du riechſt?

Doppelt feſt hielt der Schmied das winzige Männlein am Kragen, denn hätte er es losgelaſſen, ſo hätte daſſelbe ihn und ſeine Geſellen dem Menſchenfreſſer überliefert — aber ſo führte er den Schmied in einen Seitengang, und die andern folgten, und da kamen ſie an ein Bergloch, davor lag ein großer Stein, und da ſagte das Männlein: Wälze dieſen Stein hinweg, krieche dann durch die Öffnung hinaus, und rufe: Vivat! Ich bin erlöſt!

Zum Steinwälzen brauch' ich aber zwei Arme, ſagte der Schmied; gab dem Jäger das zappelnde Männlein am Kragen feſt zu halten, denn dem Schneider mocht' er's nicht anvertrauen, der dünkte ihm nicht ſtark genug. Gleichwol half auch der Schneider halten, er hielt das Männlein an beiden Beinchen feſt. Jetzt wälzte der Schmied den Stein; da entſtand im Gewölbe ein poltern und krachen, als wenn alles zuſammenbreche, vor ihnen aber ſtrahlte blendender Schimmer, Tageshelle, und vor aller Augen lag ein ſtattliches Schloß. Geſchwinde krochen alle drei, eigentlich vier, heraus. Erſt der Schmied, dann der Jäger mit dem Männlein, zuletzt der Schneider, der des winzigen Männleins Beine hielt, und jeder ſchrie: Vivat, ich bin erlöſt.

Und ſiehe, das winzige Männlein ſchrie auch mit, und verſchwand jenen unter den Händen. Aus dem Schloſſe aber trat ein prächtig gekleidetes Muſikcorps und ſpielte einen wunderſchönen Tanz, dann kamen drei herrlichen Prinzeſſinnen, die tanzten dem Schmied, dem Jäger, und dem Schneider entgegen; dann ein kleiner Mann, aber angethan wie ein König, mit Krone und Scepter, im Hermelin verbrämten Purpurmantel, und ſeine Züge waren die des winzigen Männleins. Dank euch, die ihr uns erlöſet habt! ſprach der kleine König mit gravitätiſcher Würde. Dank und Lohn! —

Hierauf erhob der König die drei munteren Gesellen in den Prinzenstand, jeder durfte eine von den drei wunderschönen Prinzessinnen heirathen, alle lebten glücklich beisammen in dem schönen Schlosse, bedient von zahlreichem Hofgesinde, und keinem wurde wieder sein Feuerlein ausgeblasen.

13.

Die ſchlimme Nachtwache.

Es war einmal eine Gaſtwirthin, die taugte ſehr wenig; ſie wog falſch, ſie maaß falſch, ſie log und trog. Wer in ihr Haus kam, kam nicht ungerupft wieder heraus. Nach Geld ſtand all ihr Sinn, um Geld hätte ſie dem Böſen ihre Seele verkauft, wenn dieſer ſie gemocht.

Manche Unthat geſchah in dem Hauſe dieſer Wirthin, die nicht an den Tag kam. Endlich war das Maaß ihrer Sünden voll.

Ein vornehmer Herr kam zugereiſt, der über Nacht bleiben wollte. Er aß und trank, und ſagte vor ſchlafengehen zur Kellnerin: Es muß jemand vor meiner Thüre wachen; ich zahle dafür hundert Gulden und mehr. Magſt Du die verdienen, Kellnerin?

Nein! antwortete die Kellnerin. Zur Nacht ſchlaf' ich, am Tage wach' ich, und Abends bin ich müde genug. Ich will's aber meiner Frau ſagen, daß die dem Herrn jemand zur Nachtwache anſchafft.

Denket Euch, Frau! ſprach zur Wirthin die Kellnerin: Der fremde Herr will hundert Gulden und mehr zahlen, wenn jemand vor ſeiner Thüre wacht. Ich hab' mich dafür bedankt.

So? ſagte die Wirthin. Nun, ſo gehe Du ſchlafen, ich will ſchon jemand anſchaffen.

Die Wirthin gönnte aber ſelbiges Wachtgeld niemand als ſich ſelbſt. Sie ging zum Fremden, und ſagte ihm: Es iſt niemand da, der Euch wachen will; ich muß es ſchon ſelbſt thun, ihr müßt aber noch was drauf legen.

Schon recht, Frau Wirthin! Ich lege noch etwas darauf. Wachet nur fein. — Dann verſchloß er ſein Zimmer und die Wirthin blieb draußen auf der Flur, und wachte, und zählte in Gedanken ſchon das leicht verdiente, viele Geld. — Um Mitternacht war es der Kellnerin, als höre ſie ein winſelndes Geſtöhne auf dem Vorſaal, aber es gruſelte ſie darob, und ſie blieb hübſch unter ihrer Bettdecke.

Als es Tag war, ſaß die Frau Wirthin vor des Fremden Thüre, und hatte einen Beutel voll Geld in der Hand; ſie ſah aber jämmerlich aus, und mit Entſetzen ſah das Geſinde, daß nur die Kleider und die Haut der Wirthin noch da waren. Das andere hatte der Teufel mitgenommen.

14.

Die ſcharfe Scheere.

In einem kleinen Städtchen war einmal ein frommes Schneiderlein, das wartete gar fleißig ſeiner Arbeit und rührte ſich von Morgen bis zum Abend mit Nähnadel und Fingerhut, Scheere und Bügeleiſen, brachte es aber gar nicht weit damit und kam zu nichts rechten. Alles was man von ſeinem Glücke ſagen konnte, war: daß ſothanes Schneiderlein ſich leidlich und ehrlich durchflicke. Die Familie, aus Frau und mehreren Kindern beſtehend, welche erhalten ſein wollte, ſchwere Zeit und durch ſie manche Sorge, erpreßten dem Schneiderlein manchen Seufzer. Hätte es gerne etwas beſſer gehabt, wußte aber nicht, wie dieß anfangen; hätte gerne noch mehr gearbeitet, konnte aber doch nicht mehr thun, als zu thun ihm aufgetragen wurde, und konnte keine Kundſchaft herbeizaubern, ſo ſehr er dieß auch manchesmal wünſchte.

Aber die Zeit wurde immer ſchlechter, und es gedieh dahin, daß das arme Schneiderlein keinen einzigen Geſellen mehr halten konnte, und als ſein letzter Lehrling losgeſprochen war, und das Ränzel geſchnürt hatte, und in die Fremde gewandert war, ſo meldete ſich kein anderer Knabe zum Lehrling, denn die Leute ſagten dem Schneiderlein nach, es ſei

weiter nichts als ein Flickschneider, welches Wort nicht viel mehr sagen will, als ein Lump.

Da klopfte eines Tages schon gegen die Abenddämmerung endlich einmal wieder ein Schneidergeselle an, grüßte das Handwerk und bat um Arbeit. Dem klagte das arme Meisterlein gleich seine Noth, und sprach, es wollte ihm von Herzen gerne Arbeit geben, so es deren nur hätte. Der Schneidergeselle aber antwortete, der Meister solle ihn nur annehmen; wo er arbeite, da sei das Glück, da gebe es genug zu schaffen.

Nun wohl! Wir wollen es auf acht Tage probiren, sagte der Schneider, der leicht Hoffnung schöpfte, und wäre es auch nur ein Fingerhut voll gewesen. Einiges fand sich noch zu flicken vor, und am andern Morgen begann die Arbeit; Meister und Geselle saßen einander gegenüber, und dem ersten, stand die Nadel still, als er sah, wie flink und fertig der neue Geselle nähete. Dessen Nadel flog nur so, man sah kaum die arbeitende Hand.

Nun betrachtete sich der Meister seinen neuen Gesellen auch weiter, und verwunderte sich über dessen Gestalt. Derselbe war schier so dünn wie ein Zwirnsfaden; das nichts weniger als wohlbeleibte Schneiderlein war gegen jenen, was ein starker Stamm ist gegen eine dünne Gerte; das Gesicht des Gesellen war dem Meister nicht angenehm, es ähnelte jenes Physiognomie aufs Haar der eines Ziegen-Bockes, und nebenbei hing der Geselle an alles was er sprach, ein seltsam kicherndes Gelächter, das accurat wie meckern klang.

Kaum hatte die Arbeit begonnen, als es an die Thüre klopfte, und ein fremder Herr eintrat, welcher ein neues Gewand bestellte, und das Geld für das Tuch gleich auf den Arbeitstisch legte. Zitternd vor Freude hüpfte das Schneider-

lein um den Fremden herum, und nahm das Maas. Ach, es hatte ſo lange nicht das wonnige Gefühl einer Schneiderſeele empfunden, ein Maas zu einem nagelneuen Gewande zu nehmen. Der Fremde empfahl Eile und ging, und die Frau Meiſterin ſollte geſchwind in den Tuchladen gehen, das Tuch zu holen, konnte ſich nicht ſchnell genug anziehen.

Sieht der Meiſter, daß ich Recht hatte? fragte der Geſelle. Mit mir kommt das Glück ins Haus, mähähähä!

Freut mich, freut mich ſehr! antwortete ſchmunzelnd das Schneiderlein.

Zehn Thaler hat der Herr zu Tuch da gelaſſen? fragte der Geſelle weiter. Da ſchickt man achte in den Tuchladen, und zweie behält man — mähähähä!

Gott ſoll mich behüten und bewahren! rief erſchrocken das Schneiderlein! Nein das wäre eine Sünde, das wäre unrechtes Gut, das bringt kein Gedeihen!

Laſſe mich der Meiſter aus mit — und Sünde — ſolche Worte kenn' ich nicht — mähähähä! erwiederte mit einem ungemein ſpöttiſchen Geſichte der Geſelle, immerfort fleißig arbeitend. Man riecht dem Meiſter recht das kleine Stadtneſt an, darin wir ſitzen — da ſollte einmal der Meiſter in einer großen Stadt leben, und ein Kunde ſo dumm ſein, wie der unſrige, das Geld zum Tuche voraus zu bezahlen! Dort mußte man von zehn Thalern gleich fünfe behalten, weil ſo gar viele andere Kunden das Tuch, das die Schneider zum Gewande thun, nie und niemals bezahlen, und Auslagen nebſt Macherlohn zum — zum Teufel ſind — mähähähä!

Das fromme Schneiderlein fädelte einen neuen Faden in ſeine Nadel, zog dieſen recht lang aus, hielt ihn dem Geſellen unter die Naſe, und ſagte: Sieht Er, Moſjö! Ehrlich währet am längſten! —

Eine gute Zehrung, mit der man weit kommt! spottete der Geſelle mit ſeinem ſteten unausſtehlichen Meckerlachen.

Das Tuch wurde gebracht, es war fein und gut; der Schneider ſpitzte die Kreide und ſchickte ſich zum zuſchneiden an. Der Geſelle blickte in die Camera obſcura, die ſich an den Arbeitstiſchen der Schneider befindet, um Abfälle von Tuch, Futter und dergleichen aufzunehmen, und ſcharrte mit dem Fuße darinnen umher, es lag aber gar nichts darin, als einige Faſern von der letzten Flickarbeit — dann folgte des Geſellen lauernder Blick jeder Handbewegung des Meiſters — dann ſagte er: Nun Meiſter! Euer Älteſter braucht nothwendig ein Röcklein, oder die Frau Meiſterin könnte eine Sonntagsjacke wohl brauchen. Schneidet hübſch mit Verſtande zu — werft die Lappen her — in die Hölle — mähähähä!

Beim Teufel iſt die Hölle — nicht bei mir! Nicht ein Flecklein zu einem Haubenläppchen für meine Frau behalte ich! verſetzte der ehrliche Schneider.

Pah! rief der Geſelle und zog ſein Bockgeſicht zu einer gräulich fletſchenden Grimaſſe. Wozu iſt denn die Hölle da? Wozu hat ſie ein Loch — mähähähä?

Es heißt eigentlich gar nicht Hölle, es heißt Höhle, weil es ein dunkler hohler Raum iſt — mit der Hölle hat kein ehrlicher Schneider was zu ſchaffen — verſetzte der das Tuch mit größter Gewiſſenhaftigkeit zuſchneidende Kleiderkünſtler.

Schulmeiſter! O! Deutſcher Sprachmeiſter! — ſpottete der Geſelle und warf einen Blick voll des grimmigſten Hohnes auf den redlichen Mann. Dieſer aber ließ ſich nicht irren, und die neue Arbeit wurde begonnen. Im Laufe deſſelben Tages gingen noch andere Beſtellungen ein — eine nach der andern; bereits war Arbeit auf eine ganze Woche vorhanden.

Dem Schneidermeiſter gefiel ſein neuer Geſelle gar nicht;

er hätte ihn gern am Morgen des erſten Arbeitstages ſchon wieder Feierabend gegeben, aber er hatte ihn nun einmal auf eine Woche lang angenommen! der Geſelle ſchien in der That das Glück mitgebracht zu haben, und ſchickte er ihn aus der Arbeit, ſo konnte er allein nicht in zwei Wochen alles fertigen, was beſtellt war. Und einen zweiten Arbeiter, wie dieſer Geſelle war, gab es gar nicht.

Am folgenden Tage ſetzte ſich die Arbeit rührig fort, unter manchem Zwiegeſpräch, unter mancher Spötterei und manchem den Meiſter verhöhnenden Bockgelächter, daran ſich dieſer jedoch wenig kehrte. Er dachte: ſpotte, höhne du nur immerzu, ſtichle ſo viel du willſt, arbeite nur ſo fort; dein Spott beißt mich nicht, dein Hohn ſticht mich nicht — der heiße Vögelſtahl deiner Zunge brennt mich nicht.

So kam der Schneider mit Geduld und gutem Gewiſſen viel weiter, als wenn er fort und fort mit den Geſellen gezankt und gehadert hätte.

Zwiſchen die Arbeittage fiel jetzt ein Sonntag. Meiſter und Meiſterin ſchliefen eine Stunde länger, es war ja Ruhetag. Am Abende vorher hatte die Meiſterin die Werkſtätte recht ſchön ausgekehrt, und aufgewaſchen, war aber nicht wenig erſtaunt, als ſie am Sonntagmorgen hineinſchaute, den Boden rings umher wieder voll Tuchſchnitzel, Zwirnſtücke und Futterfetzen liegen zu ſehen, und auf ſeinem Platze den Geſellen in voller Arbeit; er hatte ein reines Hemde an, welches vorn aufſtand, und mit Entſetzen gewahrte die Meiſterin, daß des Geſellen Bruſt über und über voll ſchwarzer Haare war.

Sie zog ſich zurück und drückte ihrem Manne ihre Verwunderung aus, daß er den Geſellen am lieben Sonntage arbeiten laſſe, was doch eine Sünde ſei — und ſie habe doch erſt Abends zuvor die Werkſtatt ſo ſchön gefegt.

Wie? er arbeitet? fragte ganz verwundert der Meiſter. Mir iſt nicht eingefallen, ihm das zu heißen. Das ſoll er gleich bleiben laſſen!

Raſch trat der Meiſter in die Werkſtatt: Schönen guten Morgen auch! Aber was ſoll das heißen? Weiß Er nicht daß heute Sonntag iſt?

Großen Dank, Meiſter! Nä, mähähähä!

Hör' Er! laſſe Er Sein dummes lachen! Ich verbitt es mir! ſagte der Meiſter und warf ſich in die Bruſt. Heute iſt Sonntag, heute wird ein für allemal nicht ſchneiderirt. Sonntag iſt Ruhetag! —

Halte mir doch der Meiſter mein arbeiten nicht für ungut! vertheidigte ſich der Geſelle mit ſcheinbarer Demuth. Für wen arbeite ich denn? Für Ihn oder für mich? Doch ohne Zweifel für Ihn. Ich bin nun einmal an ſtete Thätigkeit gewöhnt, ich muß mir ſtets was zu thun machen — ich kenne keine Ruhe und keinen Müſſiggang. Kennt Ihr nicht das ſchöne Sprüchlein: Müſſigang iſt des Teufels Ruhebank, und aller Laſter Anfang? Mähä —

Mag ſein — antwortete der Meiſter, einigermaßen verwirrt. Jetzt höre Er auf zu arbeiten. Frühſtücke Er und ziehe Er ſich an. Er thäte auch wohl, ſich zu raſiren; ſchau Er einmal in den Spiegel — Er hat ja einen Bart juſtement wie ein Ziegenbock.

Mähähähä! lachte der Geſelle überlaut. Verzeih' mir's der Meiſter — ich muß lachen — mähähähä! daß Ihr einen ſolchen Vergleich braucht. Nun Euer Wille ſoll geſchehen. —

Der Geſelle ging in ſeine Kammer, raſirte ſich und zog ſich an, und ſah mit dem Barte, den er ſich hatte ſtehen laſſen, wie eine lebendige Satyre auf die ganze löbliche Schneiderzunft aus.

Er hatte einen kohlschwarzen Frack von glänzendem Sommerzeug an, dessen Schöße bis auf die Erde hingen, und in der Tasche des einen bauschte etwas, als wenn eine lange Schlangengurke drinnen stäcke, vermuthlich eine Tabakspfeife, denn es hing eine Art schwarzer Quaste heraus. Unter dem Fracke trug der Schneidergeselle eine Weste von feuerfarbigem Berkal, und seine Sommermodesten waren von ächtem Nankin. Einen Hut besaß der Geselle nicht, sondern blos ein flottes barettähnliches Käpplein von schwarzen Sammet, mit rothem Rande und mit Goldschnur baspolirt. In der Hand trug er einen wunderlich knorrigen Stock von Wachholderholz, dessen Griff eine Art Drachenkopf bildete, welcher als ein Spiel der Natur so gewachsen war.

Ei — Er hat sich ja recht stattlich herausgeputzt, Schwarzburger! rief der Meister den Gesellen an, der wie das Wanderbuch auswies, aus dem Schwarzburgschen stammte. Nur Sein Bart gefällt mir nicht, und Sein Käpplein auch nicht, es hat vorn so seltsame Ecken, just als ob ein Paar Bockshörnlein darunter steckten!

Ei daß Euch der Bock stieße, Meister! rief der Geselle. Erst soll ich armer Schwartenhans einen Bocksbart, dann gar Bockshörnlein haben! Wisset, wenn Ihr so seid, so kann ich auch bocken, kann auch Feierabend machen.

Friede am lieben Sonn- und Feiertage! gebot der Meister. Wir wollen einander nicht gegenseitig ins Bockshorn jagen. Hier Geselle, hat Er ein Gesangbuch — wir gehen in die Kirche.

Vergebens hielt der Meister dem Gesellen das Buch hin — jener berührte es nicht — und lachte verlegen:

Mähähähä, Meister! Legt's hin — legt's hin — ich muß — ja zu meiner Schande muß ich's Euch gestehen — ich kann nicht — ich kann nicht lesen. —

Hm! hm! brummte das Schneiderlein verwundert, und sprach: Das nimmt mich Wunder, daß bei den zahllosen trefflichen Schulanstalten, deren Deutschland sich zu erfreuen hat, und bei der Überzahl von Lehrern, welche rings die wahre Bildung und Aufklärung verbreiten, irgendwo der Unterricht noch so mangelhaft beschaffen sein sollte, daß ein deutscher Schneider nicht lesen könnte, — indessen nehme Er nur das Buch, lege Er es in der Kirche vor sich hin, und thue Er, als sähe Er hinein — das machen viele Tausende so, die recht gut lesen können. Es sieht doch aus wie Andacht.

Ich kann wahrhaftig nicht, verschone mich der Meister damit! lehnte der Geselle beharrlich ab. Ich kann nicht in die Kirche gehen — die kühle Luft beklemmt mir meine schwache Brust — ich will ein wenig spatzieren gehen, die Natur ist mein Tempel — und hier ist eine schöne Gegend, nicht wahr Meister?

O ja — mischte sich die Meisterin in das Gespräch. Wenn Er zum untern Thore hinaus ist, führt gleich links der Weg in ein Felsenthal; man heißt diesen Weg nur den Drachengraben, und weiter hinten steht ein schöner Steinfels den heißt man die Teufelskanzel.

Ah! Das ist schön! da will ich hingehen! Küsse die Hand, Frau Meisterin! Wünsche allerseits gute Andacht! Mähähähä! —

Am Sonntage nach der Nachmittagskirche ging das ehrsame Schneiderlein mit seine Familie auch spatzieren; das Wetter war sehr einladend, und an einem nahen Vergnügungsorte, allwo es gutes Bier gab, wurde es sehr voll. Die Kinder fanden Spielgenossen, die Frau Meisterin fand Freundinnen und Gevatterinnen, und der Meister fand einen ihm wohlwollenden geistlichen Herrn, mit dem er sich noch ein wenig

in der Nähe des Luſtgartens in guten Geſprächen erging. Da begegnete ihnen der Geſelle.

Mein, was iſt das für eine Figur? Die hab' ich doch hier noch nicht geſehen! — fragte der geiſtliche Herr. Schaut, Meiſter, dieſe verzwickte Geſtalt, dieſe miſerable Phyſiognomie, und wie der Kerl hinkt!

Wahrhaftig, er hinkt, das habe ich noch gar nicht wahrgenommen! erwiederte der Schneider.

Wie? Ihr kennt ihn, Meiſter? —

Es iſt mein neuer Geſelle — antwortete mit einer gewiſſen Wichtigkeit und betonend, das Schneiderlein; denn es ſchmeichelte ihm doch der Mann zu ſein, welcher einen Geſellen hielt. Dieſer Geſelle aber ſchlug einen Nebenweg ein, und bog links ab, um den beiden, die von ihm ſprachen, nicht zu begegnen.

Der geiſtliche Herr ſchien ebenſo neugierig und argwöhniſch, er richtete Frage auf Frage an den Meiſter, und machte dem guten Manne, der ſo ehrlich war, keine Hölle haben zu wollen, dennoch die Hölle heiß.

Was ſagt Ihr mir da alles, Meiſter? rief der geiſtliche Herr. Wie ein Bock ſieht er aus — meckert wie ein Bock — ſcheint Hörnlein unter der Kappe zu haben — hinkt — faßte das Geſangbuch nicht an — kann die Kirchenluft nicht vertragen? O Du Erzbock! Du Sündenbock! Du Bock aller Böcke! Meiſter, um des Himmels willen, welch einen Bock habt Ihr geſchoſſen, dieſen Bock in Euer chriſtliches Haus aufzunehmen! Dankt dem Himmel, der Euch heute mich hier finden ließe. Euer Geſelle — das iſt der helle Teufel! —

Das Schneiderlein ſtieß einen Schrei aus und war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen — ja — ja — alles wurde ihm klar — die plötzlich ſich häufende Arbeit, der ſchlimme

verführeriſche Rath, vom Tuchgelde zu behalten, Tuch zu ganzen Jacken in die Hölle zu werfen — des Geſellen Hohn, den er ſtets gegen alles ausſprach, was hehr und heilig war, jetzt ſtand alles im fürchterlichen Zuſammenhange da. Wenn das Tiſchgebet geſprochen wurde, hatte der Geſelle Naſenbluten bekommen, und war zur Thüre hinausgelaufen — weder zum Fleiſch noch zu den Kartoffeln hatte der Geſelle ſich Salz genommen, das Ding in ſeiner langen Rocktaſche hatte ſich bisweilen wunderlich bewegt, als zapple ein Aal darin, und die Quaſte die manchmal herausbaumelte, war nicht von ſchwarzem Kameelgarn, ſondern es waren Haare.

Meiſter! begann auf's neue ſehr ernſt der geiſtliche Herr: Ihr ſeid auserſehen zu einer großen That, wie noch nie ein Schneider eine verrichtete — vollbringt Ihr ſie, ſo tragt Ihr ewigen Ruhm davon; unterlaßt Ihr, ſie zu vollbringen, ſo ſeid Ihr mit Leib und Seele, mit Weib und Kindern verloren zeitlich und ewiglich. Ihr habt jetzt den Schwarzen im Hauſe, Euch dient er, auf Speculation, Eure Seele zu verderben, der Seelenfänger. Habet Acht, wie wir ihn bannen und ihm das Wiederkommen verleiden, denn das wißt Ihr doch, daß eine Katze nicht wieder das Haus beſucht, darin man ihr den Schwanz abhackte oder die Ohren abſchnitt. Laßt vom Schleifer Eure Scheere ſchärfen, und habt ſie zur Hand — das weitere will ich Euch dann ſchon ſagen.

An dieſem Abende gab es an dem Vergnügungsorte, nächſt dem Städtchen, wo das Schneiderlein ſeßhaft war, zwiſchen Schneidergeſellen und Schuhmachergeſellen fürchterliche Prügel. Ein Schuhmachergeſelle hatte über die unförmlichen Stiefeln geſpottet, welche der fremde Schneidergeſelle trug, es waren erſt witzige, dann grobe Worte gefallen, dann die Schläge hageldicht, erſt mit Stöcken, dann mit Stuhlbeinen,

und noch nie hatte es ſo viele zerſchlagene Naſenbeine, Beulen, Löcher in den Köpfen und dergleichen gegeben. Alle Leute kamen in dem Urtheil überein, der Teufel ſei völlig los geweſen.

Am andern Tage ging kein Geſelle an die Arbeit. Die ganze Geſellenſchaft war aufgeregt, keiner mochte arbeiten, man feierte blauen Montag, zog rauchend und ſingend ſich Arm in Arm führend, gaſſenbreit durch das Städtchen, zu den Schneidern geſellten ſich Barbierer-, Drechsler-, Glaſer-, Tuchmacher- und Färber-Geſellen, zu den Schuſtern aber Gerber-, Tiſchler-, Schmiede-, Maurer- und Zimmergeſellen. Der Schwarzburger war der Führer der erſtgenannten Partei — er hatte eine rothe Hahnenfeder auf ſein Barettlein geſteckt, und als Abends die Geſellenſchlacht entbrannte, zu der man ſich den ganzen Tag über durch manches Glas Branntwein gehörig vorbereitet hatte, floß vieles Blut, und — was noch nie dageweſen war, die Schneiderpartei behauptete ſiegreich den Kampfplatz, indeß kam am Abende dieſes blauen Montags kaum einer ohne blaue Flecken oder Blutrünſte heim.

Nur der Schwarzburger zeigte keine Spur einer Verwundung, auch keine Ermüdung, ſondern arbeitete am Dienſtag früh wieder flott und rüſtig, zog aber ein ſehr ſchiefes Geſicht, als jener geiſtliche Herr in die Werkſtätte trat, und rückte unruhig hin und her. Der Meiſter empfing denſelben mit vieler Reverenz, zeigte hinter dem Rücken des Geſellen auf die friſchgeſchliffene ſcharfe Scheere, und der geiſtliche Herr begann allerlei Fragen an den Geſellen zu richten, ſo zum Beiſpiel: wie iſt Dein Taufname? — Da ſtank es ſchon in der Fechtſchule. Ich bin nicht getauft, antwortete der Geſelle.

So biſt Du vielleicht ein Jude? fragte der geiſtliche Herr.

Ich bin kein Jude.

Oder ein Türke? Oder ein Heide? — ging das fragen fort.

Der Geſelle that als höre er nicht wohl, und antwortete: Ja, ich bin ein Schneider. Mähähähä!

Der Teufel biſt Du, unſauberer Geiſt! donnerte der geiſtliche Herr. Exorciso te, creatura daemonica!

Da begann der Teufel zu zittern, bekam den Krampf in ſeine dürren Waden, und der Schneider hatte ſich mittlerweile unter den Sitz des Teufels gebückt und die rechte Stelle erſehen, und ſchnitt jetzt mit einem kühnen Griffe dem Teufel rupps und fahl den bisher ſo ſorglich verwahrten Schwanz ab. Der Teufel that ein Höllenbrüll und fuhr auf und davon und kam niemals wieder. Den Schwanz ließ er fallen, und der geiſtliche Herr hob denſelben auf, um ihn zu andern Seltenheiten der Natur und Kunſt zu legen, die man in der Reliquienkammer aufbewahrte.

Das Schneiderlein aber wurde gefeiert als ein Held, bekam vielen Zuſchlag, und hatte ſpäter zwölf Geſellen und ſechs Lehrburſchen ſitzen. Litt aber nicht, daß einer gute und große Lappen in die Hölle warf. Die ſcharfe Scheere wurde zu keiner andern Arbeit mehr verwendet, ſie blieb ein Angedenken und Kleinod in der Familie, und als der Schneider im Rufe eines frommen Chriſten verſtorben war, meißelte man das treue Abbild derſelben in den Grabſtein, und mauerte dieſen an die Außenwand der Kirche, juſt da, wo innen die Reliquienkammer ſich befand.

Seitdem geht nun der Teufel ohne Schwanz umher, und der große Dienſt, den der Schneider der Welt durch ſeinen kecken Schnitt zu leiſten vermeinte, bleibt noch ſehr in Frage geſtellt; denn als der Teufel ſeinen Schwanz noch hatte, den

er allerdings gern auf alles legte, konnte man ihm beſſer aus dem Wege gehen, als jetzt, wo er ohne Schwanz umherſtolzirt; ſeit er ſo geſtutzt und ſtattlich erſcheint, kam der Name Stutzer auf, für Leute, die geſchniegelt, gebiegelt und geſtriegelt ſich ſehen laſſen, ſich in die Bruſt werfen, hochnäſig und hochmüthig, und dabei doch nichts als arme oder dumme Teufel ſind.

15.

Das tapfere Bettelmännlein.

Es war einmal ein gar armer Schlucker, der ſtand in nächſter Verwandtſchaft mit dem allbekannten Herrn von Habenichts, und war ein Gevatter zum Herrn von Thuenichts, und die Arbeit war ihm äußerſt verhaßt. Alles was er that, war, daß er gern ſchöne Märchenbücher las, darinnen ſo viele Märchen ſtehen, in denen die Menſchen reich werden ſonder Mühe, und der Weg beſchrieben iſt, der zum Schlaraffenlande führt. Das liebſte Märchen aber von allen war dem armen Schlucker doch das „vom tapfern Schneiderlein.“ Solch ein Held, meinte er, könnt' er auch ſein — was gälte es — wenn ſich nur die gute Gelegenheit böte! Und ſiehe — ſelbige Gelegenheit bot ſich! Der junge Bettler ging durchs Hochgebirge, und kam auf eine Alme und bettelte da. Was konnte der Senn ihm reichen? Da gibt es keine Pfennige und Kreuzer, keine Semmeln und keine Würſteln. Ein Stück Schabzieger (Käſe) das war alles, was er bekam, und etwa als Draufgabe noch ein Paar liebenswürdige Redensarten von jungem Tagedieb, Taugenichts, Landſtreicher und Thunichtgut — deren ſo viele, daß ſich der Bettler förmlich ſchüttelte, als er von der Käſerhütte wegging.

Als der junge Gergänger von der Alme niederſtieg, ſagte

er: Da droben iſt Dürrhof, da hinauf bringen mich zehn Pferde nicht wieder! — Zog das Stück Schabzieger hervor, legte es neben ſich auf einen Stein, ruhete aus, und betrachtete ſich die Welt mit weit offenem Maule, als warte er, daß eine gebratene Taube geflogen kommen und ſtracks hinein fliegen ſolle. Selbe Taube blieb aus, aber auf den Schabzieger ſetzte ſich, vom guten Geruch angelockt, eine Menge Fliegen, und da dachte das Bettelmännlein an den Apfel und die Fliegen im Märchen vom tapfern Schneiderlein — nahm ſeinen Hut, ſchlug drauf — und ſchrie alsbald erfreut: I hab's, i hab's! Sieb'n auf anen Streich!

Alsbald ſchrieb er auf einen Zettel mit großen Buchſtaben in vornehmer, hochdeutſcher Schrift, ganz wie das tapfere Schneiderlein gethan: Sieben auf einen Streich! befeſtigte ſelben Zettel am Hute, und ſtolzirte nun in das erſte Dorf hinein. In dieſem Dorfe war große Verlegenheit und Furcht. Im ganz nahen Walde hauſte ein gräulich großer, ſtarker und wilder Bär, der vielen Schaden that am Vieh, an Bienenſtöcken und den niemand zu fangen oder zu fällen vermochte. Da zog auf einmal der Held durch's Dorf, der an ſeinem Hute die prahlende Schrift trug: Sieben auf einen Streich.

Was gilt's, der iſt unſer Mann, Held, Retter und Befreier! ſprachen die tapfern Bäuerlein. Sieben auf einen Streich? Da kann er auch einen, einen Bären nämlich, auf ſieben Streiche fällen, das kann er ganz nach ſeinem Belieben halten. Und boten dem Bettelmann ein gutes Stück Geld, ſo er des Bären mächtig würde, und das Fell ſollte auch ſein gehören, und vom Bärenbraten ſollte er miteſſen dürfen.

Mir ſchon recht! ſagte das Bettelmanndl, mit dem Bich werd' ich kurzen Proceß machen. Hui! Hui! So iſt er tod.

Die Bäuerlein staunten über die Kuraschi des Helden, und zeigten ihm den Weg nach dem Walde, hüteten sich aber gar wohl, selbst mit hinein zu gehen. Der Held aber schwitzte Angstschweiß, als er so mutterseelenallein im finstern Walde war, und das Herz sank ihm in die Kniekehle, als er von weitem ein Gebrumme hörte, das gar keinen Zweifel aufkommen ließ, ob es etwa nicht das Gebrumme des Bären sei.

Hilf Himmel, was gibst Du, was hast Du! Wie zog das hasenherzige Fliegentöderlein aus, durch dick und dünn, in banger, keuchender Flucht, und der Petz zottelte gemüthlich hinter ihm her, und begriff gar nicht, warum der Mensch da vor ihm so schrecklich laufe. Da stand eine Hütte am Wege, in die sprang der Bettler, und drückte sich hart an die Thüre, die er aufließ — gleich darauf kam der Bär auch hinein, und lief nach der entgegengesetzten Wand — schwupp dich! sprang der Bettler bei der Thüre wieder heraus, warf die Hüttenthüre in das Schloß, zog den Schlüssel ab, sorgte, daß der Bär nicht durch ein Fenster entfliehen konnte, und ging wieder nach dem Dorfe.

Die Bäuerlein, die ihn von weitem stolzirend kommen sahen, sprachen unter einander: Schaut, gefressen hat ihn der Bär nicht, das ist schon ein gutes Zeichen. Von uns wäre keiner wiedergekommen. Ob er ihn aber erlegt hat? Das ist die große Frage.

Bald war das Bettelmännlein umringt, und warf sich in die Brust wie ein Volksredner, räusperte sich und sprach: Freuet euch Freunde: der Sieg ist unser! Ich habe das wilde Ungeheuer gefangen, für den Fall, daß ihr ihm vielleicht wollt Tanzstunde geben, und es dann für Geld sehen lassen,

dann werdet ihr mir für das zugeſicherte Fell billige Vergütung leiſten.

Ach was Tanzſtunde? Was um Geld ſehen laſſen? Tod geſchlagen wollen wir ihn ſehen! — riefen die Bäuerlein, bewaffneten ſich, und rückten unter Anführung des tapfern Bettelmännleins nach der Waldhütte, in welcher Bruder Petz gefangen war, und dabei durch ſehr ſtarkes brummen Zeugniß von äußerſt übler Laune ablegte, ſo daß alle Bäuerlein eine Gänſehaut überlief. Sie kannten und vermochten auch keinen Rath zu erſinnen, was nun anzufangen, denn ſchloſſen ſie die Thüre auf, und gingen hinein, ſo biß der Bär ſie tod, und gingen ſie nicht hinein, ſo ging der Bär heraus, und die alte Noth ging von neuem an.

Ihr ſeid halt Helden! ſpottete das tapfere Bettelmännlein, ließ ſich eine doppelt geladene Flinte reichen, und ſchoß durchs Fenſter den Brummbär tod — worauf alle Bäuerlein ſchrien:

Vivat! Er lebe! nämlich nicht der Petz, ſondern der Held, Retter und Befreier.

Wie das Bettelmännlein ſein Geld und den Bärenpelz hatte, denn es gleich wieder an einen reichen Bärenhäuter des Dorfes verkaufte, fiel den Bäuerlein noch etwas ein, und ſie ſprachen: Tapferer Held, Retter und Befreier! Uns drückt noch ein Leiden. Droben im Gebirge hauſt ein wilder Mann mit einer wilden Fangga, die iſt ſeine Frau. Die plagen uns allewege gar zu ſehr, und wir müſſen ihnen zinſen und zehnten über alle Gebühr, und thun wir's nicht, ſo werfen ſie uns Mühlſteine auf unſere Dächer, und ſchicken uns Schlaglawinen und Wildbäche und Schlammbäche auf den Hals, daß wir noch tauſendmal übler daran ſind.

Da ſchnitt das tapfere Bettelmanndl ſchier ein zorniges Geſicht, und ſchnauzte die Bäuerlein an, wie ein Landrichter: Warum habt ihr das nicht gleich geſagt? Sakra! Da hätt' ich mich nicht brauchen erſt mit dem lumpigen Bären aufzuhalten, den ich, was mir etwas ganz leichtes war, mit den Händen fing, und an ſeinen Ohren in die Waldhütte zog. So ein Rieſ', ſo ein wilder Mann, ha, das iſt mir rein gar nichts. Werdet's ſchauen, wie ich dem heimleuchte mit ſammt ſeiner wilden Fangga, dem z'nichten Weibsbild! —

Die Bäuerlein erſchracken faſt vor der übergroßen Kuraſchi des Bettelmännleins; ſie zogen ihre Mützen vor ihm ab, und ſtanden voller Ehrfurcht um den Gewaltigen. Sie berathſchlagten und ſagten, wenn er ſie von dem wilden Manne und der wüſten Fangga befreie, ſo wollten ſie ihm aus dem Gemeindevermögen ein Bauerngut kaufen, und wollten ihm das Nachbarrecht ſchenken, und ihn zum Bürgermeiſter auf Lebenszeit wählen, und er ſolle niemals wieder von ihnen wegziehen. Ob er das zufrieden, und ob es ihm genug ſei?

Ja, ſelbes bin ich wohl zufrieden, und iſt mir genug! antwortete das Bettelmanndl. Und jetzt drauf! Gott ſei dem Rieſen gnädig, wenn ich über ihn komme! —

Die Bäuerlein zeigten ihrem Helden den nächſten Fußpfad hinauf ins Gebirge, und er ſchritt tapfer fürbaß, und war froh, als er allein war, und keiner mehr um ihn. Kriegt die Kränk' mit Euern Rieſen! rief er. Ich hab' genug am Geld für den Bärenfang und das Bärenfell. Ich gang über's Gebirg', mich ſeht ihr nimmermehr!

Aber der Held ging nicht übers Gebirge, denn auf der Höhe, wo der letzte Wald aufhörte, ſtieß er auf den wilden Mann. Ach, wie ward ihm da ſo angſt und bange, wie war es aus mit Herzhaftigkeit und Heldenthum! Flinke Beine —

das war die einzige Hülfe. Das Bettelmännlein läuft raſch zurück, der wilde Mann hinter ihm her. Wie der Rieſe im beſten Rennen iſt, wendet ſich das Manndl um, und kommt dem Rieſen, der das gar nicht gewahr wird, zwiſchen die Beine, da ſtürzt der Rieſe hin, ſo lang er iſt, und fällt in eine Klamm (Felsſchlucht), und kann nicht wieder heraus. Da ſchreit er dem Manndl zu: Ich will Dir nichts thun, aber lauf' auf zu meiner Frau, und laß Dir einen Keil geben! — Gleich — ſagt das Manndl und lauft zur wilden Fangga, und begehrt den Geldſack; ihr Mann hab' es ſo befohlen. Die Fangga glaubt es nicht, und ſchreit zur Klamm hinunter: Soll ich ihn geben? — Freilich! Nur geſchwind! ſchreit der Rieſe, da giebt die Fangg dem Bettelmanndl den Geldſack, und der macht ſich damit über die Höh'.

Der wilde Mann brüllt immer noch — die Fangga kommt und befreit ihn, und bekommt viele Keile, daß ſie den Geldſack hergegeben, ſtatt eines Keils, darauf rennt der Rieſe dem Räuber nach. Der iſt unterdeſſen bei Schäfern vorbeigekommen, hat ein Lamm genommen, hat es unters Hemde verſteckt, und im Laufen dem Lamm den Bauch aufgeſchnitten, und die Gedärme herausgeworfen — welches letztere die Schäfer mit Grauſen geſehen haben.

Jetzt kommt der wilde Mann und fragt die Hirten, ob ſie keinen Mann hätten vorbei laufen ſehen? — O ja — ſagten dieſe; er hat ſich ein Meſſer in den Bauch geſtoßen, und ſeine Gedärme herausgeworfen, damit er deſto ſchneller laufen konnte.

Selbes Kunſtſtück hätt ich eher wiſſen ſollen! — brüllte der wilde Mann, zog ſein Meſſer, ſchnitt ſich den Bauch auf, lief, ſtürzte hin und war tod. Das Männlein ſtand nicht weit davon und ſah ihn ſtürzen. Nun ging es zurück zu den

Bäuerlein, noch ganz blutig, ſchwang ſein Meſſer, und rief: Das war ein ſchwerer Sieg! Das ging auf Tod und Leben. Droben liegt er! Mit dieſem kleinen Meſſer hab' ich ihm den ganzen Leib aufgeſchlitzt. — Da jubelten die Bäuerlein, und ſchrien ein Vivat übers andere dem Helden, Retter und Befreier.

16.

Zwergenmützchen.

Es war einmal ein Müller, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Die Tochter liebte er sehr, aber die Söhne konnte er gar nicht leiden, war stets unzufrieden mit ihnen und machte ihnen das Leben sauer, denn sie konnten ihm nie etwas recht machen. Darüber waren die Brüder sehr bekümmert, und wünschten sich weit weg von ihrem Vaterhause, und saßen oft beisammen klagend und seufzend, und wußten nicht, was sie anfangen sollten.

Eines Tages, als die drei Brüder auch so betrübt beisammen saßen, seufzte der eine von ihnen: Ach, hätten wir nur ein Zwergenmützchen, da wäre uns allen geholfen.

Was ist's damit? fragte der eine von den beiden andern Brüdern.

Die Zwerge, die in den grünen Bergen wohnen, erläuterte der Bruder: haben Mützchen, die man auch Nebelkäpplein nennt, und damit kann man sich unsichtbar machen, wenn man sie selbst aufsetzt. Das ist gar eine schöne Sache, liebe Brüder; da kann man den Leuten aus dem Wege gehen, die nichts von einem wissen wollen und von denen man nie ein gutes Wort empfängt. Man kann hingehen, wohin man will,

nehmen was man will, niemand sieht einen, so lange man mit dem Zwergenmützchen bedeckt ist.

Aber wie gewinnt man solch ein rares Mützchen? fragte der dritte und jüngste der Brüder.

Die Zwerge — antwortete der älteste: sind ein kleines, drolliges Völklein, das gern spielt. Da macht es ihnen große Freude, bisweilen ihr Mützchen in die Höhe zu werfen. Wupps! sind sie sichtbar, wupps! fangen sie das Mützchen wieder, setzen es auf und sind wieder unsichtbar. Nun braucht man nichts zu thun, als aufzupassen, wenn ein Zwerg sein Mützchen in die Höhe wirft, und muß dann rasch den Zwerg packen, und das Mützchen geschwind selbst fangen. Da muß der Zwerg sichtbar bleiben, und man wird Herr der ganzen Zwergensippschaft. Nun kann man entweder das Mützchen behalten, und sich damit unsichtbar machen, oder von den Zwergen so viel dafür fordern, daß man für sein Leben lang genug hat, denn die Zwerge haben Macht über alles Metall in der Erde, kennen alle Geheimnisse und Wunderkräfte der Natur; sie können auch durch ihre Lehren aus einem Dummen einen Klugen machen, und aus dem faulsten Studenten einen hochgelahrten Professor, aus einem Barbuzius einen Doctor, und aus einem Advocatenschreiber einen Minister.

Ei, das wäre! rief einer der Brüder: So gehe doch hin und verschaffe dir und uns solche Mützchen, oder mindestens Dir eins, und hilf dann auch uns, daß wir von hier fortkommen! —

Ich will es thun — sagte der älteste der Brüder und bald war er auf dem Wege nach den grünen Bergen. Es war ein etwas weiter Weg, und erst gegen Abend kam der gute Junge bei den Zwergenbergen an. Dort legte er sich in das grüne Gras an eine Stelle, wo im Grase die Kringelspuren

von den Tänzen der Zwerge im Mondenſcheine ſich zeigten, und nach einer Weile ſah er ſchon einige Zwerge ganz nahe bei ſich über einander purzeln, Mützchen werfen und ſpaßige Kurzweil treiben. Bald fiel ein ſolches Mützchen neben ihm nieder, ſchon haſchte er danach — aber der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, war ungleich behender als er, erhaſchte ſein Mützchen ſelbſt und ſchrie: Diebio! Diebio! Auf dieſen Ruf warf ſich das ganze Heer der Zwerge auf den armen Knaben, und es war, als wenn ein Haufen Ameiſen um einen Käfer krabbelt, er konnte ſich der Menge nicht erwehren, und mußte es geſchehen laſſen, daß die Zwerge ihn gefangen nahmen, und mit ihm tief hinab in ihre unterirdiſchen Wohnungen fuhren, davon ſie auch ſelbſt „Unterirdiſche“ heißen und genannt werden.

Wie nun der älteſte Bruder nicht wieder kam, ſo bekümmerte und betrübte das die beiden jüngeren Brüder gar ſehr, und auch der Tochter war es leid, denn ſie war ſanft und gut, und es betrübte ſie oft, daß der Vater gegen ihre Brüder ſo hart und unfreundlich war, und ſie allein bevorzugte. Der alte Müller aber murrte: Mag der Galgenſtrick von einem Jungen beim Kukuk ſein, was kümmerts mich? Iſt ein unnützer Koſtgänger und Freßſack weniger im Hauſe. Wird ſchon wieder kommen, iſt ans Brod gewöhnt! Unkraut verdirbt nicht.

Aber Tag um Tag verging, und der Knabe kam nicht wieder, und der Vater wurde gegen die beiden zurückgebliebenen immer mürriſcher und härter. Da klagten die zwei Brüder oft gemeinſam, und der mittlere ſprach: weißt Du was, Bruder? Ich werde jetzt ſelbſt mich aufmachen und nach den grünen Bergen gehen, vielleicht erlange ich ein Zwergenmützchen. Ich denke mir die Sache gar nicht anders, als ſo:

unſer Bruder hat ſolch ein Mützchen erlangt, und iſt damit in die weite Welt gegangen, erſt ſein Glück zu machen, und darüber hat er uns vergeſſen. Ich komme gewiß wieder, wenn ich glücklich bin; komme ich aber nicht wieder, ſo bin ich nicht glücklich geweſen, und für dieſen Fall lebe Du wohl auf immer.

Traurig trennten ſich die Brüder, und der mittlere wanderte fort nach den grünen Bergen. Dort erging es ihm in allen Stücken genau ſo wie es ſeinem Bruder ergangen war. Es ſah die Zwerge, haſchte nach einem Mützchen, aber der Zwerg war flinker als er, ſchrie Diebio! Diebio! und der helle Haufen der Unterirdiſchen ſtürzte ſich auf und über den Knaben, umſtrickte ihn, daß er kein Glied regen konnte, und führte ihn tief hinab in die unterirdiſche Wohnung.

Mit der ſehnſüchtigſten Ungeduld harrte der jüngſte Bruder daheim in der Mühle auf des Bruders Wiederkehr, aber vergebens, und wurde dann ſehr traurig, denn er wußte ja nun, daß ſein mittlerer Bruder nicht glücklich geweſen war, und die Schweſter wurde auch traurig, der Vater aber blieb gleichgültig, und ſagte nur: Hin iſt hin. Wem es daheim nicht gefällt, der wandere. Die Welt iſt groß und weit. In meinem Hauſe hat der Zimmermann ein Loch gelaſſen. Wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er auf's Eis, tanzt und bricht ein Bein. Laßt den Gigk in die Welt nur laufen, was grämt ihr euch um den Schlucker? Ich bin froh, daß er mir aus den Augen iſt. Aus den Augen, aus dem Sinn! —

Der jüngſte Bruder hatte im ertragen gemeinſamen Leides bisher den Troſt gefunden, den ſolches ertragen gewährt, als aber nun ſeine beiden älteren Brüder fort waren, fand er ſeine Lage ganz unerträglich, und ſagte zu ſeiner Schweſter: Liebe Schweſter, ich gehe nun auch fort, und ſchwerlich werde

ich wieder kommen, wenn es mir ergeht, wie unſern Brüdern. Der Vater liebt mich einmal nicht, und ich kann nichts dafür. Die Scheltworte, die früher auf uns drei nieder fielen, fallen jetzt auf mich allein, das iſt mir denn doch eine zu ſchwere Laſt. Lebe Du wohl und laſſe Dir es wohl ergehen!

Die Schweſter wollte ihren jüngſten Bruder erſt nicht fortlaſſen, denn ſie hatte ihn am allermeiſten lieb, allein er ging dennoch heimlich von dannen, und überlegte ſich unterwegs recht genau, wie er es anfangen wollte, ſich ein Zwergenmützchen zu verſchaffen. Als er auf die grünen Berge kam, erkannte er bald an den grünen Kringeln im Graſe den Ort der nächtlichen Zwergentänze und ihren Spiel- und Tummelplatz, und legte ſich in der Dämmerung hin, und wartete ab, bis die Zwerglein kamen, ſpielten, tanzten, und Mützchen warfen.

Eins derſelben kam ihm ganz nahe, warf ſein Mützchen, aber der kluge Knabe griff gar nicht danach. Er dachte, ich habe ja Zeit. Ich muß die Männlein erſt recht ſicher und kirre machen. Der Zwerg nahm ſein Mützchen, das ganz nahe bei dem Knaben niedergefallen war, wieder. Es dauerte gar nicht lange, ſo fiel ein zweites Mützchen neben hin — ei dachte der Knabe: — da regnet's Mützchen — griff aber nicht danach, bis endlich ein drittes ihm gar auf die Hand fiel; wupps dich, hielt er's feſt, und ſprang raſch empor. Diebio! Diebio! Diebio! ſchrie laut der Zwerg, dem das Mützchen gehörte, mit feiner, gellender Stimme, die durch Mark und Bein drang, und da wimmelte das Zwergenvolk herbei, und wurde ihm der Knabe unſichtbar, weil er das Mützchen hatte, und konnte ihm gar nichts anhaben. Und alleſammt erhoben ſie ein klägliches Jammern und ein Gewinſel um das Müt-

chen, er ſolle es doch um alles in der Welt wieder hergeben.

Um alles in der Welt? fragte der kluge Knabe die Zwerge. Das wär' mir ſchon recht! aus dem Handel könnte etwas werden. Will aber erſt ſehen und hören, worin euer „Alles" beſteht. Vorerſt frage ich: Wo ſind meine beiden Brüder?

Die ſind drunten im Schoos des grünen Berges! antwortete der Zwerg, dem das Mützchen gehört hatte. — Und was thun ſie — Sie dienen!

So? Sie dienen — und ihr dient nun mir. Auf! Hinab zu meinen Brüdern! Ihr Dienſt iſt aus, und eurer fängt an!

Da mußten die Unterirdiſchen dem irdiſchen Menſchen gehorſam ſein, weil er Macht über ſie erlangt hatte durch das Mützchen. Welche Macht in und unter manchen Mützen und Mützchen ſteckt, iſt ganz unbeſchreiblich.

Die beſtürzten und bekümmerten Zwerglein führten nun ihren Gebieter an eine Stelle, wo ſich eine Oeffnung in den grünen Berg fand, die that ſich klingend auf, und es ging raſch hinein und hinunter. Drunten waren herrliche und unermeßliche weite Räume, große Hallen und kleine Zimmer und Kämmerchen, je nach des Zwergenvolkes Bedarf, und nun verlangte der Knabe gleich, ehe er ſich nach etwas anderem umſah, nach ſeinen Brüdern. Die wurden herbei gebracht, und der jüngſte ſah, daß ſie in Dienertracht gekleidet waren, und ſie riefen ihm wehmüthig zu: Ach, kommſt auch Du, lieber guter Bruder, unſer jüngſter! So ſind wir drei nun doch wieder beiſammen, aber in der Gewalt dieſer Unterirdiſchen, und ſehen nimmermehr wieder das himmliſche Licht, den grünen Wald, und die goldenen Felder! —

Liebe Brüder, erwiederte der jüngſte: Harret nur, ich vermeine, das Blättlein ſoll ſich wol wenden.

Herrenkleider und Prunkgewande für meine Brüder und mich! herrſchte er den Zwergen zu, hielt aber wohlweislich das werthe Mützchen in der Hand feſt, als ſeinem Befehle augenblicklich gehorſamet wurde, und das umkleiden vor ſich ging. Nun befahl der Zwergengebieter eine Tafel mit auserleſenen Speiſen und trefflichen Weinen, dann Geſang und Saitenſpiel nebſt Ballet und Pantomime, in welchen Künſten die Zwerge das ausgezeichnetſte leiſten, was einer nur ſehen kann, dann koſtbare Betten zum ausruhen, dann Illumination des ganzen unterirdiſchen Reiches, dann eine gläſerne Kutſche mit prächtigen Pferden beſpannt, um in den grünen Bergen überall herumzufahren, und alles Sehenswerthe in Augenſchein zu nehmen. Da fuhren die drei Brüder durch alle Edelſteingrotten, und ſahen die herrlichſten Waſſerkünſte, ſahen die Metalle als Blumen blühen, ſilberne Lilien, goldene Sonnenblumen, kupferne Roſen, und alles ſtrahlte von Glanz und Pracht und Herrlichkeit. Dann begann der Gebieter Unterhandlung mit den Zwergen über die Zurückgabe des Mützchens, und legte ihnen ſchwere Bedingungen auf. Erſtens einen Trank aus den köſtlichſten Heilkräutern, die mit allen ihren Kräften den Zwergen nur zu wohl bekannt ſind, für ſeines Vaters krankes Herz, daß es ſich umkehre und Liebe zu den drei Söhnen gewinne. Zweitens: einen Brautſchatz, ſo reich wie für eine Königstochter für die liebe Schweſter. Dritiens: einen Wagen voll Edelſteine und Kunſtgeräthe, wie ſie nur die Zwerge zu verfertigen verſtehen, einen Wagen voll gemünztes Geld, weil das Sprüchwort ſage: Baares Geld lacht, und die Brüder gern auch lachen wollten, und endlich noch einen Wagen für die drei Brüder, höchſt bequem

eingerichtet, mit Glasfenstern, und zu diesen drei Wagen alles nöthige, Kutscher, Pferde, Geschirre und Riemenzeug.

Die Zwerge wandten sich und krümmten sich bei diesen Forderungen, und thaten so erbärmlich, daß es einen Stein erbarmt haben würde, wenn ein Stein ein Menschenherz hätte; es half ihnen aber alle ihr Gewinsel nichts.

Wenn ihr nicht wollt, sagte der Gebieter: so ist es mir auch recht, so bleiben wir da; es ist ja recht schön bei euch; ich nehme euch allesammt, wie ihr seid, eure Mützchen; dann seht, was aus euch wird, wenn man euch sieht — tod werdet ihr geschlagen, wo sich nur einer von euch blicken läßt. Noch mehr! Ich fahre hinauf auf die Oberwelt und sammle Kröten, die geb' ich euch dann, jedem eine, vor Schlafengehen, mit ins Bette.

Wie der Gebieter das Wort Kröten aussprach, stürzten alle Zwerge auf ihre Kniee nieder und riefen: Gnade! Gnade! Nur das nicht! Um alles in der Welt! Nur das nicht! — denn die Kröten sind der Zwerge Abscheu und Tod.

Ihr Thoren! schalt der Gebieter: Ich verlange gar nicht „alles in der Welt," ich habe euch die allerbescheidenste Forderung gestellt, ich könnte ja unendlich mehr verlangen, allein ich bin ein grundguter Knabe. Ich könnte ja alles nehmen, und das Mützchen und die Herrschaft über euch fort und fort behalten, denn so lange ich das Mützchen hätte, würde ich ja, das wißt ihr wol, nicht sterben. Also ihr wollt meine drei kleinen Bedingungen gewähren? Nicht? —

Ja, ja, hoher Herr und Gebieter! ersenfzeten die Zwerglein, und gingen ans Werk, alles begehrte herbeizuschaffen, und alle Gebote zu vollziehen. —

In der Mühle des alten gräulichen Müllers droben war nicht gut sein. Als der jüngste Bruder auch davon gegangen

war, griesgrämelte der Müller: Nun — der iſt auch fort — bleibt auch aus, wie das Röhrenwaſſer — ſo geht es — das hat man davon, wenn man Kinder groß zieht — ſie wenden einem den Rücken zu. Nun iſt nur noch das Mädchen da, mein Augapfel, mein Liebling.

Der Liebling aber ſaß dort und begann zu weinen.

Weinſt ſchon wieder! murrte der Alte: denkſt, ich ſoll denken, Du weinſt um Deine Brüder? Um den Gauch weinſt Du — um den Liebhaber, der Dich freien will. Iſt ſo leer und ausgebeutelt, wie ein Mehlſack — er hat nichts, Du haſt nichts, ich habe nichts, haben wir alle dreie nichts. Hörſt Du was klappern? Ich höre nichts. Die Mühle ſteht, ſchlechter kann es nicht ſtehen um eine Mühle, als wenn ſie ſteht. Ich kann nicht mahlen, Du kannſt nicht heirathen, oder wir halten Bettelmanns Hochzeit. Wie? — Solcherlei Reden hatte die Tochter täglich anzuhören, und verging faſt im ſtillen Leid.

Da kamen eines ſchönen Morgens Wagen gefahren, einer, zwei, drei, und hielten vor der Mühle, kleine Kutſcher fuhren, kleine Lakeien ſprangen vom Tritt, und öffneten den Schlag des erſten Wagens, drei junge hübſche Herrchen ſtiegen aus, fein gekleidet, wie Prinzen.

Dienerſchaft wimmelte um die andern Wagen, lud ab, packte ab, ſchnallte ab, Kiſten, Kaſten, Kaſſetten, Toiletten, ſchwere Truhen, trugen alles in die Mühle. Stumm ſtanden und ſtaunend der Müller und ſeine Tochter.

Guten Morgen Vater! Guten Morgen Schweſter! Da wären wir wieder! riefen die drei Brüder. Jene ſtarrten ſie verwundert an. —

Trink' uns den Willkommen zu, lieber Vater! rief der Aelteſte, und nahm aus eines Dieners Hand eine Flaſche,

und ſchänkte einen überaus künſtlich gearbeiteten Goldpokal voll edlen Trankes, und hieß den Vater trinken. Dieſer trank, und gab den Pokal weiter, und alle tranken. Dem Alten ſtrömte Wärme in das kalte Herz, und die Wärme wurde zum Feuer, zum Feuer der Liebe. Er weinte und fiel ſeinen Söhnen in die Arme und küßte ſie, und ſegnete ſie. Und da kam der Geliebte der Tochter, und durfte auch mit trinken und auch küſſen.

Darüber fingen vor Freude die Mühlräder, die ſo lange ſtill geſtanden, an, ſich raſch zu drehen, um und um, um und um. —

17.

Der Wandergeſelle.

Es lebte einſt die Wittwe eines Metzgers, die nur einen einzigen Sohn hatte, der bereits begonnen, das Handwerk ſeines Vaters zu erlernen, als der Vater ihm ſtarb. Die Mutter ließ den Sohn vollends auslernen, und ſandte ihn dann in die Fremde, da ſollte er drei Jahre lang reiſen, ſich die Welt beſehen, und etwas tüchtiges draußen lernen. Sie ſtattete den Sohn aus, ſo gut ſie konnte, und gab ihm ihren beſten Hund mit, der hieß Faß'an.

Auf der Wanderſchaft kam der junge Metzgergeſelle in einen dichten Wald, darinnen Räuber hauſeten, die ihn anfielen und ihn berauben, oder gar töden wollten. Der junge Geſelle aber wehrte ſich kräftig, und ſein Faß'an ſtand ihm wacker bei und verwundete die Räuber mit wüthenden Biſſen, darüber gerieth der eine der Räuber ſo in Zorn, daß er den treuen Faß'an tod ſchoß. Der junge Metzger aber entrann den Räubern, und lief immer tiefer in den Wald hinein, der ſehr groß war, und verirrte ſich völlig, und wußte nicht mehr, wo er war. Endlich erblickte er von fern ein kleines Häuschen mitten in dem Walde, auf welches er zueilte, und in das er, nachdem er angeklopft, eintrat. Da ſaß ein altes graues Mütterlein drinnen, das regte ſich nicht und bewegte ſich nicht,

aber der junge Geſelle begann friſchweg, der Alten zu erzählen, was ihm alles begegnet, und bat, ihm den Weg aus dieſem Walde zu zeigen, dabei klagte er ſehr um den amen Faß'an, den die Räuber ihm erſchoſſen. Da ſprach das alte Mütterlein: Hab' auch ſchöne Hunde, kannſt Dir einen ausſuchen und mitnehmen. Dabei rief ſie: Reiſſebeis!

Auf dieſen Ruf trat ein großer Hund in das Häuschen, und das Mütterlein fragte: Gefällt Dir der?

Es iſt ein ſchöner Hund, antwortete der Geſelle: aber der meine war ſchöner.

Da rief die Alte abermals: Sprengalleband! Und da kam wieder ein noch größerer und noch ſchönerer Hund herein, und die Alte fragte: Wie gefällt Dir der?

Er gefällt mir recht gut, antwortete der junge Metzger, aber meiner war mir halt doch noch lieber.

Da rief die Alte abermals: Hurtigundgeſchwind! und jetzt ſprang ein ganz großer und muthiger, ſehr ſchön gebauter Hund herein — da wartete der Geſelle gar nicht erſt die Frage des Mütterleins ab, ob dieſer ihm gefalle? — ſondern rief alsbald: Den laſſ' ich mir gefallen! Gerade ſo, wie der, hat mein Hund ausgeſeh'n, und hätten ſie den guten Faß'an nicht vor meinen Augen tod geſchoſſen, ſo ſchwür' ich d'rauf, der ſei es ſelbſt.

Ich will Dir etwas ſagen, mein junger Wandersmann, ſprach die Alte: ich will Dir die braven Hunde alle drei ſchenken, Du mußt aber, wenn du ihnen einſt Dein Glück dankſt, auch an mich arme alte Waldfrau denken, und Dich meiner Armuth nicht ſchämen.

Da der junge Burſche dieß verſprach, ſo zog die Alte auch noch ein Pfeifchen hervor und gab ihm dieß, und ſagte: Dieſes Pfeifchen verwahre recht gut, denn damit kannſt Du die drei

Hunde zu Deiner Hülfe herbeirufen, ſie mögen ſich befinden, wo ſie wollen; dieß wird beſonders nöthig ſein, wenn Du ſelbſt in Noth geräthſt.

Mit vielem Danke ſchied der Wandergeſelle von der guten Alten und von ihrem Häuschen, und ging den Weg, den jene ihn als den richtigen bezeichnet hat, wohlgemuthet fort, und die drei ſchönen Hunde ſprangen munter bald vor bald hinter ihm, und hetzten ſich und ſpielten mit einander, daran der Geſelle eine große Freude hatte.

Als der Abend zu dunkeln begann, erreichte der Reiſende mit den drei Hunden ein einſames Wirthshaus, das auch noch in dem großen Walde lag, der gar kein Ende nehmen zu wollen ſchien. Vor dem Hauſe fand der Metzger eine junge Magd, welche hölzerne Gefäße ſcheuerte, und als dieſe den hübſchen jungen Geſellen erblickte, ſo ſchien ſie zu erſchrecken und machte ihm eine abwehrende Gebehrde; ſie winkte ihm gleichſam, zurück zu gehen und hier nicht einzutreten, ja ſie öffnete ſchon den Mund zu einem warnenden Zuruf, als die Thüre aufging, und der Wirth heraustrat, und den ſpäten Wanderer einlud, doch ja bei ihm einzukehren, zumal er, der Wirth, auch ein Metzger ſei.

Dem Jüngling kam ein argwöhniſches Gefühl in das Herz, allein er war einmal da, hatte Hunger und Durſt, und die Nacht war vor der Thüre. Sonach ſetzte er ſich in der Stube nieder, und ſeine drei Hunde lagerten ſich um ihn her, und nun beſtellte er ſich etwas zu eſſen. Darauf mußte er gar nicht lange warten, es kam ein großes Stück Fleiſch in einer fetten Brühe, und gutes Brod dazu.

Der Wandergeſelle aß, und der Wirth hatte ſich auf die Ofenbank geſetzt, und ſah zu, wie es ſeinem einzigen Gaſte ſchmeckte, denn es war niemand von Fremden weiter im Hauſe.

Es ſchmeckte aber dem Gaſte nicht, das ſah jetzt der Wirth, und ſprach: Geſell, ich vermeine es ſchmecket Dir nicht! Du biſt von daheim wol eitel Gebratenes gewohnt?

Das nicht, Meiſter, antwortete der Gaſt. Aber ich habe ſchon Schweinefleiſch gegeſſen, und dieſes Fleiſch in meiner Schüſſel iſt keins; ich habe Hammelfleiſch gegeſſen, und dieß iſt keins; ich habe Rindfleiſch und Kalbfleiſch gegeſſen, und das iſt keins. Auch weiß ich, wie jede Art von Wildpret ſchmeckt, und das iſt keins. Von irgend einem Vogel iſt's auch nicht — das dünkt mich ein ſeltſam Eſſen! —

Der Wirth lachte, und antwortete: Mein guter Wanderburſche, Du wirſt in Deinem Leben noch gar vieles hören, ſehen, riechen, ſchmecken und fühlen, was Du doch nie gehört, geſehen, gerochen, geſchmeckt und gefühlt haſt. In der Welt geht es gar wunderlich her.

Auf dieſe empfangene Belehrung aß der Geſelle ſchweigend weiter, obſchon es ihm nicht ſchmeckte, und ſchöpfte ſich auch noch etwas Brühe heraus, da fiel ein Knöchlein aus dem Löffel, und als er das recht anſah, war es ein Finger. Da erſchrack der arme Jüngling bis zum Tode, und wurde ihm ſehr übel ob ſothaner Mahlzeit, und gerade ging die Thüre auf, und die Wirthin trat herein, die trug einen Teller, darauf Fettbrode lagen, vielleicht ihr eigen Abendeſſen, und der Wirth ſtand auf von der Bank, und ſprach leiſe mit ſeiner Frau, und da ſetzte der Geſelle geſchwinde ſeinen Teller und ſeine Fleiſchſchüſſel ſeinen Hunden hin, die leerten ſehr raſch alles ab.

Wünſche guten Appetit gehabt zu haben! — ſprach die Wirthin zum Wanderburſchen, und dieſer antwortete: Großen Dank, Frau Wirthin, ich hatte welchen — iſt mir aber vergangen, ſetzte er in Gedanken hinzu.

Nun wollen wir Ihm ſeine Schlafkammer zeigen! ſprach

die Wirthin, und gab ihrem Mann ein Licht in die Hand. Die Hunde kommen in den Stall.

Ich wünſche, daß meine Hunde bei mir bleiben, verſetzte darauf der junge Metzger.

Das wird ſich finden — erwiederte die Frau.

Der Wirth öffnete jetzt ein Nebenzimmer, indem er mit dem Lichte voran ging, und hinter dem Gaſte ging die Wirthin und trug immer noch die drei Fettbrode, und zeigte ſie heimlich den Hunden des Fremden, und reizte ſo deren Verlangen nach dieſen Broden.

Man trat in ein Zimmer, das hing voller Waffen, Gewehre, Piſtolen, Carabiner, Pallaſche, Hirſchfänger u. ſ. w., daneben hingen auch Ketten, Stricke, Handſchellen und ſolcher Dinge mehr, womit man die Leute wehrlos macht.

Das ſind ja gar viele Waffen, ſprach verwundert der Gaſt.

Ja, man wohnt hier im Walde ſo einſam, erinnerte der Wirth: man muß ſich vorſehen; ich habe auch meine Leute, welche mit dieſen Waffen gut umgehen können.

Während dieſer Worte öffnete der Wirth eine zweite Thüre, und ſchritt durch dieſelbe voran, die Wirthin aber warf eins der Fettbrode auf den Boden, Reiſſebeis ſchnappte danach, aber indem der Hund das Brod fraß, warf die Frau die Thüre in das Schloß, und Reiſſebeis war in der Waffenkammer eingeſperrt.

Das zweite Zimmer war herrlich ausgeſtattet; das eine Licht, welches der Wirth trug, reichte gar nicht aus, deſſen Pracht vollſtändig zu beleuchten; es ſtanden Fäſſer voll Geld darin, und an den Wänden hingen koſtbare Kleider, und in den Glasſchränken ſtarrte alles von Schmuck, von Gold- und Silbergeräthen und edeln Steinen. So etwas hatte der junge Metzger noch nie geſehen, und konnte ſich gar nicht

genug darüber verwundern, noch sich zusammen reimen, wie das alles hierher in die einsame Waldherberge komme? Der Wirth erschloß jetzt ein drittes Gemach, und die Wirthin warf das zweite Fettbrot hin, da schnappte Sprengalleband gleich hastig danach, und wie er noch daran kaute, warf die Frau die Thüre in das Schloß und Sprengalleband war in der Schatzkammer gefangen. Der Herr der drei Hunde aber merkte nicht, daß nur noch einer von den dreien bei ihm war. Er folgte, neugierig, noch mehr wunderbares zu sehen, dem Wirthe in das dritte Gemach, aber da sah es ganz abscheulich und schauderhaft aus. Die Wände waren mit Blut bespritzt; mitten im Zimmer stand ein Block, auf dem ein scharfes Metzgerbeil lag, man sah zerstückte Gliedmaaßen von Menschen umherliegen, an der Wand hingen aufgeblasene Gedärme um Wurst einzufüllen, auch standen Wiegemesser und kupferne Fülltrichter für dieses Geschäft bereit — und den Gesellen schauderte, der Wirth aber sprach mit harter Stimme: Mein Bursche, hier ist die Werkstätte. Hier wirst Du Dein Meisterstück machen, und bei mir bleiben, wo nicht, wirst Du hier selbst massakrirt, daß Du es weißt. Entweder Du zerhackst hier, nnd schneidest Griefen und wiegst, oder Du wirst selbst zerhackt, zerschnitten und zu Wurst gewiegt.

Dem armen Gesellen ward in der Seele bange bei dieser ihm gelassenen Wahl, doch faßte er Muth und sprach: Lieber will ich sterben, als euer Genosse sein!

Wie Du willst! sagte der Wirth. Folge mir! — Und er öffnete wieder eine Thüre, und jetzt warf die Frau das dritte Fettbrod hin, danach sprang hastig und hungrig der Hurtigundgeschwind, und schnapp, war die Thüre im Schloß, und der gute Hund in der Blutkammer gefangen, während der Wirth mit dem Gesellen in eine düstere Halle trat, und zu

ihm ſprach: Jetzt ſind wir im Schlachthaus, und jetzt ſchicke Dich an, mein Wanderburſche, zur weiten Wanderſchaft in die andere Welt.

Der Geſelle erſchrack, denn er merkte wol, daß der Wirth nicht ſpaße, und ſah ſich nach ſeinen drei Hunden um, die waren aber alle drei hinweg, und er war allein und hülflos.

Willſt Du ſtehend oder liegend ſterben? — fragte der Wirth, und hob ein blinkendes, ſchweres Beil. Der Geſelle antwortete: ich will ſtehend ſterben, vergönne mir nur ſo viele Zeit, ein Vater unſer zu beten.

Meinetwegen, ſo bete! antwortete gefühllos der ſchlimme Wirth.

Und der Geſelle betete mit rechter Andacht, und da fiel ihm mitten im beten das Pfeifchen ein, das die gute Alte ihm gegeben, die ihm die drei Hunde geſchenkt, und geſagt hatte, er ſolle, wenn er in Noth ſei, und die Hunde nicht bei ihm wären, nur darauf pfeifen, bedachte ſich daher auch keinen Augenblick, ſondern pfiff, zu des Wirthes und der Wirthin großer Verwunderung.

Heißt das gebetet, Burſche? ſchrie der Wirth voller Wuth, und hob ſein Mordbeil, aber ehe er den tödlichen Streich führte, hatte ihn Hurtigundgeſchwind, der wie ein Blitz ins Schlachthaus fuhr, im Nacken und riß ihn nieder und Sprengalleband und Reiſſebeis waren nun auch ſchon da, und alle drei zerriſſen den Wirth in tauſend Stücken.

Die Wirthin aber fiel auf ihre Kniee, und ſchrie: Gott Lob! Gott Lob! Nun bin ich erlöſt!

Nein Weib! rief jetzt zornig der Geſell. Deine Stunde hat auch geſchlagen, Helfershelferin des Menſchenmetzgers, die meine Hunde heimlich fing, auf daß ich wehrlos in eurer Gewalt ſei, Ihr Teufelsbraten!

O ſeid barmherzig! rief flehend die Wirthin. Ich mußte ja den Willen des Wütherichs thun, der mich auch einſt gefangen und hier fortwährend gefangen gehalten hat. O laßt mich leben! Ich will euch auch eine goldene Doſe ſchenken! —

Ich danke, ich ſchnupfe nicht! verſetzte der Geſelle.

Iſt auch nicht nothwendig — erwiederte die Wirthin. Aber jeder, der aus dieſer Doſe ſchnupft, wenn Ihr den Deckel nach rechts gedreht habt, muß ſo lange machtlos ſtehen, liegen oder ſitzen bleiben, bis Ihr den Deckel nach links gedreht. Laßt mich leben, guter Geſelle, um Gottes und um Eurer ſelbſt Willen, denn noch ſeid Ihr nicht außer aller Gefahr. Ich allein kenne den Aufenthaltsort der Spießgeſellen meines Mannes, einer ganzen Bande Räuber, Mörder und Menſchenfreſſer, vor denen Ihr trotz eurer Hunde nicht ſicher wäret. —

Nun denn, ich will Euch leben laſſen, Meiſterin, ſprach der Jüngling: doch hütet euch wohl, mich hintergehen zu wollen!

Die Wirthin dachte in der That nicht daran, den jungen Geſellen zu täuſchen, da ſie ihm wirklich ihre Befreiung dankte, ſie und ihr Geſinde, das ebenfalls eine große Freude hatte, nicht mehr die entſetzliche Laſt zu tragen, dem Menſchenſchlächter unterthan zu ſein. Die Frau des Hauſes zeigte nun ihrem Befreier den Eingang zu dem verborgenen Schlupfwinkel der Mörderbande, in welchen man durch eine Fallthüre gelangte. Dieſe Fallthüre öffnete der junge Metzger und ließ ſeine drei Hunde hinein, welche unwiderſtehlich waren, und der ganzen Raub- und Mordgenoſſenſchaft die Hälſe abbiſſen, daher ſie mit ſehr blutigen Schnautzen wieder herauskamen. Der Geſell zeigte ſich nun als Herr und betrachtete die Waldherberge als ſeine Eroberung. Er gab der Dienerſchaft, inſonderheit der mit-

leidigen Magd, die ihn gewarnt, von den Schätzen, ſandte einen Knecht mit reichem Gute an die alte Waldmutter, welche ihm die drei Hunde geſchenkt, ebenſoviel ſchickte er nach Hauſe zu ſeiner eigenen Mutter, der Wirthin ließ er nehmen, was und ſo viel ſie wollte, die Fallthüre zu der Mördergrube ließ er vermauern und die Waldherberge bis auf den Grund niederbrennen; darauf nahm er Abſchied von der Frau Wirthin und zog mit ſeinen drei Hunden ſeine Straße. Eigentlich hätte er heimkehren können, denn er hatte genug an Gut und Geld, und die Metzgerei hatte er verredet auf Zeitlebens — aber er hatte ſeiner Mutter verſprochen, drei Jahre in der Fremde zu wandern, und wollte nun auch ferner die Welt ſehen, und etwas tüchtiges lernen.

Da nun der gute Geſelle mit ſeinen drei Hunden Reiſſebeis, Sprengalleband und Hurtigundgeſchwind ſeiner Straße weiter zog, und ein gutes Stück in die Welt hinein gewandert war, da begegnete ihm eines Tages eine Kutſche, die war ganz mit ſchwarzem Flor überhangen, und der Kutſcher desgleichen und die Pferde ebenſo, was ſehr traurig ausſah. Und da blieb der Wandergeſelle ſtehen, und ſein Herz bewegte ſich voll Trauer, und er ſann, was das wol möge zu bedeuten haben, daß ihm ein ſolches Fuhrwerk begegne? Der Kutſcher aber war ein grober Schroll, der rief dem Geſellen zu: Na Schlingel, was gibt es hier zu gaffen? Wirſt Du wol aus dem Wege gehen, wenn eine Prinzeſſin gefahren kommt? — Dieſer unhöfliche Zuruf verdroß den guten Geſellen, und er rief Hurtigundgeſchwind, dem Kutſcher einigermaßen Mores (ſind gute Sitten) zu lehren. Darauf ſprang Hurtigundgeſchwind, dem kein Menſch, auch der ſtärkſte nicht, widerſtehen konnte, hinauf auf den Bock, kriegte den Kutſcher beim Kragen, ſchüttelte ihn wie einen Karnickel, riß ihn vom Bocke herab,

und titschte ihn um und um in einer großen Pfütze am Wege, davon er dreckig und triefend wurde, und setzte ihn dann wieder fein säuberlich auf den Kutscherbock. Davon wurde der Kutscher so geschmeidig, wie ein Ohrwurm, und hätte gern seinen Tressenhut vor dem Gesellen abgezogen, wenn selbiger nicht drunten in der gelben Pfütze liegen geblieben wäre. Der Wanderbursche hielt nun dem Kutscher eine kleine Rede über die Regeln der Höflichkeit, welche Leute seines Gleichen nie aus den Augen setzen sollten und dürften gegen Personen die zu Fuße gehen, weil möglicherweise eine oder die andere Person solcher Art sich statt eines — zehn Kutscher halten könne, und sich für jede Kutschergrobheit eigentlich ein solches Bad in der Pfütze nebst einigen fühlbaren Rippenstößen gebühre. Als diese Rede, die dem Kutscher gar nicht zusagte, wie vielsagend sie auch war, gehalten worden, sah der Geselle in den florumhangenen Glaswagen, und sah darin eine ganz schwarzgekleidete Prinzessin sitzen, die hatte sehr geweint, und da er sie darum ganz bescheidentlich fragte, so erzählte ihm die Prinzessin ihr Schicksal.

Ich bin, begann die ganz schwarzgekleidete Dame: die Tochter des Königes dieses Landes, über welches der Teufel eine große Theuerung und Hungersnoth gebracht hat, und als man denselben befragte, ob er beides nicht unter irgend einer Bedingung wieder von dem Lande nehmen wollte, so machte er die Bedingung, daß ich sein eigen werden solle. Da nun mein Herr Vater sein Land und Volk mehr liebt als mich und sich selbst, so hat er in diese entsetzliche Bedingung gewilligt, und Du findest mich Ärmste jetzt auf dem Wege, schnurstracks zum Teufel zu fahren.

Aber schöne Prinzessin, warum seid ihr denn so ganz allein? fragte der Wandergeselle.

Ja — mein guter Jüngling, antwortete die Prinzessin: das kommt daher, daß kein Mensch mit wollte, obschon meine Dienerschaft mir immerfort Treue bis zum Tode betheuert hat, das sind aber nur leere Redensarten gewesen. Nur der Kutscher war bereit mich zu fahren, weil derselbe schon des Teufels ist.

Habe das an seiner Grobheit gemerkt, meine schöne Prinzessin, sprach der Wanderbursche; und Euer Herr Vater, erlaubt mir diese Bemerkung, ist nicht so recht gescheidt, andere thäten so etwas nicht. Wolltet Ihr mir aber erlauben, Euch Anstandes halber als einen dienstthuenden Kammerherrn zu begleiten, so kann ich Euch vielleicht in Wahrheit den besten Dienst thun, und Euch aus den Klauen des Teufels losmachen.

Ach, das höre ich sehr gerne! antwortete die Prinzessin. Ja, Du sollst mein lieber Kammerherr sein, steige nur zu mir herein, es reist sich ohnehin besser zu zweien, als einsam.

Darauf stieg der Wandergeselle zu der schönen Prinzessin in den schwarzen Wagen, und unterhielt sie gut, und machte, daß sie lachte, und fuhren mit einander ganz lustig zum Teufel. Dieser saß auf einem Holzblock und wartete schon eine geraume Zeit, und war sehr erstaunt, zu sehen, daß die Prinzessin nicht allein kam. Der Jüngling sagte: Hochverehrtester Herr Teufel, ich hoffe, Ihr werdet ein vernünftiges Wort mit Euch reden lassen. Mich dauert diese arme und schöne Prinzessin sehr, gebet sie frei, und nehmet dafür meine Seele an.

Der Teufel schlug einigemale rechts und einigemale links mit seinem Schweife um sich, als wenn er sich die Mücken wegwedeln wollte, und sagte: Für dieses mal könnte sich die

Sache machen — er dachte aber in seinem Sinne, über's Jahr hole ich mir doch die Prinzessin — also Topp!

Topp! sagte der Geselle. Und da nichts zu trinken da ist, so schnupfen wir einmal darauf! Damit zog er seine goldene Dose, drehte den Deckel nach rechts, schnippte mit dem Finger auf den Deckel, öffnete sie und bot sie dem Teufel dar.

Eigentlich schnupfe ich nicht! sagte der Teufel.

Nun so schnupfe einmal uneigentlich! Es ist Doppelmops! entgegnete der Geselle, und sein Herz lachte innerlich vor Freude, als der Teufel wirklich mit seiner haarigen Kralle in die Dose fuhr und eine tüchtige Prise nahm.

So mein werther Herr Teufel! nahm nun wieder der Geselle das Wort, indem er die Dose wieder mit ihrem Deckel verschloß und in die Tasche schob: jetzt können wir ein verständiges Wort mit einander reden, denn Ihr seid nun ein vollkommen gesetzter Mann.

Wie so gesetzt? fragte der Teufel.

Weil Ihr sitzt, und nicht mehr und nicht eher wieder aufstehen könnt, bis es mir beliebt! erhielt er zur Antwort.

Weiter fehlte mir nichts! Du Dummkopf! schrie der Teufel, und wollte auffahren und dem Sprecher an das Genicke, aber er konnte nicht, er mußte auf dem Holzblocke fest, wie angenagelt, sitzen bleiben.

Wie lange soll der dumme Spaß dauern? fragte der Teufel in außerordentlicher Übellaune. Ich bin das sitzen schon müde. Mach' es kurz — das halte der Teufel aus, wenn er's kann!

Ich will Dir etwas sagen, aber sei stät, hochwohlgeborener Herr Teufel! spottete der Geselle. Es kann Dir bald geholt

ſen werden. Du giebſt dieſe Prinzeſſin frei, wie ſich von ſelbſt verſteht; Du giebſt auch mich frei, und entſagſt dem Anrecht auf meine Seele; Du gelobeſt niemals wieder im Lande des Herrn Vaters dieſer ſchönen Prinzeſſin Theurung und Hungersnoth, Aufruhr oder ſonſt dergleichen Teufelein anzuſtiften und anzuzetteln, und niemals eine Seele als Löſegeld dagegen zu verlangen, vielmehr Dich mit den Seelen zu begnügen, die Dir von ſelbſt und freiwillig in Deinen Höllenrachen gelaufen kommen. Endlich gibſt Du mir das alles eigenhändig und ſchriftlich, denn der Teufel traue dem Teufel, und ſorgſt dafür, daß ich Dich niemals wieder zu Geſichte bekomme. —

Der Teufel ächzte und krächzte, ſchwitzte und krümmte ſich, es half ihm aber dieſes alles nichts. Immer gewohnt, ſtets los zu ſein, quälte es ihn ſchrecklich, jetzt einmal nicht los ſein zu können, und ſo bequemte er ſich, in die Forderungen des Befreiers der Prinzeſſin einzuwilligen, worauf dieſer nun wieder die goldene Doſe hervorzog, den Deckel nach links aufdrehte, und höflich fragte: Beliebt noch ein Prieschen? Es iſt Marokko: — Der Teufel aber ſchlug hin, daß aller Schnupftabak in die Luft flog und erhob ſich von ſeinem Holzblock, und brauſte wie ein Sturmwind von hinnen.

Darauf ſtiegen die Prinzeſſin und ihr Befreier wieder in ihren Wagen, und die Prinzeſſin war ſo ſehr von Dank erfüllt, daß ſie zu dem Gefährten ſagte: Höre Du, ich will Dich heirathen, weil Du mich errettet haſt! —

Iſt mir ſehr angenehm zu hören, verſetzte der Jüngling: nur wünſchte ich noch ein Weilchen damit zu warten, weil ich erſt in die Welt, und draußen etwas tüchtiges lernen muß. Deshalb entlaſſet mich jetzt, meine ſchönſte Prinzeſſin, in

Zeit von einigen Jahren komme ich wieder, darauf verlasset Euch. —

Das mußte nun so der Prinzessin recht sein, obwol es ihr gar nicht recht war, und als der erste Kreuzweg kam, stieg ihr Befreier aus, gab ihr seine Hand und küßte die ihrige, und sagte: Wir sind verlobt und bleiben es! Trauet fest, schöne Prinzessin, auf euern Bräutigam.

Der Kutscher, der die Prinzessin fuhr, hatte alles, was er sah, mit Mißmuth und Ärger gesehen. Er besaß eine ganz nichtsnutze Seele. Den König hätte er am liebsten tod gesehen, und wäre gern selbst König gewesen; da man aber die Kutscher, und wenn sie die schönsten Staatskutschen noch so schön lenken zu können, sich einbilden, nicht zu Königen macht, so freute sich sein schwarzes Herz darüber, daß wenigstens die unschuldige Königstochter untergehen sollte, und da dieß nicht geschehen war, so war er mindestens auf seinen Vortheil bedacht, daher hielt er an, stieg vom Bock, öffnete den Kutschenschlag und sprach hinein zur Prinzessin:

Mein allergnädigstes Prinzeßchen! Sintemal und alldieweil Höchst-Dieselben nun befreit sind, so hätte ich auch eine kleine Bitte, bitte dahero nichts für ungut zu nehmen, wenn ich so mit der Thüre ins Haus falle; ich möchte gar zu gerne heirathen!

Dagegen habe ich gar nichts einzuwenden, mein lieber Kutscher. Aber will Ihn den jemand?

Die schätzbare Person, welche ich zu heirathen wünsche, sagte mir, sie habe nichts dagegen einzuwenden! antwortete der Kutscher.

Nun gut, so nehme er sie! — versetzte die Prinzessin.

Nun gut, so nehme ich Sie! erwiederte der Kutscher.

Wen denn eigentlich? fragte die Prinzeſſin.

Nun denn Sie! Sie haben es ja geſagt! entgegnete der Kutſcher.

Ich glaube, Er iſt verrückt! ſchrie die Prinzeſſin außer ſich vor Entſetzen.

I Gott bewahre! verſetzte der Kutſcher. Im Gegentheil, Prinzeßchen, ich glaube dieß nicht im entfernteſten. Wozu viele Worte? Sie ſagen zu Hauſe, daß ich es war, der Sie befreite, und heirathen mich! Wollen Sie das nicht, ſo fahre ich Sie nicht nach Hauſe, ſondern wieder zum Teufel. Und damit Punktum!

Da gab die arme Prinzeſſin klein bei und weinte wieder, und fuhr nach Hauſe. Da war aber ein Jubel über ihre Heimkunft, der war grenzenlos, und als es nun vollends laut wurde, der Kutſcher habe die Prinzeſſin befreit und werde von ihr zum Danke gefreit werden, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Eine ſo herablaſſende volksthümliche Prinzeſſin hatte es noch nie gegeben, weder die alte noch die neue, weder die heilige noch die Profangeſchichte lieferten ein Seitenſtück zu ſolchem Bündniß — Paläſte und Hütten wurden illuminirt, die Vivats nahmen kein Ende, und viele Perſonen, die in Kutſchen fuhren, wurden damals umgeworfen, denn alle Kutſcher hatten ſich vor Freude betrunken und ihre Köpfe ſo hell illuminirt, daß ſie die Prallſteine für glatte Fahrgleiſe anſahen.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, welche jedoch die Prinzeſſin immer von einer Zeit zur andern hinausſchob. Sie verdarb ihre Brautkleider, ſie wurde krank, ſie erfüllte fromme Gelübde, ſie wartete auf einen Schmuck, der erſt vom Morgenlande kommen ſollte, und hoffte mit ſehnender Seele ſtärker und ſtärker auf die Wiederkehr ihres

geliebten wahren Bräutigams. Der Kutſcher aber wurde ſehr ungeduldig und klatſchte viel aus Ungeduld mit ſeiner Peitſche. Endlich mußte ein Tag der Hochzeit doch feſtgeſetzt werden, und ſchon kam deſſen Vorabend und der Wandergeſelle kam nicht. Herzeleid und Wehklagen. Die Prinzeſſin ließ im Hoftheater das rührende Drama Lenore aufführen, und vergoß viele Thränen bei dem herzbrechenden Liede:

Es flammen am Altare
Die Kerzen wunderſam;
Der Brautkranz ſchmückt die Haare,
Wo bleibt der Bräutigam?

Während aber ſelbiges herzbrechendes Lied geſungen wurde, war der wahre Bräutigam ſchon da, und war in Begleitung ſeiner drei Hunde im Gaſthofe erſten Ranges der Reſidenz abgetreten, freilich aber nicht wie ein Gaſt erſten Ranges, vielmehr als zerlumpter Bettler und Strolch, und der Wirth hatte nahezu Luſt, ihn von ſeinen Kellnern zur Thüre hinaus ſchmeißen zu laſſen, als der anſcheinende Bettler einen Ducaten auf den Tiſch legte, und dem Wirthe zuflüſterte: Mein guter Freund, ich bin ein Hochzeitgaſt! Schaffet mir einen Barbuzium und einen Schnevder. Morgen am Hochzeittage verhoffe ich, ſo Gott es will, die Ehre zu haben, mit der jungen Königin ein Glas Wein zu trinken.

Der Wirth maaß mit ſeinen Blicken den Lumpacivagabundus, den er vor ſich ſah, vom Kopfe bis zur Zehe, und ſprach: Nichts für ungut, guter Freund! Du ſcheinſt mir aus einem Lande zu kommen, wo man keine Hundeſteuer zahlt, und wo die Hunde von der Luft leben. Ich unterfange mich nicht, ſchlechte Witze zu machen, und zu ſagen, Du ſeiſt ſehr auf den Hund. Gleichwohl beſticht mich Dein armſeliger Ducaten nicht; Gott mag wiſſen, auf welcher grünen Wieſe

Du den gefunden haſt; indeſſen zu einem Abendimbis für Dich und die drei Hunde, und auch noch zu einem Nachtlager reicht er aus. Du wirſt aber morgen ſo wenig Wein mit der königlichen Prinzeſſin Braut trinken, als ich, ja noch viel weniger, denn ich bin doch der Hofweinlieferant, ich kann daher eher den nämlichen Wein trinken — darauf wette ich all' mein Hab' und Gut, ſammt Gaſthaus- und Schänkgerechtigkeit.

Wirth, ſchwatze nicht zu viel! beſorge hübſch meine Befehle! Die Wette ſteht! — ſprach ganz kurz der Gaſt, forderte Velinpapier und feines Siegellack, ſchrieb und ſiegelte raſch einen Brief an die Prinzeſſin, hielt dem erſtaunten Wirthe die Aufſchrift unter die Augen, ſchlug den Brief in ein Zeitungsblatt, und gab ihn dem Hurtigundgeſchwind ins Maul, der damit fortſchoß.

Jetzt kamen der Barbier und der Schneider. Der Fremde ließ ſich ſauber ſcheeren und zwagen, und vom Schneider in Sammt und Seide kleiden und legte blos Goldſtücke auf den Tiſch mit dem ſtummen Bedeuten, jeder möge ſich nehmen, was er glaube, daß ihm gebühre. Der Schneider glaubte, ihm gebühre viel, folglich nahm er viel, der Barbier aber wollte gerne wieder auf das Goldſtück herausgeben, er hatte jedoch kein Einzelnes, und da winkte der Gaſt wieder, er möge es nur ungewechſelt behalten. Am andern Morgen wurde die ganze Reſidenzſtadt voll von der Kunde, daß ein Herr im erſten Gaſthofe wohne, der viel freigebiger ſei, wie der König, wozu — im Vertrauen ſei dieß geſagt — nicht viel gehörte.

Wie froh war aber die gute Prinzeſſin geworden, als ſie Hurtigundgeſchwind in den Saal ſpringen und ihn einen Brief in ihren Schoos legen ſah, während alles vor dem großen und ſeltſamen Briefpoſtcourier erſchrak, zumeiſt aber der falſche

Bräutigam, der Kutſcher. Er dachte ſich: wo der iſt, da iſt ſein Herre auch nicht weit, und verzog ſich ganz leiſe, woran er ſehr wohl that, ſonſt hätte ihn der Hund zerriſſen.

Am andern Morgen hielt eine königliche Kutſche vor dem Gaſthofe; ein Hoflakai öffnete den Schlag, ein beſternter Kammerherr ſtieg aus und fragte nach dem fremden Herrn, der geſtern gekommen ſei, und dem Wirthe fiel das Herz in die Kniekehle, denn er hatte ſein Hab' und Gut, ſammt der Schänkgerechtigkeit verwettet. Der fremde Herr aber fuhr zur Rechten des Kammerherrn im Wagen ſitzend nach Hofe.

Bei Hofe war nun große Freude; der wahre Bräutigam gefiel dem volksthümlichen Könige noch beſſer, wie der Kutſcher, da derſelbe ſich ſehr gut zu benehmen wußte, und ſich ſchon durch die Befreiung der Prinzeſſin am beſten benommen hatte. Die Hochzeit hatte daher ihren ungeſtörten Fortgang. Dem Wirthe ſchenkte der glückliche Bräutigam die an ihn verlorene Wette, und den Kutſcher, den er durch Reiſſebeis, Sprengalleband und Hurtigundgeſchwind ſehr leicht hätte einfangen und holen laſſen können, wobei derſelbe ſehr übel gefahren wäre, ließ der edle Bräutigam laufen.

Mit abermaliger reicher Gabe aber bedachte er die alte Waldmutter, und ſeine eigene Mutter ließ er in einer goldenen Kutſche holen und behielt ſie bei ſich bis an ihr Ende. Als alles zu einem guten Ziele gelangt war, verſchwanden die drei Hunde, und niemand wußte, wohin ſie gekommen waren, und auch das Pfeifchen war fort, ſo daß man die Hunde auch nicht wieder herbeirufen konnte, welches auch nicht nöthig wurde, da ſich kein Teufel mehr um das Land des alten und des jungen Königs bekümmerte.

18.

Marien-Ritter.

Vor Zeiten lebte ein freiſamer frommer Rittersmann, der hatte zu ſeiner Schutzpatronin die heilige Jungfrau Maria erkoren, und diente ihr mit einem gottſeligen Herzen immerdar.

Da wurde zu einer Zeit von dem Könige ein großes Turnei ausgeſchrieben, zu dem zog die geſammte Ritterſchaft des ganzen Landes, alldort Lanzen und Speere zu brechen, und Danke zu gewinnen. Zu dieſem Turnei zog auch der fromme Ritter, und ſein Weg führte ihn an einem Münſter vorüber, das der Jungfrau Maria geweiht war, und gar nicht weit von dem Plane lag, auf welchem das Turnei gehalten werden und bald beginnen ſollte. Man konnte ſchon von ferne die Trommeten ſchmettern hören. Im Münſter aber war viel hohe Geiſtlichkeit verſammelt, und wurde feierliches Hochamt gehalten, da ſtieg der Ritter vom Roß und gab das ſeinem Knappen zu halten, und ſprach: Mir ziemet baß, daß ich mich in Marien Schutz befehle, daß ihre Hand mir zu einem ehrlichen Siege verhelfe — nahm ſeinen Helm vom Haupt und trat in das Gotteshaus. Schon war eine Meſſe faſt bis zu Ende geleſen, dann aber hob man eine andere an, die wollte der

fromme Ritter ganz hören, und dann begann wieder eine neue, und der Ritter wollte keine unterbrechen, und wohnte allen andächtlich bei und betete mit im Stillen, und segnete ſich.

Und darüber, über ſolcher Andacht, ging der halbe Tag hin, das Turnei hatte längſt ſeinen Anfang und Fortgang genommen, das Ringelrennen, das Lanzenſtechen und manches andere ritterliche Kampfſpiel war ſchon vorüber, dem Ritter aber hatte die Zeit, ſo er im Münſter verweilt, eine ganz kurze gedäucht, und meinte, es ſei noch früh am Tage und er komme noch rechtzeitig genug. Wie er aber ankam, da ſah er nur noch etwas vom Buhurd, das iſt der letzte Tummelkampf, wo viele gegen viele reiten und ſtreiten und einander bekämpfen mit kurzen Schwertern oder mit Kolben, bis die Herolde mit Trompetenſtößen das Zeichen zum Ende des Buhurds geben laſſen.

Da nun der fromme Ritter an die Schranken kam, erſcholl ihm von vielen ein froher Zuruf, gleichſam als dem Helden des Tages; ſeine Freunde boten ihm glückwünſchend die Hände, andere gaben ihm Ringe und Kleinode, die ſie ihm, wie ſie ſagten, im Lanzenrennen ſchuldig geworden, und alle rühmten laut, daß ſolch ein männlicher Kämpe, wie er, noch niemals beim Tſchoſt, das iſt das Lanzenrennen, und beim Foreſt, das iſt der Preiswettkampf, geſehen worden, und die Herolde nahten ihm, grüßten ihn ehrfurchtsvoll und geleiteten ihn zum Throne, auf welchem ſitzend, des Königes ſchöne Tochter die Ehrendanke vertheilte, und ihm unter ſüßen Worten voll hohen Lobes den erſten Dank zutheilte.

Der Ritter aber wußte nicht wie ihm geſchah, und ſagte offenkundig, daß weder Lob noch Dank ihm gebühreten. Er komme ſo eben an, und habe in der Kirche weilend, das Tur-

nier verſäumt. Die Ritter aber und die jungen Edelknappen ſchwuren alle, er ſei da geweſen, habe ſie alle überwunden, und in allen Arten der Turneikämpfe das beſte gethan.

Da ahnete der Ritter das Wunder, das Maria an ihm gethan, dieweil er ſie im Münſter verehret. Und ritt von hinnen in das Kloſter, das neben dem Marienmünſter erbaut war, und ſprach: Ich will fortan keines andern Ritter ſein, als nur Marien Ritter, mit ſtetem Gebete und mit ſteter Treue.

Gelobet ſei Maria, die Himmelskönigin!

19.

Vom Knaben, der das hexen lernen wollte.

Es war einmal ein Knabe, der hatte vieles gehört von der Hexenkunſt, wollte ſie auch gerne lernen. Wen er aber darum fragte, der ſagte, daß er ſolche Kunſt nicht kenne und nicht könne, und auch nichts von ihr wiſſen wolle. Da ging der Knabe ganz allein in einen dunkeln Wald, und rief mehr denn einmal recht laut: Wer lehrt mich das hexen? — und da ſchallte es wie antwortend an mehreren Stellen des tiefen Waldes: Hexen! Hexen! —

Und nach einer Weile kam ein uraltes Weiblein durch das Gebüſche gekrochen, das keinen Zahn mehr im Munde und ſchrecklich rothe Augen hatte. Ihr Rücken war gekrümmt, ihr Haar war weiß, und hing ihr wild um den Kopf herum, und wehete im Winde. Ihre Stimme klang wie die Stimme des Vogels Kreideweiß, wenn er ruft: komm mit! und gerade ſo rief auch das alte Weib dem Knaben zu, und winkte ihm zu folgen, ſie wolle ihm das hexen lehren. Der Knabe folgte ihr und ſie führte ihn immer tiefer in den Wald hinein, und zuletzt auf ein ſumpfiges Erlenmoor, darauf eine graue, unſcheinbare, halbverfallene Waldhütte ſtand. Die Wände waren von Torfziegeln aufgeführt, und mit Moos austapeziert; das

Dach war mit Schilf gedeckt. In der Waldhütte war niemand als ein junges hübſches Mädchen, welche Lieschen hieß; die Alte ſagte aber nicht, ob es ihre Tochter oder ihre Enkelin ſei; außerdem waren nur noch drei große Kröten vorhanden, und über dem niedern Herde hing ein Keſſel, darinnen eine Brühe kochte, wie Gänſeſchwarz, Haſenpfeffer, oder ſonſtiges Schwarzſauer mit Fleiſchknöchlein darin. Die Alte ſetzte eine Kröte vor die Thürſchwelle, daß ſie Wache halte, die zweite Kröte ſchickte ſie auf den Boden, daß ſie dem Knaben eine Lagerſtatt bereite, und die dritte Kröte ſtellte ſie auf den Tiſch, daß ſie leuchte. Dieſe Kröte that ihr beſtes im leuchten, doch wie auch ihre Aeugelein im grünlichen Schimmer flammten, ſo brachte ſie es kaum dahin, ſo hell zu leuchten, wie ein Glühwurm, daher auch der Haß kommt, den die Kröten gegen die Glühwürmer haben. Nun aßen die Alte und das Lieschen aus dem Keſſel ihre Abendmahlzeit, und der Knabe ſollte auch eſſen, aber er grauelte ſich, denn es kam ihm vor, als ob die Knöchlein Finger und Zehen von Kindern wären. Er klagte, daß er ſehr müde ſei, und wurde auf ſein Strohlager gewieſen, wo er bald mit dem Gedanken einſchlief, am andern Morgen werde nun ſeine Lehrzeit in der Hexenkunſt angehen, und daß es ſehr hübſch ſein werde, wenn das kleine Lieschen ihm darin Unterricht geben wolle. Die alte Hexe aber ziſchelte dem Mädchen zu: Wieder einen gefangen! Ein hübſcher Braten, morgen wecke mich recht früh, ehe die Sonne aufgeht, da wollen wir ihn ſchlachten und was wir nicht gleich braten, einpökeln.

Jetzt gingen die beiden auch ſchlafen, aber Lieschen fand keinen Schlaf, der ſchöne Knabe dauerte ſie gar ſehr, daß er auch ſterben ſollte, und ſie ſtand von ihrem Lager auf und trat an das ſeine, und ſah, wie ſchön roth ſeine Wängelein

waren, und wie blond ſein gelocktes Haar, und daß ſeine Augen blau waren, wie Vergißmeinnicht, das hatte Lieschen nicht vergeſſen. Und es graute ihr vor ihr ſelbſt, daß ſie gezwungen war, der alten böſen Hexe zu dienen, die ſie ſchon lange, als ſie noch ein ganz kleines Kind war, ihren Aeltern geraubt und in den tiefen Wald geſchleppt hatte, und hatte das Hexenwerk lernen müſſen, wie man pfeilſchnell durch die Luft eilt, wie man ſich unſichtbar macht, wie man ſich in andere Geſtalten verwandelt, und als ſich nun Lieschens Herz in voller Zuneigung zu dem Knaben bewegte, ſo beſchloß das Mädchen, ihn wo möglich zu erretten. Sie weckte ihn daher ganz leiſe, und flüſterte ihm zu: Lieber Knabe erhebe Dich und folge mir! Hier wartet Deiner nur der Tod.

Soll ich denn hier nicht das hexen lernen? fragte der Knabe, welcher Friedel hieß.

Beſſer iſt Dir, wenn Du es nimmermehr lernſt; außerdem haſt Du noch Zeit genug dazu, antwortete Lieschen, jetzt ſäume nicht — fliehe, und ich will mit Dir fliehen.

Mit Dir gehe ich gerne, liebes Mädchen, ſprach der Knabe: und bei der häßlichen Alten mit ihren garſtigen Kröten möchte ich nicht bleiben.

So komm denn! ſprach Lieschen, und öffnete leiſe das Häuschen, und ſah nach, ob die Alte ſchlief; die ſchlief noch, denn es war noch halb Nacht, und lange nicht Morgen.

Jetzt trat Lieschen mit Friedel aus dem Häuschen, und Lieschen ſpuckte auf die Schwelle, worauf ſie beide raſch von dannen eilten. Durch das öffnen und wiederſchließen der Thüre war aber doch ein kleines Geräuſch entſtanden, und weil alte Leute ſehr leiſe ſchlafen, ſo erwachte die Hexe und rief: Lieschen! Stehe auf! Ich glaube es wird bald Tag. Da rief der Speichel auf der Schwelle vermittelſt eines Hexen-

zaubers, den Lieschen verübt: Ich bin schon auf! Ruhe nur noch, bis ich das Hüttchen gekehrt, und Laub und Holz zum Feuer zusammengelesen habe. — Nun blieb die Alte noch ein Weilchen liegen, während die Fliehenden unaufhaltsam von dannen eilten; jene konnte aber nicht wieder einschlafen, und rief abermals: Lieschen, brennt das Feuer?

Da antwortete abermals der Speichel auf der Schwelle: Es brennt noch nicht, das Laub ist feucht — das Holz raucht — ruhe noch ein Weilchen, bis ich das Feuer angeblasen habe.

Die Alte ruhte noch eine kurze Zeit, während die Fliehenden immer mehr sich von ihrer Hütte entfernten. Unterdeß ging die Sonne auf, da fuhr die Alte, die ein wenig eingenickt war, mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette, und schrie: Satanskind! Die Sonne geht auf, und Du hast mich nicht geweckt. Wo steckst Du?

Auf diese Frage bekam die Alte keine Antwort, denn die Sonne hatte den Speichel auf der Schwelle vertrocknet — und nun fuhr die Hexe in Hause herum, wie ein Wirbelwind. Der Knabe war fort, und Lieschen war fort, und die Hütte war nicht gefegt, es lag nicht Laub, nicht Holz auf dem Herde. Die Alte war wüthend. Sie ergriff einen Besenstiel, und rannte aus dem Hause. Sie schlug mit dem Besen an die Thüre, da ward das Häuschen unsichtbar; sie trat auf einen Bovist, da wallte eine Wolke empor; sie setzte sich auf ihren Besenstiel, und fuhr als Wolke in die Luft. Da sah sie, nach welcher Richtung die Flüchtlinge flohen, und mit Windeseile flog die Wolke ihnen nach. Lieschen aber sah sich auf der Flucht beständig um, denn sie kannte die Künste der alten Hexe, und sprach jetzt zu Friedel: Siehst Du dort am hohen Himmel die braune Wolke? das ist die Hexe, die uns nachfährt; wir können nicht weiter fliehen, sie wird uns bald ein-

holen. Jetzt laſſe mich meine Kunſt brauchen. Ich will ein Dornſtrauch werden, und Dich als eine Schlehe tragen.

Plötzlich war Lieschen ein Schlehendorn, der viele Früchte trug, und an einem Raine ſtand, und die unterſte Beere, das war Friedel.

Die Hexe bekam auf ihrer Luftfahrt großen Durſt, und als ſie den Schlehendornſtrauch mit den vielen Früchten ſah, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: die Luft iſt trocken und zehrt — ich muß mich herablaſſen und ein Paar Schlehen eſſen. Dieſes that ſie dann, und pflückte eine Beere nach der andern, und ſagte: Sauer macht luſtig. Jetzt waren die Beeren alle verzehrt, bis auf die letzte, welches der Friedel war, und das wußte die ſchlimme Alte recht gut, ſie krallte mehrmals darnach, aber der Dornbuſch ſtach ſie tüchtig in ihre langen, dürren Finger — aber ſie kehrte ſich nicht daran, ſie gab ſich rechte Mühe, die in Dornen ganz verſteckte letzte Schlehe zu erhaſchen, da fiel die Schlehe ab, und rollte den Rain hinab, und da wurde plötzlich der Dornbuſch zu einem Waſſer, und die Beere zu einem kleinen Entrich, alles durch Lieschens Zauberkunſt, die ſie von der Alten gelernt hatte. Da warf die Alte einen ihrer Pantoffel in die Luft, der wurde alsbald ein großer Raubvogel, und ſtieß auf den Entrich, dieſer tauchte ſchnell unter, und ſowie der Raubvogel mit ſeinem Schnabel das Waſſer berührte, ſchlug dieſes eine Welle, die ihn faßte und erſäufte, worauf der Entrich wieder auftauchte. Wüthend ſchleuderte die Alte ihren zweiten Pantoffel in das Waſſer, der wurde ein Krokodil, und ſchoß nach dem Entrich hin, ihn zu erſchnappen, da flog der Entrich in die Luft, und ließ ſich an einer andern Stelle wieder in das Waſſer nieder; das Waſſer aber, welches dem Krokodil in den Rachen drang, wurde zu Stein, da wurde das Krokodil ſo ſchwer, daß es

unterſank. Jetzt legte ſich die alte Hexe platt an den Rand des Waſſers, um daſſelbe wegzutrinken, denn ohne das Waſſer hatte der verzauberte Entrich keinen Boden mehr. So wie er das Land berührte, mußte dieſer Entrich die vorige Geſtalt wieder annehmen. Nicht lange aber hatte die Alte getrunken, da verwandelte ſich das Waſſer in ihrem Leibe in Feuer, und da that es einen Knall, als ob die Hölle platze. Die Hexe war zerplatzt, der Entrich war wieder der ſchöne Knabe, das Feuer wurde zum Lieschen, und dann blieben beide mit einander treu verbunden. Wie der Knabe das Lieschen fragte, ob es ihm das hexen lehren wollte — lachte Lieschen und ſagte: Du kannſt es ja ſchon, Du haſt ja mich behext.

20.

Die drei Wünſche.

Zu den Zeiten, als der liebe Gott bisweilen noch ſichtbarlich auf Erden wandelte, um die Menſchen zu prüfen, und niemand weiß, ob er dieß nicht noch heute thut, kam derſelbe einmal in Geſtalt eines armen, alten und gebrechlichen Mannes in ein Dorf und vor das Haus eines Reichen, und bat um ein wenig Trank und Speiſe und um ein Nachtlager, denn der Abend war da und die Nacht nicht fern, und das Wetter war wild und ſtürmiſch.

Da trat der Reiche ſpottend aus ſeinem ſtattlichen Hauſe und ſprach zum lieben Gott: Dumm biſt Du nicht Alter! Haſt etwa auf einer hohen Schule ſtudirt? Meinſt hier ſei ein Wirthshaus oder ich ein Garkoch, oder meinſt, hier ſei ein Spittel? Denkſt etwa, hier ſei eine Bettelmannsherberge? Nein, ich ſage Dir, hier iſt Bettelmannsumkehr. Allons marſch! Gleich packe Dich vom Hofe, oder ich pfeife dem Hunde, Du alter Tagedieb, Du Strolch und Stromer, und unterſteh' Dich nicht, noch einmal in meinen Hof hereinzutreten!

Mit einem Seufzer wendete ſich der Arme vom Hofe des reichen, geizigen und hartherzigen Mannes hinweg, und wankte weiter. Da rief ihn von drüben aus einem kleinen Häuslein die Stimme eines Mannes an. Na Alterchen! wo willſt

denn Du hin? fragte der Häusler, voll Mitleid im Tone, und der Arme antwortete: Ach, nach Nirgendheim! Nirgend hab' ich ein Heim! Aber Hunger hab' ich und Durst hab' ich, und müde bin ich auf den Tod!

So komme doch herüber, Alter, zu mir! rief wieder der Häusler. An dem, was Dir mein Nachbar da drüben gegeben hat, wirst Du doch nicht zu schwer zu tragen haben. Ich bin freilich selbst ein armer Hach, aber ein Stück Brod hab' ich noch, und einen Schluck Schnapps kannst Du auch haben, und einen Sack voll Waldmoos zum Nachtlager, wenn Du damit zufrieden bist!

Ihr seid sehr gütig! Ich nehm' es an, und Gott gesegnet's Euch! sagte der liebe Gott, und schlich hinüber zu dem Häusler, und aß mit ihm, und trank mit ihm, und ruhete sich aus, und weil es noch nicht Schlafenszeit war, so setzten sich die beiden Männer vor das Haus, denn der liebe Gott hatte das wilde Wetter schnell vergehen lassen, und hatte eine klare milde Mondnacht geschaffen, und ließ das Firmament leuchten, und seine Sternenheere, die ihn ewig preisen, voll Pracht über der dunkeln Erde wandeln.

Und da saßen die beiden Männer, der alte und der junge, der liebe reiche Gott und der arme Häusler, beieinander auf der steinernen Bank vor dem Häuslein, und sprachen miteinander.

Drüben aber, im Schatten, sah der reiche Mann zum Fenster heraus, platzte aus einer großmächtigen Tabakspfeife, und murmelte und grämelte: Da hat der Lump, mein Nachbar, da drüben, richtig den alten Strolch aufgenommen und giebt ihm Quartier, und hat doch selbst nichts zu beissen uud zu brechen. So was dummes lebt nicht! Aber ich sage es ja immer: Gleich und gleich gesellt sich gern; gleiche Lumpen,

gleiche Lappen. Eigentlich gehört ſich's gar nicht, ſo einen hergelaufenen Landſtreicher aufzunehmen, denn man weiß nicht, was hinter ihm ſteckt und ob nicht ſo ein Stromer das Dorf mit Feuer anſtößt, daß dann ſeine Bande aus dem Walde bricht und plündert. Wie ſie ſchwätzen, die beiden Taugenichtſe! Ich will doch ein wenig zuhören. —

Du biſt ſo gut und ſo fromm, ſprach der liebe Gott zu ſeinem Wirthe: Du wäreſt werth, daß Dir geſchähe, wie vor Zeiten manchem frommen Manne, daß Du drei Wünſche thun dürfteſt zu Deinem Heile und zum Heile Deiner Seele. Aber Du müßteſt das letztere ja nicht vergeſſen, damit es Dir nicht ergehe, wie dem Schmied von Jüterbock.

Und wie erging es dieſem? fragte der Häusler.

Kennſt Du das Märchen nicht? fragte der liebe Gott zurück. Zu dieſem Schmiede kam der heilige Apoſtel Petrus geritten, und bat ihn, ſeinen Eſel mit neuen Hufeiſen zu beſchlagen, dafür ſolle er drei Wünſche thun dürfen. Da wünſchte ſich der Schmied, daß ſeine Schnappsbulle niemals leer werden ſolle, ferner, daß, wer auf ſeinem Birnbaume ſitze, darauf ſo lange ſitzen müſſe, bis der Schmied ihm abzuſteigen erlaube, und daß endlich niemand ohne Erlaubniß in ſeine Stube kommen dürfe, außer etwa durchs Schlüſſelloch. Damit gewann der Schmied zwar dem Tode ein langes Leben ab, weil er dieſen überliſtet, ſich auf ſeinen Birnbaum zu ſetzen, und that dem Teufel eine Drangſal an, weil dieſer durch das Schlüſſelloch in des Schmiedes Stube gewiſcht war, aber den beſten Wunſch, die ewige Seligkeit, hatte der Schmied nicht gethan, und nun ſtarb er nicht, und Sanct Petrus ließ ihn nicht in den Himmel, und der Teufel fürchtete ſich vor ihm, und ſchnappte vor ihm das Höllenthor zu, und verriegelte es von innen — und nun muß der Schmied ewiglich unſelig umherwandeln.

Ach Du lieber Gott! rief der Häusler, ohne zu wissen, wer neben ihm saß. Das ist schlimm — das war gefehlt — da wollt' ich schon gescheidter wünschen — wenn zu mir so ein heiliger Nothhelfer oder Apostel käme! Selbiges wird aber nicht sein!

Man kann das nicht wissen, erwiederte der Gast. Nur muß der Mensch nicht thörigt wünschen, wie jenes Ehepaar, zu dem der Engel Gottes kam, und ihm drei Wünsche bescheerte.

Was geschahe da? fragte der Häusler.

Ein Mann und eine Frau, erzählte der Gast: lebten in großer Armuth, und baten Gott Tag und Nacht, ihre Armuth zu bessern, und ihnen zu helfen. Weil sie nun fromm und redlich waren, so wollte Gott ihr Flehen erhören, und sandte ihnen seinen Engel. Der Engel sprach: Drei Wünsche dürft' ihr thun zu eurem Heile, aber es darf nicht der Wunsch nach Geld und Gut dabei sein, denn wenn euch solches beschieden und nütze und zuträglich wäre, so besäßet ihr dessen längst, so aber ist es euch nach Gottes weisem Rathschlusse versagt. Der Mann aber sprach: was sollen mir drei Wünsche helfen, wenn ich nicht wünschen dürfen soll, was mir zu meinem Glücke dienlich scheint? Was ist der Mensch ohne Geld? Da spricht man von ihm just wie von einem falschen Groschen: Er gilt nichts. Darauf sprach der Engel: Nun so wünsche denn in Gottes Namen, doch trage selbst die Schuld, so Du Dir selber Unheil wünschest. Nun sprach der Mann mit seinem Weibe, wie sie beiderseits die Wünsche wohl erwägen wollten. Was wünschen wir? fragte er das Weib. Was brauchen wir zunächst? Ich dächte, einen ganzen Berg von Gold, und eine dicke Mauer rund herum, daß kein Vieh darauf grast, und kein Dieb danach gräbt — oder aber lieber ein Trühelein Immervoll, daraus man stetig Geldes nehmen mag, so viel man just be-

darf? — Ich dächte, nahm das Weib das Wort: Du wäreſt vor allen Dingen ſo gütig, und ſchenkteſt oder überließeſt einen der drei Wünſche mir, denn ich habe genug danach geſeufzt und mich wund gekniet, dann kannſt Du Dir noch immer wünſchen was Du willſt. — Nun wohl, antwortete der Mann, Frauen ſind oft klüger als die Männer, ſo wünſche denn.

Ich wünſche, ſprach die Frau: für mich das allerſchönſte Kleid, wie nie ein Weib der Welt eines getragen, ſchöner wie das Kleid der größten Kaiſerin! — Kaum hatte die Frau dieſen Wunſch ausgeſprochen, ſo war ſie angethan mit dem herrlichſten Kleide, das war überreich beſetzt mit Diamanten, Perlen, Gold und Silber, daß es nur ſo davon ſtarrte.

Iſt das nicht ein dummer, unüberlegter Wunſch! rief voll Unwillen der Mann. Du konnteſt damit allen Frauen Gewande wünſchen, da wäre tauſendfacher Segen auf Dein Haupt vom Himmel von den Dürftigen herabgefleht worden, ſo haſt Du nur einen Wunſch des hoffärthigen und übermüthigen Eigennutzes gethan!

Ei das Dich! ſchrie die Frau. Pfui Dich an, Mann, daß Du mich alſo ſchiltſt! Gefalle ich Dir nicht in dieſem ſchönen Kleide, ſo wette ich traun, daß ich andern deſto beſſer gefallen werde. Lauf hin, Du Hans Narr!

Gauklerin! ſchrie voller Zorn der Mann. Daß Dir doch gleich das Kleid in Deinen hoffärthigen Leib fahre!

Wehe mir! ſchrie die Frau — denn im Augenblicke verſchwand das Kleid, das ſie bedeckt hatte, und zog in ihren Leib, und ſchmerzte ſie, daß ſie laut aufheulte, und durchs Dorf lief, und allen Bauern ihr Leid klagte, wie ſie durch ihres Mannes Schuld ſo ſchrecklich leiden müſſe. Darauf liefen die Bauern in hellen Haufen zu dem Manne und riefen ihm drohend zu, er ſolle ſeinem Weibe von ihrem Weh helfen

oder ſie wollten ihn gleich erwürgen. Und da zuckten ſie ſchon ihre Meſſer und Schwerter gegen ihn.

Wie der Mann ſolchen großen und grimmigen Bauernzorn ſah, und ſahe wie ſein Weib litt, da ſprach er: Ich wünſche in Gottes Namen, daß ſie ihrer Schmerzen wieder ledig werde.

Darob wurde das Weib heilfroh, und all' ihr Schmerz war hinweg, denn der dritte Wunſch war nun gethan, aber das Kleid kam nicht wieder zum Vorſchein, und nun hatte der Mann keine gute Stunde mehr auf Erden, und war der Spott aller Welt, und ſtarb bald genug vor Gram und Kummer. Darum merket wohl, mein werther Gaſtfreund, wenn Ihr Wünſche thut, daß Ihr nicht auf den Wegen der Thoren wandelt.

Und welche Wege meinſt Du? fragte wieder der Häusler.

Der Thoren Sitte, ſprach des Häuslers Gaſt: iſt unrechtes begehren, unrechtes trachten und nach dem Verluſte unrechtes klagen. Die Thoren ſind dreierlei Schlages. Thoren, die nichts wiſſen und nichts können; Thoren, die nichts wiſſen wollen, die wiſſen und können verachten, und Thoren, die wiſſen und können, und dennoch nicht das thun, was das rechte iſt, das ſie doch einſehen ſollten, und ihre Seele bewahren.

Nun denn, dürfte ich wünſchen, ſagte der Häusler: ſo wünſchte ich mir vorerſt und vor allen andern Schätzen die ewige Seligkeit; hernach Geſundheit und Zufriedenheit bis zu meinem Tode, und dann — wenn es nicht gegen Gottes Willen wäre, möchte ich wünſchen, daß mein dem Einſturz drohendes Häuslein wieder in guten Stand geſetzt wäre.

Dieſe Eure Wünſche ſind Gott genehm — ſagte der Gaſt, und ich will Euch den Hauptwunſch dazu thun, daß ſie alle drei in Erfüllung gehen!

Nach dieſem guten Geſpräche verließen die beiden Männer, der arme Alte und der arme Häusler, ihren Steinſitz und gingen in die Hütte, ſprachen ihr Nachtgebet, und legten ſich zur Ruhe nieder.

Der Reiche drüben hatte jedes Wort gehört das jene ſprachen, und machte ſeine Gloſſen darüber. Man ſollte nicht meinen, brummelte er vor ſich hin: daß ſo ein alter Mann noch ſo kindiſches Zeug auf die Bahn bringen könnte, ſo läppiſchen Märchen-Schnickſchnack — aber freilich, das Alter macht kindiſch und Alter ſchützt nicht vor Thorheit. O ihr Wünſchelnarren! —

So eben wollte der Reiche ſich nun auch zur Ruhe begeben, als er wahrnahm, daß ein eigenthümlicher Lichtſchimmer das Häuschen des Armen umfloß, während alle andern Häuſer dunkel da lagen, und doch war es kein Feuerſchein, auch nicht Wirkung des Mondlichtes, ſondern ein reines Ätherlicht — dann ſchienen auch lichte Geſtalten um das Häuschen zu ſchweben, und deren wurden mehr und mehr, die bewegten ſich wunderſam, ab und auf, als ob ſie auf unſichtbaren Leitern ſchwebten; ſie glitten um das Dach und um die Wände, und dabei war alles feierlich und tief ſtill.

Dem Reichen gruſelte es — er meinte, es ſeien Geſpenſter, ſchlug ſein Kreuz und ſuchte ſein Lager, aber er konnte faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen, und am frühen Morgen, als kaum der Tag graute, war er von einer innern Unruhe getrieben, ſchon wieder am Fenſter — da ſah er juſt den armen Alten an ſeinem Hauſe vorübergehen, der ſich mithin früh aufgemacht hatte.

Hm! murmelte der Reiche: der iſt bald auf den Beinen, das hat ſicher einen Hacken. Und er trägt einen Sack — geſtern trug er keinen. Der hat gewiß da drüben etwas mit-

gehen heißen, und ist durchgebrannt, derweil der Nachbar noch schläft. Geschieht dem Nachbar schon recht! Was geht es mich an? —

Unter dieser Betrachtung wurde es draußen heller, des Reichen Weib war auch aufgestanden, und sah aus dem Fenster nach dem Wetter, der Nebel verzog sich, und beide trauten ihren Augen nicht, als sie gegenüber ein ganz stattliches neues Bauernhaus stehen sahen, das zwar noch die Gestalt des alten hatte, aber in allen Theilen größer und schöner war.

Träum' ich denn oder wach' ich? fragte der Reiche. Ist denn wirklich der Wunsch in Erfüllung gegangen — wer war denn der Alte? Hilf Himmel! Sicherlich Sanct Petrus, oder gar der liebe Gott selbst. Dummkopf, der ich war, ihn gestern so schnöde abzuweisen.

Ja wohl, Dummkopf! rief die Frau. Spute Dich, reite nach, bitt' ihm ab, gieb ihm gute Worte. O Himmel, wie ist doch unsereins übel daran, wenn man so einen dummen Mann hat! —

Holla! Knecht! Pferd satteln! Ausreiten! rief der Reiche stürmisch, steckte Geld zu sich und Eßwaaren, und galoppirte durch's Dorf, die Straße entlang — und bald genug holte er den Alten ein, that aber nicht, als habe er ihn gestern gesehen.

Gar freundlich rief er vom Pferde herunter: Grüß Gott Alter! Wie geht's? Ist das Leben noch frisch? Wo hinaus denn so früh? Was trägst Du denn da im Sack?

Dank dem Gruß! Nach Gottwalte! antwortete der Wanderer.

Bist wohl ein recht armer Schlucker! Da hast Du ein Geld!

Danke! Danke! —

Aber was Du im Sacke trägst, möcht' ich wissen! —

Ach — ſchien der Alte zu ſcherzen: Es iſt ein Sorgenbürdlein, lieber Herr, hab's einem armen Schlucker abgenommen.

So, ſo! lachte der Reiter. Ich will nicht wiſſen, was darin iſt — ich wünſchte blos —

Aha! Ihr ſeid auch ein Wunſchfreund — unterbrach der arme Alte. Das trifft ſich gut — ich trage in dieſem Sacke juſt drei Wünſche, die ſich dem erfüllen, der ſie thut. Er muß aber den Sack dazu nehmen.

Gib her! Gib her! rief habgierig der reiche Mann, und langte nach dem Sacke. Da — haſt Du auch ein Stück Brod und eine ganz Wurſt! Du ſiehſt, daß ich nicht geizig bin, wie mich meine Feinde nnd Neider ausſchreien. Ich bin ein rechtlicher Mann, der auf Ordnung ſieht und das ſeinige zu Rathe hält, aber ich gebe gerne den Armen, die der Gaben würdig ſind. Allen kann man freilich nicht helfen.

Allen? — nein, das iſt bei Gott unmöglich! ſagte der Alte.

Ich habe doch immer ſagen hören, widerſprach der Reiche, der den Sack bereits in der Hand hatte: bei Gott ſei kein Ding unmöglich, und ſein Wille ſei es, daß allen geholfen werde? —

O mein lieber Herr — erwiederte der Arme: das iſt geiſtlich zu verſtehen, nicht weltlich!

Der Reiche wendete ſein Roß, und ſprengte wieder heimwärts. Der Kopf war ihm voller Wünſchegedanken, es ging ihm darin herum, wie Windmühlenflügel. Was ſollte er nur alles wünſchen? Geld brauchte er eigentlich nicht, das hatte er vollauf, folglich gutes Leben die Fülle, geſund war er ebenfalls, und zufrieden — ach Zufriedenheit ſich zu wünſchen, deuchte ihm nicht der Mühe werth, denn der Menſch

iſt doch nie zufrieden — dachte er, und ritt immer haſtig darauf los, und ſpornte das Pferd, das ſchon keuchte, und jetzt ſtolperte es, daß es beinahe ſeinen Reiter abgeworfen hätte.

Ei ſo wollt ich, daß Du den Hals brächſt! Aas vermaledeites! rief zornig der reiche Mann — und o weh, da knickte das Roß zuſammen, ſtürzte und brach den Hals. Ein Wunſch war dahin, und der Reiche war wüthend. Er ſchnallte von dem todten Thiere Sattel und Zeug los, und trug das eine Strecke, aber gar nicht weit, da ward es ihm zu ſchwer, und wurde ihm furchtbar heiß, und da wünſchte er wieder: Wenn nur das verdammte Gepäck daheim wär, und mein Weib, die mir dieſen Ritt gerathen, auf dem Sattel ſäße!

Zwei Wünſche waren dahin, der Sattel und Zaum nebſt Gebiß und Steigbügel und Schabracke — alles war fort — und der Geizige athmete freier; ein Glück, daß er nicht noch einmal wünſchte, und daß ſeine Frau kein Wünſchelweiblein war, denn daheim ſaß ſein Weib feſt im Sattel, und hatte die Reitpeitſche in der Hand, wußte nicht wie ihr geſchah und wünſchte ihren Mann, ſeinen Gaul und ſein Sattelzeug alles zum böſen Voland.

Wollte der Reiche wohl oder übel, ſo mußte er ſein Weib wieder frei und ledig wünſchen, da war auch der dritte Wunſch dahin.

Des Nachbars nagelneues Haus drüben ſtand hell glänzend im Sonnenſchein, und war das ſchönſte des Dorfes.

Neugierig öffnete der Reiche den Sack — hätte er nur das nicht gethan. Im Sacke ſtack — des Nachbars Armuth, die kam jetzt über ihn, wie ein gewappneter Mann.

21.

Die Kuhhirten.

Einſt ging ein Wanderer über eine Wieſe. Da hörte er von weitem im Geröhrig einen ſeltſamen dumpfen Ruf, der oft hinter einander ausgeſtoßen wurde, als ob ein Rind brülle, und konnte ſich gar nicht erklären, von wem das Getöne herrühre und was es zu bedeuten habe? Nach einer Weile kam der Wanderer zu zwei alten Kuhhirten, die hütheten nachbarlich ihre Heerden auf der weiten Wieſe. Dieſe fragte der Wanderer, was das tönen bedeute?

Da antwortete der eine alte Kuhhirt: Ich will es euch ſagen. Was dort im Schilfe ſo ſchreit, das iſt der Rohrtumb, auch Rohrtrummel genannt.

O, er hat gar viele Namen, ſetzte der andere alte Kuhhirte hinzu. Er heißt auch Ur-Rind, Moor-Rind, und Mooskuh. Vor Zeiten iſt ſelber Brüller ein Hirtenknecht geweſen, aber ein ſchrecklich fauler, deshalb iſt er in einen Vogel verwandelt worden, und das ärgert ihn ſo ſehr, daß er immerfort brüllt, abſonderlich des Nachts, da ſtößt er ſeinen Schnabel in das Waſſer, und brüllt wie ein Stier, daß man es eine Stunde weit hören kann, damit zeigt er Regen an.

Selt iſt richtig — nahm wieder der erſte Kuhhirte das Wort: aber mit dem Knecht wird es anders erzählt. Es waren der Kuhhirten zwei, wie unſerer auch zwei ſind, ſie waren aber nicht alle zwei beide beiſammen. Der eine hüthete ſeine Kühe auf den grünen fetten Wieſen im Thale, der andere aber auf einem hohen und dürren Berge. Daher wurden die Kühe des erſteren auf den blumigen Wieſen ſehr munter und muthig und gaben viele Milch — die Kühe des Hirten auf dem Berge aber, wo der Herr zwar Gras wachſen läßt, das aber auch danach iſt — wie jener Schulmeiſter in der Collekte ſang! — und wo der Wind mehr mit dem Sande als mit Blumen ſpielt, die wurden ſehr matt und ſehr mager, und gaben wenig und nur himmelblaue Milch, wie ſie mehr blauen Himmel, als grünes Gras ſahen.

Eines Abends, als beide Kuhhirte nach Hauſe treiben wollten, da hatten die munteren und muthigen Kühe auf der fetten Wieſe keine Luſt nach Hauſe, und war unter ihnen eine bunte Kuh, die lief in entgegengeſetzter Richtung davon, und die andern Kühe alle folgten ihr, da ſchrie der Kuhhirte, ſo laut er ſchreien konnte: Bunte h'rum! Bunte h'rum! aber es half ihm all' ſein ſchreien nichts. Die magern Kühe des Hirten droben auf dem Berge hingegen, die hatten ſich vor Hunger und Ermattung hingelegt, und mochten nicht aufſtehen, oder vermochtens zuletzt auch nicht, da ſchrie der Kuhhirte aus Leibeskräften: Up! up! up! up! meinte damit, ſie ſollten aufſtehen, ſtanden aber doch nicht auf, dieweil ſie nicht konnten, und nun ſchrien die Hirten drunten und droben um die Wette, der eine Bunte h'rum, Bunte h'rum — der andere up! up! up! und Nacht und Tag und Tag und Nacht, bis ihnen der Odem ausging und die Seele aus dem Halſe fuhr, und da ſind ſie beide zu Vögeln geworden, der Wieſenhirte

zum Rohrtumb, und der Berghirte zum Wiedehopf, und ſchreien nun noch immer ſo fort.

So erzählte der Kuhhirte dem Wanderer und der wußte nun, was das Gebuller im Geröhrig zu bedeuten habe, und wenn er von einem Berge herab den Ruf up! up! up! vernahm, da wußte er auch, was das für ein Vogel war, der alſo ſchrie, nämlich der ohnehin verrufene Kukukslakai und Kukukküſter, der Vogel Wiedehopf.

22.

Das Unentbehrlichſte.

Vor Zeiten hat einmal ein König gelebt, der hatte drei gute und ſchöne Töchter, die er ſehr liebte und von denen er auch herzlich wieder geliebt wurde. Prinzen hatte er nicht, aber es war in ſeinem Reiche herkömmlich, daß die Thronfolge auch auf Frauen und Töchter überging, und da des Königs Gemahlin nicht mehr am Leben war, ſo ſtand dem Könige frei, eine ſeiner drei Prinzeſſinnen zu ſeiner Nachfolgerin auf dem Throne zu beſtimmen, und es brauchte gerade nicht die älteſte zu ſein. Da aber nun derſelbe König ſeine Töchter alle drei gleich liebte, ſo fiel ihm die Entſcheidung ſchwer, und er ging mit ſich zu Rathe, diejenige zu wählen, die den meiſten Scharfſinn offenbare. Dieſen Entſchluß theilte er ſeinen drei Töchtern mit und beſtimmte ſeinen nahe bevorſtehenden Geburtstag zur Entſcheidung. Die ſollte Königin werden, welche ihm „das unentbehrlichſte“ bringen werde.

Jede der Prinzeſſinnen ſann nun darüber nach, was wol das unentbehrlichſte ſei? und als der Geburtstag da war, nahete zuerſt die älteſte, brachte ein feines purpurnes Gewand getragen, und ſprach: Gott der Herr läßt den Menſchen nackend in die Welt treten, aber er hat Ihnen das Paradies

verſchloſſen, darum iſt ihm Gewand und Kleidung unentbehrlich.

Die zweite Tochter brachte auf einem goldenen gefüllten Becher liegend ein friſches Brod, das ſie ſelbſt gebacken und ſprach: Das unentbehrlichſte iſt dem ſtaubgebornen Menſchen Trank und Speiſe, denn ohne dieſe vermag er nicht zu leben, darum ſchuf Gott Früchte des Feldes, Obſt und Beeren und Weintrauben und lehrte die Menſchen Brod und Wein zu bereiten, die heiligen Symbole ſeiner Liebe.

Die jüngſte Tochter brachte auf einem hölzernen Tellerchen ein Häufchen Salz dar, und ſprach: Als das unentbehrlichſte mein Vater, erachte ich das Salz und das Holz. Darum haben ſchon alte Völker den Bäumen göttliche Ehre erwieſen und das Salz heilig gehalten.

Der König war über dieſe Gaben ſehr erſtaunt, und nachdenklich, und dann ſprach er: Am unentbehrlichſten iſt dem Könige der Purpur, denn hat er den, ſo hat er alles übrige, geht er ſeiner verluſtig, ſo iſt er König geweſen, und iſt gemein, gleich andern Menſchenkindern. Darum daß Du das erkannt, meine älteſte geliebte Tochter, ſoll Dich nach mir der königliche Purpur ſchmücken; komm an mein Herz, empfange meinen Dank und meinen Segen!

Als der König nun ſeine älteſte Tochter geküßt und geſegnet, ſprach er zu der zweitälteſten. Eſſen und trinken iſt nicht allerwege nothwendig, mein gutes Kind, und es zieht uns allzuſehr in das gemeine herab. Es zeigt gleichſam die mittelmäßige Menge an, den großen Haufen. Gefällſt Du Dir darin, ſo kann ich es nicht hindern, wie ich Dir auch nicht danken kann für Deine übel gewählte Gabe, doch für den guten Willen ſollſt Du geſegnet ſein. Und der König ſegnete ſeine Tochter, aber er küßte ſie nicht.

Dann wandte er ſich der dritten Prinzeſſin zu, die bleich und zitternd ſtand, und ahnete, nach dem was ſie geſehen und gehört, was kommen werde.

Du haſt wohl Salz auf Deinem hölzernen Teller, meine Tochter, ſprach der König: aber im Gehirn haſt Du keins, lebſt aber doch, und folglich iſt das Salz nicht unentbehrlich. Salz braucht man nicht. Du zeigſt mir Bauernſinn mit Deinem Salze an, nicht Königsſinn, und am ſteifen hölzernen Weſen habe ich kein Wohlgefallen. Darum kann ich Dir nicht danken und Dich nicht ſegnen. Gehe von mir, ſo weit Dich Deine Füße tragen, gehe zu den dummen und rohen Völkern, welche anſtatt den lebendigen Gott, alte Holzklötze und Baumſtöcke anbeten, und das verächtliche Salz für heilig halten! —

Da wandte ſich die jüngſte Königstochter weinend ab von dem harten Vater und ging hinweg vom Hofe, und aus der Königsſtadt, weit, weit hinweg, ſo weit ſie ihre Füße trugen.

Und kam an ein Gaſthaus, und bot ſich der Wirthin an, ihr zu dienen, und die Wirthin ward gerührt von ihrer Demuth, Unſchuld, Jugend und Schönheit, und nahm ſie als eine Magd in das Haus. Und als die Königstochter ſich ſehr anſtellig erwies in allen häuslichen Geſchäften, ſo ſagte die Wirthin: es iſt Schade um das Mädchen, wenn es nichts ordentliches lernt, ich will ihr das kochen lehren. — Und da lernte die Königstochter das kochen und begriff es ſehr leicht, und kochte bald manches Gericht noch beſſer und noch ſchmackhafter, als ihre Lehrmeiſterin ſelbſt. Darob bekam das Wirthshaus vielen Zuſchlag, blos weil darin ſo vortrefflich gekocht wurde, und der Ruf der guten Köchin, die noch dazu ſo jung und ſo ſchön ſei, ging durch das ganze Land.

Nun trug ſich's zu, daß die älteſte Prinzeſſin Tochter des Vaters dieſer Köchin ſich vermählte und eine königliche Hoch-

zeit ausgerichtet werden ſollte, da wurde man Rathes, die weit berufene Köchin an den Hof zu berufen, daß ſie mit ihrer Kunſt dem Feſte die Krone aufſetze, denn die Herren am königlichen Hofe, Marſchälle, Erbſchenken, Erbtruchſeſſe, Ceremonienmeiſter, Kammerherren und ſonſtige Excellenzen theilten ſämmtlich nicht jene Anſicht, die einſt ihr allergnädigſter Herr, der König, ausgeſprochen hatte, daß eſſen und trinken nicht alleweg nothwendig ſei, und daß es in das gemeine herabziehe, vielmehr lobten ſich alle gute Schmäuſe neben feinen Weinen, und huldigten, im Stillen mindeſtens, dem alten wahren Sprichworte: Eſſen und trinken hält Leib und Seele zuſammen.

Das Hochzeitmahl war köſtlich bereitet, auch fehlte dabei nicht das Lieblingsgericht des Königes, welches der Erbtruchſeß ganz beſonders beſtellt hatte, und als das Mahl gehalten ward, kam eine Speiſe nach der andern auf den Tiſch, und wurde hoch belobt.

Endlich kam auch die Leibſpeiſe des Königes, und ward ihm zuerſt dargeboten. Aber als er ſie koſtete, fand er ſie völlig unſchmackhaft, ſeine heiteren Mienen verfinſterten ſich, und er ſprach zum hinter ſeinem goldenen Armſtuhle ſtehenden erſten Kämmerlinge: dieſes Gericht iſt ganz verdorben! Das iſt ſehr — fatal, laſſe die Schüſſel nicht weiter geben, und rufe mir die Köchin herein! —

Die Köchin trat in den prachtvollen Saal, und der König redete ſie unwillig an: Du haſt mir mein Lieblingsgericht verdorben, meine Freude haſt Du mir verſalzen, weil Du meine Leibſpeiſe ganz und gar nicht geſalzen haſt! —

Da fiel die Köchin dem Könige zu Füßen, und ſprach demüthig: Uebet Gnade Majeſtät, mein königlicher Herr und verzeihet mir! Wie hätt' ich wagen dürfen, Euch Salz unter

die Speiſe zu miſchen? Hab' ich doch vordeſſen aus eines hohen Königes höchſteigenem Munde die Worte vernommen: Salz braucht man nicht, Salz iſt nicht unentbehrlich! Salz zeigt nur Bauernſinn an, nicht Königsſinn! —

In dieſen Worten erkannte der König beſchämt ſeine eigenen, und in der Köchin ſeine Tochter, und hob ſie vom Boden auf, darauf ſie kniete und zog ſie an ſein Herz. Allen Hochzeitgäſten erzählte er die Mär, und ließ die jüngſte Tochter wieder an ſeiner Seite ſitzen. Und die Hochzeit wurde nun erſt recht fröhlich begangen, und der König war wieder ganz glücklich in ſeiner Töchter Liebe.

Das Salz iſt heilig.

23.

Der Fiſchkönig.

Alle Kinder kennen das Märchen, wie die Vögel ſich einen aus ihrer Mitte zum Könige wählen wollten, wie der König ſein ſollte, der am höchſten fliegen könne, und wie darauf der Reiher am höchſten flog, aber der kleine Schalk, der Zaunſchlüpfer, ſich dem Reiher auf den Rücken geſetzt hatte, und als derſelbe, der am höchſten flog, nicht höher fliegen konnte, ſich das Zaunſchlüpferlein erſt auf eigenen Flügeln aufſchwang und ſich ſelbſt zum Könige ausrief: König bin ich! König bin ich!

Auch wie das die großen Vögel alle ſehr verdroſſen hat, und wollten ihn wieder herunter haben, und ſagten, der ſolle König ſein, welcher am tiefſten falle, der Zaunſchlüpfer nun herab und in ein Mausloch fiel, und heraus piepte: König bin ich! König bin ich! — und die Vögel ihn hernach nur ſpottweiſe Zaunkönig riefen.

Auch die kluge Königswahl der Fröſche iſt allbekannt, ebenſo, daß der Löwe der König der vierfüßigen Thiere iſt, und daß Bienen und Ameiſen Königinnen haben.

Aber daß die Fiſche auch einmal auf die Gedanken einer Königswahl gekommen ſind, das iſt weniger bekannt, und das

kommt hauptſächlich daher, daß die Fiſche, mindeſtens für das Menſchenohr, ſtumm ſind, und keinen Lärmen verführen und kein unnützes Geſchwätze auf die Bahn bringen, wenn ſie Kaiſer oder Könige wählen.

Die Fiſche waren alle verſammelt, und riefen in ihrer Sprache: Wenn wir uns in der belebten Welt umſehen, ſo erblicken wir rechts und links, daß alles ſeinen König hat, und regiert wird, Thiere und Vögel, Inſekten und Amphibien. Nur wir haben noch keinen Regenten! Laſſet uns daher einen wählen, der Recht bei uns ſpricht, und dem Schwachen hilft gegen die Starken, und laſſet uns den wählen, welcher der ſchnellſte und gewandteſte Schwimmer iſt.

Wer allen andern voran iſt, der hat das natürliche Recht, unſer König nicht nur zu heißen, ſondern auch zu ſein.

Dieſer Vorſchlag gefiel den meiſten Fiſchen, faſt alle ſtimmten ihm bei, wer am ſchnellſten ſchwimme, ſolle König der Fiſche heißen und ſein. Das Ziel wurde beſtimmt, und das Volk bildete eine lange Gaſſe, um die Wettſchwimmer an ſich vorüber zu laſſen, wobei die Schwert- und Sägefiſche eilig auf- und abſchwammen, und Ordnung hielten; wer ſich zuweit vordrängte, bekam mit der flachen Klinge eins auf das Maul.

Die fliegenden Fiſche ſchnellten ſich in die Luft empor, um dem Königsrennen aus der Vogelperſpektive zuzuſehen, plumpten aber immer wieder in das Waſſer. Die geharniſchten Meſſerfiſche ſtellten ſich in Parade aus, um dem Sieger ein Vivat auszubringen, und ihm zu huldigen, wozu ein ſtarkes Chor Knurrhähne oder gepanzerte Groppiſche Tuſch knurren wollte. Die Sternſeher, auch eine Fiſchart, prophezeiheten, daß aus der Königswahl, wie bei ſo mancher in der Men-

ſchenwelt, nichts geſcheidtes herauskommen werde; die Rüſſelfiſche und Murmelbraſſen hielten ſich abſeits, und waren der Meinung, ein König ſei ganz unnöthig, und ſie müßten von vorn herein ſeine Regierungsweiſe äußerſt mißbilligen, er möge regieren, wie er wolle. Die kleinen Stichlinge endlich machten ſchlechte Witze über alle Parteien, und parodirten unter ſich die Schnellſchwimmerei mit großem Humor.

Jetzt gab ein alter Zitterrochen durch einen Schlag ſeines elektriſchen Schwanzes das allen zugleich fühlbar werdende Zeichen des Rennens, und da ſchoſſen nun die Fiſche hin, Hecht und Schleie, Barſch und Karpfen, Lachs und Steinbutte, Scholle und Neunauge, alles durcheinander — die Scholle blieb zuerſt hinter den andern zurück, und ſagte: Was plag' ich mich? Langſam kommt man auch weit. — Allen voran war der Hecht, der ſchoß zu, wie ein Pfeil, plötzlich rief neben ihm eine ſpöttiſche Stimme: Eile mit Weile, guter Hecht! und wie der Blitz fuhr ein kleiner Fiſch an ihm vorüber — und kam als der erſte an das Königsziel.

Jetzt ſchrie alles: Der Häring iſt vor! Der Häring iſt vor! Vivat hoch, der Häring ſoll leben! Vivat!

Da präſentirten die Meſſerfiſche das Gewehr, und die Knurrhähne pullerten einen Parademarſch.

Das war eine Freude unter dem Fiſchvolke, aber die Scholle, die ganz langſam hinter dem Zuge drein ſchwamm, hörte nicht ganz deutlich, wen man ſo weit vorn als Sieger und König ausrief, und fragte einen Flunder, der ihr im langſam ſchwimmen Geſellſchaft leiſtete: Was ſchreien ſie? — Wer iſt vor?

Der Häring iſt vor, ſchreien ſie! rief die Hellbütte oder der Flunder der Scholle etwas laut ins Ohr, worauf dieſe erwiederte, indem ſie aus lauter Ärger und Mißgunſt ein ſchie-

ſes Maul zog: Na, ſchreie man nicht ſo, ich höre ja! — Der nackte Häring alſo? Der Lump, der nackte Häring! — Von dieſer Zeit an ſteht der Scholle das Maul immer ſchief.

Aber die Sternſeher hatten Recht gehabt: dem neuen Könige wurde das Regiment ſehr ſchwer gemacht; und er vermochte ſich nicht ſo recht zu behaupten; es giebt gar zu viele Königsfreſſer.

24.

Die Schlange mit dem goldnen Schlüssel.

In einem Dorfe diente eine ehrliche Magd, die wartete gar fleißig und getreulich ihres Viehes; im Stalle aber, darin die Kühe ihres Herrn standen, wohnte eine Unke, so heißen in manchen Orten die Schlangen oder Nattern. Manche Leute glauben, sie saugten Milch von den Kühen, und töden sie, andere aber halten sie hehr, und glauben, daß sie Glück und Segen bringen, wenigstens dem Vieh.

Eines Tages kam die Schlange gekrochen, und hub an zu sprechen: Maid, Du bist fromm und gut, und rein von groben Sünden. Du kannst mich erlösen, und thust Du das, so wirst Du sehr glücklich, und ich werde es auch.

Wie kann und soll ich Dich erlösen? fragte die Magd.

Wenn Du nach drei Tagen wieder in den Stall kommst, antwortete die Schlange, so wirst Du mich sehr lang gewachsen finden, und da mußt Du dich nicht vor mir graueln, vielmehr Dich bücken, daß ich mich Dir dreimal um den Hals schlingen kann, und ich werde Dir ein goldnes Schlüsselchen in den Mund legen, das mußt Du festhalten mit den Lippen, und mich darfst Du nicht abzuschütteln versuchen, sonst wäre es gefehlt, dann hätte ich umsonst gehofft.

Alles geſchahe ſo, wie die Schlange geſagt hatte, aber leider auch das letzte. Am dritten Tage kam die Maid in den Stall, da war die Unke gräulich groß und lang, kroch der Magd zweimal um den Hals und war ſo ſchwer und eiskalt, und ſo ekelig — da grauelte es der Dirne, die doch erſt Muth gezeigt hatte, fürchterlich — und ſie ſchrie laut auf und ſchüttelte die Schlange, die ein goldenes Schlüſſelchen im Maule hatte, von ſich ab. Dieſer entfiel alsbald das goldene Schlüſſelchen und ſie ſprach: Unſelige! Um meine Erlöſung haſt Du mich, um Dein Glück haſt Du dich gebracht. Ich muß nun wieder hundert Jahre als Unke im Stalle wohnen, und die Dir beſcheert geweſenen großen Schätze, die ich hüte, ſind Dir verloren. — Traurig verkroch ſich die Schlange, und die zaghafte Dirne weinte.

25.

Die goldene Schäferei.

Es war einmal eine ſchöne Jungfrau, Ilſa geheißen, eines rauhen Ritters einzige Tochter, die liebte den Wald mit ſeinem Vogelgeſang, ſeinen Blumendüften und Quellenrieſeln, und luſtwandelte nur zu gerne mit ihrer alten Amme, der einzigen Pflegerin ihrer Jugend, da Ilſa's Mutter früh geſtorben war, oder auch allein, denn es drohte ihr keine Gefahr, und ſie fürchtete keine, weil ſie nicht wußte, was Gefahr iſt. Eines Tages erging ſich Ilſa nun auch ganz allein im grünen Haine, der um ihres Vaters Burg ſich zog, und in welchem uralte Bäume, maleriſche Felſen geſchmückt mit hohen Farrenkrautſtengeln und ſeltenen Pflanzen und Blumen gar anmuthig wechſelten; da gelangte die jugendliche Maid an eine Felſengrotte, welche ihr neu war, indem ſie ſich nicht erinnern konnte, dieſelbe ſchon früher einmal geſehen zu haben, oder ihr nahe gekommen zu ſein. Aus dem inneren dieſer Grotte klang ein melodiſches ſummen, wie von Windharfen, und dieſes lockte Ilſa, immer weiter nach hinten in den trockenen Höhlengang hinein zu ſchreiten, der freilich immer enger und enger wurde, und folglich auch immer dunkler. Doch juſt da, wo der Grottengang am engſten und düſterſten war, zeigte ſich durch eine Spalte hindurch eine ſanfte Helle, und manches

funkelnde Licht, und Ilſa widerſtand nicht dem Drange, dieſem Schimmer nachzugehen — ſie zwängte ſich durch die Felſenſpalte hindurch und ſah ſich mit ſtaunen plötzlich in einer ganz andern Welt. Die Töne ſchwollen und rauſchten mächtiger an ihr Ohr, der Schimmer wurde klarer, Blumenglanz leuchtete auf, aber alle Blumen waren von funkelnden Edelſteinen, und von andern grünen Steinen in mannichfaltiger Schattirung, waren die Blätter. Kleine, höchſtens zwei Fuß hohe Weſen, wimmelten auf einer Wieſe, ein zahlloſes Völklein, und bald ſah ſich Ilſa von einer Schaar derſelben umringt und willkommen geheißen, denn zutraulich, vielleicht zudringlich ſogar naheten ihr die kleinen Geſchöpfe.

Wer ſeid ihr? fragte Ilſa voller Verwunderung. Nie ſah ich, nie hörte ich von euch!

Wir ſind das Bergvolk, die Heimchen! antwortete eines der niedlichen Weſen mit feinem ſchrillenden Stimmchen, das in der That dem Laute einer Grille glich. Daß Du uns nicht kennſt, laß dich nicht wundern. Nicht jeden Tag ſind unſere Grotten aufgethan, nicht einmal zu jeder Stunde des Tages, an welchem ein Menſchenauge ſie zu erblicken vermag.

Nie hörte ich von einem Bergvolke, nie von Heimchen, ſprach Ilſa, die wie von einem Traume befangen ſtand.

Lerne uns kennen, und Du wirſt uns lieben! verſetzte der Sprecher dieſer Unterirdiſchen. Und liebſt Du uns, ſo wirſt Du eine der unſern werden, vielleicht unſere Königin!

Königin! wie dieß Wort durch Ilſa's junges Mädchenherz zuckte. Von Königinnen hatte Ilſa wol gehört auf der Burg ihres Vaters, daß ſie ſehr reich und meiſt auch ſehr ſchön ſeien, daß ihnen alles diene und gehorche, ja, davon hatte ihr die Amme viel erzählt. Warum hätte Ilſa nicht auch eine Königin werden ſollen oder können? — Daher ließ ſie ſich

willig leiten von ihren niedlichen neckiſchen neuen Bekannten, und durchwandelte mit ihnen das unterirdiſche Reich, das mit allem Zauber ſie umgab, mit aller Prachtfülle ſie blendete, durch melodiſche Töne ihre Seele mit Entzücken füllte. Dazu das leiſe Gemurmel rollender Bäche, das ferne Rauſchen von Waſſerfällen, deren Fluth nach dem Lichte der Oberwelt hindrängte, die milde Dämmerung, heller als Mondlicht und doch nicht ſo hell wie Sonnenlicht, alles beſing Ilſa's Sinne, die ja noch halb ein Kind war, und die Freundlichkeit der Heimchen, mit denen ſich ſo allerliebſt ſpielen ließ, wie Ilſa glaubte, alles erregte ihr den Wunſch, immerdar in dieſem unterirdiſchen Reiche zu bleiben, denn nach oben zog ſie keine Liebe. Ihr Vater war ein rauher und finſterer Ritter, der ſich niemals ſonderlich um ſie bekümmert hatte, und ihre Amme war alt und konnte ſterben, dann hätte Ilſa ihre Tage ganz allein und freudenlos auf der einſamen, von den Menſchen gemiedenen Burg ihres Vaters vertrauern müſſen.

Und zu dieſen Gedanken geſellte ſich noch der Heimchen verlockendes wiſpern und flüſtern: Bleibe bei uns, ſo alterſt Du nimmer! Immerdar blühſt Du im Jugendſchimmer. Jeder Tag wird Dir zum neuen Feſte! — Was Du dir wünſcheſt — Dein wird das beſte! —

So beſtrickt und hingeriſſen erblickte Ilſa jetzt eine Heerde Schaafe, die freilich nicht größer wie Lämmer waren, aber jedes derſelben trug ein goldenes Vließ, und auch der kleine muntere Hund, der dieſe Heerde umſprang, hatte Goldhaar. Einen Schäfer erblickte Ilſa nicht, wol aber lag ein goldener Schäferſtab am Boden.

Und da regte ſich in Ilſa der Wunſch dieſe Heerde zu hüthen, und ſie dachte, da kannſt Du ja die Heimchen ſogleich auf eine Probe ſtellen, und ſprach: Wenn ich nun bei euch

bliebe, ihr guten Heimchen, und wünſchte, daß dieſe goldene Heerde mein ſei, und ich ſelbſt ſie hüthen dürfte — würdet ihr das mir wohl gewähren und erfüllen?

Da ſcholl es ja, ja! von vielen hundert zarten Stimmchen, und nur das bedingten die Heimchen, daß Ilſa mit keinem Schritte wieder die Oberwelt betrete, und der goldenen Schäferei mit Sorgfalt vorſtehe, auf daß keines der unſchätzbaren Schäflein verloren gehe. Dann übergaben ſie ihr den goldenen Hirtenſtab, ſchmückten ihn mit ſilbernen Bändern, und hießen ſie mit lautem Jubel als nunmehr die ihrige willkommen.

Ilſa nahm nun in dem Reiche ihrer unterirdiſchen Unſchuldswelt nichts mehr wahr von den vorübergleitenden Tagen, Monden und Jahren auf der Oberwelt, von der Jahreszeiten Wechſel und der Geſchicke mächtiger Wandlung, welche die Herzen der Menſchen bewegen. Droben war ſie vermißt, verloren geglaubt, betrauert, und dann vergeſſen worden — ihre Amme war geſtorben, ihr Vater war in einer Fehde gefallen, ſeine Feinde hatten ſeine Burg verheert und zerſtört; dieſe letztere ſtarrte nur noch als eine einſame Trümmer empor auf dem Bergesſcheitel, den der Hain umgrünte, aber längſt nicht mehr der alte Hain; deſſen Bäume waren alle abgeſchlagen worden und jetzt grünte ein neuer Wald, und doch auch ſchon mit ziemlich ſtarken Stämmen. Ilſa hüthete immer noch ihre goldene Heerde, ſpielte mit den kindlichen Heimchen, lernte von ihnen viel Heimliches aus der Natur und dem unterirdiſchen Reiche, und die Erinneruug an eine andere Welt, in der ſie früher gelebt, war ihr wie ein Traum. Dennoch entſchlief nicht dieſe Erinnerung, vielmehr begann ſie mächtiger zu erwachen — zur Sehnſucht zu werden. Ilſa hatte allmählig wahrgenommen, daß dieſes und jenes Heimchen auf

der Oberwelt ſich zu thun gemacht, während man ihr den Verkehr mit jener ſtreng unterſagt hatte — und allmählig gelangte ſie dahin, Betrachtungen anzuſtellen, die ihr das bisher genoſſene harmloſe Glück zerſtörten.

Was nützt mich meine Heerde? dachte Ilſa. Ich hüthe ſie, aber ſie iſt doch nicht mein; ich kann nichts mit ihr beginnen. Eine Königin des Heimchenvolkes ſollte ich werden, ſo wurde mir vorgeſpiegelt, und das ſchroffe Gegentheil einer ſolchen bin ich geworden, eine arme Hirtin. Alles drängt nach oben, zum ſchönen herrlichen Sonnenlicht! Die Wurzeln ſammeln nur Kraft im Erdenſchooße, um dieſe hinaufzudrängen und zu treiben bis in der Bäume höchſte Wipfelkronen. Die Quellen, die unterirdiſchen Waſſer, nach außen hin drängen ſie alle, brechen ſie ſich Bahn mit Ungeſtüm. Wo iſt der blaue Himmel hin, den einſt ich ſah? Wo iſt das fächeln der Frühlingsluft? Wo iſt der Kirchenglocken feierlicher Klang? Die Heimchen haben keinen Gott, keine Kirche und keinen Himmel. Ich aber will den Himmel wieder ſehen — ich will, ich will!

Und nun offenbarte Ilſa den Heimchen ihre Wünſche. Dieſe ließen ihre Köpfchen traurig hängen, ſie ahneten alles, was und wie es kommen werde.

Du verſpracheſt uns, immer bei uns bleiben zu wollen! wandten die Heimchen ein.

Ihr verſprachet mir Erfüllung aller meiner Wünſche — entgegnete Ilſa.

Wir machten aber zur erſten Bedingung, daß Du nicht zur Oberwelt zurückkehreſt — erinnerten die Heimchen.

Ich will auch nicht auf ſie zurückkehren! ſprach Ilſa: Ich will ſie nur wiederſehen, ſie und den blauen Himmel, und ihre wunderſamen Frühlingsdüfte athmen.

Dann biſt Du keine der unſern mehr — warfen die Heimchen ein. Berührt Dich nur der Lufthauch der Oberwelt, ſo verfällſt Du auch dem Looſe der ſterblichen Menſchen, welche dahinfahren wie der Wind; Du verblühſt, wirſt alt, und ſtirbſt. Nur in unſerem Reiche blüht ewige Jugend.

Ilſa ſchwieg — aber ſie trauerte — ihre Sehnſucht wurde immer ſtärker — ſie achtete ihrer goldenen Schäferei nicht mehr, nichts war mehr, was ſie erfreuete, ſie ſprach mit keinem Heimchen mehr, und die Heimchen klagten: Sie iſt für uns verloren ſo oder ſo — laßt uns daher ihre Wünſche erfüllen.

Ilſa trat in die hochgelegene Grotte, durch welche ſie eingegangen war in das Reich der Unterirdiſchen an das ſonnige Licht des ſchönen Erdentages. Ach, wie mächtig war deſſen Strahl! Weithin flogen entzückt ihre Blicke über einen Theil des Gaues, in dem ſich ihre väterliche Burg erhob — doch ward es ihr bald ſeltſam zu Sinne. Der Sonnenſtrahl zitterte goldgrün durch die Baumwipfel, der Himmel lachte ſaphirblau durch ſie herab; die alten Felſen waren noch die alten, aber die Bäume waren die alten nicht mehr — der gebahnte Weg, der Ilſa einſt nach der Grotte geführt, war nicht mehr; auf dem Waldboden des Haines war alles eine Raſendecke voll hohen Graſes.

Ilſa blickte zur Höhe, auf der ſie das ſtattlich erbaute Vaterhaus mit Zinnen, Thürmchen und Erkern ſtehen wußte empor — und erſchrack, denn da war nichts, gar nichts mehr zu erblicken, als ein Reſt der Umfaſſungsmauer, überragt von einer hohen grauen Warte, um deren zerbröckelte Zinnen Mauerfalken ſchwebten und kreiſchten.

Was iſt das? fragte ſich Ilſa. Dünkt mein verweilen drunten mich doch nur eine ganz kurze Zeit, und ſo viele Zeit iſt darüber vergangen! Wie alt bin ich wol dann?

Ilſa blickte weiter; ſie ſah neu entſtandene Ortſchaften, neue Burgen in der Ferne, und andere, deren Lage ſie ſich genau erinnerte, waren nicht mehr.

Ilſa wagte nicht, ihren Fuß weiter zu ſetzen. Sie blieb in der Grotte, denn das hatte ſie dem Volke der Heimchen gelobt, als ihr endlich mit Widerſtreben erlaubt wurde, die Oberwelt wieder zu ſehen, und weilte manchen Tag ernſt und ſinnend in derſelben. Auch die kleine goldene Heerde herauszuführen und ſie auf der Matte vor der Grotte weiden zu laſſen, wurde ihr geſtattet, doch nur zu gewiſſen Tagen und Stunden, am erſten Tage des Maimondes, am Himmelfahrttage, am Pfingſtſonntage, am goldenen Sonntage und am Johannistage, zur Mittagszeit, wann am höchſten die Sonne ſtand, oder in den Mitternachtſtunden der Vorabende dieſer geweihten Feſttage. An dieſen Tagen wandelten gern ein Theil der Bewohner jener Gegend auf die Berghöhen, wie es Sitte war ſchon aus alten heidniſchen Zeiten her, und ſuchte Heilkräuter und grub zauberkräftige Wurzeln. Da geſchahe es bisweilen, daß Ilſa von den Menſchen erblickt wurde, ſie, die den Menſchen fremd geworden war, eine bleiche, ruhige und ernſte Erſcheinung, im ſchneeweißen, nimmer alternden Kleide, und manche ſahen auch ihre goldene Heerde, vermochten aber nie, wie gern ſie es gethan, ein Stück derſelben zu erhaſchen, denn der Hund hüthete die Schaafe mit den goldenen Vließen gar wachſam, und ſo wie er den leiſeſten Laut gab, hob Ilſa ihren goldenen Hirtenſtab, worauf augenblicklich Hund und Heerde unſichtbar wurden.

Wenn gute und reine Menſchen Ilſa erblickten und ihr furchtlos nahe traten, gab ſie ihnen wol auch auf Fragen, die an ſie gerichtet wurden, Antwort, doch nur auf ernſte und die ernſtes bezweckten, bisweilen auch doppelſinnig lauteten, oder

warnend und abmahnend, oder prophetiſch; da erinnerte ſich das Volk, daß vor grauen Zeiten ſchon in altheiligen Götterhainen weiſſagende Prieſterinnen gewohnt, und nannte Ilſa nach jener Geſammtnamen eine Allrune. Solche Allrunen waren alle die weißen Jungfrauen, welche nach alten Sagen um verfallene Schlöſſer und in den Hainen der Burgberge wandeln und auf ihre Erlöſung hoffen. Auch Ilſa hoffte auf ihre Erlöſung aus dem Bann und Zauber der unterirdiſchen Welt und der unheimlichen Heimchen, in den ſie ſelbſt ſich gegeben, ſie wußte aber nicht, daß ihre Erlöſung aus dem Heimchenbanne an ſchier undenkbares geknüpft war.

Einſt als Ilſa wieder im Dämmerlicht ihrer Felſengrotte ſaß und ihre Heerde vor derſelben weiden ließ, trat ein irdiſches Weib auf die Matte, das war eine Bilbze oder böſe Hexe, ein Weib, welches durch heimliche Zaubermittel Schaden that an Menſchen und Vieh. Die rief Ilſa an, und ſprach: Was weileſt Du ewig einſam in Deiner Höhle hier oben, hohe Allrune? Geſelle Dich doch wieder dem Geſchlechte der Menſchen zu! Fühle menſchlich und theile mit ihnen Luſt und Leid! Liebe und werde geliebt! — Trauervoll antwortete Ilſa: Mich bindet mein Wort — ſonſt zög' ich gerne durch den Gau mit meiner Heerde!

Du darfſt nur wollen! Die Macht iſt Dein! rief die Bilbze. Schlage mit Deinem Hirtenſtabe gegen den Höhlenſpalt in der Tiefe Deiner Grotte nur ein Kreuz, ſo ſchließt er ſich alsbald für immer zu. Keines der Heimchen kann Dir folgen, und Du biſt völlig frei.

Noch zögerte Ilſa, ihres Wortes eingedenk, den Zauber zu üben, als ein Jüngling von großer Schönheit ſich zeigte, und ſie anſprach: Vertraue Dich mir an, ſchöne Jungfrau! Droben ſollſt Du thronen, in Deiner Väter Burg, die ich neu

erbaue. An meiner Seite ſollſt Du herrſchen über dieſen ganzen blühenden Gau. Dieſe Frau, welche zu Dir ſprach, iſt meine Mutter, und groß iſt unſere Macht. Ilſa ſchlug mit dem Stabe das Kreuz gegen den Höhlenſpalt. Drinnen erſcholl nicht mehr das ſanfte tönen, ſondern ein klagendes Gewimmer des um ſeine goldene Heerde betrogenen Heimchenvolkes. Die Bilbze ſtieß ein widrig gellendes Jubelgeſchrei aus, und ihr Sohn ſtürzte ſich mit Heftigkeit auf Ilſa zu, und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen. Solches thun war Ilſa fremd — ernſt hielt ſie dem Bilbzenſohne ihren Stab entgegen, und ſchlug mit ihm auch gegen den Jüngling ein Kreuz — das brach allen Zauber, und jener brach zuſammen und zeigte häßliche abſcheuliche Geſichtszüge, er, der ſo ſchön geſchienen. Und auch die Bilbze ſtürzte nieder, wandte ſich in Zuckungen, und erſchien ganz als ein häßliches gräßliches Hexenweib.

Harre nur Deines Lohnes, Du Verruchte! Harre nur! ſchrie die Bilbze, indem ſie ſich wüthend vom Boden aufraffte, rannte dann an Ilſa vorüber nach dem Grottengrunde und hielt die Springwurz an die Felſenſpalte. Alsbald öffnete ſich wieder das Reich der Unterirdiſchen, und die Bilbze ſchrie: Heraus, ihr Heimchen! Holt eure Heerde wieder, ſtraft dieſe Wortbrüchige und Treuloſe! Straft ſie mit ewiger Sehnſucht und ewiger Täuſchung.

Schon umwimmelten die Heimchen Ilſa in Schaaren und drängten ſich zahllos zwiſchen ſie und die Bilbze ſammt deren Sohn.

Du biſt und bleibſt die unſere! ſprach der älteſte des Heimchenvolkes. Wann dereinſt keine Glocke mehr klingt, keine Kirche mehr ſteht, und böſe Menſchen wie dieſe Bilbze nicht mehr ſind, dann ſchlägt Dir die Stunde der Erlöſung;

früher nicht! So lange harre und hüthe. Den Erdentag ſchauſt Du bis dahin nicht wieder, außer einmal je nach ſieben Jahren! Da darfſt Du außerhalb unſeres Berges Dich ſammt Deiner Heerde zeigen.

Und ſo geſchah's; noch immer wird, alle ſieben Jahre zur Mittagsſtunde, auch dieſe ſo hart verwünſchte Jungfrau ſammt ihrer Heerde erblickt, einſam, bleich und traurig, im ſchneeweißen Kleide. Böſe Menſchen leben noch, und den Guten rufen noch die Kirchenglocken in die Tempel Gottes.

26.

Die verwünschte Stadt.

Auf hohem Alpengebirge lag eine große blühende Stadt, umgeben von hochragenden Bergzackenhörnern, die ewiger Schnee bedeckte, die Stadt aber lag auf einer weithingebreiteten sonnigen Matte, auf welcher zahlloses Vieh weidete, denn das Volk, das jene Alpen-Stadt bewohnte, war ein Hirtenvolk, das fast ganz abgesondert lebte von den Bewohnern der tieferen Gegenden. Selten zog ein Wanderer oder ein Saumroß die Gebirgspfade, die über jene Hochalpen hinweg nach Wälschland führten, selten sahen die Bewohner jener Gebirgsstadt einen Fremdling.

Eines Tages aber sahen sie einen fremden Wanderer durch ihren Ort schreiten, eine hohe ernste Gestalt; sein Gesicht war bräunlich von Farbe, aber bleich, mit langem Barte, sein Haar schwarz mit grau gemischt, sein Gewand ein langer brauner Talar, mit einem Strick umgürtet, seine Fußbekleidung starke Schuhe mit Riemen um die Knöchel befestigt. Müde schien der Mann und der Ruhe sehr bedürftig, aber er trug einen Fluch, daß er sich nicht setzen und weilen durfte, bevor ihn jemand sitzen und verweilen hieß. Die Bewohner der Hochgebirgsstadt sahen den fremden Mann mit einer eigenen Scheu an und er flößte ihnen ein seltsames Grauen ein. Und der

Mann ging von Haus zu Haus, und ſtand vor jeder Thüre, und harrte, daß jemand zu ihm ſage: ſitze nieder und raſte — aber niemand ſprach ſolche Worte, wol aber ſammelte ſich des Volkes mehr und mehr, und gaffte ihn neugierdevoll an. Und der müde Mann ſtand und ſeufzete.

Da trat der Stadtälteſte heran, der zugleich ein Prieſter war, der ſprach zu ihm: Höre Du fremder Mann, wer Du biſt, daß wiſſen wir, und ſehen es Dir an. Du biſt kein anderer als der ewige Jude. Du biſt verdammt zu wandern ewiglich, weil Du den Heiland der Welt auf ſeinem Gange zum bittern Kreuzestode die kurze Ruhe auf der Steinbank vor Deinem Hauſe zu Jeruſalem verſagt haſt — darum ſo hebe Dich von hinnen aus unſerer Stadt, denn Du kannſt allda nicht weilen und darfſt nicht weilen, und wir können und dürfen dich nicht hegen und herbergen, zu unſerem eigenen Leid. Gehe mit Gott!

Da öffnete der ewige Jude ſeine bleichen Lippen und ſprach: Ich werde gehen jetzt und ihr bleibt, ihr aber werdet vergehen und ich werde bleiben. Wann ich werde wieder kommen an dieſen Ort, ſo werde ich hier finden zwar eine Stätte, aber keine Stadt — und wann ich werde kommen zum drittenmale, ſo werde ich auch nicht mehr finden die Stätte, da eure Stadt geſtanden hat.

Alle, die das Wort hörten, erſchracken, und traten ſcheu zur Seite, als der finſtere Mann ſeinen Stab ſchüttelte, und durch ihre gedrängten Reihen ſchritt, und müden Ganges aus dem Orte wanderte, hoch hinauf in das unwirthbare Gebirge. Keiner von allen ſah ihn wieder.

Seit dieſem Tage wurde kein neues Haus mehr errichtet in jener Stadt — keine Heerde mehrte ſich — kein Kindlein wurde geboren — manches Haus ſtarb bald aus — nach

einer Reihe von Jahren ſtanden viele Häuſer ganz leer und verfielen.

Von den Bergen ſtürzten Lawinen herab, und zerſchmetterten die Häuſer. Bergſtürze ereigneten ſich und mächtige Felsblöcke lagen jetzt da, wo früher in den Straßen der Stadt ein reges fröhliches Leben war. Die große weite Stadt war noch fünfzig Jahr ein Alpendorf mit weit und zerſtreut von einander liegenden Häuſern, mit dürftiger Nahrung, magern Heerden, ſiechen Bewohnern. Sie kamen nicht mehr herab zu den tiefer gelegenen Ortſchaften, und niemand ſtieg aus letzteren zu ihnen hinauf — und ſo wurde endlich alles droben wüſt und leer — und über die letzten Toden wölbte ſich kein Grabeshügel, ſondern die brechenden Häuſer begruben ſie unter Trümmern, dann begruben Steinrutſchen, welche im Alpenlande Muren heißen, wiederum jene Trümmer, oder Schlammbäche von den Berggipfeln quollen nieder und deckten alles zu.

Nach hundert Jahren kam der Wanderer wieder; an der Lage der Bergzacken umher erkannte er die Stätte, hohe Bäume waren gewachſen aus den Trümmern, hie und da ſtand noch ein Mauerreſt, man konnte aber nicht mehr recht unterſcheiden, ob es Felſen war, oder Werke von Menſchenhand. Mächtige Sträucher mit bunten Alpenblumen waren da emporgeſchoßt, wo vordeſſen Straße war, und Gras ſtand da, wo ſonſt der Menſchen friedliche Wohnſtätte geweſen.

Und der ewige Jude ſeufzete und ſprach: Was hat geſungen einſt David, der König über Israel? Er hat geſungen: Wenn Du nach des Gottloſen Stätte ſehen wirſt, wird er weg ſein.

Und hob den Fuß, und wandelte wieder raſt- und ruhelos über das Hochgebirge.

Und die Stätte jener Stadt blieb nicht dieſelbe, wie ſie

geweſen, ſie wurde immer öder, kahler, ſchauriger, doch ganz allmählig, und ſo langſam, Jahr um Jahr. Die Alpenblumenſträucher gingen aus, das Gras verdorrte, es fiel in dieſer hohen Bergregion kein Regen mehr, es fiel nur Schnee, und der ſchmolz am Ende nicht mehr hinweg, auch wenn die Sommerſonne am höchſten ſtand. Die Quellen, die von den höheren Spitzen des Gebirgs früher als reizende Waſſerfälle niederrauſchten, gefroren, und bildeten über ſich Decken von grünlichem Eis; ſie wurden zu Gletſchern, und dieſe Gletſcher wurden größer und größer und ſchoben ſich vor über die einſt ſo herrlich grünen ſonnigen Matten mehr und mehr, und bedeckten ſie ganz.

Und als der ruheloſe Wanderer, nachdem abermals hundert Jahre vergangen waren, wieder hinauf kam auf das Gebirge, da fand und erkannte er die Stätte nicht mehr, auf welcher einſt die blühende Stadt geſtanden hatte, und that ſeinen Mund auf und ſprach: Erfüllt iſt nun das Wort des Herrn Herrn, das er that durch den Mund des Propheten, ſeines Knechts: Ich will meine Hand über ſie ausſtrecken und das Land wüſte und öde machen.

Sprach es und wanderte weiter.

27.

Schab' den Rüssel.

In einer großen deutschen Stadt war einmal eine fürstliche Hochzeit, die herrlich ausgerichtet wurde, da gab es Aufzüge und Festlustbarkeit aller Art, Gaukler und Springer und Bettelleute über alle Maaßen viel. Unter letzteren befand sich auch ein Bettler, der sein Almosenheischen als förmliches Gewerbe trieb, gleichwol hatte er an diesem Festtage kein absonderliches Glück, denn jeder hatte mit sich zu thun; man lief, man rannte, man stieß und wurde gestoßen, drängte und wurde gedrängt, gaffte und schaute, und hatte keine Zeit, den Säckel zu ziehen, war auch selbiges gar nicht angerathen, denn wenn eine freche Hand den Säckel wegriß, so war er da gewesen. Das wurmte aber den Bettler über die Maaßen, daß er an dem Tage, an welchem er sich just eine große Ausbeute an reichlich fallenden Almosen versprochen hatte, so gar nichts erhielt, und er murrte unwillig vor sich hin: Ist denn die ganze Stadt ein Dürrhof geworden? Da muß der Donner hineinfahren und der Teufel drin sitzen! Ei so wollt ich doch lieber den Teufel um ein Almosen angehen, als euch Geizrachen und Hungerleider! Wie viele Gebete habe ich nicht schon heute gesprochen, wie viele Litaneien herunter gehaspelt,

und nicht einmal Gelegenheit gehabt, zu ſagen: küſſ' die Hand Euer Gnaden, vergelt's Gott!

Während der Bettler ſo murrte, ging ein kleines hinkendes Männlein in einem grünen Sammtröcklein an ihm vorüber, das trug einen ſchwarzen ſpaniſchen Hut, und darauf eine rothe Feder, und ſchaute ſich halb um nach dem Bettler, wobei ein ſcharfblitzendes Auge, und eine ſehr ſtattliche, ſtark gebogene Adlernaſe ſichtbar wurde. Der Bettler vergaß auf der Stelle ſeinen Vorſatz, niemanden an dieſem Tage ferner anzuſprechen, ſchritt vielmehr dem kleinen Grünrock nach, drängte ſich an ihn, hielt ihm ſeinen Schlapphut vor, und begann ſeinen Bettlerſermon in Form eines Stoßgebetes. Der Grünrock zog ein grimmiges Geſicht, und rief mit heißerer Stimme dem Bettler zu: Halte gleich Dein Maul, Du Lump! Mit ſolcherlei Redensarten gewinnſt Du mir nichts ab. Du weißt nicht, Wen Du um ein Almoſen angehſt, und haſt's doch vorhin gelobt!

Mit dieſen Worten ſchritt der Grünrock in einen Straßenwinkel, in welchem man freier ſtehen konnte, weil das Volksgewimmel in der Straße raſtlos vorüber wogte, und der Bettler folgte ihm, weil er ſah, daß der Grüne in die Taſche griff, auf alle Fälle, um aus derſelben eine Gabe für ihn hervorzuholen. Dieſes that letzterer denn auch, er zog eine kleine eiſerne Raſpel mit kurzem Holzſtiel hervor und ſagte: Dieß kleine Werkzeug kann und wird all' Deiner Noth ein Ende machen, wenn Du meinem Rathe folgen willſt. Du brauchſt damit nur einmal über die Lippen zu ſtreichen, und zu ſagen: „Schab' den Rüſſel", ſo fällt Dir ein Goldſtück vom Maule. Da aber umſonſt nur der Tod nach dem Sprüchwort iſt, und das Sprüchwort zumal ein Lug, denn der Tod koſtet das Leben, ſo wirſt Du es billig finden, daß ich auch von Dir einiges begehre.

Was Eure Gnaden nur befehlen! Ich ſtehe zu Dienſt! rief vor Freude zitternd der Bettler, und blickte unverwandt nach der neuen eiſernen Raspel.

Du darfſt erſtens keine Reimgebetlein mehr ſprechen, überhaupt hinführo weder beten noch betteln, darfſt in keine Kirche gehen, darfſt nicht heirathen, und nach ſieben Jahren muß Deine Seele mein ſein. Wenn dich jemand mit Schimpfreden antaſtet, wenn ein Richter einen Dir ungünſtigen Spruch fällt, wenn einer Dir was nachredet, das Dir übel gefällt, dann ziehe nur dieſe Raspel aus der Taſche und ſprich, ohne ſie an Deine Lippen zu bringen: Schab' den Rüſſel, ſo wird ſie jenen Dir übelwollenden dermaßen über das Maul fahren, wie ein ſtets Recht habender Amtmann dem armen Bäuerlein, und ſie werden ſelbiges dann ganz ſicherlich halten.

Obwol der Bettler nun merkte, wer dieſer gewiſſe Grünrock war, und ihn eine Gänſehaut bei dieſer Wahrnehmung überlief, ſo erſchien ihm das Anerbieten doch ſo übel nicht, denn Geld war ihm das höchſte, und um ſeine Seele hatte er ſich nie ſonderlich bekümmert. Gebet und Kirchengehen zu meiden, fiel ihm auch nicht ſchwer, denn bei ſeinen Gebeten, die er beim Betteln mechaniſch herleierte, hatte er ſich niemals etwas gedacht, und ſein Kirchenſtand war immer außen, vor den Kirchenthüren geweſen. Er ſagte alſo zu, und der Grünrock ſagte, er wolle am andern Morgen zu ihm kommen und die Verſchreibung mitbringen, zur Unterſchrift — um Lebens und Sterbens Willen, denn etwas roth auf weiß müſſe er haben, und wenn der Bettler den Pakt nicht gewiſſenhaft halte, ſo verfalle die Seele dem Grünen dann alsbald. Das Kunſtſtück mit dem Schab' den Rüſſel, um Geld zu erzielen, ſetzte der Grüne noch hinzu: kann des Tages nur einmal, und zwar blos früh nüchtern ausgeübt werden.

Der Grünrock hinkte hinweg und verlor ſich bald unter dem Volksgewimmel, der Bettler aber hielt beſtändig die Hand auf ſeiner linken Hoſentaſche, in welche ihm jener die Raspel geſteckt hatte, daß nicht etwa ein Taſchendieb ſie ihm ſtibitze, ging gegen ſeine Gewohnheit dieſen Abend in kein Wirthshaus, und konnte vor Erwartung die ganze Nacht nicht ſchlafen. Er hatte die Raspel in ein Tüchlein gebunden und ſich um den Hals, um ja nicht darum zu kommen.

Mit dem Morgengrauen war er ſchon auf, holte eine Schüſſel, zog die Raspel hervor, ſtrich ſie über ſein breites Maul, und ſprach: Schab' den Rüſſel! — Plautz, plumte ein funkelnagelneuer Kremnitzer klingend in die Schüſſel — indeß fuhr zugleich etwas Haut von der Lippe. Aber der Strolch achtete nicht den Schmerz; er arbeitete wie ein Schloſſer mit der Feile auf ſeinem Maule herum; Schab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel! — das ging ganz flott, und es fiel förmlich ein goldener Regen, wie in der heidniſchen Götterfabel, als Zeus der Danaë ſeine Aufwartung machte, nur wiſſen die Gelehrten leider nicht ſo recht eigentlich zu ſagen, ob es jenesmals auch Kremnitzer regnete, oder ob es vielleicht Regenbogenſchüſſelchen geweſen ſind.

Jetzt blutete dem Raspelkünſtler das Maul ziemlich arg, und da kam der Grünrock, und hatte ein Pergament und eine friſch aber verkehrt geſchnittene Feder, die dunkte er auf ſeines Mannes blutende Lippen wie in ein rothes Tintenfaß, und jener mußte ſeinen Namen unter den Vertrag ſetzen — worauf alsbald der Grüne wieder verſchwand und den Pakt mit ſich hinweg nahm, zuvor aber ließ er ein Büchschen mit Lippenpomade zurück, die mehr nach Schwefel als nach Roſenöl roch, um die kleinen Wunden zuzuheilen, und fügte noch die

Warnung hinzu, nicht gar zu häufigen Gebrauch von der Raspel zu machen, sonst werde der Raspler stätig ein böses Maul haben, und mit nichts mehr, als mit einem solchen, mache man sich der Polizei verdächtig und werde gar nicht gut angeschrieben.

Andern Tages hatte der Kremnitzer Goldmund einen gräulichen Grind auf seinen Lippen, aber er hatte, seiner Meinung nach, noch lange nicht genug Kremnitzer, fing daher aufs neue an, seinen Rüssel zu schaben, daß es nur so in die Schüssel prasselte; er litt freilich dabei abscheuliche Schmerzen, und die Lippen schwollen ihm auf wie zwei braune theilweise beim braten zerplatzte Bratwürste, aber er gewann doch vieles Gold. Er konnte nur mit verbundenem Munde ausgehen, ging indessen doch Abends in ein Zechhaus, und ließ einige seiner Goldvögelein fliegen, schlemmte und war fröhlich mit seinen vormaligen Bettelbrüdern, gleichwol spotteten diese ihn aus über sein Schwartenmaul; er müsse des Teufels Großmutter geküßt haben! sagten sie, und als ihn das ärgerte, so zog er die Raspel hervor, sprach heimlich und leise Schab' den Rüssel, und plötzlich tanzte unsichtbar die Raspel dem Zechgesellen, der den Witz gerissen, auf den Lippen herum, ohne daß aber Gold herunterfiel, daß derselbe vor Schmerz laut auf schrie — worauf sich jener zurückzog und sich selbst das Wort gab, fortan solche gemeine Gesellschaft zu meiden. Er ließ nun die Raspel so viel er's irgend aushalten konnte, auf seinem Maule fleißig arbeiten, und begann den Aufbau eines neuen Hauses, den er eifrig betrieb. Über die Thüre ließ er schreiben „Zum Schab' den Rüssel", und nahm den vornehmen Namen Chrysostomus an, welcher zu deutsch Goldmund lautet.

Herr Chrysostomus zum Schab' den Rüssel wurde immer

reicher und reicher, und es war nur Schade, daß er ſtets mit verbundenem Munde ging, weshalb ſich die Mär im Volke verbreitete, ſein Mund ſei kein Mund, ſondern ein kleiner Saurüſſel, aber von Golde, davon ſchabe er immer fort ab, und daher rühre ſein Reichthum. Weil er nun keinem Armen etwas gab, ſo kam die Redensart auf, die ſich hernachmals im ganzen deutſchen Reiche verbreitete, die jeden geizigen Reichen einen ſchäbigen Mann nennt.

Herr Chryſoſtomus zum Schab' den Rüſſel lebte herrlich und in Freuden; wer ihm was zuwider that oder ſagte, den ließ er tüchtig von der Raspel bearbeiten, ſo daß alle auf der Stelle das Maul hielten, und ſelbſt die Polizei, als ſie ihm ob ſeines eigenen böſen Maules zum erſtenmale zu Leibe wollte, wurde derartig geraspelt, daß ſie ſich nimmer wieder an Herrn von Chryſoſtomus zum Schab' den Rüſſel zu vergreifen wagte.

So gingen die ſieben Jahre herum, und da kam der Grünrock wieder, willens, nun die verfallene Seele in Empfang zu nehmen. Der Thürſteher des Herrn Grafen Chryſoſtomus von und zum Schab' den Rüſſel wollte den Grünen nicht zu ſeinem Herrn laſſen, weil er ihn für einen vacirenden Jäger hielt, der kleine Grünrock aber unterſtellte dem großen Thürſteher ein Bein, daß er hinplumpte wie ein Nußſack.

Seine Erlaucht, der Herr Graf lagen auf dem Sopha, laſen die Zeitung, hatten neben ſich etwelche Fläſchchen Ungarwein ſtehen, und rauchten türkiſchen Tabak, als der Grünrock in das herrlich ausgeſchmückte Spiegelzimmer trat.

Was giebt's? Was ſoll es? fragten der Herr Graf in übler Laune, daß jemand ſich unterfing, unangemeldet einzutreten. Man wende ſich an den Kammerdiener!

Habe mit Dir ſelbſt zu ſprechen, mein Wertheſter! ent-

gegnete der Grünrock. Deine Zeit iſt um! Hier iſt der Pakt. Auf, zum Abmarſch! Jetzt heißt es nicht mehr Schab' den Rüſſel, ſondern Schab' ab! —

Seine Erlaucht, der Herr Graf von und zum Schab' den Rüſſel ſitzten ein viereckiges Lorgnettenglas, das an einer Schnur hing, vor das rechte Auge und blinzten damit nach dem Grünrocke hin, indem Hochdieſelben einmal gähnten und dann ſprachen: Was? Zeit? Pakt? Abmarſch? Schab' den Rüſſel! — Dummheit!

So wie des Herrn Grafen Erlaucht das Wort Schab' den Rüſſel ausſprachen, fuhr die Raspel dem Grünrock über das Maul und raspelte dieſes, daß ihm hören und ſehen verging. Der dumme Teufel, kein anderer war der Grünrock, hatte vergeſſen, die Eigenſchaft des Rüſſelſchabers dieſem nicht als eine allgemeine zu verleihen — der Herr Graf trommelten mit den Fingern der linken Hand auf den Tiſch einen Schottiſchen im Zweivierteltakt und brummten dazu:

Schab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel! Horſaſa!
Schab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel, ſchab' den Rüſſel! Trallalla!

und dem Teufel wurde übel und weh bei dieſem Tanze, er ſchrie, daß das ganze Haus zum Schab' den Rüſſel erbebte, und endlich fiel er auf die Kniee und bat des Herrn Grafen erlauchte Gnaden fußfällig um Gnade und Einhalt.

Des Herr Grafen Erlaucht bliesen dem Teufel eine Wolke von türkiſchem Tabakdampf in das Geſicht, und ſtreckten, ohne ihre liegende Stellung zu verändern, ihre Hand aus, indem ſie nur die zwei Worte ſagte: Meinen Pakt! worauf der Teufel den Pakt hinreichte. Der Herr Graf überzeugten ſich, daß es der rechte ſei, und nicht etwa ein untergeſchobener, dann zerriſſen hochdieſelben ganz gemächlich das Pergament mit ihrer rothen Namensunterſchrift und ſprachen: So mag es gut

ſein! Sei ſo gut, wiſche Dir das Maul, und triff das Loch. Die Raspel aber läßt Du mir zum Andenken, ich will ſie bei löblicher Polizei — Halte Dein Maul, alberner Narr! — unterbrach ihn der Teufel — das hätteſt Du eher ſagen müſſen. Der Pakt iſt zerriſſen, und die Raspel iſt wieder mein.

Für ſolch ein unſchätzbares Werkzeug, wie ſie, bekomme ich ganz andere Seelen, wie die Deine iſt, Du Lump! O daß ich an Dich könnte! Aber harre nur, und wehe Dir, wenn Du einſt doch zu mir kommſt — da will ich auch ſagen, an dem Orte, wo Heulen und Zähneklappern iſt: Schab' den Rüſſel. —

28.

Der redende Esel.

Auf einem hohen waldreichen Gebirge hauste ein mächtiger Berggeist, der gerne die Menschen neckte, die Bösen häufig tückte, und ihnen allerlei schlimmen Schabernack spielte, guten Leuten aber hülfreich war, wenn auch seine Hülfe einen absonderlichen Beischmack hatte, und allerlei Schrecken oder Angst vorherging, ehe die Hülfe eintrat. So schritt einst ein armer Händler mit vielen Glaswaaren, die er in einer auf dem Gebirge gelegenen Glashütte zum Weiterverkauf eingehandelt hatte, von den Bergen zu Thale, und berechnete, wie jenes Milchmädchen in der Fabel, den Gewinn, den er aus seinen Gläsern ziehen wollte. So viel aus den Kolben und Retorten, die ein Apotheker bestellt hatte, der das doppelte des Einkaufpreises bezahlen sollte, so viel an den runden Lichtkugeln für die Werkstätten der Schuhmacher, so viel an Wein- und Wasserflaschen, wie die Gastwirthe bedürfen, und da kam ein hübsches Gewinnsümmchen heraus; auch war der Glaser klüger, wie jenes Milchmädchen, er hüpfte nicht bei dem Gedanken an seinen Gewinn in die Höhe, sondern achtete auf seinen Weg, der ziemlich steil und uneben war, und auf seine Last, die nicht leicht war.

Unsichtbar begleitete den Glasmann der Berggeist, und hörte

deſſen im Selbſtgeſpräche laut ausgeſprochene Gedanken; da nun der Mann auf etwas mehr Gewinn ſann, als ihm eigentlich gebührte, ſo war der Geiſt gleich darauf bedacht, ihm einen Poſſen zu ſpielen und einen Schrecken in die Glieder zu jagen. Er verwandelte ſich eine Strecke voraus in einen ſichtbaren alten, glatt abgeſägten Baumſtrunk unterhalb einer recht ſteilen Wegſtelle, die man mit Recht eine Kniebrecke nennen konnte, in einen Strunk, der ſo recht einladend zum ausruhen dicht am Wege ſtand. Der Glasmann wandelte vorſichtig an der ſteilen Stelle nieder, und es wurde ihm dieſes abwärtsſteigen mit ſeiner Laſt ungleich beſchwerlicher, als wenn er bergan hätte ſteigen müſſen, daher that ihm Noth, ein wenig auszuruhen, und da erblickte er den alten Baumſturzel, und ſetzte ſich ſammt ſeiner Glaskraxe darauf. In dieſem Augenblicke verſchwand der in den Strunk verwandelte Berggeiſt, und der Glasmann ſtürzte hart zu Boden ſammt ſeiner Laſt, und letztere zerklirrte in tauſend Scherben. Nicht ein Stück blieb ganz.

Ach Gott! Ach Gott! ſchrie der Glashändler und gerieth ganz außer ſich. Welch ein Schrecken, welch ein Verluſt! Der Mann gebehrdete ſich, als ob er ſich das Leben nehmen wollte. Anderes Glas holen konnte er nicht, denn er hatte kein Geld mehr, und auf Borg gaben ſie ihm nichts in der Glashütte, und ſein ſauer verdientes Bischen Geld, das er in neuen Glaswaaren angelegt hatte, — hier lag es in Scherben.

Da ritt ein junger Geſell auf einem Eſel pfeifend und ſingend vom Gebirge nieder, der ſtieß auf den jammernden Mann, und fragte ihn, warum er ſo weine und klage? Dem erzählte nun jener das ihm widerfahrene Unheil und der Wanderer fragte ihn, wie hoch er ſeinen Verluſt und Schaden anſchlüge?

Ach, acht bis neun Thaler zuverſichtlich ſammt dem, was

ich an der zerbrochenen Waare hätte verdienen können! rechnete jener seufzend aus.

Ich möchte Dir gern helfen, armer Tropf, sprach der Eselreiter, aber ich habe selbst kein Geld. Doch weißt Du was, da drunten in Thale wohnt ein Müller, der ist ein Schalk, und zugleich ein Gastwirth, er mißt daß den Kunden die Augen übergehen, und ebenso unchristlich mißt und schnürt er auch, wenn jemand bei ihm einkehrt. Er ist die Habsucht und Gewinnsucht selbst, und zur Strafe soll der Dir Dein Glas ersetzen.

Wie wäre das möglich, daß ein geiziger und habsüchtiger Mann dieß von freien Stücken thäte? fragte der Glashändler, indem er neben dem Reitenden weiter schritt, und gefällig da, wo es steil hinabging dessen Esel am Zaume führte.

Von freien Stücken? fragte mit höhnischem Lächeln der Reisende. Nein, mein guter Geselle! Von freien Stücken thut es der Müller nicht, deß bin ich sicher. Aber er muß es dennoch thun. Wir wollen ihm meinen Esel verkaufen, der ist unter Brüdern seine zehn bis zwölf Thaler werth, wenn er nun für neun Thaler den Esel bekommt, so schlägt er freudig auf den Handel ein und giebt uns noch obendrein freie Zeche.

Ja — aber — lieber Herr — fragte der Glasmann kleinlaut: — Ihr wollt doch nicht — Euern Esel — mir zu Liebe —? —

Dem Müller verkaufen? ergänzte der Reiter. Ei warum denn nicht, mein guter Geselle? Darauf kommt es mir nicht an; ich weiß noch mehr Esel.

Der Glasmann gab sich nicht sogleich dem Glauben an das in Aussicht gestellte Glück hin. Es schien ihm ganz unglaublich, daß ein Mensch, der, wie er selbst gesagt, kein Geld hatte, zu seinen Gunsten sich eines schätzbaren Esels berauben

werde — er wußte freilich nicht, daß der Eſelbeſitzer kein anderer war, als der neckiſche Berggeiſt, der ihn erſt zu Fall gebracht und ſeinen Schaden verurſacht hatte.

Bald war die Mühle erreicht, der Müller ſtand ſchon in der Thüre und freute ſich, die Fremden kommen zu ſehen, auch blickte er mit Wohlgefallen auf den ſtattlichen, äußerſt gut genährten Eſel hin. So glatt und kräftig, wie dieſer, ſahen die Eſel in ſeiner Mühle keineswegs aus. Die Gäſte ließen ſich Brot und Wurſt und Bier geben, ein Wort gab das andere, der Glaſer erzählte ſein Unglück und der Müller wollte ſich vor Schadenfreude tod darüber lachen; er lachte, daß er ſich ſeinen kugelrunden Bauch halten mußte, und daß er förmlich ſtäubte.

Das verdroß und ärgerte den Glasmann über alle Maaßen, doch bedeutete ihn ein Blick des Reiſenden, ſich ganz ruhig zu verhalten.

Als der Müller genug gelacht hatte, yahte der draußen vor der Thüre angebundene Eſel des Fremden, worauf der Müller das Geſpräch alsbald auf dieſen lenkte. Ein hübſcher Kerl, fürwahr, Euer Eſel! Wie alt?

Vier Jahre! — Wie theuer? — Nicht feil!

Schade! Ich hätt' ihn brauchen können; vorige Woche iſt mir einer krepirt.

Werdet ihn zu gut gefüttert haben, Müller! — ſtichelte der Fremde.

Oho — juſt.ment das Gegentheil! verſchnappte ſich der Müller.

So? Da ſollte mich mein Eſel dauern, wenn er in Eure Hände käme. Mein Eſel iſt gewohnt, g u t zu eſſen.

Ja doch! verbeſſerte ſich der Müller. Bei mir ſoll es ihm auch nicht fehlen. Ich wollte nur ſagen daß der meine

nicht mehr freſſen wollte, und deshalb darauf ging. Ich geb' euch ſieben Thaler.

Oho! Weiter fehlte mir nichts! ſpottete der Eſelbeſitzer. Wo denkt Ihr hin, Müller? Solch ein prachtvoller Eſel und ſieben Thaler? Pfui! Nicht um zwölf Thaler iſt er mir feil.

Im Müller erwachte eine wahre Eſelhabſucht. Acht Thaler geb' ich! rief er, fuhr in die Taſche und klingelte mit hartem Gelde.

Gebt eilfe, und der Handel iſt gemacht!

Nein! Neun! ſchrie der Müller. Das iſt mein letztes Wort. —

Und mein letztes iſt zehn, dabei bleibt es, und freie Zeche! ſprach der Eſelbeſitzer.

Der Müller kraute ſich hinter den Ohren, wollte noch abdingen, aber der Fremde blieb unerſchütterlich.

Freie Zeche und zehn Thaler, nicht einen Groſchen, nicht einen Pfennig, nicht einen Heller weniger!

Ihr ſeid ein Mann von Stein! klagte der Müller. —

O ja, ſagt doch lieber von einem ganzen Gebirge! höhnte der Fremde.

Der Müller mußte den Eſel haben, und zählte ächzend und krächzend zehn Thaler auf den Tiſch, aber keineswegs in harten Thalern, ſondern in eitel Groſchen und verſchimmelten dünnen Zweigroſchenſtücken, ſogenannten Blechkappen, an denen Mehl und Grünſpan hingen. Vergnügt ſtrich der Fremde, nachdem es einigemal überzählt war, das Geld ein, that es in ein ledernes Beutelchen, und legte daſſelbe in die Hand ſeines Begleiters, als der Müller voller Freude bereits hinaus gerannt war, ſeinen Eſel in den Stall zu führen. Der Glasmann war ganz überraſcht über die Gabe — wollte

danken, aber der Fremde sprach: Spar' allen Dank. Neun Thaler war ich Dir schuldig, den zehnten nimm für Deinen Schreck. Jetzt gehe in den Stall und schaue, was der Müller treibt, und fahre wohl! Wenn der Müller fragt, wo ich hin sei, so sage ihm nur, ich sei über die Höhe.

Der hoch erfreute Glasmann nahm seine Scherben-Kraxe auf den Rücken, und verfügte sich über den Hof nach dem Stalle, wo der neugekaufte Esel bereits abgezäumt an der Krippe stand; mit eigener Hand hatte der Müller diesem frische Haide untergestreut, und trug jetzt ein großes Bündel duftiges zartes Gebirgsheu im Arme, das er dem Esel in der Krippe ausbreitete.

Wie wunderte sich aber der Glasmann, und wie heftig erschrak der Müller, als der Esel den letzteren mit einem unaussprechlichen Blicke ansah, mit dem Kopfe schüttelte und mit den langen Ohren bedenklich wackelte, heißen Odem ausstieß, und endlich das breite Maul aufthat, und mit tiefer Stimme sprach: Du juder Mensch, juder Müller — es thut mir leid, aber ich esse kein Hahaheu! Ich esse nur Gebibobackenes und Gebribrobratenes! —

Voll Entsetzen stürzte der Müller aus dem Stalle, rannte den Glasmann an der Thüre fast über den Haufen, und schrie: Der Teufel ist im Stalle! Wo ist der nichtsnutze Kerl, der mir einen Spuck verkaufte?

Der ist über die Höhe! rief der Glasmann, und lachte jetzt so sehr, als vorhin der Müller über ihn gelacht hatte.

Der Müller rief alle seine Leute zusammen, und schrie immerfort vom redenden Esel, denn da er nicht weit in der Welt herum gekommen war, er auch nicht zu den Genossen einer jüngeren Zeitperiode zählte, so war es ihm etwas ganz unerhörtes, einen Esel reden zu hören; seine Leute aber

glaubten, er ſei übergeſchnappt. Jetzt führte er ſie alle nach dem Stalle, den Eſel zu zeigen, aber ſiehe, an deſſen Stelle hing eine Schütte Stroh an der Halfter vor der Eſelskrippe, und der Müller verſicherte nun hoch und theuer, daß er ſelbſt ein geſchlagener Eſel ſei.

Der Glasmann aber ging ſeine Wege, ſegnete den Berggeiſt und gönnte von Herzen dem ſchadenfrohen Müller den eigenen Schaden und Ärger.

29.

Der fromme Ritter.

Es war einmal ein tapfrer Rittersmann, der war gar ehrbar und fromm, mannlich im Streite, gottesfürchtig daheim. Wenn er von seiner Burg ausritt, oder zu ihr hinritt, führte ihn der Weg jedesmal über einen großen Leichenacker, auf welchem schon in uralten Heidenzeiten die Toden aus dem ganzen Gau verbrannt worden waren, deren Asche man dann in hohen Hügeln beisetzte; später war dort eine Schlacht geschlagen worden, und man hatte die in derselben Gefallenen ebenfalls an Ort und Stelle beerdigt; in der christlichen Zeit war eine Gottesackerkirche dorthin gebaut worden, und eine Anzahl naheliegender Dorfgemeinden begrub nahe derselben, wo auch der Weg nach des Ritters Burg vorüberführte, ihre Verstorbenen. — So oft nun der fromme Ritter zum Kampfe ritt oder wenn er heimkehrte, sprach er jedesmal, wenn er an der Todenkirche vorüberkam, ein Gebet für die Ruhe der Toden.

So ritt er furchtlos und gottgetrost zu jeder Tages- oder Nachtzeit über den stillen Leichenacker, im Dunkel der Nacht, oder im klaren Mondscheine, der die weißen Grabsteine hell beleuchtete, und mit seinem Silberschimmer die seitwärts gelegenen, uralten grünen Hünenhügel überspann.

Eines Tages war der fromme Ritter auch ausgezogen und

hatte ſeine Geſchäfte verrichtet, als ihm gegen Abend eine feindliche Schaar auf ſeinem Heimwege in einem Hinterhalte auflauerte, und ihn plötzlich mit Macht angriff. Zwar fürchtete er ſich keineswegs, zog vielmehr ſeine gute Wehre und vertheidigte ſich tapfer gegen ſeine Widerſacher, allein er war nur ein Mann und jener waren viele, daher blieb ihm nichts übrig, als Flucht, zu der er raſch ſein treues Roß wendete. Aber alsbald war die ganze Schaar ſeiner Verfolger hinter ihm her, mit wildem Geſchrei und toben, und der fliehende Ritter mußte auf Tod und Leben reiten; es war eine wilde Jagd. Da erreichte der Fliehende das Todenfeld, darüber reitend er ſo oft gebetet hatte: Aus der Tiefe rufe ich Herr zu Dir! die Worte des einhundertundeinunddreißigſten Pſalms, den man für die Ruhe und den Frieden der Toden betet, und zur Vergebung der Sünden. Dieſesmal aber vermochte der Ritter nicht, den ganzen Pſalm zu ſprechen, er ſprach nur in ſeiner Angſt: Aus der Tiefe — aus der Tiefe —

Und ſiehe, da ſtieg es aus der Tiefe — aus den Männergräbern, ſchaarenweis, die bleichen Gerippe, die hohen Hünen, die entſchlafenen Mannen, und hoben bewehrte Arme, und ſtanden zwiſchen dem fliehenden Ritter, und zwiſchen ſeinen Feinden und Verfolgern, eine beinerne Mauer, und jenen ergrauſete die Seele und die Roſſe ſcheuten und ſprangen ſich bäumend zurück.

Sicher kam der fromme Ritter zurück nach ſeiner feſten Burg, und nie wieder wagten ſeine Feinde, ihm aufzulauern. Die Toden, für die er gebetet, hatten ihn dankbar und treu geſchirmt.

30.

Der wandernde Stab.

In ein Wirthshaus auf einſamer Haide im Norden trat eines Tages ein Mann von ernſtem Ausſehen. Sein Geſicht war fahl und grau wie Aſche, und ſein Gewand war braun, wie friſche Graberde. In der Hand trug er einen Stab von feſtem dunkeln Holze. Dieſen Stab ſtellte er in eine Ecke der Wirthsſtube. Im Wirthshauſe wohnte nur eine alte Frau mit einem Knaben von etwa vierzehn Jahren, nebſt einem Knechte und einer Magd. Dieſe beiden Leute waren draußen beſchäftigt; in der Wirthsſtube war niemand als die Wirthin und ihr junger Sohn.

Der düſtere Wanderer heiſchte einen kleinen Imbiß, und die Wirthin ging, dieſen herbei zu holen. Der Wanderer blieb allein mit dem Knaben, aber er beachtete den letzteren nicht, ſondern trat an ein Fenſter, das gegen Morgen gerichtet war, und ſeufzte, und ſtand lange daran, und ſtarrte hinaus, über die öde Fläche des Haidelandes.

Der Knabe betrachtete unterdeß mit Neugier den Stab des Fremden. Am Handgriffe dieſes Stabes war mit Silberſtiften die Figur eines Kreuzes alſo eingeſchlagen

dieſe Stifte glänzten gar hell, wie neu, und dieſer Stock reizte den Knaben; ſeine Neugier wandelte ſich in Habgier um. Scheu

blickte er nach dem Fremden, der unbeweglich an dem Fenster stand — scheu streckte Jacob, so hieß der Wirthin junger Sohn, die Hand nach dem Stabe aus. Gleich daneben stand eine alte hohe Wanduhr mit braunem, geschnitztem Gehäuse. Leise drehte Jacob am Thürgriffe des Uhrgehäuses, leise öffnete er dessen Thüre, leise faßte er den Stab, und es zitterte seine Hand, als er ihn berührte, aber er nahm ihn, und stellte ihn in das Uhrgehäuse, und schloß die Thüre wieder. Der Stab war weg.

Jetzt trat die Wirthin, Jacobs Mutter, ein, und brachte was der Fremde begehrt hatte. Hinter ihr schlüpfte Jacob aus der Stube.

So — hier wäre es! sagte die Wirthin zu ihrem einzigen Gaste. Gesegne es Euch Gott! Setzt euch doch! — Der Fremde neigte sein Haupt zum Zeichen des Dankes, er nahm das Glas, netzte seine bleichen Lippen, aber er setzte sich nicht. Der alten Frau kam ein Grauen an vor dem Manne; draußen begann schon die Abenddämmerung.

Die Wirthin wünschte nicht, daß der Fremdling unter ihrem Dache weile, gleichwol fragte sie: Wollt Ihr hier nachten? Schier ist's Abend! Seid Ihr nicht müde, da Ihr Euch nicht setzt? —

Kann nicht bleiben, muß weiter, muß wandern — wer fragt, ob ich müde bin? Oh! — war die dumpfe Antwort.

Der Wirthin grausete noch mehr. Der Fremde legte ein Stück Geld auf den Tisch — die Wirthin griff nicht danach. Jetzt ging jener nach der Thüre zu, griff in die Ecke und fragte: Wo ist mein Wanderstab?

Hattet Ihr einen Stab? fragte die Wirthin.

Ich hatte einen Stab, und stellte ihn in diese Ecke! antwortete der hohe dunkle Mann mit hohler Stimme.

Mein Gott! Wo könnte er den hin ſein? rief das erſchrockene Weib. Sucht ihn — vielleicht irrtet Ihr Euch? Stelltet den Stock anderswo hin?

Er iſt hinweg. Er bringt der Hand deſſen, der ihn nahm, kein Glück! — ſprach darauf jener dumpf und gepreßt. — Genommen? rief die Wirthin heftig. Wer ſollte ihn genommen haben? Es war ja niemand hier als Ihr und ich — und — da ſtockte ſie.

Und Euer Sohn! ergänzte der Fremde.

Gott im Himmel! ſchrie die Frau auf — und lief alsbald aus der Stube, und rief, daß es durch das ganze Haus gellte: Jacob! Jacob!

Jacob antwortete nicht — er hatte ſich verſteckt und wußte, weshalb ihn die Mutter rief, und fürchtete ſich.

Athemlos kam dieſe zurück, und ſprach: Ich höre und ſehe nichts von dem Jungen — ich weiß nicht, that er's oder that er's nicht? Doch harret nur noch einen Augenblick!

Die Wirthin ging in die Kammer, und kam gleich darauf mit einem zwar alten aber ſchönen Stabe zurück, den ſie dem Fremden reichte. Da — nehmt einſtweilen den Gehſtock meines ſeligen Mannes — Ihr ſprecht doch wol einmal wieder hier ein! Findet ſich der Eure, ſo gebt Ihr mir dieſen dagegen zurück.

Ich dank' Euch, Wirthin! ſprach der fremde Mann, und ging. Es war ſchon ſehr düſter, Nebel ſchwebten über den Haideſtrecken — in ſie hinein ſchritt der bleiche Wanderer.

Der Wirthin ward leichter um das Herz, als dieſer unheimliche Gaſt ihr Haus verlaſſen hatte. Sie nahm das von ihm zurückgelaſſene Geld — es war eine uralte kleine Silbermünze; die Frau kannte weder Schrift noch Gepräge; ſie konnte nicht wiſſen, daß die Münze unter der Regierung des

Römer Kaisers Tiberius geprägt worden war, desselben Kaisers, welcher Jerusalem zerstörte.

Leise ging jetzt die Thüre auf — schüchtern drehte Jacob sich in die Stube herein. Unglückssohn! kreischte ihm die Mutter entgegen. Sprich, nahmst Du des Fremden Stock?

Jacob schwieg halb aus Trotz und halb aus Angst vor seiner Mutter Zorn und ihrer strengen Strafe.

Du schweigst — also nahmst Du ihn, Du gottvergessener Bube! schalt die Wirthin. Wo ist der Stock? Wohin schlepptest Du ihn? Gleich nimm ihn und springe damit dem Fremden nach, und laß Dir von ihm Deines seligen Vaters Sonntagsstock wiedergeben, mit dem er in die Kirche ging, und den ich dem Fremden lieh, damit er nicht sage, daß er in meinem Hause *bestohlen* worden sei, durch *mein* Kind bestohlen!

Jacob war ein verstockter Knabe — er blieb stumm, er regte kein Glied, er sagte kein Wort, seine Mutter mochte schelten wie sie wollte, bis sie in Zorn gerieth, ihn heftig schlug und ohne Abendbrot ihn zu Bette gehen ließ. —

Am andern Tage, als die Wirthin in der Küche beschäftigt war, drehte Jacob am Riegelgriff des Uhrgehäuses und öffnete die Thüre und langte hinein, und zog den Stab heraus. Mit Wohlgefallen betrachtete er ihn, und doch auch mit Scheu, denn die sieben Silberstifte funkelten gar so sonderbar, und der Stab war so eiskalt, wie eine starre Schlange, und gleichwol war es, als *lebe* der Stab. Unwillkürlich zog es Jacob an diesem Stabe zu gehen, und er ging mit ihm — und ging — und ging — weit, weit von hinnen — über die Haiden hin — längst sah er nicht mehr sein Vaterhaus. Rastlos regte sich der Stab in Jacobs Hand — gegen seinen Willen — und Schauer des Todes durchrieselten den Knaben. Wohin, wohin führte, wohin zwang ihn der Stab? *Gehen*,

gehen mußte er fort und fort, nicht ruhen noch raſten konnte er, an keiner Stelle, an keiner Quelle.

Endlich als der Tag ſich neigte, als die Nebel wieder über den öden menſchenleeren Haiden ſchwebten, da ſtand im grauen Nebeldämmer ſchier geſpenſtig vor Jacobs Blick ein düſteres Gehöft, auf das er zuſchritt, und endlich ganz verwundert gewahrte, daß er zu Hauſe ſei.

Übel und mißgelaunt empfing ihn ſeine Mutter; ſie hatte geglaubt, er ſei davon gelaufen, hatte ſich ſehr geängſtigt, hatte Knecht und Magd ausgeſendet, ihn zu ſuchen, und faſt alle Arbeit eines Tages war verſäumt worden. Dergleichen ſieht niemand gern in einem fleißigen Haushalte. Jacob aber war ſo müde, o ſo müde; er wankte auf ſein Bette zu und fiel halbohnmächtig darauf nieder; der Stab entſank ſeiner Hand, ohne daß Jacob es wahrnahm, die Mutter hob den Stab nicht auf, ihr graute vor demſelben.

Eine Woche verging; der Stab ſtand ſtill im Gehäuſe der alten Wanduhr. Jacob entſann ſich nicht, ihn wiederum dort hinein verborgen zu haben, und hütete ſich wol, ihn wieder anzurühren, doch ſah er ihn von Zeit zu Zeit an, und Schauer überrieſelten ihn bei dem Anblick. Im Dunkel des braunen Uhrgehäuſes leuchteten hell wie Diamanten die ſieben ein Kreuz bildenden Punkte.

Ein Freitag war's, gleich jenem Tage, an welchem Jacob des fremden Wandersmannes Stab heimlich genommen und verſteckt hatte, und ſiehe da, mit einemmale war der Stab in Jacobs Hand, ohne daß letzterer ſie nach erſterem ausgeſtreckt, und Jacob mußte wieder wandern, wandern wie das vorige mal, raſtlos, ruhelos, bis am Himmel die Sternlein zu leuchten begannen. Und dann kam Jacob ſchlagerdenmüde wieder nach Hauſe, matt und zitternd, bleich im Geſichte, und redete

nicht. Und wenn er redete, so war es schaurig zu hören. Durch Dörfer sei er gekommen, und habe allen Leuten, die ihm in denselben begegnet, gleich ansehen können, ob sie noch selben Jahres sterben würden oder nicht; den Häusern habe er es angesehen, daß nächstens Feuersbrünste sie verzehren, Fluren, daß der Hagel sie treffen werde.

Jeden Freitag mußte Jacob wandern — der Stab zwang ihn, mußte sehen alles kommende Weh und Leid aller Orten, wohin der Stab ihn führte, und dann kündete er es daheim der Mutter, der Magd und dem Knechte, und diese kündeten es den einkehrenden Gästen.

Jacob und seine Mutter verwünschten tausend und abertausendmal den wandernden Stab. Die Mutter sann auf Rath, wie der Sohn des Stabes sich entledigen solle, und Jacob befolgte den Rath. Auf einer der nächsten Wanderungen trat Jacob in ein Gasthaus, stellte den Stab in eine Ecke, verzehrte etwas, zahlte, und ging hinweg — ohne den Stab mitzunehmen. Er war aber noch nicht dreißig Schritte gegangen, so kam ihm der Wirth nachgelaufen, schrie überlaut: Ho! ho! Halt! — und als er näher kam rief er: Ihr habt Euern Stecken vergessen! und warf Jacob den Stab nach, der sich alsbald von selbst in dessen Hand verfügte.

Jacob stand am rauschenden Bach! Ha, jetzt hab' ich's — dachte Jacob erfreut — und da flog vom Steg der Stab in die rollende Fluth. Es war als winde sich in dieser der Stab wie eine braune Schlange.

Der läuft mir nun nicht wieder nach! rief Jacob, und erleichterten Herzens kehrte er heim.

Nicht lange war Jacob das Herz leicht; nicht länger bis er im Dunkel des Uhrgehäuses das Siebengestirn des Kreuzes unheimlich blinken und funkeln sah.

Jetzt gab — denn mehr und mehr wurde Jacobs Unglück besprochen — die Magd auch einen Rath. Vernagelt den Rumpelkasten! rieth sie: so ist der Gais gestreut. Ob die Uhr geht oder nicht, ist all eins. —

Das war ein recht guter Rath, schade nur, daß er vergeblich war. Als der nächste Freitag kam, war der Stab in Jacobs Hand, dieser wußte gar nicht wie? aber er mußte wandern — wandern — wandern — vom Morgen bis zum Abend — und kam nach Hause, müder und elender denn je zuvor.

Wenn mir solches Hexenunglück zustieße, sprach Velten, der kluge Knecht: ich wüßte lange, was ich thäte. Ich hieb den Stecken in Stücke, Punktum!

Auch dieser Rath wurde versucht, ob er sich vielleicht erprobe. Leider that er das nicht — in Stücke zersprang allerdings etwas, aber nicht der Stab, sondern nur die Art, mit welcher Jacob Hiebe auf ersteren führte, und wie gelähmt sank seine Hand, die den Stiel der Art machtlos zu Boden fallen ließ.

Wandern, wandern! Jeden und jeden Freitag, den Gott werden ließ — körperschwach, seelenkrank, der Verzweiflung nahe. Wandern und vorausſehen alles Übermaaß des menschlichen Elends, das sonst wohlthätig dem Auge der Sterblichen eine allweise Gottheit verbirgt. Kriegerschaaren, welche die Ortschaften verheerten, Ströme, die sie überflutheten, Heerden mit deren Leichnamen die Pest die Fluren düngte, alles grauenvolle, was die nächste Zukunft bringen sollte, sah Jacob voraus.

Einst kam er in ein Dorf, darin ein Brand lohete, Haus um Haus ergriff die Flamme, von einem Dache sprang sie zum andern Dache. Wieder durchblitzte ein Gedanke Jacobs

Seele. In die Flammenlohe den Stab! Und da flog der Stab — blieb hängen an einem brennenden Dachsparren und wurde rothglühend, dann weiß, und die Silberstifte des Kreuzes flammten bläulich. Jacob ging ohne Stab nach Hause.

Da schnarrte die Wanduhr, da ging ihre Thüre von selbst auf, spottend der Nägel, mit denen sie zugeschlagen war — da stand der Stab — unversehrt. Ohnmächtig sank Jacob in die Arme seiner Mutter — er war vernichtet, und sie sank mit der theuern Last, die sie nicht aufrecht zu halten vermochte, auf ihre Kniee nieder, und betete heiß und innig, und schrie jammernd zum Himmel auf.

Jacob wanderte, mußte wandern, weit aber konnte er nicht mehr wandern — seine Kraft war erschöpft, der matte Quell seines Lebens begann zu versiechen.

Zweiundfünfzig Male hatte Jacob wandern müssen, müssen, ob er stand oder lag, es riß der Stab ihn von dannen, ob er die ganze Woche über todesmatt kein Glied zu rühren vermochte — am Freitag erfolgte die Wanderschaft. Doch war der Stab barmherzig, er führte auf kürzern und immer kürzern Wegen ihn um das Vaterhaus; zuletzt war Jacob so sterbensmatt, daß er zu einem Gange von einer Stunde einen vollen Tag brauchte, denn rascher sich fortzuschleppen, war ihm unmöglich, er glich einem zitternden Greise von neunzig Jahren, und die Farbe seines Angesichts glich der Asche.

Jacob glaubte, daß er endlich sterben werde, und seine Mutter und alle die ihn sahen, glaubten das nämliche, Jacob hoffte es.

Da kam am Tage von den dreiundfünfzigsten Freitag ein Traum über Jacob. Er sah ganz lebhaft, als ob es wirklich geschähe, die Thüre der alten Wanduhr aufgehen, den Stab heraus, und an das Bette treten, darin Jacob lag.

Und da hub der Stab an zu ſprechen.

Jacob, ſprach er: ich bin ein ſehr alter Stab. Mit mir in ſeiner Hand ging der Erzvater, nach deſſen Namen Du genannt biſt, über den Jordan. Ich ruhete in Moſes Hand, da Moſes mit Gott ſprach, und ward zur Schlange, und wiederum zum Stabe. Ich ruhete in Aarons Hand, und ward wieder zur Schlange und verſchlang die Schlangenſtäbe der Zauberer Pharaonis. Und wieder ward ich aufgehoben von Moſis Hand und das rothe Meer theilte ſich unter mir. Zweimal ſchlug Moſes mit mir an den dürren Fels, und es ſprang Waſſer aus dem Felſen der Wüſte und tränkte die Verdürſtenden, beide, Menſchen und Thiere. Weſſen Stab ich nun bin, das kannſt Du, Knabe, nicht faſſen. Du haſt große Sünde gethan, daß Du dem armen Wanderer ſeinen Stab und ſeine Stütze heimlich entwendet haſt, dafür haſt Du wandern müſſen im finſtern Thale, und haſt koſten müſſen des Lebens Bitterkeit. Aber fortan wird der Herr deine Seele erquicken, und Dich führen auf rechter Straße, um ſeines Namens Willen. Des Herrn Stecken und Stab wird Dich tröſten.

Als der Stab alſo geſprochen hatte, war es, als umweheten Jacob Flügel der Engel mit Himmelsruhe. Er fühlte keine Ermüdung mehr, er ſchlummerte ein, er erwachte, wie neugeboren.

Da brach der Freitagmorgen an — es war ein Charfreitag. Jacob glaubte jeden Augenblick, er werde die Wanderung wieder beginnen müſſen, aber der Stab kam nicht in ſeine Hand.

Gegen Abend ſprach Jacob ſanft und fromm mit ſeiner Mutter, von erhabenen und göttlichen Dingen, die Kinder noch nicht verſtehen. Da ging die Thüre auf, und ein hoher dunkler Wanderer trat ein, und grüßte: Friede ſei mit euch!

Schauer durchbebten Mutter und Sohn, beide kannten den Wanderer.

Und da that ſich die Thüre des Wanduhrſchrankes auf, und der Stab ſchwebte heraus und in des Fremdlings Hand. Hell durch die abendliche Düſterniß leuchtete das Kreuz am Stabe. Der Fremdling aber ſprach noch einmal: Friede ſei mit euch! und wandte ſich, und ging. In die Seelen von Mutter und Sohn zog heiliger Friede. Der Stab Wehe war wieder von ihnen genommen.

31.

Die Wünſchdinger.

Es war einmal am Nordlandsmeere ein Seekönig, der gebot über vieles Land und viele Schiffe, und hatte drei Söhne, die zu ihren Jünglingsjahren gekommen waren, die ſollten nun hinaus in die See, tapfere Thaten thun, Muth erproben, und Gut erwerben. Da ließ der König drei neue, große, ſtattliche Schiffe bauen und wohl bemannen und ausrüſten, ſchenkte jedem ſeiner Söhne eines dieſer Schiffe, und fragte nun den älteſten Sohn: Was gedenkſt Du zu beginnen mit dem Schiffe, das ich Dir ſchenkte?

Damit, mein Herr Vater, antwortete der älteſte Seekönigsſohn: gedenke ich weit über Meer nach Oſten zu fahren, und Schätze zu gewinnen von fernen Küſten und Inſeln. —

Wohl gethan! ſprach der König. Fahre hin und fahre wohl!

Hierauf fragte er ſeinen zweiten Sohn: Was gedenkeſt Du mit dem Schiffe zu thun, das ich Dir ſchenkte? —

Damit, mein Herr Vater, antwortete der mittelſte Seekönigsſohn: gedenke ich weit über Meer gen Weſten zu fahren, neue Lande und Inſeln zu entdecken, und von ihren Schätzen ein gutes Theil heimzuführen.

Wohlgethan! sprach auch zu diesem Sohne der König: Fahre auch Du hin, und fahre wohl!

Nun wandte sich der König zu seinem dritten Sohne, und fragte: Was gedenst Du mit dem Schiffe zu thun, das ich Dir geschenkt habe?

Ich gedenke, mein gnädiger König, Herr und Vater — antwortete der jüngste Seekönigssohn: damit auf Abenteuer auszuziehen, und mich Eures hohen Namens und Eurer Liebe würdig zu zeigen, wohin mich auch mein Fahrzeug trage, so wie immerdar.

Diese Antwort überraschte den König, weil er sie nicht so erwartet hatte, doch ließe sich nichts dagegen sagen, er sprach daher: Soll mich freuen! Fahre hin und fahre wohl! —

Nun wurde ein Abschiedbanket gehalten, und darauf gingen die drei Königssöhne zur See. Eine Zeitlang fuhren sie mit ihren drei Schiffen gemeinschaftlich zusammen, als sie aber in die hohe See kamen, da trennten sie sich — nach Osten, Westen und Süden. Der nach Osten fuhr, kam in das Silberland, allwo es Rubel schneite, und füllte sein Schiff mit Silber, so viel es zu tragen vermochte. Der zweite, der nach Westen gesegelt war, hatte eine ungleich längere Fahrt, kam aber in das Goldland, das man Eldorado nannte, und es gelang ihm, sein ganzes Schiff mit Golde zu befrachten, so viel es immer tragen konnte. Beide Brüder fuhren der eine mit seinem Silberschiffe, der andere mit seinem Goldschiffe wieder heimwärts nach ihres Vaters Schlosse, allwo sie wohlbehalten wieder anlangten und freudig empfangen wurden.

Der dritte Bruder, der nach Süden zu gesteuert, fand weder ein Silberland noch ein Goldland, überhaupt schier gar kein Land, und schon gingen auf seinem Schiffe die Nahrungsmittel aus. Endlich gewahrte er von fern einen kleinen dun-

keln Punkt, auf den er losſteuerte, und hoffte mit Zuverſicht dort mindeſtens ein Brodland zu finden, aber als er näher kam, ſah er, daß es eine wüſte Inſel war, von Korallenriffen umgeben, voll ſteiler ſchroffer Klippen und unwirthbarer Felſen; es war das Hungerleiderland, mindeſtens, wenn es auch nicht ſo hieß, denn es ſchien von gar niemand bewohnt zu ſein, ſtand auch auf keiner Land- oder Seekarte, nannte der Königsſohn dieſe unwirthbare Inſel ſo, nachdem er drei Tage auf derſelben herumgeirrt war, für ſich und ſeine Mannſchaften Nahrung zu entdecken und nichts gefunden hatte. Vor Hunger fiel er am dritten Tage um und lag in Ohnmacht. Aus dieſer erwachend, ſah er eine holde Jungfrau vor ſich ſtehen, die ihn mit Antheil betrachtete, und ihn fragte: Wer biſt denn Du, und wo kommſt denn Du hierher?

Ach! ächzte der Königsſohn: wäre ich doch lieber nicht hierher gekommen. Ich bin ein Prinz, der nichts zu eſſen hat, und komme um vor Hunger!

Ei, wenn Dir ſonſt nichts fehlt, dafür kann ich ſchon thun! Folge mir, mein Prinz! ſprach das Mädchen und dem Königsſohne klangen deſſen Worte wie Muſik.

Seine junge Führerin brachte ihn zu einem Häuschen, in welches beide eintraten, da ſaß ein altes Spinnfrauchen und war fleißig am Rocken, und das Mägdlein ſprach zu der Alten: Liebes Mütterlein, hier iſt ein junger Prinz, der Hunger hat; wollen ihn eſſen und trinken laſſen!

Mit Nichten, denke nicht daran! entgegnete die Alte. Wünſchtüchlein iſt wohl im Schreine verſchloſſen. Geb's nicht heraus, nicht heraus! —

Aber da fing die Tochter der Alten an zu weinen und ſich kläglich zu gebehrden, und rief: Ich hab's ihm doch *verſprochen*! Ich *muß* ihm Wort halten! Bitte, bitte, bitte

ſchön, gieb das Wünſchtüchlein heraus! — Darauf ſchloß die Alte einen Schrein auf und brachte ein leinen Tüchlein hervor, das war wunderſam künſtlich ausgenäht nach uralter Art, und hatte geſteppte Franzen. Das breitete die Alte auf den Tiſch und murmelte die Worte:

Decke Dich, mein Wünſchtüchelein
Für einen Mann mit Speiſ' und Wein.

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo ſtand und lag auf dem Wünſchtüchlein Brot und Salz, Baizbraten und anderer Braten, gekochter Blaukohl und anderer Kohl, und eine Flaſche Wein nebſt Glas, und Meſſer und Gabel. — So gut, wie es ihm dieſesmal ſchmeckte, hatte es dem Königsſohne ſelbſt in ſeines Vaters Schloſſe noch nie geſchmeckt. Als er ſatt war, trank er unter Worten des Dankes die Geſundheit ſeiner beiden Wohlthäterinnen und ging nach ſeinem Schiffe zu, um ehebaldigſt weiter zu fahren. Da kam ihm das junge Mädchen nach, und rief: Nimm mich mit — ich ſterbe ohne Dich! Er aber antwortete: Liebes, gutes Kind — mitnehmen kann ich Dich nicht, ich würde dich nur ins Verderben führen, geht es mir aber wieder gut, ſo komme ich und hole Dich ab.

Nun, ſo halte Dein Wort! ſprach das Mädchen, und nimm zum Andenken das Wünſchtüchlein, und brauche es ſo, wie Du es meine Mutter haſt brauchen ſehen! Verwahre es gut, und vergiß mein nicht! —

Der Königsſohn nahm hocherfreut das werthe Wünſchding in Empfang, und ging auf ſein Schiff, wo die Mannſchaft klägliche Geſichter ſchnitt, vor eitel Hunger, und ſchon davon murmelte, das Loos zu werfen und einen aus ihrer Mitte in Braten und Kochwildpret zu verwandeln. Der Königsſohn aber lachte, ließ eine große Tafel auf das Verdeck ſchaffen, breitete das Tüchlein darauf und ſprach:

Decke Dich, mein Wünſchtüchelein
Für alle die Meinen mit Speiſ' und Wein.

Da machte die Mannſchaft einmal Augen, wie die Tafel ſich füllte mit Schweinebraten und anderem Braten, Gartenſalat und Gurkenſalat, Kuhkäſe und anderem Käſe, Portwein und anderem Wein. Das war ein wahres Feſteſſen, und fröhlich ſtach man wieder in See. Gegen Abend wurde an einer anderen Inſel angelandet, welche der Königsſohn ebenfalls unterſuchte. Er fand ſie gleichfalls unbewohnt, und unwirthbar, wurde vom umherwandern hungrig und müde, ſetzte ſich daher an einen paſſenden Ort auf den Raſen, breitete ſein Wünſchtüchlein aus und nahm eine Mahlzeit ein. Da kam auf einmal ein Mann gegangen, der blieb verwundert ſtehen, und ſprach: Wie? Ihr ſpeiſet hier vollauf, und ich, der ich vom Sturm an dieſe Hungerinſel verſchlagen bin, falle vor Hunger faſt um! —

Seid mein Gaſt! ſprach freundlich der Königsſohn, und ließ ſich das Tüchlein vom friſchen decken, erzählt auch dem Manne, wie er zu demſelben gekommen ſei.

Ach ja — ſagte der Fremde: es giebt ſolche Wünſchdinger, nicht alle helfen einem aber etwas. Sehet hier meinen Stab, das iſt auch ein Wünſchding. Drehe ich den Knopf ab, und ſage: Hundert — oder tauſend — oder hunderttauſend Mann, zu Fuß oder zu Pferde, ſo ſind ſie da, und thun, was ich will und drehe ich den Knopf wieder auf, ſo ſind ſie hinweg. Was hab' ich aber davon? Was nützen mir Kriegsmannſchaften, wenn ich ſie nicht ernähren kann? Soldaten wollen auch leben — und wenn man ſelbſt nichts hat, wie dann? Da lob' ich mir ſo ein braves Wünſchtüchlein, um das gäb ich gleich den Wünſchelſtab.

Nun, da könnten wir ja tauſchen, wenn es Euch recht wäre! ſprach der Königsſohn.

Ihr kommt in der That meinem heimlichen Wunsche zuvor, edler Freund! rief erfreut der Fremde und der Tausch erfolgte auf der Stelle, worauf die beiden sich trennten. Aber nach einer kleinen Weile drehte der Königssohn den Stockknopf ab und rief: Hundert Mann zu Pferde! Da rasselten die Reiter heran. Holt mir schnell mein Wünschtüchlein! gebot der König, und wie der Wind vollzog die Mannschaft seinen Befehl, wie der Wind war sie zurück, und schwenkte das Tüchlein als Standarte. Da breitete der Prinz das Kleinod aus und rief:

Decke Dich, mein Wünschtüchelein
Für hundert Mann, mit Speis' und Wein.

und ließ die Mannschaft sich satt essen und satt trinken, wofür sie ihn hoch und abermals hoch und noch einmal hoch leben ließ. Hierauf bedankte sich der Prinz recht schön und schraubte seinen Stockknopf wieder auf, und alsbald verschwand die Mannschaft.

Hierauf begab sich der glückliche Besitzer der zwei Wünschdinger wieder auf sein Schiff, und fuhr weiter, und landete am nächsten Tage an einer dritten Insel, auf welcher er wieder umherging, Abenteuer zu suchen. Auf dieser Insel begegnete ihm ein altes Frauchen, das war in einen bunten Mantel von lauter einzelnen Lappen zusammengesteppt gehüllt, und sah sehr elend aus, und ächzte: Ach, ich falle bald um vor Hunger und Durst, ich habe seit zwei Tagen nichts genossen. Habt Ihr nicht etwas Brot bei euch?

Nein, altes Mütterlein, antwortete der Prinz: Mit Brod trage ich mich nicht. Möchtet Ihr nicht sonst etwas haben von Nahrung? Ich kann euch geben, was Ihr wünscht!

Ei du meine Güte! rief das Frauchen: Wenn ich doch

nur ein Schälchen Kaffee hätte! Es iſt mir gar zu hohl im Leibe!

Da zog der Königsſohn ſein Kleinod hervor, breitete es aus und ſprach:

Decke Dich, mein Wünſchtüchelein
Für uns zwei mit Kaffee, Frühſtück und Wein.

Da deckte ſich das Tüchlein mit Taſſen und Tellern, mit Kaffeekännchen, Sahnekännchen und Milchkännchen, alles warm, mit Semmeln und Kuchen, Brottorte und Biscuittorte, mit Rohrzucker und Kandiszucker, mit Butter und Honig, mit weſtphäliſchen Schinken und pommerſcher Gänſebruſt, mit Malagawein und Cyperwein. Da lachte das alte Frauchen im ganzen Geſicht, und ſchläckte was das Zeug hielt, und wurde ganz luſtig, und warf ihren Mantel in die Höhe; da flogen alle Läppchen einzeln auseinander und fielen rings umher auf die Inſel, und wo ein gelbes oder rothes Läppchen hinfiel, da ſtand ein ſtattliches Schloß oder eine Villa, wo ein grünes lag, wurde ein Park, wo ein blaues, ein ſchöner See, da war auf einmal die öde Inſel in ein Paradieß verwandelt. Das gefiel dem Königsſohn über die Maaßen wohl, und er ſprach zu dem Frauchen: Um dieſes Kleinod, wie Euer Mantel iſt, könnte ich Euch fürwahr beneiden.

Ja ja — er iſt recht hübſch, erwiederte die Alte: was hilft mir aber der ſchönſte See, wenn nichts weiter darin iſt als Waſſer, was der größeſte Park, wenn das Wild darin nicht gebraten iſt, und was das herrlichſte Schloß, wenn man in ſelbigem keinen Kaffee und nichts zu ſchnabuliren bekommt? Euer Wünſchtüchlein wäre mir traun faſt lieber.

So laßt uns die Wünſchdinger tauſchen! ſchlug der Prinz vor, und das war die Alte gleich zufrieden, klatſchte in die Hände, da wurden die Schlöſſer, die Parke, die See'n alle

wieder bunte Läppchen, und setzten sich als Mantel zusammen, den gab das Frauchen in des Prinzen Hand und nahm erfreut aus der seinen das Wünschtüchlein.

Sie war noch nicht weit, so schraubte jener wieder den Knopf von seinem Wünschelstabe ab, befahl hundert Mann nnd sein Tüchlein wieder, und auf der Stelle wurde sein Befehl vollzogen. Hierauf begab sich der Königssohn wieder auf sein Schiff und segelte weiter. Am nächstfolgenden Tage wurde abermals eine südliche Insel entdeckt, auf welcher der Königssohn umherstrich. Er fand keine Schätze darauf, ging sich jedoch müde, und schlummerte an einer schönen Stelle in einem Wäldchen ein.

Da weckten ihn wundersamschöne Violinsaitenklänge, er erhob sich und sahe über sich auf einem Felsen einen Geigenspieler sitzen, den er grüßte und ihm seinen höchsten Beifall bezeugte. Der Violinist nahm die Anerkennung des Königssohnes als eine wohlverdiente Huldigung sehr artig auf. Er sagte: Ich freue mich, daß Ihr ein so richtiges Urtheil und einen so guten Geschmack habt. Die Geige ist die Königin aller Instrumente; wer nicht geigen kann, ist ein Tropf, und ich bin hinwiederum der König aller Geigenspieler; alle Violinisten der ganzen Welt sind nur Stümpfer gegen mich; wenn ich auf einer einzigen Saite nur streiche, man nennt sie die G-Saite, so werden die Menschen verrückt und verzückt, schließen die Augen, fallen vor Wonne um und werden hin. Wenn ich aber die A-Saite streiche, so kommen sie wieder zu sich, und schreien alle Ah! ah! und werden wüthend vor Entzücken und Narrheit, und gebehrden sich, als ob die Erde und die gesammte Menschheit nichts edleres, besseres und erhabeneres hervorbringen könne, als solch ein bischen Ohren- und Sinnenkitzel, weshalb ich auch die Narren alle tief verachte, und

mich mit meiner Geige, nachdem ich mit Gold und Schätzen von dem dummen Volke überhäuft worden bin, in diese Einöde zurückgezogen habe, wo ich nur mir selbst lebe, mich selbst höre und mich anbete, denn eigentlich bin ich ein Gott, mindestens ist mir das, als ich mich früher vor den Völkern hören ließ, häufig zugeschrieen worden, absonderlich von verzückten Weibern, die nicht wußten, daß meine Geige eine Wünschelgeige ist, auf welcher sich alles, was ich im Sinne habe, das erhabenste, kühnste, zarteste, phantastischste und tollste von selbst abspielt, sobald ich es nur wünsche.

Das läßt sich in jeder Beziehung hören! sprach der Prinz. Fürwahr, ich verehre Euch und Eure Geige, doch würdet Ihr mich sehr zu Danke verpflichten, wenn Ihr mir einen Imbis reichen wolltet; ich bin hungrig und durstig, und fand auf dieser Insel nicht das mindeste genießbare.

O Mann des Erdenthumes! rief der Geiger. Also meine Töne zu hören, war Euch kein Genuß? Nach Irdischem nur steht Euer sinnen und begehren? Wahrhaftig, Ihr thut mir leid. Zu essen und zu trinken giebt es hier kaum hinreichend so viel, als mein schwacher irdischer Leib selbst bedarf. Gar zu gern möchte ich einmal wieder ein Glas Champagner trinken, der sonst an meiner Künstlertafel in Strömen floß, wenn die, welche mich bewirthet, mich vergötterten — davon ist hier keine Rede.

Hm, hm! machte bedenklich der Königssohn. So ist es doch gut, daß es außer der Euren auch noch andere schöne Künste giebt, dieweil zwar die Virtuosen, aber nicht die Menschheit von Tönen zur Genüge satt werden. Ich zum Beispiel bin ein Eßkünstler, ein Koch, und da es Euch hier an guten Sachen gebricht, und ihr mich so schön erquickt habt, so

will ich Euch nun auch meine Kunst sehen lassen, und lade Euch bei mir zu Gaste. —

Wo denn? fragte der Geiger. Gleich hier zur Stelle! antwortete der Prinz, zog sein Kleinod, breitete es aus und sprach:

Decke Dich, mein Wünschtüchelein
Für zwei Künstler mit Frühstück und bestem Wein.

Da entwickelte das Tüchlein eine Tugend, wie noch nie; da kamen Lachs und Caviar, Sardinen und Anchovis, Bremer Bricken und frische Matjes Häringe, Hummern und Austern auf den Tisch, und Silleri-Champagner, feinster Burgunder, Xeres und Syracuser kamen zum Vorschein, und die beiden ließen sich's über die Maßen schmecken, und der Geiger wurde ganz fidel, schänkte sein Glas voll Champagner, daß es stark überschäumte, stieß mit dem Prinzen an, und jauchzte: Sollst leben, Koch! Sollst mein Bruder sein! — Bruder! Du bist auch ein Gott!

Das kann ich alle Tage haben — lachte der Königssohn. Alle Tage? lallte der Virtuose. Höre — Bruder — laß uns tau — tauschen, gieb mir das Wünschtüchlein — gebe Dir meine Geige dafür — schlag' ein, Bruderherz! Alle Tage! Juhu! Alle Tage — ein Gott! — Ein Götterleben!

Der Königssohn ging den Tausch ein, nahm die Geige, gab das Tüchlein und ging. Der Geiger nahm das Tüchlein, verwechselte es in seiner Götterseligkeit mit einem Nastuch, schneuzte sich hinein, stolperte, fiel und entschlief, und es war an einem einzigen Manne genug, den der Königssohn sandte, das Tüchlein wieder von ihm zu holen.

Jetzt beschloß nun der Prinz die Heimreise anzutreten. Dieselbe ging ganz glücklich von Statten, und nach langer Fahrt wurde die Küste, die zum Lande des Seekönigs gehörte,

erreicht, und der Prinz gelangte in die Nähe des Schloſſes ſeines Vaters. Da es aber bereits Nacht geworden war, ſo wollte er keine Störung veranlaſſen, ſondern ſuchte ſich im Wildparke nahe dem Schloſſe ein ſchönes Plätzchen, allwo er ſich niederlegte und ſchlief.

Am nächſten Morgen hatte der König eine Jagd im Wildparke anberaumt, um für ſeine Tafel einen Hirſch, einiges Dammwild und einige Faſanen, die ſich überflüſſig vermehrten, zu ſchießen. Da witterten die Jagdhunde im Parke einen Fremden und ſtürmten kliffend und klaffend nach dem Baume, unter dem der Schläfer lag, da ſie aber nahe kamen, rochen ſie ihm gleich an, daß er der Königsſohn war, ein Kunſtſtück, das nur Hundenaſen möglich iſt, und ſchweifwedelten, ſchlugen Burzelbäume vor Freude, und wälzten ſich im Graſe, und trieben ein tolles Weſen. Der König hörte den Hundelärm und kam nun ſelbſt zum Baume, und fand, daß ſich alldort ſein jüngſter Prinz vom Schlummer erhob, von den Hunden auf das freudigſte bewillkommnet. Aber der König war keineswegs erfreut über das Ausſehen ſeines jüngſten Prinzen, vielmehr ſagte er: Ei ſiehe, da biſt Du ja wieder, und ſchauſt aus wie einer, dem die Hunde das Brot genommen. Ich vermeine nicht, daß Du Schätze erworben und mitgebracht, und lebte doch zeither der frohen Hoffnung, daß Du, indem Dein älteſter Bruder in das Silberland, der zweite in das Goldland gekommen, in das Diamantenland gelangt ſeieſt, und von dort mit reicher Fracht zurückkommen würdeſt, was mir Freude gemacht, und dem Lande zum Nutzen gedient hätte, denn ich bin in einen ſchändlichen Krieg verwickelt mit dem Nachbar meines Reiches, der mich hart bedrängt, und mir bereits viele Orte und Schlöſſer zerſtört hat. Alles Silber und alles Gold, welches Deine älteren Brüder mit zur Heimath

gebracht, ist aufgegangen für Rüstung und Erhaltung meines Kriegsheeres, und dieses Kriegsheer ist in mehreren Schlachten schon geschlagen worden, so daß die nächste Aussicht die ist, daß unser Feind mein Reich ganz erobert und uns vom Thron und Lande jagt.

Solches wird nicht sein, mein gnädigster König, Vater und Herr! erwiederte der jüngste Prinz. Wir werden diesen Dingen eine neue Wendung geben, lasset uns nur gleich aufbrechen nach dem Lager des Feindes, ohne alle Mannschaft! —

So? sagte der König und seine älteren Söhne. Wir sollen uns selbst dem Leuen in den Rachen liefern? Du bist wohl unter die Mittagslinie gefahren, und die Aequatorsonne hat Dir Dein Hirn verbrannt? Etwas weniges verrückt bist Du jedenfalls geworden.

Selbiges wird sich zeigen, sprach der jüngste Königssohn. Indem so kamen Eilboten mit der Nachricht, daß der Feind mit starker Heeresmacht von drei Seiten zugleich eingefallen sei und im raschen Anmarsch begriffen, und da meinte der König und seine beiden älteren Prinzen, es bliebe somit nur die vierte Seite zur Flucht übrig. Davon wollte aber der jüngste Prinz nichts hören, vielmehr bat er jene, sie möchten nicht so sehr eilen, schraubt den Stockknopf ab und gebot: Hunderttausend Mann zu Roß und zu Fuß! Treibt den Feind zu Paaren und reibt ihn auf wie Schnupftabak. Da wurde die ganze Gegend von streitbarer Mannschaft überwimmelt, daß der König sich nicht genug wundern konnte, und nach einer Stunde war nicht nur kein Feind mehr im Lande, sondern auch das Land des feindlichen Nachbars völlig erobert. Hierauf breitete der Königssohn sein Wünschtüchlein aus, und sprach: Nun feiern wir das Siegesmahl!

Decke Dich, mein Wünſchtüchelein
Für hunderttauſend Mann mit Speiſ' und Wein.

Da wurde abermals gehörig eingehauen, und das Traubenblut floß in Strömen. Zur Feſtfreude gehört nun auch Muſik!' rief der Prinz: man veranſtalte ein großes Conzert, ich werde mich populär machen, und mich ſelbſt hören laſſen, und zwar zum beſten der Armen! Solches geſchah, der Prinz gab ein Violin-Solo zum beſten, erſt ſpielte er etwas allgemeines, wodurch er allgemeinen Beifall errang, dann etwas beſonderes, das ihm ganz beſonderen Beifall erregte, dann auf der G-Saite, davon alles hin wurde, dann auf der A-Saite, dadurch alles ah! und bravo ſchriee. Der König, ſeine älteren Prinzen und ſein ganzer Hofſtaat kamen vor Erſtaunen und vor Verwunderung gar nicht zu ſich ſelbſt. Deſto mehr blieb der jüngſte Prinz bei ſich, er ſagte: Laſſet uns was der Feind zerſtört hat im Lande, ſchöner wieder herſtellen, laſſet uns unſer tapferes Heer in guter Kriegsbereitſchaft erhalten, laſſet uns auf Landesverſchönerung denken, dadurch heben wir des Landes Flor! — Und zog den Wünſchmantel hervor und warf ihn in die Luft, da wurde das ganze Land voll neuer Schlöſſer und Villen und Parke und See'n, und dann wurden aus einigen Schlöſſern ſchöne Kaſernen gemacht, da kamen die Soldaten hinein und in die Villen die Oberſten und Hauptleute, und hernach gab ſich alles übrige von ſelbſt. Mit dem Wünſchtüchlein ſchaffte der Prinz dem Lande Nahrung und Wohlſtand, mit dem Wünſchelſtabe, den er Generalſtab nannte, ſchaffte er ihm eine ſelbſtbewußte Macht und zugleich Reſpekt von Seiten der Nachbarn, mit dem Wünſchelmantel hob er das Land zur Blüthe, beförderte den Luxus und dadurch Handel und Gewerbe und dadurch nun ein wohlhabendes Bürgerthum, und

mit der Geige förderte er die ſchönen Künſte und hob den Geſchmack, indem er zugleich dem einſeitigen und einſaitigen Ungeſchmack ſteuerte. Zugleich fuhr er hinweg, holte jenes Mägdlein von der einſamen Inſel, die ihm zuerſt ſich ſo gut und hülfreich erzeigt, und erhob ſie zu ſeiner Gemahlin, indem er ſagte: Sie hielt mir Wort, und mir ziemet, auch ihr Wort zu halten. — Ach, wenn doch alle Prinzen ſolche Wünſchdinger hätten, und für dieſen Fall, ſo guten Gebrauch von ihnen machten, wie dieſes Muſter vom Sohne eines Seekönigs! — Schade, daß ſelbiger nicht ein Landkönigsſohn war!

32.

Das blaue Flämmchen.

Einſt lebte ein einzelner alter Herr in einem uralten Hauſe, bei dem blieb ſelten ein Geſinde lange, und alle die Dienſtboten, die er gehabt, erzählten, es ſei nicht recht geheuer in dem Hauſe; man höre Geſpenſter rumoren, ſehe Flämmchen an dunkeln Orten und werde auch auf ſonſtige Weiſe von Spukdingern geſchreckt. Nun geſchah es, daß bei dieſem Herrn abermals eine neue Magd anzog, welche Anna hieß, und nach der erſten Nacht fragte der Herr die Dienerin, wie ſie geſchlafen habe? denn er beſorgte ſich, ſchon wieder Klage über Geiſterſpuk im Hauſe zu vernehmen. Die muntere Dirne aber antwortete ihm, ſie habe ganz gut geſchlafen. Eine gleiche Antwort auf die gleiche Frage erfolgte auch am zweiten Morgen. Am dritten Morgen aber verſchlief ſich die Magd, war denn verlegen, und ſagte: Mir war die ganze Nacht, als tanze um mein Bette herum ein bläuliches Lichtlein, und das flüſterte fort und fort: „Geh' Ann', geh' Ann! ſo daß ich nicht eher einſchlafen konnte, als gegen Morgen beim erſten Hahnſchrei.

Wie nun einige Nächte hintereinander dieſe Beunruhigung fortdauerte, ſo zeigte das Mädchen Neigung, den neuangetretenen Dienſt wieder zu verlaſſen; das war dem Herrn

leid, und er ſagte zu der Anna: Weißt Du was, Anna, ſprich doch einmal mit dem Herrn Pfarrer darüber, vielleicht kann dieſer Dir einen guten Rath ertheilen! —

Der Geiſtliche ſagte nun zur Anna, als dieſe ihn fragte: Wenn das blaue Licht ein Geiſt iſt, und Dich ruft, ſo ziehe Dich ſchnell an und folge ihm, ſei aber dabei ſorglich auf Deiner Huth, daß Du nichts von ihm annimmſt, nichts ergreifſt, was er Dir bietet, nichts thuſt, was er Dir heißt, und daß er Dir ſtets voran gehe. Thuſt Du genau nach dieſem Rathe, ſo kann es Dein Glück ſein.

Abends war die Dirne kaum in's Bette, ſo tanzte das blaue Flämmchen wieder um daſſelbe herum und flüſterte wieder: Geh' Ann', geh' Ann'!

Wenn es denn ſein muß, ſagte Anna, indem ſie aus dem Bette und raſch in die Kleider fuhr: ſo gehen wir.

Geh' Ann'! flüſterte das Flämmchen. Geh' Du voran! ſprach Anna, und da flackerte das Flämmchen vor ihr her, über einen Gang, die Treppe hinunter, bis vor die Kellerthüre. Dort flüſterte das Flämmchen wieder: Schließ' auf, Ann'! —

Schließ' Du auf! ſagte Anna: ich habe keinen Schlüſſel.

Da ſchien das Flämmchen die Geſtalt eines kleinen weißen Weibleins zu gewinnen, das hauchte gegen das Schlüſſelloch und da ging die Kellerthüre auf. Jetzt ſchwebte die bläulichſchimmernde Geſtalt die Kellertreppe hinunter vor Anna her, nach des Kellers hinterſter Ecke. Dort lehnte eine Hacke an der Mauer, und das Weibchen, deſſen bläulicher Lichtſchimmer den Keller leidlich hell machte, deutete auf das Werkzeug, und flüſterte: Hacke hier ein Loch, Ann'! — Hacke Du ein Loch! ſprach Anna, ich brauche keins. Und da ergriff das Weiblein wirklich die Hacke und arbeitete tüchtig darauf los;

nach kurzer Weile kam ein Keſſelchen zum Vorſchein, darinnen lagen allerhand ſchöne Sachen, alte Goldmünzen und Schmuck von guten Perlen und Edelſteinen. Heb' Ann'! Heb' heraus Ann'! flüſterte der Geiſt, aber Anna ſprach ganz ruhig: Hebe Du heraus, ich könnte mir Schaden thun. Da hob auch das Weiblein das Keſſelchen aus dem Boden, und ſetzte es vor Anna hin, daß es klang und klirrte, das viele Gold und Silber, welches darinnen lag.

Trag's h'nauf Ann', in Deine Kammer! flüſterte das Frauchen — doch Anna ſagte: Trag's ſelber h'nauf. Mir iſt's zu ſchwer. Da hob das Weiblein das Keſſelchen und flüſterte wieder: Geh' Ann', geh' Ann'! — und Anna erwiederte: Geht nicht an! Der Leuchter geht voran! So ging denn auch das Weiblein wieder aufwärts voran, aber langſam, denn es trug ſchwer an dem Keſſelchen und ächzte und ſtöhnte alle die Treppen hinauf bis in Anna's Bettkammer. Da ſetzte es das Keſſelchen hin, und Anna legte ſich wieder in ihr Bette, und um das Bette tanzte wieder das bläuliche Licht. Da ſchlug Anna ein Kreuz und ſprach: Haſt Du mir geholfen, ſo helfe Dir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt in das ewige Himmelreich, Amen!

Da ſtand noch einmal das weiße Weiblein in klarer Geſtalt vor Anna, und ſein Geſicht leuchtete im Schimmer reinſter Freude — dann verſchwand es plötzlich. Anna ſchlief ruhig ein, und als ſie am Morgen erwachte, glaubte ſie, es habe ihr das alles nur geträumt. Aber ſiehe da — das Keſſelchen war noch vorhanden und ein anſehnlicher Schatz war ihr beſcheert. Nie ſpukte wieder ein Geiſt im Hauſe des alten Herrn.

33.

Undank iſt der Welt Lohn.

Es war einmal ein armer Bäckergeſelle, der kam mit ſeinem Herrn in Streit, weil der Geſelle immer die Semmeln und Faſtenbrätzeln dem Herrn zu groß machte, und der Herr dieſelben ſtets unchriſtlich klein haben wollte. Der Geſelle war der bravſte und ehrlichſte Burſche von der Welt, und hatte durch ſeine Heiterkeit und durch ſeinen Fleiß ſeinem Meiſter vielen Zuſchlag verſchafft, allein das half ihm alles nichts, und der Meiſter ſprach: Ich bin der Meiſter und vor der Thür' iſt Dein. Da ſeufzte der Burſche: Ja wol Meiſter!

Die Semmeln bleiben klein,
Und vor der Thür' iſt mein.

ſchnürte darauf ſein Bündel und zog von dannen.

Da der Bäckergeſelle eine Weile gewandert war, ſah er einen Wanderer ſchwerfälligen Schrittes und gebeugten Ganges ſich entgegenkommen, grüßte ihn, und fragte ihn was er ſei und wohin er gedenke? Der Wanderer hatte ſo vielen Freimuth, das offen zu bekennen, was ſo mancher Mann um keinen Preis der Welt von ſich ſagen würde, indem er ſprach:

Ach Freund! Ich bin ein armer alter Eſel. Lange Zeit habe ich meinem Herrn, einem Müller, treu gedient, die

ſchweren Säcke fort und fort geſchleppt, Korn in die Mühle, Mehl aus der Mühle, habe viele Schläge bekommen hin und viele Schläge her, und bin darüber alt und kraftlos geworden, und darum hat mich der Müller fortgejagt, denn: Undank iſt der Welt Lohn. —

Ging mir's doch kaum beſſer als Dir, armer Langohr! ſagte der Bäckergeſelle. Komm, laß uns zuſammen wandern, Müllerlöwe. Bäcker und Müller gehören zuſammen und zu zwei trägt ſich leichter ein Leid.

Die beiden Reiſegefährten waren noch nicht weit mit einander fortgegangen, als ihnen ein Hund aufſtieß, der ganz erbärmlich winſelte, denn ihn fror und hungerte zu gleicher Zeit. Er lag am Wege, konnte kaum fort, und blickte aus matten, doch treuherzigen Augen die beiden Wanderer an.

Dir ſcheint es auch nicht zum beſten zu gehen, alter Sultan, oder wie Du ſonſt heißen magſt, ſcheinſt fürwahr ein kranker Mann zu ſein; ſiehſt aus, als wäre Dir ſchon Dein letztes Brot gebacken! ſprach der Bäcker zum Hunde.

Ach, wenn Du doch wahr ſprächſt! ſeufzte der Hund: wenn doch nur ein Stückchen Brot für mich gebacken wäre, möcht' es immerhin mein letztes ſein, daß ich nur nicht Hungers ſterben müßte! — Lange Jahre bewachte ich meines Herrn Haus und Hof, rettete ihn mit Gefahr meines eigenen Lebens das ſeine von der Hand eines Raubmörders, aber nun, da meine Stimme ſchwach und heiſer geworden iſt von vielem bellen, und meine Zähne ſtumpf ſind, und meine Morgenſtunde nicht mehr Gold im Munde hat, ſondern Schlaf, ſo hat mich mein Herr mit Prügeln von ſeinem Hauſe und Hofe hinweggejagt, denn: Undank iſt der Welt Lohn! —

Du armer Hund, Du armer Schlucker! bedauerte der Bäckergeſelle, indem er ihm ein Stück Brot reichte, den Hund.

Komm, geſelle Dich zu uns, denn gleich und gleich geſellt ſich gern.

Mit neubelebter Kraft durch das Brot ſchloß ſich der Hund den beiden Wanderern an.

Wie nun alle Drei weiter ſchritten, erblickten ſie auf einem Seitenwege, der von einem andern Orte her nach der Hauptſtraße zog und in dieſe ausmündete, ein ſeltſames Pärchen daher geſchritten kommen, und blieben vor Verwunderung alle Drei ſtehen. Es war eine alte Katze und ein alter Göckelhahn, der faſt nur noch eine Feder in ſeinem Schweife hatte. Beide Wanderer waren ſehr ermattet, und vermochten nicht raſch zu gehen.

Als die drei Wanderer mit den zweien, die ihnen jetzt anfſtießen, die Grüße der Höflichkeit gewechſelt hatten, klagte die Katze, welche ſehr dürr ausſah, und nicht blos ſo ausſah, ſondern auch wirklich äußerſt dürr war, daß ſie mit der größten Thätigkeit und voller Fleiß und Eifer die Mäuſe im Hauſe einer Frau weggefangen habe, aber nun, da die Mäuſe alle ſeien und ſie, die Katze, alt geworden ſei, habe die Frau ſich eingebildet, eine Katze lebe ſtets nur von Mäuſen, und habe ihr nicht das mindeſte zu eſſen gegeben. Da nun ſie, die Katze, vollends aus Hunger und ſchrecklichem Durſt den Verſuch gewagt habe, etwas weniges aus einem Milchtopf zu naſchen, worüber, da die Frau ſie bei ſothanem Verſuche ertappt habe, durch ihren Schrecken und ganz ohne Vorſatz der Milchtopf umgefallen, ſo ſei die Frau wie eine Furie auf ſie, die arme unſchuldige Katze, losgefahren und habe auf ſie losgeſchlagen, erſt mit dem Beſen, hernach mit der Ofengabel und mit der eiſernen Feuerzange, ſo daß Frau Mienz nur dadurch ihr Leben habe retten können, daß ſie durch eine Fenſterſcheibe hindurchgebrochen, wobei ſie ſich Naſe, Ohren und Füße an dem

Glaſe jämmerlich zerſchmaden habe, Ach! — ſo ſchloß Katze mit einem tiefen Seufzer: Undank iſt der Welt Lo

Als nun die Katze mit der Erzählung ihres letzten trau gen Schickſals zu Ende war, begann der Hahn zu ſpre und berichtete, wie er allezeit munter und wachſam, auch tap furchtlos und treu auf ſeinem Hofe geweſen, weil aber Hühnervolk aus Faulheit und Auflehnungsſucht, und g ohne ſein, des Gückels, Verſchulden, nicht mehr recht E legen wollen, und das faule Geſinde, wenn es ſich verſchla gehabt, die Schuld auf ihn geſchoben, und geſagt, er w ſie nicht mehr durch ſein Krähen, er ſchlafe ſelbſt zu lange, ſei ein junger Hahn voll Kraft und Muth und Feuer a ſchafft worden, der habe ihn alsbald vom Hofe und von Hennen weggebiſſen, und die Köchin habe geſagt: Den al Gückel kann man nun ſchlachten; ſein Fleiſch wird zwar n zwiſchen die Zähne taugen, vielmehr zu zäh ſein, aber e gute Hühnerſuppe giebt es doch noch. — Als ich das hörte ſchloß der Hahn betrübt ſeine Erzählung, beſchloß ich aus wandern, und ſtieß unfern des Dorfes, wo ich wohnte, meine Gefährtin, die Katze. Wir klagten uns unſer geme ſames Leiden, und ſeufzten oft: Undank iſt der Welt Lo

Den guten Bäckergeſellen rührte gar ſehr das trau Schickſal dieſer Thiere, das mit dem ſeinigen einige Ähnl keit hatte, und er beſchloß, ihre Geſellſchaft beizubehalten, u zu ſehen, ob ihm vielleicht Gelegenheit würde, zu prüfen, die Thiere nicht dankbarer ſeien, als die Menſchen, denn hatte einmal ein Märchen geleſen, betitelt: „Die dankba Thiere“, deſſen er ſich noch gar wol erinnerte, und worin Dankbarkeit mehrerer Thiere gegenüber der des Menſchen ſchildert war.

Da nun die kleineren Thiere ſehr ſchlecht auf den Bei

waren, der Hahn als beſporнter Ritter große Märſche nie gemacht hatte, der Katze die zerſchundenen Pfoten, in denen noch einige Glasſplitterchen ſteckten, heftig ſchmerzten, und dem Hunde alle Knochen im Leibe weh thaten, ſo redete der Bäcker dem Eſel liebreich zu, er möge doch den Hund auf ſich reiten laſſen, und der Eſel ſagte: Nah — meinetwegen. Der Hund iſt noch lange nicht ſo ſchwer, als drei Säcke Korn, auch nicht ſo ſchwer als einer, auch rühmte mein Müllermeiſter ſtets, wenn er frühmorgens, nachdem er Abends vorher zu viel getrunken, den Katzenjammer hatte, man müſſe Hundshaare auflegen, Hundshaare ſeien ſehr heilſam.

Alſo ſprach der Eſel, der Hund kletterte auf ſeinen Rücken, ſetzte ſich feſt und lachte ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder und ſprach:

Daheim ſchlief ich immer bei dem Pferde, jetzt trifft an mir das Sprichwort zu: Er iſt vom Pferde auf den Eſel gekommen.

Nun aber wirſt Du die Katze tragen, ſagte der Bäckergeſelle zum Hunde; dies war dem nicht ganz lieb; er ſchabte ſich mit ſeiner rechten Vorderpfote hinter dem linken Ohre und antwortete:

Fürchteſt Du nicht, daß wir uns mit einander vertragen werden, wie Hund und Katze?

Nein! meinte der Bäckergeſelle: ihr müßt euch gut und anſtändig betragen, denn das Sprichwort ſagt: Die Katz' kommt über den Hund.

Darauf that die Katze zwei Sätze, einen auf den Eſel, und den zweiten auf den Hund, lachte und rief: Das Sprichwort ſagt: Kommt man über den Hund, ſo kommt man auch über den Schwanz!

Nun wollte der Hahn auch aufſitzen, und zwar auf die

Katze, die machte aber einen garstigen Katzenbuckel und sagte: Es steht nirgend davon geschrieben, und es ist auch kein Sprichwort darüber vorhanden, das den Hahn mit der Katze in Verbindung bringt.

Thue es nur, und wär' es mir zu Liebe! redete der Bäcker zu.

Gut, ich will es thun, aber unter folgenden drei Friedensbedingungen: Erstens muß er sich ganz anständig aufführen, da ich ein Thier bin, welches die Reinlichkeit über alles liebt: zweitens darf er mich nicht krallen, sonst kralle ich ihn wieder, denn es steht geschrieben: Wie Du mir, so ich Dir. Drittens darf er sich nicht einfallen lassen, zu krähen, denn sein Gesang beleidigt mein Zartgefühl und verletzt meine Nerven. Ein ganz anderes wäre es, wenn er, der Hahn, so wonnevoll und wunderschön zu singen verstände, wie ich, zumal in März und Maimondnächten, in denen vor meinem melodischen Gesange selbst die hoch gepriesenen Nachtigallen verstummen und mir bewundernd zuhören, was eine allbekannte Sache ist.

Jah! schrie der Esel! Dieses hat seine Richtigkeit. Anch io sono — auch ich bin ein Gesangvirtuose, aber die Nachtigall ist ein neidischer Vogel, das hat schon ein berühmter deutscher Dichter, des Namens Bürger, ausgesprochen, denn dieser schrieb:

Es gibt viel Esel, welche wollen
Daß Nachtigallen tragen sollen,
Des Esels Säcke hin und her;
Ob nun mit Recht, fällt mir zu sagen schwer.
Dieß weiß ich: Nachtigallen wollen
Nicht, daß die Esel singen sollen.

Und so werden sie es ohne Zweifel mit den Katzen auch halten.

Nach diesen Wechselreden kam der Friedensvertrag zu

Stande, nach dem Sprichworte: Eintracht macht ſtark, daß der Eſel den Hund, der Hund die Katze, die Katze den Hahn tragen ſolle, doch nur auf ihrem Buckel, nicht auf dem Kopfe, und es war luſtig anzuſehen, wie ſich die Viere nun ſo einträchtig betrugen.

Mitterweile ſtellte ſich die Nacht ein; Hunger und Durſt hatten ſich indeſſen ſchon früher bei den vier Wandergefährten eingeſtellt, aber weit und breit zeigte ſich kein wirthliches Dach zur Einkehr und Labung; der Weg führte durch einen unwirthbaren Wald. Endlich ſpitzte die Katze die Ohren, und rief: Ich höre von ferne einen Lärm, der faſt wie der Jubel eines Gelages klingt. Da ſchnoperte der Hund mit ſeiner Naſe in die Luft, und ſprach: Ich rieche ſchon den Braten! und der Eſel ſtimmte bei: Ich ſchmecke ſchon im Voraus die gute Abendmahlzeit und die Süßigkeit der Nachtruhe! Freunde! rief der Bäckergeſell: Das iſt alles recht ſchön und gut, ich fühle ganz eure angenehmen Empfindungen, allein der Katze hören, des Hundes riechen, des Eſels ahnungsvolles ſchmecken und mein fühlen hilft uns nichts, wenn wir nicht ſehen, wohin wir uns wenden ſollen.

Als der Hahn dieſe Rede vernahm, flog er vom Rücken der Katze hinweg auf einen Baum, freute ſich, wieder einmal krähen zu dürfen, und krähete fröhlich: Kikeritih! Ich ſehe ein Haus, darin alle Fenſter lichthell ſind, und darin ſicherlich ein Schmaus gehalten wird! Kikeritih!

Wohlan! rief der Bäckergeſelle, dorthin wollen wir uns wenden! und raſch nahm der Hahn die bisher behauptete hohe Stellung auf dem Rücken des Katzenbuckels, wie ein Affe auf dem Kameel, wieder ein, und Meiſter Baldewein, der Eſel, trabte ſachte mit ſeiner thieriſchen Pyramide nach jenem Hauſe, das der Hahn geſehen hatte, zu, welches mitten in einer tiefen

und troſtloſen Einöde lag, von rauhem Wald und ſteilen Felſen umgeben, und allwo es grauſig und unheimlich war.

Dieſes Haus war ein einſames Waldwirthshaus, nur von einem Wirthe bewohnt, und man wußte darin, was man bisweilen nicht weiß, ſehr genau, nämlich wer Koch oder Kellner ſei, weil der Wirth beide Würden in ſeiner eigenen Perſon vereinigte.

Wenn aber jemand ernſtlich Hunger hat, ſo fragt er weder nach Heimlichkeit, noch nach Unheimlichkeit eines Hauſes, ſondern geht geradezu. Nun wurde in dieſem Hauſe wirklich ein Feſt gefeiert: die Füchſe hielten allda eine Hochzeit, und auf dieſer ging es hoch her; es fehlte nicht an allerhand Braten und ſonſtigen guten Sachen, und auch nicht an allgemeiner Heiterkeit. Welch ein Schreck entſtand aber, als die Wandergeſellſchaft plötzlich in die Feſthalle trat und mitten unter die Generalverſammlung der Beiſaſſen des Hochzeitmahles! — Durch Fenſter und Thüren gab alles Ferſengeld, ſelbſt der Wirth entfloh, denn derſelbe dachte, der Teufel käme leibhaftig in Geſtalt eines grotesken Monſtrums oder Wundergeſchöpfes und den Bäckergeſellen hielten die Füchſe für einen wilden Jäger.

Hinter dem Hauſe war eine recht ſchaudervolle Stelle, an welcher die Füchſe insgeheim einander gute Nacht ſagten, dieß thaten ſie denn nun auch heute ganz beſonders betrübt, und zerſtreuten ſich in die Büſche; der Wirth aber wußte gar nicht, was er außerhalb ſeines Hauſes beginnen ſollte — um ſo beſſer aber wußten ſeine fünf ungebetenen Gäſte, was ſie innerhalb deſſelben beginnen ſollten, nämlich ſich's ſattſam gut ſchmecken und vergnüglich wohl ſein zu laſſen, und als ſie zur Genüge getrunken und gegeſſen hatten, ſuchte jeder Gaſt die für ihn geeignete Schlafſtätte. Der Bäckergeſelle legte ſich

in das Bette des Wirthes, die Katze wählte die Ofenbank, der Hund die Thürschwelle vor der Kammer, in welcher sein Schutzherr schlief, der Hahn klomm die Stiege des Hühnerhauses hinan, und der Esel trabte bedächtig dem offenen Stalle zu; alle befanden sich, jedes an seinem Orte, völlig wohl.

Nun aber kam der Wirth geschlichen, der wollte doch sehen, wie es um sein Hauswesen stehe, ob es überhaupt noch stehe, und ob sich mit dem bösen Feinde, der darin Besitz genommen, nicht ein Abkommen und Uebereinkommen treffen lasse. So wie der Wirth aber in seinen Hof trat, krähte der Hahn; davon erwachte der Hund, und als der Wirth in die Flur des Hauses trat, biß ihn der erstere tüchtig in das Bein; der Wirth flüchtete in die Stube, da fuhr die Katze fauchend auf ihn ein und kratzte ihn — eiligst entfloh der Wirth und suchte im Stalle Schutz, da stand der Esel und feuerte hinten hinaus und schlug den Wirth, daß ihm gar wehe ward, er wieder von dannen rannte und den letzten Füchsen in des Häuschens Nähe sein Leid klagte.

Als es nun Tag geworden war, so erwachte der Bäcker und die Thiere erzählten ihm, was es in der Nacht noch zwischen dem Wirth und ihnen für ein Spektakel gegeben habe, und wie schlimm jenem von ihnen mitgespielt worden sei. Der Bäcker tadelte dieses feindselige Benehmen gegen den rechtmäßigen Besitzer des Waldhäuschens, und entsandte den Hund, den Wirth zu suchen, und herbei zu bringen. Da nun der Wirth mit zittern und beben wieder erschien, so entschuldigte der Bäckergeselle sich höflich über das vorgefallene und sagte, er sei mit seinen Thieren gar nicht in feindseliger Absicht gekommen, es hätte niemand davon zu laufen gebraucht. Der Wirth solle die Wirthschaft in dem stillen Waldhäuschen nur auf Rechnung des Bäckers fort-

führen, aber, des Hahnes wegen, den Füchsen das Haus fernerhin verbieten, denn der Hahn müsse gänzlich in Ruhe bleiben, krähen oder nicht krähen dürfen, wie es ihm als wohlbestallten Emeritus gefalle. Der Esel solle im Stalle Gnadenheu und Gnadenhafer erhalten, und gutes Stroh zur Streu, falls er sich wälzen wolle, oder auch zum Spaziergang eine grüne Wiese. Die Katze solle durch ihre würdige Haltung Mäuse und Ratten in gehöriger respektvoller Entfernung vom Hause halten, und alle Tage Weck und Milch speisen. Der Hund aber solle und dürfe, so lange es ihm beliebe, in der Sonne liegen, und mit dem Monde sprechen. Der Bäcker aber wolle für alle arbeiten, das Brot backen, dem Wirthe beim Bierbrauen und Biertrinken helfen, auch den Küchengarten bestellen, und mit gekochtem Essen umgehen. Das waren alle betheiligten wohlzufrieden. Zum Andenken ihrer Wanderung und des neugeschlossenen Bündnisses pflanzte der Bäckergeselle in den Haus- und Küchengarten Schmackedusen- und Löffelkraut, Hahnenkamm, Katzenpfötchen, Hundszunge und Eselsgurken, und alle lebten fortan vergnüglich beisammen, und vergaßen den schnöden Lohn der Welt, den schnöden Undank.

Der fette Lollus und der magere Lollus.

Es ſtarb ein reicher Mann, welcher zwei Söhne hinterließ und ein hübſches Vermögen und Erbe. Der eine der Söhne erwählte den geiſtlichen und zwar den Mönchs-Stand, der zweite einen ſehr weltlichen, er wurde ein Gaſtgeber, das heißt, er gab ſeinen Gäſten ſo wenig als möglich und nahm dafür von ihnen ſo viel als möglich. Er heirathete nach Geld und ſtrebte fort und fort nach Geld. Seinem Bruder borgte er deſſen Erbantheil ab, da dieſer als Mönch kein Geld bedurfte, und wucherte damit, aber nicht zu des Bruders, ſondern zu ſeinem eigenen Nutzen. Seine Biergemäße waren falſch, und ſeine Weinflaſchen ließ er auf der Glashütte ſo klein blaſen, daß man beim Anblick einer ganzen Flaſche ſehr in Zweifel gerieth, ob es nicht eine halbe ſei, und ſeine halben Flaſchen ſchienen alle nach der ſchlanken Körperbildung eines Bleiſtifts hinzuſtreben, daher hießen ſie auch bei den Gäſten dieſes Wirthes nie anders, als Stifte. Wenn der Stallknecht dem Pferde eines Reiſenden Hafer vorgeſchüttet hatte, ſo trat der Wirth, wenn er ſich unbemerkt glaubte, an die Krippe, kripſte ganze Hände voll Hafer wieder dem armen Thiere vor dem Maule weg und ſchob ihn in ſeine Taſche. Er ſagte ſich, deshalb

heiße die Krippe ſo, weil man aus ihr kripſen könne. Es war ein durchtriebener Schalk, dieſer Wirth, und an ihm lag es nicht, daß er nicht recht reich wurde, denn Anlagen dazu hatte er, aber das Bibelwort ſagt nicht vergebens: die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke. Des Wirthes thun ſegnete nicht. Was half es ihm, wenn er fremden Pferden von deren Futter ein Paar Hände voll Hafer ſtahl — und eins ſeiner eigenen Pferde krepirte? Wenn er durch ſein zu knappes Gemäß nach und nach einen Anker Wein langſam gewann, und durch Nachläſſigkeit ſeiner Leute, die er ohne Aufſicht ließ, ihm ein ganzes Ohm in den Keller lief? Er kam nicht vorwärts, dieſer betriebſame Wirth, ſondern er kam zurück in allen Dingen, nur nicht von ſeiner Pellerei und Habſucht, dieſe trieb er immer ärger und ärger, bis die Gäſte wegblieben, und das Weinſtüblein leer ſtand, die Karten und Würfel ruhten, der Bratofen kalt blieb und der Schornſtein ſich das rauchen abgewöhnte.

Als es ſo weit ſchon mit dem Krebsgange dieſes Wirthes gediehen war, ſchlug ihm ein neuer Schrecken in die Glieder; ſein Bruder, der fromme Mönch, kam und ſprach zu ihm: Lieber Bruder, gieb mir das Dir geliehene Kapital heraus, ich habe meinem heiligen Schutzpatrone in unſerer Kloſterkirche einen koſtbaren Altar mit herrlicher Malerei, Schnitzwerk und Vergoldung gelobt, den will ich davon herſtellen, und was übrig bleibt, wenn etwas übrig bleibt, davon will ich Seelenmeſſen für unſere lieben Ältern, für Dich und mich auf ewige Zeiten ſtiften.

Großer Gott! ſchrie der Wirth: Bruder, wie kannſt Du ſo unſinnig handeln! Ich kann Dir Dein Geld jetzt nicht herausgeben, denn ich habe es nicht — ich bin zu Grunde gerichtet, und wenn Du auf der Zahlung beſtehſt, ſo wird mir

Haus und Hof über dem Kopfe angeſchlagen, ich muß mit Weib und Kindern betteln gehen, und Du bekommſt erſt recht nichts, und Dein heiliger Schutzpatron bekommt auch keinen neuen Altar. Höre mich an und ſei vernünftig, mein lieber gottſeliger Bruder! Laſſe mir noch das Geld, gönne mir Zeit, mich zu erholen! Du weißt, wir haben eine ſchlimme Zeit durchgemacht, in welcher niemand auf einen grünen Zweig hat kommen können, außer die Bauern, die haben ihr Schäfchen geſchoren und lachen uns jetzt aus. Dein Heiliger iſt gewiß ein edeldenkender Menſchenfreund geweſen, und hat er einige Jahrhunderte in Deiner Kloſterkirche keinen Pracht-Altar gehabt, ſo wird es ihm darauf, einige Jahre früher oder ſpäter einen ſolchen zu erhalten, auch nicht ankommen. Gott der Herr weiß, daß ich mir es gehörig ſauer werden laſſe — ich plage mich über alle Maaßen, Geld zu erſchwingen — aber es geht nicht — ich komme zu nichts.

Das höre ich ſehr ungern von Dir, lieber Bruder, ſprach mit Theilnahme der Mönch. Du haſt den ſchlechteſten Gaſt in Dein Gaſthaus aufgenommen, den es geben kann.

Wer wäre das? fragte der Wirth.

Das iſt der fette Vollus! entgegnete der Mönch.

Der fette Vollus? fragte verwundert der Wirth. Du ſcherzeſt entweder, Bruder, oder Du faſelſt. In meinem Fremdenbuche ſteht kein Gaſt ſolchen Namens, und nie hörte ich dieſen Namen nennen, wahrlich, in meinem ganzen Leben nicht! —

Das iſt wol möglich, ſagte der Mönch: dennoch iſt dieſer ſchlimme Gaſt vorhanden und die alleinige Urſache Deines Vermögensverfalles und Deines zurückkommens.

Den möcht' ich ſehen! Ich wollt' ihn — fuhr der Wirth auf.

Du wirſt ihm nicht gleich etwas anhaben, lieber Bruder —

ſprach lächelnd der Mönch: allzulange haſt Du ihn treulich gehegt und gepflegt — doch ſehen ſollſt Du ihn, den fetten Vollus. Er befindet ſich in Deinem Keller, gehe mit mir hinunter. —

Verwundert nahm der Wirth den Kellerſchlüſſel und eine Lampe, und dachte: Aha, mein Bruder meint den Wein — er will andeuten, ich ſei mein beſter Gaſt ſelbſt, doch da irrt er ſich ſehr.

Im Keller hieß der Mönch ſeinen Bruder die Lampe auf ein Faß ſetzen, daß ihr Strahl in eine leere Ecke fiel, hieß den Wirth hinter ſich treten, zog ein kleines ſchwarzes Buch hervor, und murmelte daraus, gegen die Ecke gekehrt, eine Beſchwörungsformel. Da wallete der Boden, da hob ſich etwas dickes heraus, da glühten ein paar feurige Augen, und dem Wirthe geraun das Blut in den Adern vor Furcht und Grauen. Völle, gehe ganz herzu! rief der Mönch, da hob ſich dem dickgeſchwollenen Kopfe ein unförmlich dicker Leib nach, und kurze, plumpe Füße patſchten auf dem Boden des Kellers, und ein unförmiges, ſcheußliches Thier, deſſen Haut ſo fett und ſpeckig glänzte, wie die einer Robbe, hockte in der Ecke.

Schauſt Du Deinen werthen Gaſt, mein Bruder? fragte der Mönch zu dieſem gewendet, ſehr ernſt. Ich vermeine, er habe ſich in Deiner Herberge nicht übel gemäſtet! Siehſt Du, Bruder — alle und jede Frucht Deines Truges hat nicht Dir angeſchlagen, ſondern dieſem Vollus. Was Du den Freunden und deren Vieh abgezwackt, der hat ſich davon genährt, den durch zu kleines Gemäß und durch zu kleine Flaſchen trüglich gewonnenen Wein oder ſonſtiges Getränke — alles hat der Vollus geſchluckt. — Unrechtes Gut gedeihet nicht, und Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn. Soll ſich's mit Dir und Deinem Weſen beſſern, ſo übervortheile niemand mehr, betrüge nie-

mand, übernimm niemand. Fordere was recht iſt, denn was recht iſt, lobt Gott. Halte ehrliches, gerechtes Maaß und Gewicht, ſiehe ſelbſt zu Deinen Sachen, täglich, ſtündlich, vom Keller bis zum Korn-Boden. Bediene, ſo viel Du es kannſt, ſelbſt Deine Gäſte, verlaſſe Dich nicht allzuviel auf Oberkellner und Unterkellner, auf Hausknecht und Stallknecht, auf Koch und Büttner. Je mehr Du Geſinde hältſt, je fetter füttert ſich der Lollus.

Nach dieſer Vermahnung wurde der Wirth ſehr nachdenklich, und ſagte: Ich danke Dir, mein Bruder; ich will thun nach Deinen Worten, die Du mir geſagt haſt. Da beſchwor der Mönch den Lollus wieder, und ſagte: Lölle, kreuch ein, und ſchwerfällig kroch der Lollus hinterwärts wieder in die Erde zurück, und die Kellerecke war wieder leer und glatt, wie zuvor.

Mein Geld will ich Dir noch vier Jahre laſſen, ſagte der Mönch: dann aber muß meinem Heiligen Wort gehalten werden. Darauf ſchied er von ſeinem Bruder hinweg.

Der Wirth befolgte mit Eifer ſeines Bruders treuen Rath, änderte ſeine Wirthſchaft ganz und gar, richtete alles beſſer ein, ſparte am rechten Orte, veruntreuete aber nichts mehr. Seine Frau mußte in der Küche ſelbſt zum rechten ſehen, was ſie früher nicht gethan — richtiges Gemäß wurde hergeſtellt, auf der Glashütte wurden gerechte und vollkommene Weinflaſchen geblaſen, und die kleinen liliputaniſchen verſchwanden. Dafür ſtellten ſich die verſchwundenen Gäſte wieder ein, der Bratofen wurde nicht mehr kalt, und der Schornſtein rauchte wieder, trotz einem deutſchen Profeſſor ſchier Tag und Nacht.

Des Wirthes ganzes Weſen beſſerte ſich in jeder Weiſe: ſein Wohlſtand nahm mit ſeiner Rechtlichkeit ſichtbarlich zu: ſein guter Ruf und der ſeines Hauſes breitete ſich weit aus.

und die Gaſtwirthe in den Nachbarſtädten begannen, ihn zu beneiden, denn die Reiſenden fuhren lieber noch ein Paar Stunden in die Nacht hinein, um nur in das gute Gaſthaus zu gelangen, und nicht ſelten war dieſes ſo von Gäſten überfüllt, daß der fröhliche Wirth dennoch eine traurige Miene annehmen, und die überzähligen Gäſte abweiſen mußte.

Als nach dem Ablaufe von vier Jahren der Mönch, des Wirthes Bruder, wieder kam, ſeinen Erbantheil zu begehren, empfing ihn der Wirth auf das freundlichſte, ſetzte ihm ein herrliches Weinchen von der ſchönſten Farbe vor und allerlei ſchmackhaften Confect, Nonnen-Plätzchen und dergleichen, und legte ihm ſtarke Geldrollen auf den Tiſch, indem er ſagte: Hier, mein lieber Bruder, iſt mit meinem beſten Dank Dein Capital ſammt allen Zinſen, redlich berechnet bei Heller und Pfennig; der Mönch aber ſagte: Lieber Bruder, die Zinſen nehme ich nicht, ſolches ziemet mir nicht nur nicht als einem Prieſter, ſondern es ſtehet auch geſchrieben: Du ſollſt nicht Wucher nehmen von Deinem Bruder. Aber ich freue mich, daß Du des fetten Lollus ledig biſt, und haſt nur noch den magern.

So? ſagte der Wirth. Wohnt der auch im Keller? Den möcht' ich auch ſehen.

Den ſollſt Du ſehen! antwortete der Mönch, hieß den Wirth voran in den Keller gehn und hob drunten ſeine Beſchwörung wieder an. Da bewegte ſich ganz langſam hinten in der Ecke die Erde und allmählig lugte ein ſchmales Köpfchen heraus, mit ganz matten Augen.

Lölle, gehe ganz herzu! ſprach der Mönch. Da wand ſich der Lollus matt und mühſam aus dem Boden, und erſchien äußerſt abgemagert; ſeine Haut glänzte nicht mehr wie Speckſchwarte, ſondern war verrumpfelt und verſchrumpfelt wie eine

Baumrinde, und ſah äußerſt hinfällig aus. Nun iſt's gut, das freut mich! ſprach der Mönch. Lölle, kreuch ein! — Da kroch der Lollus wieder hinterwärts, aber ganz langſam, in den Kellerboden zurück, und in der Ecke war nichts zu ſehen.

Hab' Acht, Bruder! ſagte der Mönch: wenn Du bleibſt, wie Du jetzt biſt, ſo hält es der Lollus kein Vierteljahr mehr bei Dir aus, entweder er verkommt, oder er geht ein Haus weiter und ſucht ſich einen Herrn der ihn beſſer nährt wie Du. — Dieſes Troſtes war der Wirth über alle Maaßen froh, und ſegnete ſeines weiſen Bruders Rath tauſendfach.

35.

Die Adler und die Raben.

Auf einem großen Gebirge lagen zwei weite Wälder nachbarlich einander gegenüber, fern den Gegenden, welche Menſchen bewohnten, und in einem dieſer Wälder horſteten eitel Adler, im anderen aber niſteten blos Raben, und jedes dieſer Vogelgeſchlechter ſtand unter einem Könige von demſelben Stamme, welche über ihr Volk als Alleinherrſcher regierten.

Da geſchah es, daß alter Haß aufs neue rege ward unter den Adlern gegen die Raben, und in einer Nacht der Adlerkönig ſich mit einer Schaar der Seinen erhob, hinüber flog nach dem Rabenwalde, dort die ſchlafenden und keines feindſeligen Angriffes ſich verſehenden Raben überfiel und ihrer eine große Anzahl tödete, ohne daß der Rabenkönig nur etwas von dieſem Überfall erfuhr, bis am Morgen, als er erwachte und ſich von ſeinem Neſte erhob. Da vernahm er den Schaden und großen Verluſt der Seinen mit ernſter Betrübniß und verſammelte all ſeine Räthe, und gedachte mit ihnen zu berathſchlagen, wie man am beſten dieſe untreue That der Adler rächen könne und ſolle. Da die Raben, wie die Naturgeſchichte lehrt, merklich gute Redner ſind, ſo fehlte es auch dem Rabenkönige nicht an der rechten Redegabe, und er ſprach zu ſeinem verſammelten Rathe alſo:

Meine lieben Getreuen! Euch iſt kund geworden, wie ohne vorherige Abſagung und Kriegserklärung zuwider allem Völkerrechte die Adler, unſere Nachbarn, uns heimlich bei nächtlicher Weile überzogen und viele der unſern gemordet haben, ohne daß wir zur Zeit noch erfahren können, warum ſie ſolches gethan haben? Werden wir das dulden und es ohne Wiedervergeltung geſchehen ſein laſſen, ſo wird es mehrmals geſchehen, darum laßt uns rathſchlagen, auf welchen Wegen wir das thun, was für uns und unſern Staat das Beſte iſt. Uebereilt euch nicht mit eurem Rathe, ſondern überleget ihn wohl, denn unſer aller Wohl oder Wehe hängt davon ab, ob wir weiſen oder unweiſen Rath ſchöpfen. Sinne ein jeder eine gute Weile nach über den unerhörten Fall, der unſers Reiches bisherige Wohlfahrt ſtört, ja ſie mit Vernichtung bedroht, wenn wir nicht Mittel finden, dem feindſeligen Thun der Adler zu ſteuern.

Auf dieſe Rede des Königs erfolgte eine geheime Sitzung bei verſchloſſenen Thüren, welcher nur die fünf Geheimräthe des Königs beiwohnten, den König an ihrer Spitze. Dieſe Raben waren mehrentheils von Alter ganz grau, einige waren ſogar weiß befiedert, mancher hatte einen völlig kahlen Kopf, und faſt alle gingen gebeugt einher, unter der Laſt ihrer Jahre, die, wenn man ſie zuſammen zählte, ſich auf eine hohe Summe beliefen. Der König war weit jünger als ſie alle. Als der letztere nun das geheime Conſeil eröffnete, ſo nahm der erſte, der Vorſitzende im Geheimen Staatsrathe, als Miniſter Präſident das Wort, und ſprach: Großmächtigſter König und Herr! Die alten Weiſen haben ſchon ausgeſprochen, was ich zu rathen mir geſtatte: Wenn ein Feind Dir an Macht überlegen iſt, und Du nicht vermagſt, ihm zu widerſtehen, ſo weiche ihm, und vermiß Dich nicht mit einem eitlen

und ſtolzen Herzen mit ihm zu kämpfen, ſonſt wirſt Du des Schadens noch mehr von ihm erleiden, denn zuvor.

Der König faßte den Sinn dieſer Rede vollkommen wohl, äußerte ſeine Meinung aber nicht, ſondern wendete ſich an ſeinen zweiten Geheimrath und fragte: Was ſageſt Du?

Allergnädigſter König und Herr! antwortete der Gefragte, meiner ohnmaßgeblichen Meinung nach kann ich die Abſicht meines geehrten Freundes, der vor mir geſprochen, nicht theilen. Sollte es wohlgethan ſein, ſo ohne Weiteres uns als beſiegt zu erklären und unſere Heimath ohne den mindeſten Verſuch einer Vertheidigung aufzugeben? Nein, laſſet uns in Eintracht bereit ſein zu mannhaftem Widerſtande, wehrhaft gerüſtet und allewege wachſam. Hüther und Späher laſſet uns ausſenden, die uns alles künden, was ſie vom beginnen der Adler gewahren, und kommen ſie wieder, uns feindlich anzufallen, ſo laßt uns ihnen tapfer entgegen ziehen mit aller Macht. Vielleicht entweichen ſie, wenn ſie wahrnehmen, daß wir mit gleicher Münze ihnen zu zahlen bereit ſind, wie ſie uns. Schimpflich wäre uns Flucht mit Weibern und Kindern, und das Verlaſſen dieſes unſeres durch unſere Väter geheiligten Waldes und Wohnſitzes. Den laßt uns behaupten und vertheidigen auf Tod und Leben; zu ſchimpflicher Flucht bleibt immer noch Zeit, wenn im Kampfe wir unterliegen.

Schweigend hörte der König auch dieſen Rath, und gab dem dritten ſeiner Geheimräthe das Wort. Dieſer erhob mit Würde ſein ernſt geſenktes Haupt und öffnete ſeinen Schnabel bedachtſam. Allergnädigſter König und Herr! Die verehrten Vorredner haben gewiß nach ihrer beiderſeitigen, wenn auch entgegenſtehenden Ueberzeugung geſprochen. Mir ſcheint es ſchwierig zu ſein, gegen die Adler mit Hoffnung auf Sieg zu ſtreiten, denn offenbar ſind ſie ſtärker, ſtreitbarer und mächti-

der, aber auch ich rathe nicht ſchimpfliche Flucht und freiwilliges Exil an. Sende, o König, einen weiſen, redekundigen Mann Deines Vertrauens zu den Adlern hinüber, der ihren König als Dein Geſandter in Deinem Namen frage, ob er Kenntniß von dem Überfalle gehabt, was deſſen Grund ſei, und womit wir denſelben verſchuldet? Vielleicht läßt ſich das Geſchehene als ein Mißverſtändniß ſühnen und auf dem Wege der Verhandlung gütlich beilegen. Vielleicht läßt ſich auch von unſerer Seite der Friede mit den Adlern erkaufen, damit wir ruhig im Schooße unſerer Heimath verbleiben, denn das iſt das Wort der alten Weiſen: Beſſer iſt Friede denn Krieg, und nicht ſchimpflich iſt es, Tribut zu entrichten dem unbeſiegbaren Feinde!

Der Sprecher ſchwieg, und ſchweigend gab der König dem vierten Rathe das Wort. Dieſer, minder hochbetagt, wie ſeine Vorredner, hob ſein Haupt mit kühner Bewegung und ſprach mit männlicher Kraft: Keiner der verehrten Rathgeber hat ausgeſprochen, was uns in Wahrheit frommen mag! Ich ſtimme gegen das gänzliche aufgeben und verlaſſen unſeres heimathlichen Wohnſitzes, ich ſtimme gegen den ungleichen Kampf, der nur mit unſerer ſchmählichen Niederlage und Knechtung enden würde, ich ſtimme gegen Verhandlung mit jenen nichtswürdigen Adlern, und vor allen ſtimme ich gegen einen Tribut, der uns ihnen gleichſam unterordnet. Mein unmaßgeblicher Rath iſt, eine Zeitlang zu weichen, uns draußen Bundesgenoſſen zu werben, und dann unverſehens mit Heeresmacht zurückzukehren, den Adlern zu thun, wie ſie uns gethan, um unſern Wohnſitz uns wieder zu gewinnen. Die alten Weiſen ſagten: Wer ſich ſeinem Feinde unterwürfig macht, der hilft ihm wider ſich ſelbſt.

Der König wiegte bedächtig ſein Haupt hin und her; er

faßte und wog den Sinn aller vernommenen Worte in ſeinen Gedanken, und winkte dem fünften ſeiner Räthe, zu ſprechen. Dieſer begann: Meinem Bedünken nach frommt uns keiner von allen den bisher gegebenen Rathſchlägen vollkommen. Ich kann zwar ebenfalls nicht dafür ſtimmen, gegen einen uns überlegenen Feind zu ſtreiten. Ich fürchte die Aaren. Niemand ſoll ſeinen Feind allzu gering achten! Ich kann aber auch nicht zu ſchimpflicher Flucht rathen, eben ſo wenig zu ſchimpflichem Tribut, und noch minder möchte ich den Adlern die Ehre einer Geſandtſchaft unſererſeits angethan ſehen, denn einer ſolchen würden ſie ſicherlich ſpotten. Die alten Weiſen geben den Rath: Niemand nahe ſich ſeinem Feinde, ſo er nicht eigenen Vortheil gewahrt. Mein Rath und Vorſchlag iſt der, abzuwarten mit Liſt und Vorſicht, was weiter von Seiten der Adler gegen uns vorgenommen werden will, keine Furcht zu zeigen, aber auch keine Herausforderung, keine Demüthigung, aber auch keinen Uebermuth. Ein Weiſer ſieht ſeinen Schaden voraus, und bewahrt ſich vor ihm, bevor er ihm naht. Denn unwiderruflich iſt, wenn es nahe ſchon kam, uns das Unheil. Mit ſanfter Gewalt durch Liſt und Verſtand vermeiden wir vielleicht den Krieg und die Unterjochung.

Jetzt nahm der König fragend das Wort: Wie meinſt Du das? Welche Liſt willſt Du brauchen gegen die Adler? Sprich es ganz aus, was Du im Sinne haſt.

Der Sprecher erwiederte: Höre mich, mein König und Herr! Wenn ein König ſeine Räthe befragt, die er als Weiſe erkannt, und welche Kenntniß von allen Dingen beſitzen, ſo wird ſein Reich wohl beſtehen und ſeine Macht wird gemehrt und geſtärkt. Verſchmäht aber ein König den Rath ſeiner Weiſen, und folgt, ſelbſt wenn es ihm an eigener Klugheit und Einſicht nicht mangelt, nur ſeinem eigenen Willen und

Vorſatz, der wird ſelten ein glückhaftes Ende ſeiner Rathſchläge ſehen, und ſein Reich wird nicht zur Blüthe gelangen. Laſſet uns unſer aller Rath ſo lange prüfen und weislich durchdenken, bis wir das finden, was das gemeinſame Beſte iſt. Mein Rath iſt dieſer: Zum erſten, daß wir uns des Eindrucks entſchlagen, den der Schreck des unvermutheten feindlichen Überfalles in unſere Herzen goß, und mit geſtärktem herzhaftem Gemüthe Beſchlüſſe faſſen. Zweitens, daß wir uns völlig klar werden über die Urſache des Überfalles und die Feindſeligkeit der Adler gegen uns, eine Urſache, die im geſchichtlichen Boden wurzelt. Ohne dieſe Urſache zu kennen und reiflich zu erwägen, iſt unſererſeits ein vernunftgemäßer Entſchluß nicht möglich.

Aber wie ſollen wir dieſe Urſache ergründen? fragte der König.

Sie iſt ergründet, ich kenne ſie, mein König, antwortete der Sprecher.

So ſage ſie! gebot der König.

Sie iſt ein Geheimniß, mein königlicher Gebieter! entgegnete der weiſe Rathgeber. Die alten Weiſen gaben aber das ſchöne Räthſel auf: Was iſt für einen zu wenig, für zwei genügend, für drei zu viel? Das Geheimniß, und was ich Dir zu ſagen habe, iſt nur für zwei Zungen und für vier Ohren tauglich. Wie weiſe auch mancher Herrſcher ſei, alles kann er doch nicht wiſſen, darum heißen der Herrſcher vertraute Räthe Geheime, daß er ihnen ſeine Heimlichkeit anvertraue und ſie ihm hinwiederum mittheilen, was nicht ein jeder andere zu wiſſen braucht.

Auf dieſe Worte hob der König die Sitzung ſeines Geheimrathscollegiums auf und hieß den weiſen Rath ihm in ein abgeſondertes Gemach folgen, und fragte ihn dort: Was

weißt Du von der Urſache des gegen uns offenbar gewordenen Haſſes der Adler?

Die ganze Urſache wurzelt in einer Rede, mein König, die einmal ein Rabe gehalten hat — antwortete der Geheimrath.

Setze Dich nieder, und erzähle mir das! ſprach der König und ließ ſich ebenfalls nieder, um aufmerkſam zuzuhören, und der Rathgeber erzählte.

36.

Vom Hasen und dem Elephantenkönige.

Es kamen einmal alle Geschlechter der Vögel zusammen, gemeinsam einen neuen König zu küren, denn ihr bisheriger König war gestorben, und sie waren bereits unter sich einig, den Aar zum Könige zu wählen. Schon sollte die Wahl erfolgen und bestätigt werden, so sahe die Versammlung von weiten den Raben geflogen kommen, der sich verspätet hatte, und da sprachen einige der Versammelten: es ist gut, daß der Rabe auch kommt, auf daß wir seinen Rath ebenfalls vernehmen, und als der Rabe sich niederließ, sprachen sie zu ihm: Es ist recht, daß Du kommst, Dein Stimmrecht auszuüben, wie jeder von uns befugt und berufen ist; gern hören wir Deine Meinung, doch sind die meisten Stimmen für den Adler als unsern künftigen König. Darauf antwortete der Rabe: Wenn über die Wahl bereits entschieden ist, so bleibe ich in der Minderheit und bin von vorn herein überstimmt, aber dennoch gebe ich mein Nein zu diesem euern Beschluß. Und selbst wenn es keine edlen Geschlechter unter uns Vögeln mehr gäbe, keine Königgeier, Edelfalken, Reiher und heilige Ibisse, Schwäne und Paradießvögel, sondern nur Tauben, Spatzen, Nachteulen und Rohrdommeln, und dergleichen, so

würde ich dennoch nicht für den Adler als unſer gemeinſchaftliches Oberhaupt ſtimmen, denn er wird von böſen Sitten beherrſcht, ſeine Farbe iſt ein unentſchiedenes geflecktes und getiegertes Braun, ſeine Zunge trägt er verkehrt im Schnabel, ſchöne Reden zu halten, wie wir weiſe Raben, vermag er gar nicht, und doch kommt ſo unendlich viel darauf an, daß ein Herrſcher gut zu ſprechen und Reden zu halten wiſſe. Der Adler iſt ein halber Thor — in ſeinem ganzen Weſen und Gebehrden iſt kein Adel, nicht das, was wir noble Haltung nennen. Vernunft beſitzt er gar keine, deſto mehr aber Grimm und Grauſamkeit, jähen Zorn und gnadenloſe, unbarmherzige Tyrannei. Sein ganzes Geſchlecht iſt von jeher übel berühmt; hat ſtets auf ſchlimmes geſonnen und iſt argliſtigen, tückiſchen Herzens auf anderer Schaden bedacht geweſen, iſt ſo voll Bosheit, daß ich es gar nicht auszuſprechen vermag. Darum ſage ich euch, wählt keinen Adler zu unſerm Könige, ſuchet euch einen andern, wenn er auch vielleicht minder klug und ſcharfſichtig iſt; edle Einfalt der Gemüthsart iſt beſſer als behende allüberliſtende Klugheit. Denn wäre einer König, und immerhin etwas beſchränkten Verſtandes, wenn er weiſe Miniſter hat und fromme Räthe und Beiſaſſen, ſo wird ſein Reich wohl beſtehen, wie wir ein Beiſpiel haben an dem Könige der Haſen. Dieſer war nicht beſonders klug und weiſe, aber er folgte weiſen Rathſchlägen und das kam ihm zu gute.

Auf dieſe Rede fragten alle Vögel, welche ſo aufmerkſam zuhörten, wie Du jetzt mir, mein allergnädigſter König und Herr — fuhr der weiſe Rathgeber zu erzählen fort: was denn der Haſenkönig gethan und vorgehabt? worauf der Rabe antwortete:

Es war einmal ein übertheures Jahr, und dabei ſo trocken, daß die Früchte des Landes verdorrten und alle Quellbrunnen

verſiegten; das fiel allen Thieren zu ertragen ſehr ſchwer, am ſchwerſten aber denen, welche vieler Pflanzennahrung bedürfen, folglich den größeren und größten, nämlich den Elephanten. Dieſe traten zuſammen, und klagten ihrem Könige ihre große Noth, und ſprachen: Uns gebricht es täglich mehr an Waſſer und Weide. Wäre es Dir genehm, ſo wollten wir Boten ausſenden, eine andere Wohnſtätte zu ſuchen, daß wir unſer Leben erhalten. — Ich habe nichts dagegen, thut nach eurem Rath und Gefallen! antwortete der Elephantenkönig. Darauf ernannten die Elephanten einen Ausſchuß, und ſchickten deſſen Mitglieder aus, umher zu lugen, und zu ſuchen, wo ſich ein beſſerer waſſerreicher Wohn- und Weideplatz böte. Davon gelangten einige in das Königreich der Haſen; das war ein luſtiger Ort, mit einem Brunnen, welcher dem Monde heilig war, wie denn auch die Haſen dem Monde heilig waren vor alten Zeiten. Dort rings um den Brunnen waren die unterirdiſchen Höhlen der Haſen. Den ausgeſandten Spähern gefiel Ort und Gelegenheit gar zu wohl, ſie kehrten heim und erſtatteten Bericht über den neuen Wohnſitz. Von den Haſen hatten ſie nichts wahrgenommen, denn der Kleine fürchtet den Großen, und die Weiſen behaupten, es ſei von Seiten kleiner nicht gut Kirſchen eſſen mit den mächtigen. Auf die gute Botſchaft hin brach das Elephantenvolk ſammt ſeinem Könige auf, und zertrampelten den armen Haſen Wohnungen, Höhlen und Anſitze in Grund und Boden ſammt einem Theile des zaghaften Völkleins. Da war des Jammers kein Ende, und die Haſen liefen haufenweiſe zu ihrem Könige und klagten ihm ihr Herzeleid, und wollten Rath und Hülfe von ihm. Aber da war guter Rath theuer und Hülfe fern, denn was vermag das ſchwache Häslein gegen den mächtigen Elephanten? Der Haſen-König aber berief dennoch ſeine

Räthe, und ſprach zu ihnen : Ich fühle wol, daß ich nicht weiſe genug bin, meinem zertretenen Reiche zu helfen, darum rathet ihr, was uns zu thun ziemt, redlich und getreulich, mir und euch und der geſammten Haſenheit zu Nutz und Frommen. Da ſprach ein alter Haſe, welcher weiſe und gelehrt war, und in großer Achtung ſtand : Wenn es Dir gefällt, ſo ſende mich, mein König, und noch einen Deiner Getreuen, der meine Werbung vernehme und Dir darüber berichte, zum Könige der Elephanten.

Der König erwiederte auf dieſe Rede : Mich will bedünken, Du ſeieſt getreu und weiſe genug, und ich vertraue Dir ſonder allen Argwohn ganz allein. Vollziehe die Sendung und melde was Du ausgerichtet. Sage auch dem Könige der Elephanten meinen Gruß, und außerdem in meinem Namen alles was Dir gut dünkt, denn ein Botſchafter muß wiſſen, wie er ſich verhalte, und alles beobachten und in Anwendung bringen, was ihm nützlich erſcheint. — Hierauf machte ſich der alte Haſe in einer hellen Vollmondnacht auf und ging nach dem Mondbrunnen, doch überlegte er mit Vorſicht, daß er von zarter Leibes- und Gliederbeſchaffenheit ſei, und dachte der alten Sprichwörter : Wer ſich muthwillig in Gefahr begiebt, der kommt darin um, und wer unter die wilden Thiere geht, den zehren ſie auf. Ich will dieſen Berg beſteigen und mit dem Elephantenkönige Zwieſprach pflegen.

Der alte Haſe that, wie er geſagt, und kam vor den Elephantenkönig und ſagte zu ihm : An Dich, großmächtigſter Herr und König, ſendet mich der Mond, mein nachtbeherrſchender Gebieter. Höre ſeine Botſchaft durch mich an in Deiner Weisheit und laß mich nicht etwa mißfälliges entgelten, denn ein Abgeſandter iſt nur ein Werkzeug.

Der Elephantenkönig ſprach : Sage mir an, was iſt es,

das der Mond wünſcht und gebeut? und der alte Haſe erwiederte:

Alſo entbietet Dir durch meinen Mund der Mond: Der mächtige, der ſeiner Macht vertraut, läßt ſich leicht durch dieſe bewegen, zu ſtreiten gegen den, der noch mächtiger und ſtärker iſt und ſein Kampfgelüſt wird ihm leicht zu einem Strick um ſeine Füße. Du o König, läſſeſt Dir damit nicht genügen, daß Du der mächtigſte und größte biſt unter allen Thieren, nein, Du haſt Deinen Zug unternommen gegen mein armes Volk, das Volk der Haſen; haſt mit den Deinen ihrer und ihrer unſchuldigen Kindlein Weide zertreten, und meinen und ihren Brunnen. Thue dieß nicht mehr, hebe Dich mit den Deinen anderswohin von dannen, oder ich will eure Augen trübe machen, ſpricht der Mond, und euch von dannen bringen mit meinem grimmigen Zorn. — Und ſo Du, o König, meinen Worten nicht glaubſt, ſo ſoll ich Dir des Mondes zornvolles Antlitz zeigen.

Da erſchrack der Elephantenkönig und ging mit dem Haſen zu dem Mondbrunnen, und der letztere ließ ihn in das Waſſer ſehen, und ſagte: Schmecke mit Deiner langen Naſe hinab, ſo ſchmeckſt Du den Mond. Da ſtieß der Elephant ſeinen Rüſſel in den Mondbrunnen, und da bewegte ſich alsbald das Waſſer, und das wiederſpiegelte klare Antlitz des Mondes verzerrte ſich. Sieheſt Du — o mächtiger König; rief der Haſe: wie grimmig der Mond Dich anſchaut, und ſeinen ganzen Zorn Dir verkündet durch ſeine Mienen über das Arge, das Du ihm und ſeinem Volke gethan!

Darauf ſprach der Elephantenkönig: O Herr, der Mond! Nimmermehr will ich oder ſoll einer der meinen wider Dich und die Deinen ſein! gern wollen wir weichen von Deinem Heiligthume. Und that alſo und zog ab mit den ſeinen weit

hinweg von dem Mondbrunnen, und die Hasen nahmen wieder Besitz und bauten ihre Wohnungen aufs neue, und wohnen noch heute in Frieden an ihrem Orte.

Dieses sprach der zu dem Volke der Vögel redende Rabe, habe ich euch als ein Beispiel gesagt, daß ihr einen verständigen König euch wählt, der, wie jener König der Hasen, auf verständigen Rath achtet, und nicht stets selbstherrisch immer oben hinaus will, wie der Adler, und auf der Irrigkeit eines starken Kopfes beharrt, oder der auch, weil Weisheit ihm mangelt, wie dem Elephantenkönige, leicht zu überlisten ist. Es ist auch ganz gegen des gesammten Vogelreiches Satzung, daß alle ein gemeinsames Oberhaupt haben. Mögen die Adler einen Adler zum Könige wählen, dagegen läßt sich nichts sagen, die Geier ihren Geierkönig und die Zaunhüpferlinge ihren Zaunkönig, jedes Volk seinen eigenen, dafür sind die Geschlechter unterschieden. Was soll, um nur ein Beispiel euch zu sagen, dem Taubengeschlechte ein Adler zum Könige? Er wird seine Krallen in ihrem Blute baden, und sie fressen. Wahrlich, welches Geschlecht sich einen andern Gebieter erwählt und dem falschen Fremdling vertraut, dem geschieht billig, wie dem Hasen und dem Vogel, die in einer Streitsache einen unbekannten Mann über sich zum Richter erkoren. Wie war das? fragten die Vögel. — Ich will es, mit eurer Erlaubniß, euch vortragen, erwiederte der Rabe, der Sprecher in der befiederten Nationalversammlung.

37.

Von einem Haſen und einem Vogel.

Ich hatte einſt, ſprach der Rabe, — ſo erzählte der weiſe Rathgeber des Rabenkönigs — zu den aufhorchend um ihn verſammelten Vögeln: einen guten Freund, auch einen Vogel; ſein Name gehört nicht zur Sache. Derſelbe hatte die Gewohnheit, wenn er ſein Neſt verließ, das in der Nachbarſchaft des meinen in einer Felskluft ſich befand, oft ſehr lange wegzubleiben, ſo daß ich manchesmal glaubte, er ſei in der Fremde verunglückt oder geſtorben, oder gefangen, oder habe ſich anderswo häuslich niedergelaſſen. Da geſchah es, daß ein Haſe jene Felskluft fand, und in ihr das weiche warme Vogelneſt, und ſich hinein bettete. Ich hielt nicht für weiſe, mich in fremde Angelegenheiten zu miſchen, und gedachte bei mir, weshalb ſollteſt du dem Haſen die Wohnung wehren, da doch vielleicht der Vogel nicht wiederkehrt? Auf einmal vernahm ich ein Gezänk unter mir, denn der Baum, welcher mein Neſt trug, ſtand dicht neben dem Felſen. Mein Nachbar, der Vogel, war wieder da, ſaß auſen vor dem Felsloche und kreiſchte: Das iſt mein Neſt! Packe Dich gleich heraus! Drinnen aber ſaß der Haſe und rief: Ich bin im Beſitze dieſer Wohnung und ſchon eine geraume Zeit. Da könnte jeder kommen, dem ſie anſtünde, und könnte ſagen Ziehe aus! —

Du biſt ein ehrvergeſſener, ſchlechter Haſe! ſchrie der Vogel. Ein Räuber biſt Du! Das Neſt iſt mein und Du wirſt es räumen!

Nein — ich werde es nicht räumen! erwiederte der Haſe. Schimpfe und ſchwätze Du ſo viel Du willſt! Glaubſt Du eine gerechte Sache zu haben, ſo verklage mich! Vor dem Richter will ich Dir Rede ſtehen, hier aber nicht.

Hierauf verwahrte der Haſe ſeine Thüre und zog ſich in das Innere der Felskluft zurück.

Eine Zeit darauf kam der Vogel wieder, und ſagte zum Haſen: Ich weiß einen frommen, redlichen Alten, der ſoll Recht ſprechen zwiſchen Dir und mir! Folge mir zu ihm. Wer iſt es? Wie heißt er? fragte der Haſe. — Ich habe ihn noch nicht geſprochen, antwortete der Vogel. Er lebt noch nicht lange in dieſer Gegend, er iſt ein frommer Einſiedler, welcher den ganzen Tag faſtet und betet, und voll ehrbaren Weſens ſich zeigt. Er ſoll früher ein Maushund geweſen ſein, hat ſich aber längſt der Katzennatur abgethan, und aller Üppigkeit der Welt, allen ſchnöden Mäuſefraßes. Er vergießt kein Blut, nährt ſich von Wurzeln, Gras und Kräutern, ſein Getränk iſt nur klares Waſſer. Er wird ganz gewiß unpartheiiſch über uns Urtheil ſprechen.

Eine Katze? Ein alter Maushund? fragte mißtrauiſch der Haſe. Dem traue ich nicht ſonderlich. Das Sprichwort ſagt: Die Katze läßt das mauſen nicht.

Aber der Vogel hörte nicht auf, in den Haſen zu dringen, bis dieſer mit ihm ging. Ich folgte von ferne nach, zu ſehen, wie das ablaufen werde. Die Katze, eigentlich ein großer wilder Kater, ſaß, wie ich von weitem ſah, vor ihrer Wohnung und ſonnte ſich, dehnte ſich behaglich aus, beleckte ſich die Pfoten und ſtrich den Bart, plötzlich, wie ſie den Vogel

und den Hasen kommen sah, huschte sie in ihr Gemach, und als die beiden Gefährten zu ihr eintraten, fanden sie dieselbe in ein härenes Büßergewand gehüllt, in betender Stellung auf den Knieen liegen. Da gewann auch der Hase Zutrauen, und freute sich, einen so heiligen Mann kennen zu lernen, und nun entschuldigten Beide um die Wette die Störung in der Andacht, und baten, ihrem Anliegen ein geneigtes Ohr zu leihen.

Lieben Freunde! sprach der Maushund mit leiser und heiserer Stimme, indem er die Augen frömmelnd verdrehte: ich bin alt, meine Augen sind trübe und dunkel, um mein Gehör stehet es sehr übel, gehet nahe herzu, und redet recht laut, daß ich ja alles richtig vernehme.

Nun erzählten Vogel und Hase, wie sie mit einander ob des von einem verlassenen, vom andern in Besitz genommenen Nestes in Streit und Hader gekommen, und sich dahin vereinigt, sich seinem unpartheiischen Urtheilsspruche zu unterwerfen. Als sie beiderseits schwiegen, sprach der wilde Maushund wieder ganz heiser: Hab' euch wohl verstanden, liebe Kinder, wohl verstanden. Ich will euch gut berathen, und euch weisen die Wege der Gerechtichkeit. O, daß mich der Himmel erleuchte, ein rechtes und richtiges Urtheil in dieser eurer so überaus wichtigen Sache zu fällen, und in diesem schwierigen Falle die Wahrheit zu finden! Denn besser ist es, eine Sache geht verloren durch die Beleuchtung mit der Fackel der Wahrheit, als daß sie durch Lug und Trug und Unwahrheit fälschlich gewonnen werde. Ach — ach! Was haben wir denn hienieden? Keine bleibende Stätte! Nur das eine nehmen wir mit hinüber in die zukünftige Welt, die Werke, die wir vollbracht haben zu unserer Seelen Heil oder zur Verdammniß. Gönnte doch ein jeglicher seinem Nächsten

hienieden Gutes! Tretet getroſt näher, liebe Kinder, und ruhet euch aus, derweil ich im Gebet um Erleuchtung in eurer Sache flehe.

Haſe und Vogel vertrauten dieſen heuchleriſchen Worten des falſchen heimtückiſchen wilden Katers, ich aber, der ich nahe geflogen war, und jedes Wort vernommen hatte, hörte nur noch, wie die Katze ihre Thüre zuwarf, und wie der Vogel drinnen jämmerlich ſchrie. Das ungetreue Thier hatte Vogel und Haſen erwürgt, verſpeiſte beide, und bezog dann jene verlaſſene Wohnung, welche beſſer gelegen und eingerichtet war, als die armſelige des Maushundes, worauf ich alsbald von dort auswanderte. —

Sehet hier ein Beiſpiel, wie blindes Vertrauen, das man auf unbekannte Leute ſetzt, die ſich, gleich den Adlern, uns durch ihre Argliſt und Bosheit nähern, ſich beſtraft. Der Adler iſt unter den Vögeln gerade das, was der Wolf unter den vierfüßigen Thieren. Und ich bleibe dabei, und wiederhole es euch dringend und warnend, ja warnend: wählt nimmer den Adler zum König! —

Mit erhobener Stimme, fuhr der alte Geheimerath Rabe dem Könige, ſeinem Herrn, zu erzählen fort: endete der gewandte Volksredner ſeinen Vortrag, und was war die Folge? Kein Vogel wollte nun den Adler zum Könige haben, es wurde nichts aus der ganzen Königswahl, die Rednergabe des Raben feierte einen glänzenden Sieg, wenig fehlte, ſo hätte man ihn zum Könige ausgerufen.

Und was ſagte der Adler dazu? fragte der König.

Das ſoll mein gnädigſter König und Herr ſogleich erfahren, erwiederte der Geheimerath: Der Adler ſprach zum Raben: Sprich Rabe, was habe ich Dir jemals zu Leide gethan? Aus welchem Grunde wälzeſt Du ſo viele Schmach auf mich? Nie

habe ich etwas wider Dich verſchuldet, und Du mit Deinen giftigen und verläumderiſchen Worten raubſt mir heute eine herrliche Krone, die ich ſchon nahe ob meinem Haupte ſchweben fühlte! Aber bei aller Wahrheit ſchwöre ich Dir heilig und theuer, Du Läſterredner: ein Baum, in den ein Menſch mit der Axt haut, wächſt wieder zuſammen, und eine Schwertwunde durch Fleiſch und Bein mag wieder heilen. Aber die Wunden, welche die Zunge ſchlägt, die heilen nicht, und ihr Schade gewinnt kein Ende. Deine Worte ſind mir ein glühendes Schwert, das mir immerdar im Fleiſche wüthet. Feuer mag durch Waſſer gelöſcht werden, und der Brand des Haders durch ſchweigen; der Schlangen Giftbiß heilt durch Theriak, und die Wunde der Traurigkeit durch Hoffnung. Aber das Feuer der Feindſchaft, in das die Zunge Öl gießt, das brennt ſonder Ende. Heute haſt Du, o weiſer Redner Rabe, einen Dornbuſch gepflanzt zwiſchen Dein Geſchlecht und mein Geſchlecht, der ſoll dauern und grünen von Welt zu Welt, bei unſerm und unſerer Kinder und ſpäteſten Enkel Leben, und ſoll euch die bitterſte Frucht des Haſſes tragen! Das ſei Dir zugeſchworen bei Jovis Blitzen!

Als die Vögel die Zornworte des Adlers vernahmen, erſchracken ſie, und hoben ihre Schwingen, und flogen davon nach allen vier Winden, und der Adler flog auch davon, und keiner ſagte weiter ein Wort, und nur der Rabe ſaß einſam und verlaſſen auf dem Steine, der ihm als Rednerkanzel gedient hatte, und wurde ſehr nachdenklich und ſprach zu ſich ſelber. Nun habe ich auch geredet. Weiſer wäre geweſen, wenn ich geſchwiegen hätte. Die alten Weiſen ſagten: Reden iſt Silber, ſchweigen iſt Gold. Jetzt habe ich durch meine Warnung mir und meinem Geſchlechte der Aaren ewigen Haß heraufbeſchworen. Der Adler hat mich mit Machtworten

niedergeſchmettert, und keiner der andern Vögel hat auch nur den Schnabel aufgethan, das Wort für mich zu nehmen, trotz ihrem vorherigen tollen zujauchzen. Sie waren klug, ſie haben das Gold des ſchweigens gefunden; ſie haben nicht Neigung gehabt, ihre Zungen zu verbrennen, wie ich gethan, ich alter Narr und alberner Schwätzer. Jene gedachten der Zukunft, ich hatte nur die Gegenwart im Auge. Stütze ſich doch kein weiſer Mann auf ſeine Weisheit, und kein Starker auf ſeine Stärke, und belade ſich nicht um andern zu nützen mit Feindſchaft, ſonſt iſt er der Thor, der Gift genießt, um hernach deſſen Wirkungen mit Theriak zu hintertreiben; ſolches thun kann leicht fehlſchlagen. Für den unweiſeſten und allerdümmſten aller Vögel muß ich mich von heute an und immerdar ſelbſt halten. Konnte ich nicht deſſen eingedenk ſein, was die alten Weiſen ſagten: das iſt der ſchädlichſte Verluſt, den ſich einer durch Worte zuzieht — bevor ich mit meinem dummen Schnabel die ewige Feindſchaft der Adler gegen mein Geſchlecht entzündete!

So klagte der Rabe, und nahm ſich ſeine unweiſe Rede dermaßen zu Herzen, daß er bald darauf erkrankte und ſtarb.

Siehe, mein König, endete der Geheimerath ſeine Mittheilung: das iſt die Urſache des Adlerhaſſes gegen uns.

O wehe! ſeufzte der König: Wollte der Himmel, daß jener unweiſe Rabe nie aus dem Ei gekrochen wäre, ſtatt uns in dieſe Noth zu bringen. Jetzt werden uns noch die Zähne von den ſauern Träublein ſtumpf, die unſere Väter gegeſſen haben. Aber nun rede weiter, was ſoll es werden, was ſollen wir thun? —

38.

Von einem Einſiedel und drei Gaunern.

Ein kluger Mann vollbringt durch Einſicht und überlegten Entſchluß, was manchem ſtärkeren mißlingt! ſagte der weiſe Rabe, des Rabenkönigs Rathgeber, zu dieſem letzteren. Ich muß dabei jener Gauner gedenken, die mit ihrer Liſt und Schlauheit einen Einſiedel alſo täuſchten, daß er das nicht mehr glaubte, was doch ſeine Augen ſahen.

Wie geſchahe das? fragte der König und der Rabe antwortete:

Es war einmal ein Einſiedel, der ging und kaufte ſich eine Geis, ſie bei ſeiner Hütte zu halten und ihre Milch zu genießen. Das ſahen von weitem drei Diebe und beſprachen ſich unter einander, wie ſie ſonder Gewalt den Waldbruder um die Geis betrügen möchten. Sie vertheilten ſich alsbald ſo, daß einer nach dem andern dem Einſiedel begegnete, in kurzen Friſten hintereinander. Der erſte, welcher zu ihm kam, bot ihm die Zeit, und ſagte ſpöttiſch: Waldbruder! Ihr ſorget Euch gewiß, daß die Diebe Euch Eure Schätze ſtehlen wollen, weil Ihr Euch einen Hund gekauft habt. Was wollt Ihr mit dem Hunde thun? — Es iſt kein Hund, es iſt eine Ziege! ſagte der Einſiedel gelaſſen, aber jener behauptete ſteif und feſt, es

ſei ein Hund, bis der zweite Gauner hinzukam, und auch grüßte, und ebenfalls fragte, was der fromme Waldbruder mit dem Hunde thun wolle? Ein heiliger Mann, ſagte er: muß ſich nicht mit einem ſo unreinen Thiere befaſſen; ich thäte mich ſeiner ſicherlich und ohne ſäumen ab. Eines Hundes Gebell ſtört Gebet und Andacht, und nirgend ſteht geſchrieben, daß die heiligen Apoſtel Hunde geführt oder ſich gar mit ſolchem Gethier getragen hätten!

Jetzt kam der dritte Schalk hinzu, als jene drei noch über den vorgeblichen Hund ſtritten, und ſprach: Aha! Ihr habt hier einen Hundehandel! Was ſoll der Köder gelten? Ich ſuche juſt ein ſolches Vieh zu kaufen.

Jetzt glaubte der Einſiedel allen Ernſtes, ſeine Geis ſei ein Hund, und der ſie ihm verkauft, habe ihn betrogen, und da warf er im Zorn die Geis hin, und eilte von dannen, ſeiner Klauſe zu, wo er ſich wuſch und ſäuberte. Die drei Gauner aber nahmen die Geis, trugen ſie heim, ſchlachteten und brieten ſie, und ließen ſich den Braten gut ſchmecken, indem ſie des Einſiedels Einfalt noch lange belachten. —

Dieſes ſagte ich Dir, mein König, fuhr der weiſe Rabe fort: auf daß Du erwägeſt, daß, wie klug und mächtig auch die Adler ſind, wir mit Liſt und Schlauheit uns ihrer dennoch entledigen können.

Und nun, o König, ſage ich Dir erſt mein eigentliches Geheimniß, denn die Urſache der Feindſchaft zwiſchen den Adlern und den Raben iſt vielen kundig und von unſerer Väter Überlieferung her noch manchem Alten im Gedächtniß. Mein Rath, den ich jetzt Dir gebe, muß zwiſchen Dir und mir das tiefſte Geheimniß bleiben. Erſtens überſchütte mich vor den andern mit der ſcheinbaren Zornſchaale Deiner Ungnade; thue als habe ich Dir falſchen und böslichen Rath

gegeben, hacke auf mich vor dem ganzen Hofhalte, verwunde mich und laß mich auf der Erde liegen, dann erhebe Dich mit Deinem geſammten Volke, flieget von dannen ſo weit, daß man keinen Raben mehr ringsum erblicke, und haltet euch an einem andern Orte ſo lange ſtill, bis ich wieder zu Dir zurück kehre, und Dir gute Botſchaft anſage.

Dieſen Rath befolgte der König der Raben. Und als die Kundſchafter der Adler wahrgenommen, daß das Volk der Raben ſammt ſeinem Könige ſich von dannen gehoben, ſo kamen ſie in Schaaren ſammt ihrem Könige nach dem Rabenwalde, und zerſtörten der Raben Neſter, und einer unter ihnen ſah den verwundeten Raben unter einem Baume liegen und flog zu ihm nieder.

39.

Der liſtige Rabe.

Der Adler, welcher zu dem am Boden ſcheinbar elend da liegenden Raben flog, fragte nun dieſen alsbald: Wer biſt Du? Wie kommſt Du hierher? Wohin ſind Deine Brüder gezogen?

Mit matter Stimme antwortete der Rabe: Was quälſt Du mich mit Fragen? Siehſt Du nicht meinen elenden Zuſtand? Laß mich ruhig liegen und ſterben! Ich vermag Dir nichts zu ſagen, könnte ich aber ein Wort mit Deinem Könige reden, ſo würde ihm daraus kein Schade entſpringen. Da rief der Adler den Adlerkönig herbei, und als der letztere den Raben erblickte, ſprach er: Dieſen kenne ich wohl! Er iſt des Rabenkönigs vertrauter Geheimerath, und ein Abkömmling jenes elenden Schwätzers, der meinen Ahnherrn um die allgemeine Reichskrone des geſammten Geflügels brachte. Mich wundert äußerſt, daß wir ihn in ſolcher Lage finden.

Darauf fragte der Aarenkönig den alten Raben: Was hat denn Dich in ſolche Widerwärtigkeit gebracht? —

Ach, großmächtiger Herr und König! antwortete der Rabe: Böſer Rath und närriſches Verſtändniß!

Wie ſo? fragten die Adler — und jener antwortete: Nachdem ihr den Raben alſo thatet, wie ihr gethan, und viele getödet, berief unſer König ſeinen geheimen Rath, und fragte uns, ſeine Rathgeber, ob er wider euch ſtreiten ſolle? Da ſprach ich: mich bedünket mit nichten, gegen die edlen Aaren zu ſtreiten, denn ſie ſind mächtiger, wie wir, und friſcheren Herzens. Mein Rath iſt, uns mit ihnen zu vertragen, Ruhe und Frieden zu halten, ihnen vielmehr, ſtatt ihnen uns widerſpenſtig zu zeigen, einen jährlichen Tribut zu entrichten, in ihren Schutz uns zu begeben — da kam ich aber ſehr übel an, denn alle anderen Räthe riethen unſerem Könige, gegen euch zu ſtreiten und zu kämpfen auf Tod und Leben, es falle wohl oder übel aus. Ich blieb dagegen feſt auf meiner Meinung, und rief: Niemand wird leichter von ſeines Feindes Hand erlöſet, als wer ſich ihm unterwürfig macht. Sehet die Saat auf dem Felde und die Halme der Wieſengräſer, wie ſie ſich beugen vor dem Winde. Dem hohen und harten Baum bricht der Wind die Krone ab, weil der Baum ſich bedünken läßt, er dürfe nicht weichen und wanken, aber das ſchlanke ſchwache Rohr bleibt ungebrochen, weil es Demuth gelernt hat. Demuth ſchützt vor Wehmuth! Als ich ſo redete, ſchrien alle, die mich hörten: Du biſt ein treuloſer Rathgeber! Du hältſt zur Schaar unſerer Feinde! Du förderſt unſern Verluſt, um Dir drüben Gunſt zu machen, Du ehrloſer Verräther, der Du biſt! — und fielen über mich her und ſchlugen mich, biſſen mich, kratzten mich und traten mich mit Füßen, ſo daß ich halb tod hier liegen blieb und mich nur wundert, daß ich noch athme.

Auf dieſe Rede wandte ſich der Adlerkönig an ſeinen erſten Geheimerath mit der Frage: Was bedünket Dich, daß wir mit dieſem Raben beginnen ſollen?

Nichts, mein König — antwortete der Premier: bedünket mich, als daß wir dieſen Raben alſobald erwürgen, denn er iſt ungleich klüger als wir, er iſt einer der liſtigſten und verſchlagenſten unter dem ganzen Rabengeſchlechte; mit ſeiner Vertilgung bereiten wir dem Rabenkönige und den Raben den empfindlichſten Verluſt, und uns ungleich größere Sicherheit, denn jene haben keinen zweiten, der ihnen ſo wohlüberdachten, klugen und ſchlauen Rath zu erſinnen vermöchte, wie eben dieſer. Die alten Weiſen ſagten: Wem Gott etwas großes und gutes in die Hand giebt, und er verliert es, der findet es ſelten wieder, und wer einen Feind hat, den das Glück ihm in die Hand ſendet, und er achtet das nicht, und läßt den Feind wieder entgehen, der iſt ein Thor, dem alle Weisheit der Welt nicht frommen mag.

Was meinſt Du? fragte auf dieſe Rede der Adlerkönig ſeinen zweiten Geheimerath. Dieſer letztere war minder mordſüchtig, und ſagte: Mein Rath iſt, daß Du den Raben *nicht* töden läßt. Es ziemet, dem Demüthigen und Hülfloſen Barmherzigkeit zu erzeigen. Iſt dieſer Rabe auch unſer Feind, ſo iſt er doch zugleich unſer wehrloſer Gefangener. Wir haben ihn nicht im Streite gegen uns ergriffen, ſein Unglück hat ihn in unſere Hand und Macht gegeben. Mancher fand Hülfe von ſeinem Feind, die der Freund ihm verſagte, und ward damit des Feindes Freund und des Freundes Feind.

Was ſagſt Du dazu? fragte nun der Adler ſeinen dritten Geheimerath, und dieſer erwiederte: Auch ich, mein allergnädigſter König und Herr, kann nicht für die Tödung dieſes, unſeres Gefangenen ſtimmen, vielmehr wäre mein Rath, guten Nutzen von ihm zu ziehen. Seine Freunde und ſein König haben ihn mißhandelt und ſchmählich in ſeiner Noth ihn ver-

laſſen. Er kann uns und wird es auch, alle Heimlichkeit unſerer Feinde offenbaren, und das kann uns nur zu Gute kommen, wenn einer unſerer Feinde gegen die ſeinen ſteht. Seine Feinde zu entzweien und dann über ſie zu triumphiren, haben die alten Weiſen für die beſte Kunſt zu kriegen und zu herrſchen erklärt, wie es ging mit dem Dieb, dem Teufel und dem Einſiedel.

Wie war denn das? fragte der Adlerkönig, und ſein zweiter Geheimerath erzählte das nachfolgende Märchen.

40.

Der Dieb und der Teufel.

Es war einmal ein Einſiedler, dem ſchenkte ein frommer Mann aus Barmherzigkeit und um Gottes Willen eine Kuh. Ein Dieb erfuhr das und gedachte, dieſe Kuh ſich anzueignen. Als er zur Nachtzeit ſich auf den Weg machte nach der Klauſe des Einſiedlers, welcher einige Pilgrimme bei ſich beherbergte, was dem Dieb ebenfalls bekannt war, ſtieß er auf einen Mann, welcher auf dem gleichen Wege auf und ab ging. Der Dieb vermuthete, es möge ein andrer Dieb ſein, der dieſelbe Abſicht habe, wie er, und fragte: Wer biſt Du? Was haſt Du hier zu ſchaffen? Was führſt Du im Schilde? Darauf antwortete jener: Wenn Du es wiſſen mußt, will ich Dir es ſagen. Ich bin der Teufel, und will dem Einſiedel in dieſer Nacht das Genick brechen, denn ich haſſe ihn ſchon lange, und habe nun heute endlich Macht über ihn gewonnen, denn er beherbergt in heutiger Nacht einen Miſſethäter. Darum warte ich nur hier, bis dieſer mit ſeinen Gefährten ſich ſchlafen gelegt habe. Und was ſuchſt Du hier? Ich? fragte der Dieb. Ich habe es nicht ſo ſchlimm im Sinne, wie Du. Solche ſchwarze Pläne hege ich keineswegs. Ich will dem Einſiedel nur aus Mitleid eine Kuh wehführen, denn ihr Gebrüll ſtört die Andacht des frommen Mannes, auch weiß er nicht mit

einer Kuh umzugehen, und sie könnte ihn mit ihren Hörnern schädigen.

Nun gingen der Dieb und der Teufel mit einander nach der Klause des Einsiedels, welcher seine Kuh angebunden, und sich zur Ruhe niedergelegt hatte. Jetzt dachte der Dieb bei sich selbst, du mußt eilen, daß du erst die Kuh gewinnst, denn wenn der Teufel an den Einsiedel kommt, und ihn erwürgen will, so wird derselbe aufwachen und schreien, davon werden die Pilgrimme ebenfalls aufwachen, ihm zu helfen gedenken und dann finden und fahen sie zuletzt dich. Darum besser ist besser — erst die Kuh, dann den Hals. Sprach daher zu dem Teufel: Höre und halte einmal. Laß mich erst meine Kuh holen, hernach mache mit dem Einsiedel was Du willst. Mit nichten! sprach der Teufel. Erst erwürge ich ihn, dann nimm Du Dir, was Dir gefällt.

Nicht also! widersprach der Dieb. Ich muß zuerst in die Klause.

Wagst Du mir Trotz zu bieten? zischte der Teufel leise und rollte seine glühenden Augen wild im Kopfe.

Ich habe mich noch nie vor einem dummen Teufel gefürchtet! antwortete der Dieb. Darauf krallte ihm der Teufel nach dem Halse — und da schrie der Dieb: Mordjo! Mordjo! Einsiedel! Holla! Der Teufel will uns an den Kragen! Hülfe! Hülfe! — Indem so erwachte der Einsiedel aus dem Schlafe und die Pilgrimme wachten auch auf, und der Einsiedel eilte aus der Klause mit einem Krucifix — vor diesem entwich spornstreichs der Teufel und die Pilgrimme hatten ihre harten und langen Stecken, vor diesen fürchtete sich der Dieb und lief was er laufen konnte. So rettete der Einsiedel seinen Hals und seine Kuh, weil sich seine beiden Feinde entzweit hatten. Darum ist das ein

weiſer Mann, der ſeiner Feinde Zwietracht nützt und ſie ausbeutet zu ſeinem Vortheil.

Auf dieſe Rede des dritten Rathes des Adlerkönigs hub der erſte Rath wieder an zu ſprechen: Traue, o König, nicht dieſem Redner und ſeinen glatten Worten, wenn Du nicht Dich ſelbſt, und alles was Dein iſt, verlieren willſt. Folge meinem Rath, und laſſe dieſen Raben töden, denn ich befahre, daß wenn er am Leben und bei uns bleibt, ſo wird unſer Ende ein ſchmähliches ſein. Ein vernünftiger Mann läßt ſich mit Worten nicht betrügen, wenn ihm Gott ſeinen Feind in die Hand giebt. Ein Unweiſer aber wird mit ſchmeichelnden Worten getäuſcht und betrogen. Glaube doch ja nicht den Worten des wunden Raben, denn in ihm iſt keine Treue, er ſtammt aus einem falſchen diebiſchen Geſchlechte. Bis jetzt haben die Raben uns noch nicht überliſtet, was aber weiter geſchehen wird, und ob dieſes Raben Geſellſchaft uns nützlich und förderlich ſein wird, läßt ſich nicht vorausſehen, ich aber bezweifle äußerſt, daß er ſich hier habe zu unſerm Heil oder Vortheil finden laſſen. Ich wiederhole meinen Rath: Tödet ihn! Ihr wißt, daß ich die Raben nie gefürchtet habe, aber dieſer erweckt mir ein ahnungsvolles bangen, daß er uns allen Unheil brüten werde.

Der Adlerkönig hörte dieſe Worte an, aber er fühlte ſein Herz von königlicher Großmuth ſchwellen, und wollte auch zeigen, daß er herrſche und daß ſeine Räthe nicht Reichsregenten ſeien, obſchon das zu ſein, mancher vielleicht ſich einbildete, darum ſprach er: Ich gebe dem Unglücklichen Gnade, er ſoll leben. Man warte und pflege ſeiner wohl und heile ſeine Wunden. —

Mit Schmerz ſchwieg der treue Warner des Adlerkönigs, und dachte ſein Theil. Der Rabe aber, der mit hoher Ein-

ſicht begabt war, und der Rede ſo mächtig, wie ſein Ahnherr aber beſſer wie dieſer, geübt in der Kunſt, zu rechter Zeit zu reden und zu rechter Zeit zu ſchweigen, machte ſich bald Gunſt und Gönnerſchaft am Hofe des Königs, und am meiſten bei dieſem ſelbſt. Gar manche ſchöne Mär wußte er zu erzählen, die zur Lehre, wie zur Erheiterung diente; er wußte fein zu ſcherzen und anmuthig zu huldigen. Er durfte des Adlerkönigs jungen Prinzen und Prinzeſſinnen Unterricht ertheilen und ihnen Vorträge halten, der König ernannte ihn zum Kammerherrn, und hatte ihn ſtetig gern um ſich. Dafür verſicherte der Rabe dem Könige unausgeſetzt ſeine Treue, und ſeinen Haß gegen die Raben, und in einer Verſammlung ſprach er laut aus: Wollte Gott, daß ich zu einem Aaren werden könnte, müßte ich die Wandlung ſelbſt, dem Vogel Phönix gleich, mit dem ſchmerzenden Flammentode erkaufen! Wie wollte ich mich dann an meinen Feinden rächen, und meine Rache in ihrem Blute kühlen! — Da ſprach der alte, ſtrenge, erſte Rath des Adlerkönigs: O Du Gleißner! Du herber Eſſig in unſerm goldenen Becher! Und wenn Du Dich tauſendmal ſelbſt verbrennteſt, und ein anderer Vogel — wäre dies möglich — aus Dir würde, ſo würde es doch immer wieder ein häßlicher, falſcher, tückiſcher Rabe werden, wie es jener Maus erging, von der ein Märlein aus India meldet. Auf dieſe Rede begehrten die Aaren das Märlein zu hören, und der ſcharfſichtige Adler erzählte.

41.

Die verwandelte Maus.

Es war einmal ein frommer Mann, der diente der Gottheit betend und büßend in einer Wildniß, und Gott war ihm ob seiner Frömmigkeit und fleckenlosen Tugend also gnädig, daß er jeden Wunsch des Büßers erhörte und erfüllte. Einst saß der Fromme am Strande eines Baches, versunken in andächtige Gedanken, da flog ein Sperber über ihn hin, der hatte ein Mäuslein gefangen, das er noch in den Krallen trug, das Mäuslein aber zappelte und entfiel dem Sperber und fiel herab in des frommen Mannes Schoos. Da erbarmte sich der Fromme des Mäuleins, band es lind in ein Tüchlein und trug es nach seinem Hause, um es allda zu pflegen und aufzuziehen. Da gedachte er aber, daß seine Diener daran einen Anstoß nehmen würden, daß er, der reine Mann, mit einem unreinen Thiere sich abgebe, und würden sich scheuen, und da bat er Gott, das Mäuslein doch lieber in ein Maidlein zu verwandeln. Und siehe, Gott erhörte die Bitte, und verwandelte alsbald das Mäuslein in ein schönes Maidlein. Das führte nun der Fromme fröhlich in sein Haus, und erzog es, und hatte an ihm sein väterliches Wohlgefallen, und seine Diener glaubten, ihr Gebieter habe es in der Wildniß gefunden, oder es sei ihm von Anverwandten übergeben worden.

Da nun das Maidlein, das als des Frommen Tochter galt, heran gewachsen war, so gedachte er daran, es an einen guten Mann zu verheirathen, und fragte die Maid, ob sie Neigung habe, zu heirathen, und was für einen Mann sie sich wünsche? Die Maid aber trug hohen und herrischen Sinn, und antwortete: Ja — aber nur den höchsten Herrscher!

Der Pflegevater erwiederte darauf: Der höchste Herrscher, mein Kind, das ist der mächtige Sol; er beherrscht die ganze Welt, erleuchtet und durchwärmt sie mit seinen Strahlen, ich will ihn bitten, sich mit Dir zu verbinden; dann wird man Dich Frau Sonne nennen. — Der Fromme läuterte sich durch Gebet und Abwaschung, und trug dem Sol sein Anliegen vor; dieser aber sprach: Gern gehorchte ich Dir, dem die Gottheit jeden Wunsch erfüllt, o frommer Büßer! Aber der mächtigste bin ich nicht. Siehe, der Lenker der Wolken ist mächtiger denn ich; ein Hauch von ihm wird zur Wolke, die meinen Schein mir nimmt, daß es finster wird auf der Erde. Da ging der Büßer bis an des Meeres Ufer, aus dem die Wolken sich emporheben, und bat deren mächtigen Lenker, wie er den Sol gebeten hatte. Da hob sich auf seinem Wolkenthrone der Wolkenlenker aus des Meeres Schooße aufsteigend wie ein großer Rauch empor, und sprach: O Du Frommer und Gottseliger! Wol hat mir die Gottheit mehr Gewalt gegeben, als selbst den Engeln in seinem Himmel, aber einer ist doch, der mächtiger ist als ich bin. Das ist der Vater der Winde. Wenn er sich erhebt und stark haucht, so fahren meine Gewölke auseinander und verschwimmen in ein wesenloses Nichts, oder fliegen und fliehen vor ihm und seinem Grimme von einem Ende der Welt zum andern, und ich bin nichts gegen ihn, und vermag ihm nicht zu widerstehen.

Da machte sich der Büßer auf zum Vater der Winde, der

in einer großen und weiten Berghöhle wohnte, in der er die Winde verſchloſſen hielt, und nur zu Zeiten einem oder dem andern zu wehen geſtattete — und trug nun dieſem ſeine Bitte vor. Aber auch der Vater der Winde erklärte, daß er ſich nicht für den mächtigſten Herrſcher erachten könne. Siehe Du Frommer, Reiner, Makelloſer — ſprach er: dieſen mächtigen Berg, wie er da ſteht in ſtolzer Ruhe! Mag ich mit alle den meinen ſauſen und brauſen, ſo ſtark wir immer können und wollen, er bleibt unerſchüttert, weicht und wankt nicht vor meinem Grimm, darum iſt er mächtiger als ich, und darum wende Dich an ihn.

Darauf wandte ſich der gläubige Büßer an den Berg, und trug dieſem ſeinen Wunſch vor, und der Berg ſprach: Du nennſt mich den mächtigſten, und es iſt wol wahr, ich bin groß und mächtig, die Sonne dient mir und läßt meinen Scheitel grünen, die Wolken müſſen meine Wieſen und Wälder mit Thau und Regen tränken, der Wind fächelt mich, wie ein Sklave ſeinen Gebieter, aber der mächtigſte iſt doch nur der, der nichts erdulden muß. Ich will Dir jemand zeigen, der mächtiger iſt als ich, denn ich muß ihn dulden, ich mag nun wollen oder nicht wollen.

Wer wäre das? fragte ganz verwundert der Büßer. Es iſt, ſprach der Berg: ein winzig kleines, graues Männchen, das wühlt in mir und gräbt, und baut ſich Wohnung und Gemächer, und fragt mich nicht, ob ich's ihm geſtatte.

Was wäre das für ein winzig kleines graues Männchen? fragte der Fromme. — Es iſt die Maus! antwortete der Berg. — Hierauf wendete ſich jener mit ſeinem Wunſch und Antrag an den Mausmann, und dieſer antwortete: Ich bin der, von dem der Berg gezeuget hat. Kann ich aber, auch wenn ich wollte, ein Menſchenmaidlein freien, und in meine

niedere Wohnung führen? Darüber erſinne Du ſelbſt Dir weiſen Rath, Gottſeliger! — Nun ging der Einſiedel wiederum zu ſeiner Tochter, und ſprach zu ihr: Ich habe Dir lange den mächtigſten zum Manne geſucht, willſt Du dieſen, ſo muß ich von der Gottheit erflehen, daß ſie Dich wieder zu einer Maus werden läſſet, welche Du vordem ſchon einmal geweſen biſt, dann kann Dein Wille in Erfüllung gehen. Und da die Tochter auf ihrem Sinne beharrte, weil ihr ihr Pfleger darlegte, wie immer ein Mächtiger ihn an einen noch mächtigeren gewieſen, ſo wurde ſie auf ſein flehen wieder in eine Maus verwandelt und dem Mausmännlein zum Gemal gegeben, denn gleich und gleich geſellt ſich gern, was zum Heller geſchlagen iſt, wird kein Thaler, und aus einem verrätheriſchen Raben wird nimmermehr ein Phönix, wenn er ſich auch, gleich dieſem Wundervogel, verbrennte. Aber wolan, laſſe Dich verbrennen, Verräther, und laß uns ſchauen, was aus Deiner Aſche emporſteigt.

Der Adlerkönig und ſeine Umgebung hörten dieſe Rede nicht ohne ernſte Erwägung an, nnd mehrere theilten die Meinung des treuen Rathgebers, der Rabe aber ſpottete fein über ſeinen heftigen Gegner und ſagte:

Trage doch Holz, Du Edler, zu meinem Scheiterhaufen! Schichte ihn empor aus Adlerfarrn, und fache die Funken mit Deinen eigenen Fittigen zu heller Flamme an. Du trägſt dann unſterblichen Ruhm davon, und man wird Dich als Rabentöder noch lange in Heldenliedern verherrlichen.

Du ſollſt nicht brennen! ſprach der Adlerkönig: weder daß Du unſer einer werdeſt, denn wir haben allein Macht genug, Dich an Deinen und unſern Feinden zu rächen, noch daß wir uns an Dir rächen wollen. Haltet Friede!

42.

Der Raben Argliſt und Rache.

Lange lebte am Hofe des Adlerkönigs der alte Rabe; er wurde Mitglied des geheimen Cabinets und vernahm alle Beſchlüſſe der Adler gegen die Raben, und erlauſchte alle Heimlichkeiten der erſteren. Der erſte Rath des Adlerkönigs aber ſchied von ſeinem Poſten; er nahm ſeine Entlaſſung, denn, ſagte er: Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen. Wer mit ſehenden Augen blind ſein will, der ſei es. Ich habe geſprochen und gewarnt in aller Treue und habe meine Seele bewahrt. O bethörter König, leichtgläubiger König! Wie wirſt Du meiner Warnung gedenken, wann es zu ſpät iſt! Und ſchied ab, und flog in ein fernes Gebirge, um auf einem ſtillen Landſitze weit vom Königshofe und von deſſen Unruhe ſeine Tage friedlich zu beſchließen.

Der Rabenkönig harrte ſtill und lange ſeines Getreuen, während ſeine Umgebung dieſen längſt tod glaubte, denn der König hüthete ſein Geheimniß ſorglich vor allen, und ließ ſelbſt ſeinem Vertrauteſten nichts davon ahnen. Da kam eines Abends der Rabe geflogen, und alle erſtaunten und verwunderten ſich hoch, und wußten nicht ob ſie ihren Augen trauen ſollten, daß ihn der König, der ihn vor aller Augen

mit Ungnade überhäuft und ihn ſogar thätlich mißhandelt hatte, ſo freundſchaftlich, ja ſelbſt herzlich empfing.

Der alte weiſe Rabe aber ſprach zu ſeinem Könige: Ich bringe gute Botſchaft und verkündige Sieg und Freude! Der Himmel giebt unſere Feinde in unſere Hand. Die Adler haben jetzt eine Felſenkluft entdeckt, die unerſteigbar iſt, in dieſer ſchlafen ſie gemeinſam, denn ſie iſt innen weit und geräumig, luftig und trocken, gedeckt gegen Regen und Sonnenbrand, der Eingang aber iſt enge, und ſonder Wache, weil weder Thiere noch Menſchen ihr nahe kommen können. Wir aber können ihnen nahen, darum auf mein König, auf all' ihr muthigen und getreuen Raben! Jeglicher faſſe ein Stück dürren Holzes, ſo groß er ſolches zu tragen vermag mit Krallen und Schnabel, und ich will einen Feuerbrand tragen und voran fliegen.

Raſch wurde dieſer Rath nach des Königs Zuſtimmung vollzogen, die ganze Schaar der Raben flog dem Führer nach, jeder warf ſein Holz auf den Ausgang der Aarenhöhle, und der alte Rabe legte ſein glimmendes Holz hinein, dann wehten ſie mächtig mit den Flügeln, und bald brannte das Holz in lichter Lohe.

Tödlicher Schrecken ergriff die aus dem erſten Schlummer erwachenden, ſich ſicher wähnenden Adler ſammt ihrem Könige. Sie rauſchten wild durcheinander, ſtießen an einander, ſie kreiſchten verzweifelnd; die kühnſten flogen durch die Flamme, nur um draußen tod niederzufallen, indeſſen mehrten ſich innen Dampf und Hitze, daß einer nach dem andern ſterbend mit zuckendem Flügelſchlage hinſank, und auch der König mit allen den ſeinen, der noch klagend ausrief: Welch ein Thor iſt der Mann, der den Fremdling beſchirmt, und den treuen Warner verachtet! —

So gewann das Reich der Aaren und ihre Feindſchaft gegen die Raben ein Ende, und wenn nicht jener weiſe Rathgeber mit den Seinen ſich in jenes Gebirge zurückgezogen hätte, ſo gäbe es gar keine Adler mehr, deren Geſchlecht ſelten geworden iſt, der Raben aber ſind viele geworden, haben ſich überall hin verbreitet, ſind auch jeweilig noch große Redner und haſſen die Aaren immer noch.

43.

Die beiden Brüder.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen der eine klug war und der andere unklug, und beide waren Schäfer, welche wechselsweise Tag um Tag die Schaafe eines reichen Metzgers hütheten. Jedesmal, wenn der eine hüthete, blieb der andere zu Hause, besorgte das Essen, und trug es hinaus auf die Schaafweide, wo dann das Mahl von beiden gemeinschaftlich verzehrt wurde.

Nun traf einmal die Reihe des hüthens den Klugen, und die des kochens den Dummen, und nachdem letzterer das Essen gekocht hatte, trug er es zu seinem Bruder auf die Trift hinaus. Auf dem Wege aber kam er an eine alte wackelige Brücke, die über einen Bach führte, und die viele Spalten hatte, unter denen das Wasser hinfloß, und da dachte der Dumme in seinem Sinne: Das ist ein gefährlicher Steg, da kann zuletzt ein Schaaf oder ein Mensch durchfallen; da ist schwer, über hin zu kommen, willst doch die Brücke bessern. Und da begann der Dumme die Spalten mit den Klösen die er gekocht hatte, auszustopfen, hart genug waren sie ohnehin, und in die schmalen Ritzen stopfte er Sauerkraut, dann ging er getrosten Muthes über die Brücke, die nun recht fest und haltbar aus-

ſah, und als ihn ſein Bruder fragte: Wo haſt Du denn das Eſſen? — ſo lachte der Dumme und antwortete: Eſſen habe ich nicht, aber ich hatte einen klugen Gedanken; ich habe den Brückenſteg ausgebeſſert, daß er wieder hält. Ich habe die Klöſe in die Klunſen geſtopft und in die Ritzen das Sauerkraut, daß wir und unſere Schaafe nicht durchfallen.

Ei, was Du für ein Pfiffidunkus biſt! ſpottete der kluge Bruder über den Dummen. Es iſt nur gut, daß Du morgen hütheſt und ich koche, ſonſt gäbe es für uns zwei Faſttage hintereinander. Aber das ſage ich Dir: wenn Du morgen hütheſt, ſo ſei ſo gut, und habe nicht wieder kluge Gedanken nach Deiner Art. Du haſt Dich um nichts zu bekümmern, als daß die Schaafe hübſch nach der Reihe liegen bleiben. Wenn Du ſo thuſt, machſt Du nichts dummes.

Will ſo thun, ſagte der Dumme.

Am andern Tage, als der Kluge zu Hauſe blieb und kochte, und der Dumme die Schaafe auf die Weide trieb, wollten die Schaafe ſich nicht nach der Reihe hinlegen und da hatte der Dumme mit ihnen recht ſeine Noth und Plage, bis er rackrig wurde und ſchrie: Wartet, ich will euch — wenn ihr nicht wollt wie ich will! und nahm einen Knüttel und ſchlug ſie alle mauſetod, und legte ſie hübſch neben einander in Reihen. Wie nun der Bruder mit dem Keſſel voll Eſſen kam, wunderte er ſich, daß die Schafe ſo ſchön lagen, und rief:

Ei, die liegen ja prächtig nach der Reihe!

Gelt? antwortete der Dumme mit großer Selbſtzufriedenheit. Erſt wollten ſie freilich nicht, hab' Mühe genug gehabt, hab' ſie tod geſchlagen, die Röſſer, nun muckt keins mehr.

Um des Himmels Willen! ſchrie der kluge Bruder: Was haſt Du gethan! Jetzt ſind wir beide verloren!

Ach geh' weg! antwortete der Dumme mit großer Gemüthsruhe. Verloren? Das wäre! Wer uns findet, wird ſchon ein ehrlicher Finder ſein, wird uns wiederbringen.

Dummkopf! ſchrie der Bruder erboſt. Der Metzger ſchlägt uns tod, wie Du ſeine Schaafe tod geſchlagen haſt! Packe auf! Wir müſſen auf der Stelle fliehen!

Und da flohen die beiden Brüder und liefen ſo ſehr ſie laufen konnten, und kamen in einen dichten finſtern Wald, und als die Nacht kam, ſtiegen ſie auf einen Baum, droben zu ſchlafen, und nahmen ihren Keſſel, darin noch ihr Eſſen, Brühe und Brocken war, auch mit hinauf, denn der Hunger war ihnen über Schreck und Furcht vergangen, und wollten droben zu Nacht ſpeiſen.

Aber da ſind zwei Räuber gekommen, die hatten einen Sack voll Nüſſe und einen Sack voll Geld, beide Säcke ſchleppten ſie unter dem Baum, darauf die beiden Brüder ſaßen, ſetzten ſich hin und wollten das Geld theilen. Da ſchwippte der Keſſel etwas über und der eine Räuber ſprach zum andern: Du — es tröpfelt! — und da fielen aus dem ſchwippenden ſchwappenden Keſſel auch Graupen und Brocken, und der andere Räuber rief: Du — es graupelt und hagelt!

Die Brüder droben aber fürchteten ſich und zitterten und vermochten den Keſſel, der auf dem runden Aſte nicht Stand halten wollte, nicht zu erhalten — und da ſtürzte der ganze Keſſel hinunter. — Herr Gott! Ein Wolkenbruch! Der Himmel fällt ein! Da kommt ſchon eine Pauke! Das iſt eine ſchöne Muſik! — ſchrieen die Räuber, und liefen davon, und ließen ihren Geldſack und ihren Nußſack im Stiche.

Die Brüder aber ſtiegen vom Baume herab und fanden die Säcke, und da ſprach der kluge Bruder zu dem Dummen: Sieh, da ſind zwei Säcke, in einem iſt hartes Zeug, und iſt

klein, der andere iſt groß und ſind Nüſſe darinnen. Es fragt ſich nun, welchen Sack Du willſt, denn Du biſt der Aeltere, und hast die Vorhand.

Richtig! antwortete der Dumme. Ich habe die Vorhand, mir gebührt der große Sack, der mit den Nüſſen. Die Nüſſe kann ich eſſen, das harte Zeug aber kann man nicht eſſen.

So nahm jeder ſeinen Sack, und ſo wanderten ſie mit einander. Der Dumme aß aus dem ſeinen fort und fort Nüſſe, und gab auch ſeinem Bruder ein Paar, ſo daß er immer leichter zu tragen hatte, bis der Sack ganz leer war, den andern aber dünkte ſein Geldſack immer ſchwerer zu werden, ſo daß er zuletzt nicht vermochte, ihn weiter zu tragen.

Du kannſt jetzt meinen Sack auch eine Strecke tragen! ſagte der Kluge zu dem Dummen. Er wird mir gar zu ſchwer.

Nä! So haben wir nicht gewettet! antwortete der Dumme. Du haſt ja meinen Sack auch nicht getragen. Ich habe Dir noch dazu Nüſſe gegeben, Du aber haſt mir nichts gegeben. Willſt Du's leicht haben, ſo theilen wir, Du die Hälfte von dem harten Zeug, ich die Hälfte, das iſt brüderlich, da trägt keiner zu ſchwer.

Erſt wollte der Kluge davon nichts hören, er probirte, ob er nicht dennoch den Geldſack allein fortbringen könnte, war dieß aber nicht im Stande. Und ſo theilten ſie denn, und kauften ſich Schaafe für das Geld, und hütheten ſie, und fingen ihr Weſen wieder von vorn an.

44.

Schlange Hausfreund.

Es war einmal ein altes Ehepaar, das war ſehr arm, wenn noch ſo fleißig, und der Mann nährte ſich und ſeine Frau, mit der er ein kleines Häuschen nahe einem Walde bewohnte, von Waldarbeit. Er half Bäume fällen, Holz einfahren, Holz zerſägen und ſpalten, und ſo ſammelte er auch das Holz, das er zu ſeinem eigenen Gebrauche nöthig hatte, im Walde und führte es auf einem Schiebekarren jede Woche ein oder einige male heim. Das darf aber nach den Forſtgeſetzen nur mit dürrem Holze geſchehen, friſches, noch grünendes dürfen die armen Leute nicht von den Bäumen abhauen oder mit ihren Hippen abreißen, ſonſt werden ſie in die Waldbuße geſchrieben und geſtraft, und das iſt ein ſehr weiſes Geſetz, denn ohne daſſelbe gäbe es ſchon lange keine grünenden Wälder mehr. Wie nun einmal der arme Holzhauer in den Wald kam, ſah er mit großer Freude ſchon von weitem, daß ein ſtarker Sturmwind in der Nacht auch von einer ſtattlichen Eiche einen großen dürren Aſt abgebrochen und herab geworfen hatte, und wollte ſich alsbald dieſes Aſtes bemächtigen. Aber näher kommend, gewahrte der Mann mit Schrecken, daß vom Baume her nach dem Aſte ſich eine große Schlange ringelte, daher er zur Seite

wich und ſich anderes Holz ſammelte. Am folgenden Tage ging der Mann wieder in den Wald, und wollte nun den Aſt mit ſich nehmen, aber da hatte die Schlange denſelben mehrfach umſchlungen, und hob ihr Köpfchen auf dem ſchlanken Halſe ihm ganz munter entgegen, als wenn ſie ohne Furcht vor ihm ſeine Bekanntſchaft machen wollte. Leicht hätte der Mann die Schlange töden können, er durfte ihr ja nur mit dem ſcharfen Holzbeile, das er mit ſich führte, den Kopf abhauen, allein dieſer Mann war einer von den wenigen verſtändigen Landleuten, die in ihrem ſchlichten Sinn es für eine Sünde erachten, ohne Noth und ohne Bedürfniß ein Geſchöpf Gottes zu töden, aus reinem Frevel und Luſt am Morde, wie ſo viele aus Unverſtand, und was noch viel ſchlimmer und ärger iſt, aus Bosheit thun. Er gab lieber den Aſt auf, und ſuchte ſich kleineres Leſeholz zuſammen.

Wie nun der Mann mit ſeinem Reiſigbündel nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner ihm im Hofe behülflichen Frau, indem er das Holz abwarf: ich bringe leider den ſchönen Aſt wieder nicht mit, von dem ich Dir geſtern ſchon erzählt habe, die Schlange hat ſich ganz darum herum geringelt.

Geh mir mit Deiner Schlange! ſprach die Frau. Ich bin froh, daß ich ſie nicht geſehen habe, ich wäre des Todes geweſen.

Kaum hatte des Holzhauers Frau dieß geſagt, ſo ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus, und ſprang entſetzt zurück — denn aus dem Reiſſigbündel hervor kroch plötzlich die Schlange, und ihr Anblick jagte der Frau einen tödlichen Schreck ein.

Aber liebe Frau! rief der Mann. Wie Du dich gleich ſtellen kannſt! Was erſchrickſt Du denn? Es iſt ja keine giftige Schlange, es iſt eine unſchuldige Unke, die Fröſche und Mäuſe frißt. Man ſagt, Unken bringen Glück ins Haus,

vielleicht bringt dieſe es uns, Zeit dazu wär' es, denn des Elendes haben wir lange genug gehabt. Man hat auch Beiſpiele, daß Menſchen in ſolche Lintwürme verwandelt worden ſind, welche Schätze vergruben, und nun in Schlangengeſtalt das gleiſſende Gold hüthen müſſen, vielleicht iſt uns ein ſolcher Schatz beſcheert, wir wollen daher der Schlange kein Leid zufügen.

Der Frau zitterten lange die Glieder, ſie vermochte kaum, ihrem Manne etwas zu antworten, denn es beſteht ein Widerwille der Frauen gegen die Schlangen vom Anbeginne her, die Schlange aber war gleich in das Haus geſchlüpft, und hatte dort im Vorflur die Katze angetroffen, nnd ihr guten Tag geſagt. Die Katze hatte einen hohen Buckel gemacht und angefangen zu pfauchen, die Schlange aber hatte gezi∫cht und den Rachen aufgeriſſen, was die Katze bewog, nicht feindſelig gegen die Schlange vorzugehen.

Was iſſeſt Du? fragte die Schlange. — Ich eſſe Mäuſe — antwortete die Katze.

Ich eſſe auch Mäuſe, ſagte die Schlange.

Dieſer zarte Zug übereinſtimmender Neigung begütigte die Katze, und ſie fragte nun die Schlange: Was trinkſt Du?

Ich trinke Milch, wenn ich deren haben kann! antwortete die Schlange.

Ei ich trinke auch Milch! ſagte die Katze. Das iſt ja ſchön! da paſſen wir eigentlich gut zuſammen.

Darauf ſchloſſen die Katze und die Schlange Frieden und Freundſchaft mit einander, und die Hausfrau gewöhnte ſich allmählich an die letztere, und wenn ſie der Katze Milch gab, ſo trank die Schlange, die ſehr wenig bedurfte, mit der Katze aus einem Näpfchen, und die Mäuſe fingen beide gemein-

ſchaftlich weg, die Schlange die im Stalle und im Keller, und die Katze die auf dem Boden und in der Stube.

In dem Waldhäuschen aber kehrte Segen ein, ſeit die Schlange bei dem alten Ehepaare lebte und geduldet ward; der Tagelohn wurde dem Manne erhöht, die Waldbeeren, eßbaren Schwämme und Heilkräuter, welche die Frau ſammelte und in die Stadt zum Verkaufe trug, wurden ihr viel beſſer, als ſonſt bezahlt, und ſo lebten die armen Leute in glücklicher Zufriedenheit, die ihnen vielmehr zum Beſten gedieh, als wenn ſie unverſehens reich geworden wären. Am Abende, wenn die Arbeit ruhete, ſaßen die beiden Alten bisweilen Sommers vor der Thüre und Winters am warmen Ofen, und die Frau ſpann, neben ihr ſaß die Katze und ſpann auch, aber leider keinen Faden, und die Schlange hatte Schlupfgänge, welche die Mäuſe ausgearbeitet hatten, und kam herauf, und da hörten Mann und Frau zu, wie die beiden Thiere einander Geſchichten erzählten, in denen Katzen oder Schlangen ſtets die Hauptrollen ſpielten. Die Schlange inſonderheit war ſchon ziemlich alt und ſehr erfahren, und konnte ſehr vieles erzählen, theils was ſie ſelbſt erlebt hatte, theils was ſie von ihrer Mutter und Großmutter gehört.

Ich weiß nicht, ob Du die Geſchichte von jener Frau kennſt, ſprach eines Abends die Schlange zu ihrer Freundin, der Katze: welche lange Zeit eine Schlange an ihrer Bruſt trug?

Nein, die kenne ich nicht; werde Dir ſehr dankbar ſein, wenn Du ſie mir erzählſt — antwortete die Katze, und ſtrich ſich mit ihrer rechten Pfote über den Kopf, worauf die Schlange das folgende Märchen erzählte.

. 45.

Die Schlangenamme.

Es war einmal eine arme Frau, erzählte die Schlange: die ging eines Morgens auf die Wiese, Gras zu mähen, und trug mit sich ihr kleines Kind, das noch an ihrer Brust trank. Sie legte das Kindlein, als sie dasselbe gestillt hatte und es eingeschlafen war, sanft auf den Rasenrain, wo sie es weich und sorglich bettete, unter den Schatten einer alten Weide, welche hohl war. Im Stamme dieser Weide aber wohnte eine Schlange.

Die Frau wartete fleißig ihrer Arbeit, bis zur Stunde des Mittags, in der sie ihre Sense niederlegte, und hin zu ihrem lieben Kinde ging, ihm wieder Nahrung zu geben, so wie auch selbst ihr Mittagsbrod zu genießen. Als letzteres geschehen war, legte sie ihr Kindlein an ihre Brust und summte ihm ein Schlummerlied, und da der Tag sehr heiß war, und die Arbeit des Grasmähens die Frau auch ermüdet hatte, so entschlummerte sie selbst, und das Kind ließ ab von der Brust der Mutter und schlief in ihren Armen sanft ein.

Das alles hatte die kleine Schlange gesehen, die im Stamme der alten Weide wohnte, weil sie hervorgekrochen war, sich zu sonnen und zu sömmern in der heißen Mittagsluft, und weil wir Schlangen gerne Milch trinken, so schlich sie sich sachte

herbei, und ſaugte ſich an der Bruſt der jungen Mutter an, und trank mit großem Behagen die ſüße Muttermilch. Aber groß war der Schrecken jener Frau, als ſie aus ihrem Schlummer erwachte, und nun gewahrte, welch einen ungebetenen Gaſt ſie ernährte. Da erwachte die alte Feindſchaft zwiſchen den Weibern und der Schlange auf das höchſte, aber der Schlange gefiel es allzuwohl da, wo ſie war, und die Frau durfte ſie nicht mit Gewalt wegreißen, denn gleich beim erſten Verſuche hielt ſich die Schlange ſo feſt, daß es ſchmerzte, und die junge Mutter mußte gewärtigen, daß die Schlange ſie beißen würde, wenn ſie ihr Gewalt anthue.

Da blieb nun der Frau für ihr Kindlein nur die eine Bruſt, und die andere behauptete die Schlange, die nicht mehr abließ, zumal die Milch ihr wunderſam zum Wachsthume gedieh, und dem Kindlein ſchadete es auch nicht im mindeſten, daß es an der Schlange eine Milchſchweſter hatte, es gedieh ebenfalls und wuchs mit der Schlange um die Wette. Die Frau hätte ganz zufrieden ſein können, denn wo Schlangen wohnen, kehrt Glück und Segen ein, wenn nicht das blöde Vorurtheil und die Furcht geweſen wäre, die Schlange würde ſie ſtechen, als ob wir Schlangen einen Stachel im Maule hätten. Auch nennen die Menſchen uns häßlich, während ſie ſich für ſchön halten, und ſo beſchränkt in ihrem Verſtande ſind, nicht einſehen zu können, daß die ganze Schöpfung kein ſo vollendet ſchönes Geſchöpf aufzeigt, als eine Schlange iſt: Rundung und Fülle, frei von der Unzier häßlicher Haare und Borſten, Anmuth in jeder Bewegung, Vollkraft im tadelloſen Wellenbau unſeres Körpers, der unentſtellt iſt durch eckige, krallige Glieder oder Stelzbeine. Da ſich nun aber fort und fort jenes Weib abhärmte, und die Schlange ſich fort und fort an ihr ernährte, und bereits die Dicke eines Men-

ſchenarmes erreicht hatte, ſo mußte das Kind entwöhnt werden. Aber die Schlange ließ ſich nicht entwöhnen, die wuchs und wuchs, und die Frau mußte einen Tragbeutel anfertigen, in welchem ſie den ſchweren Schlangenleib trug, während der Schlangenrachen feſt an ihre Bruſt geheftet blieb. Zum Unglück hatte die Frau auch noch den Hohn ihrer Nachbarn, die ihr den Namen Schlangen-Amme beilegten.

Schon zehn Monate trug jene Frau die Schlange, da kam von ungefähr ein Fremder in das Dorf, der hörte die Märe, von der alle Welt ſprach, und ging zu der Frau, und ſah den Gaſt, und ihre ſich abzehrende Geſtalt, und ihren Jammer, daß die Schlange nicht von ihr abließ — und ſagte ihr: Frau, ich will Euch wol von dieſer Schlange helfen, wenn ihr mir im Vertrauen nach dem Walde folgen wollt, und Euch nicht fürchten, wenn Ihr der Schlangen noch mehr ſeht. Daß euch keine ein Leid zufügt, dafür ſtehe ich.

Dieſer Mann war ein Schlangenbeſchwörer, die Frau folgte ihm vertrauungsvoll in den nahen Wald, darin er an einer baumfreien Stelle mit ſeinem Stabe einen Kreis zog, und auf einem kleinen Pfeifchen gellend pfiff. Da riſchelte und raſchelte es bald darauf durch Gras und Waldlaub und Büſche und es kamen von allen Seiten Schlangen herbei, große und kleine, daß der Frau angſt und bange ward, und ſie aus dem Kreiſe entſpringen wollte, aber der Zauberer winkte ihr, und bedeutete ihr ruhig zu ſtehen, und blies wieder, und da begannen alle Schlangen ihre Köpfe und Oberleiber kerzengerade in die Höhe zu richten und zu tanzen, und mit einemmale wurde auch die Schlange an der Bruſt der Frau unruhig, machte mit ihrem Leibe ſanfte Bewegungen, ihr Kopf ließ die Druſt fahren und raſch ſchlüpfte ſie aus dem Tuche, glitt zum Boden nieder und ringelte ſich auf die andern

Schlangen zu, um mit ihnen zu tanzen, während der Zauberer auf ſeinem Pfeiflein luſtige Stücke ſpielte.

Da fühlte jenes Weib ſich mit einem Male erlöſt, und war ganz glücklich; ſie konnte nun wieder ungehindert arbeiten, war nicht mehr der Gegenſtand eines unvernünftigen Abſcheues ihrer Mitmenſchen, welche Wunders glaubten, womit die arme Frau ſich verſündigt habe, weil ſie den Lintwurm tragen mußte und erzog mit Liebe und Sorgfalt ihr munteres Kindlein.

Als das Kind mehrere Jahre alt geworden war, lief es eines Tages mit Nachbarskindern in den nahen Wald, dort Beeren zu ſuchen. Es war ſchon gegen Abend, und die Kinder waren noch nicht wieder nach Hauſe gekommen. Die Mutter ſaß mit einer Arbeit an ihrer Thüre, und ſahe von Zeit zu Zeit nach dem Ausgange des Waldes hin. Auf einmal hörte die Frau von dorther ein gräßliches Geſchrei der Kinder durcheinander, und ſah das Häuflein in eiligſter Flucht aus dem Walde hervorſtürzen, und nach dem Dorfe zu, aber ihr eigenes kleines Kindlein, das noch nicht ſo laufen konnte, wie die größeren, war nicht darunter. Und da ſchrie ein Knabe: Ein Wolf! Ein Wolf! und ein zweiter ſchrie: Ein Bär! ein großer Bär! und ein dritter: Eine Schlange, eine gräuliche Schlange! daß der Mutter das Herz erſchrack, und ſie aufſprang und nach dem nahen Walde hin eilte.

Vergebens fragte ſie die Kinder, die in Haſt an ihr vorüber eilten, nach ihrem eigenen Kinde, keines ſtand ihr Rede, die Angſt jagte alle vorbei. Kaum war das geſchehen, ſo ſah die Frau einen großen Wolf, der noch einige wunderliche Sprünge machte, aber dann vor ihren Augen zuſammenbrach, und alle viere von ſich ſtreckte. Voll Entſetzen eilte die Frau am Wolfe vorüber, und erreichte den Saum des Waldes, da

bot ſich ihr ein ſchrecklicher Anblick. Ein lautbrüllender Bär bäumte ſich, aber nicht gegen die Frau, ſondern im Kampfe mit einer großen Schlange, die ihn eng umringelt hatte, und ihm die Kehle zuſchnürte — und kaum hatte jene ihn aufrecht geſehen, ſo ſtürzte er nieder, und neben der Stelle, wo er am Boden ſich ausathmend und zuckend lag — o Wunder, da lag unverſehrt und ſüß ſchlummernd, das Kind der Frau, auf welches dieſe ſich mit einem lauten Freudenſchrei ſtürzte. Jetzt aber ringelte ſich die Schlange vom Halſe und Leibe des Bären los, und kaltes Entſetzen übergoß die Frau auf's neue — ſie kannte dieſe Schlange. Die Schlange aber ſprach zu ihr: Du brauchſt Dich vor mir nicht zu fürchten. Die Schlangen ſind nicht falſch und nicht undankbar, wie ihr Menſchen euch einbildet und euch einredet, und uns zu Sinnbildern eures Haſſes ſtempelt. Du biſt es, die mich ſo groß und ſtark geſäugt, daß ich im Stande war, den Wolf und den Bär zu entſeelen, die Deinem Kinde Gefahr drohten. Ich habe Gutes mit Gutem gelohnt! Fahre wohl! — Und ringelte ſich in die Büſche. —

Ende.

Phantasie im Marienthale 25. Aug 1847

Noch einmal ihr Freunde, ihr Freundinnen hold
Erblühte uns Freundschaft die [illegible] Gold,
Das Gold der Erinnrung an Liebe, an Glück,
Noch einmal zum Rückschaun im Thale des Glück!

Da weilen wir wieder im trauten Verein,
Da perlt in die Becher der feurige Wein,
Da leuchtet im Auge o Freundschaft, dein Strahl,
Und weicht uns die Stunde, und weicht uns das Mahl.

Wir saßen so traulich, wir waren so reich,
Nicht tauscht' ich, olympische Götter, mit Euch!
Wir schwebten auf Schwingen des Glücks und der Lust,
Wir trugen den Himmel in eigener Brust.

Wir scherzten und lachten bei Wein und Gesang,
Wir gingen umschlungen das Gärtchen entlang;
Wir klangen, wir sangen, wir weihten den Bund,
Es bot uns die Liebe den rosigen Mund.

Noch einmal zum Rückschaun im Thale des Glück!
O denkt an die seligen Stunden zurück!
Bewahrt im Herzen das lautere Gold
Der Freundschaft, der Liebe – und bleibt mir hold.

Ade, ist hold eurem Dichter, ihr lieblichen Frau'n,
[illegible]
Und blühe Erinnrung der Stunden im Thal,
Und glühe im Herzen, o Freundschaft, dein Strahl!

Ludwig Bechstein

Steindr. v. [illegible] in Altenburg

Id 41662

Lied der Klage

am Sarge der Höchſtſeligen Frau Erbprinzeſſin

Friederike Louiſe Wilhelmine Marianne Charlotte

von Sachſen-Meiningen,

geb. Prinzeſſin von Preußen, Königl. Hoheit,

vollendet am 30. März, beigeſetzt am 3. April 1855.

-450

Ein Stern erblich, nach dem wir liebend blickten,
Ein ſchöner Stern, ſo freundlich und ſo klar,
Dem Hoffnungen wir froh entgegenſchickten,
Ihn ſegnend, als er uns erſchienen war;
An deſſen Anblick Alle ſich erquickten,
Weil er ſo lieblich und ſo wunderbar:
Der ſchöne Stern iſt plötzlich uns erblichen,
Und alles Leben ſcheint von uns entwichen.

Es wehen Schauer um das Schloß, und Schauer
Ergießen ſich verſteinernd über's Land.
Ach! eine Trauer reicht der andern Trauer
Die ſchwarzumflorte, leichenkalte Hand.
Gleich einem finſtern Schützen auf der Lauer,
Zielt ach! der Todesengel unverwandt.
Wir beben ſtumm — wir weinen laut — wir klagen,
Wir fragen: Iſt's denn wirklich? — und verzagen.

O Herz des Mannes, theu're Aelternherzen,
Seid ſtark, ſeid ſtark in dieſer herben Pein!
Wir alle wandeln durch das Thor der Schmerzen,
Durch Prüfungen zum beſſern Leben ein.
Dort flammen hier erloſch'ne Lebenskerzen
Auf's neu' entzündet, hell, mit lichtem Schein;
Dort wird nicht Tod, der Herzen bricht auf Erden,
Nicht Leid, nicht Jammer mehr gefunden werden.

Du Königshaus der Zollern, Deiner Krone
Entſank ein Edelſtein von höchſtem Werth!
Ach! Meiningens geliebtem Herzogs-Sohne
Wühlt in der Bruſt des Schmerzes Flammenſchwert. —
Vergebens unſer Flehen: Schone! ſchone!
Das zarte Doppelleben ward verſehrt.
Die Mutter ging, von Todesnacht umfangen,
Dem Engel nach, der jüngſt vorangegangen. —

Wie warſt, **Verklärte, Du** vom Glück umſponnen,
Wie war mit Roſen reich **Dein** Pfad beſtreut.
Du durfteſt Dich im reinſten Strahle ſonnen,
Im vollen Glück, das hohe Liebe beut.
Zu **Deines** jugendlichen Daſeins Wonnen
Ward auch die Mutterwonne **Dir** erneut,
Und würdig, als die Wunde **Dir** geſchlagen
Vom Himmel ward — haſt **Du Dein** Weh getragen.

Mit tiefem Sinn errangſt **Du Dir** die Weihen,
Die Kunſt auf ihre Jünger niedergießt;
Du wußteſt allem **Dein** Gefühl zu leihen,
Was höherer Ahnung unſern Geiſt erſchließt,
Was hinlenkt zu der Ahnen Thaten-Reihen;
Du machteſt, was als Erdenblume ſprießt,
Der Farben Schmuck, die holde Kunſt der Töne,
Zu eigen **Dir**, und alles Hohe, Schöne. .

Doch mächtiger noch, als ſchöner Künſte Weben
Erfaßte **Deinen** Geiſt des Geiſtes Band,
Der einſt als Wahrheit, Liebe, Licht und Leben,
Von dem Erbarmer uns zum Heil geſandt,
Der Menſchheit die Erlöſung hat gegeben,
Der Tod und Hölle glorreich überwand.
Du trugſt im tiefſten, innerſten Gemüthe
Religion, des Frauenherzens Blüthe.

Aus **dieſer** Blüthe ſproßte das Erbarmen,
Das **Deinen** Namen unvergeßlich macht,
Das **Dir** in Wehmuthzähren unſ'rer Armen
Als Dankesopfer nun wird dargebracht.
Vertrauend durften Hoffnungen erwarmen —
Da ſinken jählings ſie zur Grabesnacht;
Doch preiſend offenbart in jedem Munde
Der edlen Züge mehr von **Dir** die Kunde.

So war **Dein** Sein, Dein Weſen, ſo die Fülle
Der Seelen-Anmuth, die **Dich** licht umfloß,
Die ſich aus zartgeformter Körperhülle
In alle Herzen, die **Dir** nah, ergoß,
Im Fürſtenglanz, in Gott geweihter Stille,
Dir immerdar ein Paradies erſchloß,
Darin **Du** glücklich warſt, darin **Du** webteſt,
Und Andre zu beglücken, liebend ſtrebteſt.

Du reiner Stern! Und wärſt **Du** ganz entwichen?
Auf ewig nun verſchleiert unſerm Thal?
O nein! dem irdiſchen Auge nur erblichen,
Erglänzeſt **Du** mit himmliſch ſchönem Strahl.
Wir ſeh'n **Dich** einſt im unveränderlichen
Verklärungsſchimmer dort im Sternenſaal,
Und in den Pfändern, uns von **Dir** gegeben,
Soll **Dein** Gedächtniß treu geſegnet leben.

Meiningen. **Ludwig Bechſtein.**